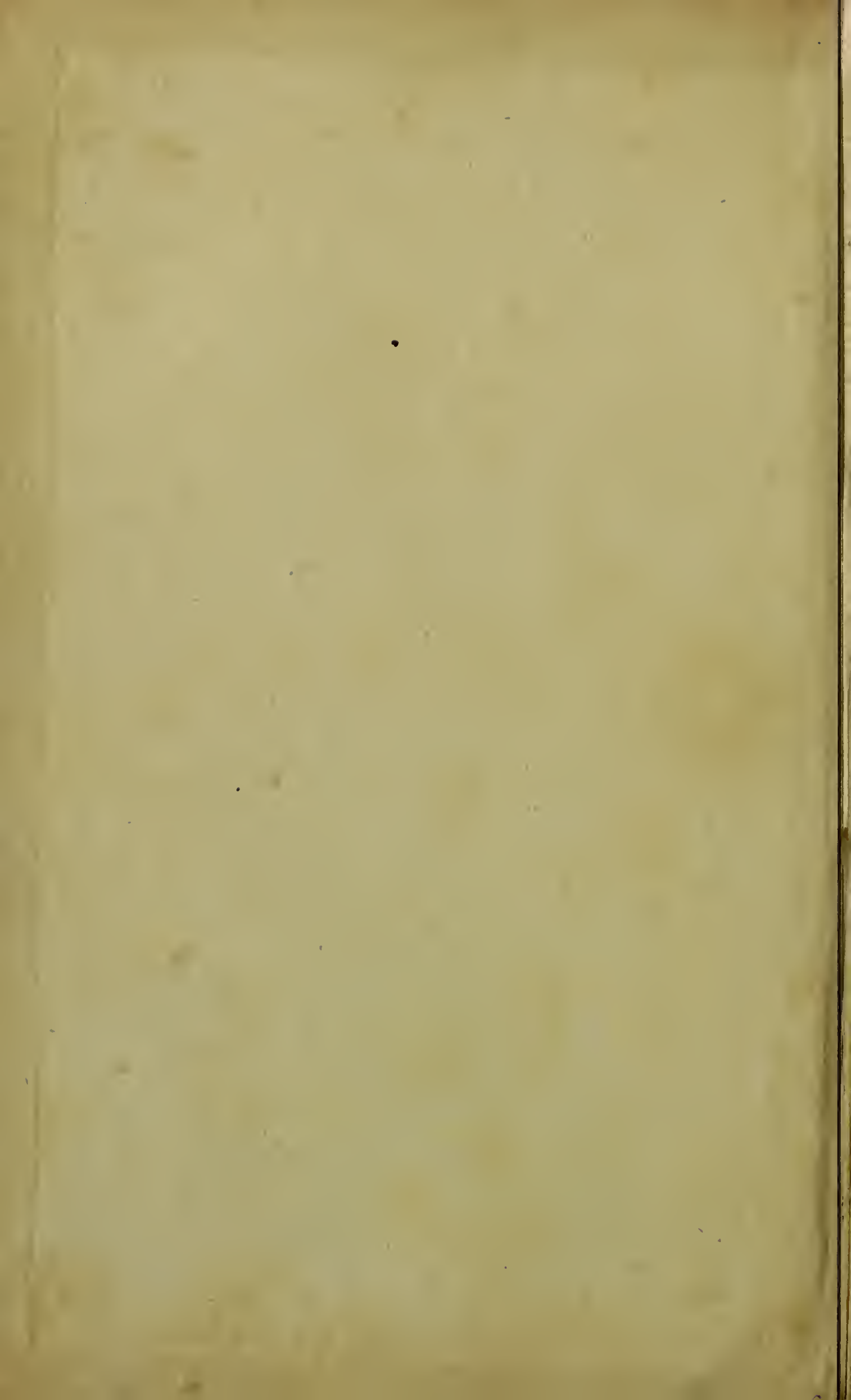




Ferd. Laeisz.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte.

Erster Theil.





Rubens pinx — G. A. Hennig del.

Mucius Scävola vor Porsenna.

Nürnberg Carl Mayer's Kunst-Anstalt

Friedrich Nösselt's

Lehrbuch der Weltgeschichte

für

Bürger- und Gelehrtenschulen

sowie zum

Selbstunterricht für reifere Jünglinge.

Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte.

Vierte Auflage,

mit 4 Stahlstichen, durchgesehen, sehr vermehrt und ergänzt

von

Friedrich Kurts,
Rector in Wartenberg.

Erster Theil.

Alte Geschichte.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer.
(R. Hentschel.)

1859.

Vorwort zur vierten Auflage.

Zugleich aus den Vorreden der 3 früheren Auflagen.

Als der Verfasser dieses Werkes dasselbe im Jahre 1826 erscheinen ließ, sprach er sich in dem Vorwort über die Grundsätze aus, nach welchen der Plan des Werkes entworfen und ausgeführt wurde.

„Eine Erfahrung von 22 Jahren, schrieb damals Nösselt, die er bereits dem Unterricht an Gelehrtenschulen, und vorzugsweise dem historischen, gewidmet, habe ihn belehrt, daß es bei letzterem nicht sowohl darauf ankomme, das Gedächtniß der Schüler mit einer Menge von Jahreszahlen und Namen zu überladen, die sie doch bald, eben der Menge wegen, wieder vergessen, als vielmehr ihnen die wichtigsten Begebenheiten umständlich und mit Lebendigkeit vorzutragen. Dadurch werden sie der erlernten Dinge ganz mächtig, so daß diese im Gedächtnisse haften bleiben, und vor Allem bekommen die jungen Leute durch einen solchen Vortrag Lust zum Studium der Geschichte, ohne welche aller Fleiß des Lehrers nicht viel ausrichtet."

„Die größte Schwierigkeit bei Ausarbeitung eines solchen Lehrbuchs ist die Auswahl dessen, was man der Jugend vortragen will. Der Verfasser gesteht gern ein, daß wir in unsern Lehrbüchern viele Begebenheiten den jungen Leuten vortragen, die keine große welthistorische Bedeutung haben. Indessen können doch manche solcher an sich unwichtigeren Thatsachen nicht übergangen werden, theils weil sie einer Regierung oder einem Zeitabschnitt ein gewisses Interesse geben, theils weil sie so allgemein bekannt sind, daß auch die Jugend nicht unbekannt damit gelassen werden kann, und theils endlich, weil eine gewisse moralische Wahrheit dadurch ins Licht gesetzt wird. Ob der Verfasser in Hinsicht der Auswahl der Begebenheiten Allen genügt habe, ist freilich sehr die Frage; er beruhigt sich aber damit, daß den Ansichten Aller zu genügen nicht möglich ist."

„Ueberall hat er den moralischen Gesichtspunkt vor Augen gehabt. Im Grunde ist ja auch für junge Leute der größte Nutzen, den sie aus der Betrachtung der vergangenen Zeiten ziehen, daß sie die ewige Wahrheit erkennen, wie nur das, was wahrhaft gut, auch wahrhaft nützlich sei; wie aus Verbrechen und Thorheit jederzeit Unglück, aus Tugend und Verständigkeit immer Glück hervorgehe. Dies hat der Verfasser immer hervorzuheben gesucht. Dem Geschichtsforscher bietet sich diese große Wahrheit auf allen Seiten der Weltgeschichte dar; junge Leute aber, die nicht mit Reflexion zu lesen pflegen, muß man darauf aufmerksam machen."

Das Buch brach sich Bahn. Die 2. Auflage (1839), deren Erscheinen nur durch die Stärke der 1. Auflage verzögert wurde, war durch viele Zusätze vermehrt und so ausgestattet worden, daß das Buch auch bei dem Unterrichte in der 2. Klasse der Gelehrten- und der 1. Klasse der Bürgerschulen zu Grunde gelegt werden konnte.

Die Nothwendigkeit einer 3. Auflage (1850) erfreute den Verfasser, der unterdeß sein öffentliches Lehramt niedergelegt hatte, als eine Veranlassung, hier noch einmal für den Geschichts-Unterricht der männlichen Jugend thätig sein zu können. Wie viel die Mühe und Erfahrung des Verfassers, nächst einer sorgfältigen Revision, durch reichliche Zusätze gethan hatte, bewies das Anwachsen des Werkes von anfänglich 2 Bänden auf 4 Bände. Der Gesichtspunkt der Anwendbarkeit des ausgewählten Stoffes als eines Bildungsmittels für die Gesinnung und das Leben des heranwachsenden Geschlechts war unverrückbar derselbe geblieben, wenn auch bereitwillig die Wünsche berücksichtigt wurden, welche auf Vervollkommnung des Buches gerichtet waren.

Doch konnte der Verfasser, von langwieriger Krankheit gehindert, schon die Revision der 3. Auflage nicht mehr zu Ende führen. Er übertrug mir die Umarbeitung der letzten Abschnitte und die Heranführung der Geschichts-Erzählung bis zur damaligen Gegenwart. Ich hatte die Freude, ihn mit meiner Ausführung der übernommenen Arbeit vollkommen einverstanden zu sehen. Nösselt ist im Jahre 1850 zu Breslau gestorben. Er hatte sich in seinen Bemühungen um den geschichtlichen Unterricht der Jugend als Lehrer wie als Schriftsteller schöner Erfolge zu erfreuen. In hohem Grade anregend und belebend wußte er diejenige Durchgangsstufe geschichtlicher Bildung, für welche er wirkte, trefflich abzugrenzen und zu vollenden. Denn voll bedeutender Erfahrung und seinen deutlich erkannten Zwecken treu bleibend, hielt er sich fern von jener stofflich überfüllten, in der Form knappen Manier, welche gleichsam in das große und kleine Räderwerk der Zeiten und Völker

hineinschauen lassen will, nicht ohne die Gefahr einer frühfertigen, vornehmkalten Auffassung. Nösselt vermied diese blendenden, bedenklichen Erfolge. Er schilderte bildähnlich bald in einfachen Umrissen, bald in lebhafter, gewinnender Ausmalung, und erzielte so eine ungekünstelte Erkräftigung des Gemüthes, lichtvolle Erkenntniß und wachsende Neigung zum Weiterschreiten in das tiefere Leben der Geschichte. Ehre seinem Andenken!

Das Lehrbuch sollte nun in 4. Auflage erscheinen. Der für diesen Fall ausdrücklich erklärte Wunsch des verstorbenen Verfassers bewog mich, die Herausgabe zu übernehmen. Weniger die Schwierigkeiten als das Mißliche der Bearbeitung eines nachgelassenen Werkes ist es, was zurückschrecken kann. Ein Lehrbuch in 4. Auflage hat ein Recht, so da zu sein, wie es aus seines Verfassers Plan und Arbeit hervorgegangen ist. Ich habe dieses Recht mit unausgesetzter Gewissenhaftigkeit und mit Selbstverleugnung meiner Ansichten gewahrt, wo etwa dieselben mit Nösselt's Arbeit nicht übereinstimmten. Andrerseits aber ist es die Aufgabe einer erneuerten Auflage, das Werk den gesteigerten Anforderungen an seine Zwecke gegenüber wirksam zu erhalten, und dieses dennoch möglichst vom Standpunkte des Verfassers aus zu thun. In diesem Sinne habe ich das Werk mit Sorgfalt durchgesehen, Veraltetes umgestaltet, Lücken ergänzt, und überall, wo es nöthig wurde, die nachbessernde Hand angelegt. Die Abschnitte, welche die neuesten Zeitereignisse behandeln, habe ich, soweit die 3. Auflage darin reichte, umgearbeitet. Damals unter dem unmittelbaren Eindruck der Begebenheiten entstanden, erforderten sie jetzt eine zusammengedrängtere Darstellung. Die Erzählung der hauptsächlichen Ereignisse seit dem Erscheinen der früheren Auflage ist bis 1858 hinzugefügt.

Einen Gesichtspunkt, den ich bei der Herausgabe dieser Auflage zu berücksichtigen hatte, muß ich noch erwähnen. Die Verlagshandlung hatte schon bei früheren Auflagen gewünscht, das Lehrbuch für das Privatstudium reiferer Jünglinge geeignet zu machen. Nösselt hatte diesen Wunsch zwar in seinen Revisionen, bei welchen der Umfang des Buches sich fast verdoppelte, aber nicht auf dem Titel beachtet. Da eine solche, von dem Verfasser selbst vorbereitete Erweiterung der Bestimmung des Werkes dasselbe auch für seine ursprünglichen Zwecke reicher und brauchbarer macht, so habe ich unbedenklich diese 4. Auflage, ohne die Anlage und Eigenthümlichkeit des Werkes zu stören, so vervollständigt, daß reifere Jünglinge, die entweder eine umfassende Repetition zu machen wünschen, oder ein Hilfsmittel des Selbststudiums in hinreichender Ausdehnung suchen, dieses Lehrbuch der Weltgeschichte mit Nutzen werden gebrauchen können.

Wenn meine Bemühungen um die Herausgabe dieser 4. Auflage dem Werke weiteren Erfolg und Wirksamkeit sichern helfen, so sind meine Wünsche

erfüllt. Je weniger der Antheil sichtbar wird, welchen der Herausgeber eines fremden Werkes für sich beanspruchen darf, desto befriedigter kann er sich fühlen. Doch würde eine Vergleichung mit der früheren Auflage zeigen, daß ich Mühe und Arbeit nicht leicht genommen habe. Das Verlangen einer solchen Uebersicht aber wäre kaum etwas Anderes, als die unbillige Forderung der Wiederholung eines Theiles der vollbrachten Arbeit.

Wartenberg, Ende December 1858.

Kurts.

Inhalt.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

Vom Anfange des Menschengeschlechts bis auf Kyros, 555 vor Christus.

Zweite Periode.

Von Kyros bis Alexander den Großen, 555—333.

Dritte Periode.

Von Alexander dem Großen bis zur Schlacht bei Actium, 333—31.

Vierte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis zum Untergange des abendländischen Römerreichs, 31 vor Christus bis 476 nach Christus.

Alte Geschichte.

Vom Anfange der Geschichte bis zum Untergang des römischen Reichs, 476 nach Christus.

Erste Periode.

Vom Anfange des Menschengeschlechts bis auf Kyros, 555 vor Christi Geburt.

---

1. Die ersten Menschen.

(Noah und die Sündfluth.)

Ehe der Erdball die Gestaltung erhielt, in welcher er der Schauplatz der Menschengeschichte wurde, sind unermeßliche Zeiten dahin gegangen. Bildungsprozesse, deren Dauer wahrscheinlich nach Millionen von Jahresläufen gemessen werden muß, und furchtbare Wirkungen der auf einander losbrechenden Naturgewalten ließen eine Folge wechselnder Gestaltungen der Erdoberfläche hervorgehen, in denen sie mehr oder minder große Zeiträume hindurch beharrte, bis neue Kraftausbrüche den Zustand änderten. In solchen Zeiträumen sind ganze Geschlechter organischer Wesen vorhanden gewesen, deren Dasein uns jene Ueberreste bezeugen, die in den Ablagerungen der Erdrinde entdeckt werden. Noch jetzt findet man dann und wann Thiergerippe von ungeheurer Größe, zuweilen in ganzen Lagern, in der Erde, welche uns beweisen, wie ganz anders es vor der Entstehung des Menschengeschlechts auf der Erde gewesen seyn müsse. Denn die Zähne und Knochen dieser Thiere zeichnen sich zum Theil nicht nur durch ihre Riesengröße aus, sondern sie werden oft in Gegenden gefunden, wo sich dergleichen Thiere jetzt des Klima's wegen nicht mehr aufhalten können. So findet man im nördlichen Sibirien eine ungeheure Menge großer Elephantenzähne, da doch jetzt kein Elephant in diesen kalten Gegenden ausdauern könnte. Entweder müssen also jene Thiere eine andere Natur gehabt haben, oder, was wahrscheinlicher ist, das Klima der Länder muß anders beschaffen gewesen seyn als jetzt. Noch jetzt setzen uns die Knochen jener untergegangenen Thiergeschlechter in Erstaunen. So fand man bei Buenos-Ayres in Südamerika hundert Fuß unter der Erde ein riesenhaftes Skelett von gewiß sehr hohem Alter. Es hatte einer Art von Faulthier (Megatherion) zugehört, gegen welches aber das Rhinoceros zierlich, der Elephant leicht und schlank, und das Flußpferd wohlgestaltet erscheinen würde. Es war 14 Fuß lang und 7 hoch, also noch länger als ein

Elephant. In Italien fand man einen Büffelskopf in der Erde, dessen Hörner an der Wurzel 2 Fuß von einander entfernt waren, so daß das Thier den Elephanten an Größe bei weitem übertroffen haben muß. Dasselbe gilt von einem Rennthiergerippe, welches man in Irland fand, dessen Geweihe von einer Spitze zur andern 14 F. maßen. Dieses sind nur einige Beispiele von unzähligen.

Wodurch diese Thierarten untergegangen, und ihre Gebeine hier- und dorthin verstreut und mit Erde und Gestein bedeckt seyn mögen, weiß man freilich nicht genau anzugeben; wahrscheinlich aber ist es durch ungeheure Ueberschwemmungen geschehen; denn deutliche Spuren zeigen uns, daß viele Länder, ja selbst hohe Gebirge, sonst mit Meer bedeckt gewesen seyn müssen. Doch von allen diesen großen Veränderungen weiß uns die Geschichte nichts zu sagen. Erst in den letzten Katastrophen der Erdoberfläche, wo sie die Gestalt erhielt, die wesentlich noch besteht, treten jene Naturgewalten als mitwirkende Elemente der Menschengeschichte auf. Denn indem sie den Ländern und Gewässern ihre Formation gaben, wurde durch die erwiesene Einwirkung dieser Formation auf Lebensart, Verkehr und Kultur-Entwickelung der Völker auch Anstoß, Richtung und Ausdehnung der Geschichte bedingt. Aegypten's abgeschlossene, zwingende Natur; die weiten Landstriche Vorder-Asiens für seine Völkerkämpfe; der syrische Küstenstrich für den phönicischen Handel; Griechenlands und mehr noch Italiens Bedeutung für die Länder am Mittelmeere sind nur Andeutungen, die sich leicht erweitern lassen.

Daß wir nicht wissen, wenn die ersten Menschen von Gott erschaffen sind, und wo sie zuerst auftraten, ist wohl sehr natürlich. Denn wie lange Zeit mochte vergehen, ehe die Menschen sich eine Sprache, und gar erst die Schrift erfanden. Was wir daher von den ersten Menscheneltern wissen, sind entweder die Ueberreste uralter Sagen oder Vorstellungen späterer Weisen, und jedes Volk hat sich die Entstehung des Menschengeschlechts nach seiner Weise gedacht. Wir wissen ja selbst nicht einmal, ob die Menschen von Einem Paare abstammen, oder ob es Gott gefallen habe, mehrere Menschenpaare zugleich in verschiedenen Gegenden der Erde entstehen zu lassen. Die große Verschiedenheit der Racen macht dies beinahe glaublich.

Die naturgemäßeste der Volkssagen über die Entstehung des Menschengeschlechts ist die der Hebräer, welche wir im 1sten Buche des Moses finden. So viel scheint gewiß zu seyn, daß die ersten Menschen, wenigstens die Stammväter der Europäer und meisten Asiaten, in Asien lebten, vermuthlich in den herrlichen Gegenden von Kaschmir. Als sie sich vermehrten, verbreiteten sie sich weiter, und nahmen die umliegenden Länder ein. So entstanden nach und nach Völker, die sich mit der Zeit durch Sprache, Sitten, Kleidung, ja selbst durch Gesichtszüge unterschieden; denn Lebensart und Klima hat auf das Aussehen des Menschen keinen geringen Einfluß.

Jedes Volk machte Erfindungen, auf welche theils Noth, theils Zufall sie leitete. Die Kunst, Erz zu schmelzen, und das daraus gewonnene Metall zu verarbeiten, soll schon früh erfunden seyn, und gewiß hat Gott die Menschen nach seiner besondern Fürsorge zuerst auf die nöthigsten Erfindungen geleitet. Welche Lebensart die ersten Menschen trieben, kann uns zwar jetzt ziemlich gleichgültig seyn; aber wahrscheinlich waren sie wohl zuerst Jäger, um sich theils Nahrung zu verschaffen, theils die wilden Thiere abzuhalten, und das

Nachdenken lehrte den Menschen gewiß sehr bald, sich Waffen zu bereiten; finden wir diese doch auch jetzt bei den allerroheſten, von allen übrigen Menschen getrennt lebenden Inselbewohnern. Bald mußte der Mensch die Entdeckung machen, daß manche Thiere weniger wild seyen, und sich zähmen lassen. So entstand Viehzucht. Gewiß erst später dachte er darauf, Früchte anzubauen und feste Wohnungen zu errichten. Nun aber erst schloß sich der Mensch fester an den Menschen an, und das Zusammenleben machte es möglich, daß einer dem andern behülflich war, und mit dem aushalf, was er mehr hatte und besser machte, als der andere.

So wie der gütige Gott den ersten Menschen in Erfindung der zum Leben nöthigsten Dinge gewiß zu Hülfe kam, so brachte er ihnen gewiß auch die ersten Religionsbegriffe bei. Wie dies geschehen ist, wissen wir freilich nicht; aber daß es geschah, ist gewiß; denn schwerlich ist ein Volk durch bloßes Nachdenken auf die Verehrung des einigen Gottes gekommen; geschweige denn die ersten Menschen, denen doch alle Erfahrung abging. Also Gott offenbarte sich den Menschen Aber ihre Religionskenntniß war gewiß sehr schwach, ihrem ungeübten Verstande ganz angemessen. Sie wußten: es ist ein Gott da; der hat Alles gemacht, was wir sehen, die Bäume, die uns Früchte geben, die Sonne, die uns wärmt. Er ist ein gütiger, aber auch ein mächtiger Gott; wir müssen thun, was er gebietet; sonst straft er uns. Er ist es, der den Sturm schickt, und in den Wolken donnert. Aber er will nichts, als was uns gut und nützlich ist: wir wollen ihm also gehorchen. — Lange blieben sie aber gewiß nicht dem Gesetze Gottes gehorsam. Die Sinnlichkeit war bei ihnen zu stark, weil ihre Vernunft noch zu schwach war. Sie versuchten es, das Gesetz Gottes zu übertreten; aber die Strafe folgte der Sünde nach, und sie machten die Erfahrung, daß das Böse nicht ungestraft bleibe und sie unglücklich mache. Sie fürchteten sich nun vor Gott, und verbargen sich vor ihm. Sie dachten: wie fangen wir es an, Gott wieder zu versöhnen? So kamen sie auf die Opfer; denn der Rauch stieg ja himmelwärts, wo sie sich Gott dachten; also müßte er ja auch wohl Gott angenehm seyn. Dieser unvollkommene Glaube wird die patriarchalische Religion genannt.

Aber die Menschen wurden — nach der heiligen Urkunde der Hebräer — nach und nach immer böser; denn sie wandten sich von Gott ab. Da beschloß dieser das ganze Geschlecht zu vertilgen. Nur eine Familie, die des Noah, welcher Gott fürchtete, sollte erhalten werden. Die Geschichte von der Sündfluth ist bekannt. Die Nachkommen Noahs mehrten sich so, daß sie sich wieder von einander trennen mußten, und bald waren aus ihnen neue Völker hervorgegangen. Es ist auch wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß die Sündfluth nur über einen kleinen Theil der bewohnten Erde sich erstreckte, und nur diejenigen Menschen umkamen, die in Mittelasien wohnten, während andere Völker von ihren Wirkungen nichts empfanden. Aber aus dieser dunkeln Zeit wissen wir nur das gewiß, daß wir fast nichts wissen. Die Sündfluth soll um das Jahr 2400 vor Christus gewesen seyn.

2. Inder, Chinesen, Aegypter.

(Inder. Abstammung von den Ariern. Dichtungen und Sprache. Kasteneintheilung. Götternamen. Buddha. Bauwerke auf Elephante, Salsette und bei Ellora. — Chinesen. Fohi. Kongfutse. — Aegypter. Nilüberschwemmung. Anfänge des Volkes. Pyramiden. Labyrinth. Der See Möris. Ruinen von Theben. Königsgräber. Mumien. Obelisken. Kasten. Aelteste Könige; Hyksos; Sesostris; Sabako; Dodekarchie; Psammetich und seine Nachfolger.)

Der Schauplatz der ältesten Völker war, so viel wir wissen, nur Asien und ein kleiner Theil von Afrika. Zu der Zeit, als unser Vaterland noch mit Wäldern bedeckt war, die von wilden Thieren bewohnt wurden, hatten schon mehrere Völker jener Gegenden eine hohe Bildung erreicht. In dem Theile von Südasien, welchen wir die Halbinsel diesseit des Ganges nennen, wohnte in frühesten Zeiten ein hochgebildetes Volk, die Inder. Ihre Vorfahren, Arier genannt, sollen aus den gebirgigen Gegenden des Imaus (Belurtagh) und des Paropamisus (Hindu-kuh) südwärts gewandert sein und zuerst das Gebiet des Indus, später auch des Ganges erobert, die dunkelfarbigen Urbewohner aber zurückgedrängt oder überwältigt haben. Uralte religiöse Gesänge, die Veda's, sind vorhanden; auch enthalten zwei große epische Sammlungen, Mahabharata und Ramajana, in ihren ältesten Bestandtheilen gewiß die dichterisch gestalteten Sagen von jenen erobernden Kriegszügen. Die Sprache dieser alten Gedichte und auch des Gesetzbuches der Inder ist das später als Volkssprache ausgestorbene Sanskrit, eine der ausgebildetsten Sprachen aller Völker. Die Besieger des Landes theilten sich in erblich festgehaltene Stände (Kaste); die niedrigste (Waisja's) umfaßte die Hirten, Ackerbauer und Gewerbtreibenden, dann die Kaste der Krieger (Ksatria's) und die vornehmste und mächtigste Kaste, die Priester (Brahmanen). Doch waren die Könige aus der Kriegerkaste. Neben diesen Ständen lebten die Sudra's, die Nachkommen der besiegten Eingeborenen, welche sich den Einrichtungen der Hindu's, soweit es ihnen gestattet war, fügsam erwiesen hatten; entsetzlich aber und verachteten Thieren gleich war das Loos der untersten Klasse, Paria oder im Gangeslande Tschandala genannt. Nach der Religionslehre der Inder war Brahma die höchste Gottheit; später bildeten die Brahmanen die Lehre von einer dreifachen Gottheit aus (Trimurtie): Brahma der Weltschöpfer, Wischnu der Erhalter, und Siva der Zerstörer, d. h. das Wesen, welches in dem unaufhörlichen Entstehen und Vergehen der irdischen Gestalten wirkt. Außer diesen wurden jedoch noch viele andere Götter verehrt. Sich von den Begierden und Trieben des Irdischen möglichst loszusagen, das Gefühl des Schmerzes, wie der Freude abzustumpfen, war eine Hauptpflicht für den Hindu, wenn er nach dem Tode in einen vollkommneren Zustand des Seelenlebens eingehen wollte. Strenge Büßungen und Strafen drohten den Uebertretungen und der Widerstrebende mußte fürchten, das Leben noch einmal von den niedrigsten Stufen an in dem Leibe irgend eines Thieres zu beginnen. Auf dieser Lehre von der Seelenwanderung beruhte die schonende Weise, wie dieses Volk mit dem Leben der Thiere umging. Gegen diese beschwerlichen und angstvollen brahmanischen Lehren erhob sich um 550 v. Chr., also zu der Zeit, wo die Juden in der babylonischen Gefangenschaft waren, Buddha als Gründer einer neuen Lehre.

Er verwarf die brahmanische Götterlehre, die strengen Büßungen und auch die harten Kastenunterschiede, dagegen empfahl er das Streben nach Ruhe der Seele, Geduld und Uebung der Menschenliebe. Trotz sehr heftiger Verfolgungen breitete sich der Buddhismus kräftig aus und er zählt jetzt fast noch einmal so viel Bekenner als die Brahma-Religion; doch sind die ursprünglichen Absichten des Stifters in der späteren Einmischung vieler Mißbräuche und namentlich in der abgöttischen Verehrung Buddha's kaum mehr wieder zu finden. — Merkwürdig sind auch die Ueberreste der Baukunst der alten Inder. Auf den Inseln Elephante und Salsette, in der Nähe von Bombay, findet man höchst sehenswerthe Felsengrotten, die weit in das Gebirge hineinführen, und nur von Menschenhänden herrühren. Hier sieht man große, weite Tempel, deren Decke auf hohen Säulen ruht, und deren Wände über und über mit Bildwerken, in den Felsen gehauen, bedeckt sind, die abenteuerlichsten Figuren, die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung darstellend; dort unzählige Grotten, neben und über einander, deren Wände mit ähnlichen Bildwerken verziert sind. Auch auf dem festen Lande von Vorderindien, im Gebirge, sind viele Spuren der Kunstfertigkeit der alten Inder. Einige Thäler des Gebirges bei Ellora (östlich von Bombay) sind ganz durchwühlt; es befindet sich Grotte an Grotte, so daß es fast scheint, als wenn ganze Völkerschaften diese Felsenstädte bewohnt hätten. Manche Felsen sind gar von oben bis unten wie Thürme, Dome, oder ungeheure Thier- und Menschengestalten zugehauen, und das Alles ist aus einer uralten Zeit, aus welcher uns die Geschichte nichts aufbehalten hat.

Auch die Chinesen sind ein uraltes Volk. So weit Nachrichten über sie vorhanden sind, findet man sie in ihrem jetzigen Kulturstande; sie müssen es also schon sehr früh zu der von ihnen erreichten Bildung gebracht haben. Diesen alten Einrichtungen, Sitten und Zuständen blieben sie mit großer Genauigkeit treu, aber indem sie alle weitere Entwickelung ihrer Kultur scheuen und jede Einwirkung fremder Bildung abweisen, sind sie in einem geistlos-mechanischen Leben, in Eigendünkel und Hochmuth erstarrt. Ihre Kaiser-Dynastien reichen bis in fabelhafte Zeiten hinauf, in denen dann Fohi und Yao als erste Gründer und Wohlthäter des Volkes genannt werden. Kongfutse (Confucius) trat um 550 v. Chr. als Gesetzgeber und Religions-Stifter auf; seine Lehre ist noch heute die herrschende in China. Alles, auch die unbedeutendsten Dinge, geschieht nach Regel und Vorschrift, jede freie Bewegung eines Einzelnen ist nicht ausgeschlossen. Der Kaiser besitzt alle Gewalt; seine Beamten in vielen Rangstufen sind die Mandarinen; erbliche Stände giebt es nicht; nicht die Würde, nur der Besitz erbt auf die Nachkommen.

Etwas mehr wissen wir aus der früheren Zeit der alten Aegypter, eines Volks, welches durch seine Eigenthümlichkeit höchst merkwürdig ist. Das Land ist lang und schmal, und wird in seiner ganzen Länge vom Nil, einem tiefen und breiten Flusse, von Norden nach Süden durchflossen. Er entsteht aus zwei Hauptströmen: dem blauen Fluß, Bahar el Azreck, der auf den abyssinischen Alpen entspringt, und aus dem weißen Fluß, Bahar el Abiad, der aus den Gebirgen Sudans herabkommt. Sein treffliches, klares Wasser zog schon früh die Menschen an sich, nnd schon im frühen Alterthume waren seine Ufer mit unzähligen Städten und Dörfern bebaut. Noch wohlthätiger aber wurde er den Umwohnern von jeher durch seine jährlichen regelmäßigen

Ueberschwemmungen. Im Frühjahre, wenn auf den Bergen in Abyssinien und Sudan der Schnee schmilzt und zugleich der im Sommer hier immer wehende Nordwind den schnellen Abfluß des Wassers verhindert, beginnt der Fluß allmälig zu wachsen. So steigt er vom April an den ganzen Sommer hindurch, anfangs langsam, aber vom Anfange des Augusts an schneller, bis er vollufrig ist. Nun ist die ganze Aufmerksamkeit aller Umwohner auf ihn gerichtet. Der Wasserstand wird genau gemessen, und jeden Morgen und Abend von einem Ausrufer den Leuten bekannt gemacht, weil von seiner Höhe die Fruchtbarkeit des folgenden Jahres abhängt. Endlich hat er seine größte Höhe erreicht; das umliegende flache Land steht unter Wasser; die auf Hügel gebauten Häuser ragen wie Inseln hervor. Jetzt überläßt sich Alles der Freude; denn man weiß, daß der Schlamm, den er zurückläßt, die Felder düngt, und also eine gute Ernte bevorsteht. Man stellt Freudenfeste an, und wünscht sich gegenseitig Glück. Alle Schleußen werden geöffnet, damit recht vieles Land von dem erwünschten Ereigniß Nutzen ziehe. Im Alterthume, wo die Ufer des Nils noch niedriger waren, als jetzt, war auch die Ueberschwemmung vollkommener. Man stellte feierliche Processionen an, theils um den segnenden Göttern zu danken, theils um sich mit seinen nahen und entfernten Freunden zu freuen. Alles eilte dann zu Schiffe; der Zug ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und an jedem Orte schloß man sich an den allgemeinen Zug an. Die Schiffe waren mit Laubgewinden geschmückt; die fröhlichen Menschen stimmten nach dem Schalle der Musikchöre Gesänge zum Lobe der Götter an. Es schien, als sei ein ganzes Volk auf der Wanderung; die Menge wurde wohl auf **700,000** Menschen geschätzt. Bei Philä tritt er in Aegypten ein, und ergießt sich, das Delta bildend, durch 7 Mündungen in's Meer, deren östliche die von Pelusion, deren westliche die von Kanopos heißt.

Aber fast nur auf das Nilthal war die Fruchtbarkeit und Bevölkerung Aegyptens beschränkt. Entfernte man sich vom Flusse, so kam man östlich in schroffe Gebirge und westlich, nachdem man ein ödes, mit Sand bedecktes Felsengebirge überschritten hat, in öde Sandwüsten.

Von wo die alten Aegypter eingewandert sind und ob die Kultur des Nillandes von Süden her dem Laufe des Stromes gefolgt ist oder sich von Mittel-Aegypten nach Ober-Aegypten verbreitet hat, darüber läßt sich um so weniger etwas ganz Bestimmtes sagen, weil die Aufhellung der alten Geschichte Aegyptens durch die Untersuchungeu der Monumente und Inschriften im Fortschreiten begriffen ist. Früher nahm man an, daß ein Priesterstaat Meroë am Nil in Nubien, wo sich den ägyptischen ähnliche Bauwerke finden, der vielleicht von Indien her stammende Ursitz jener Kultur gewesen sei, die sich dann in das Nilland herunter verbreitet hätte. Neuere Forschungen jedoch ergeben, daß im Gegentheil Meroë wahrscheinlich eine Tochterstadt von Theben in Ober-Aegypten gewesen ist; auch sind die Bauwerke um Memphis älter als die von Theben. Gewiß ist, daß die geschichtlichen Anfänge der Aegypter in so frühe Zeiten hineinreichen, wie kein andres Volk. Sie waren ein bräunliches, mageres, ernsthaftes, schweigsames Volk. Alle ihre Kunstwerke, deren wir noch viele übrig haben, sind großartig, ja ihre Formen gränzen an's Ungeheure. Sie hatten den sehr richtigen Glauben, daß dieses Leben nur ein

Vorspiel zu jenem ewigen Leben sey. Darum nannten sie ihre Wohnungen Herbergen und bauten sie klein; aber ihre Gräber, welche sie ewige Wohnungen nannten, ihre Tempel, die Bildnisse ihrer Götter bauten sie groß und fest, so daß sie zum Theil der Zeit getrotzt haben. Es giebt kein Land, wo so viele und ungeheure Denkmäler aus dem frühesten Alterthum den Reisenden mit Erstaunen erfüllen; aber vergebens sucht man die Zeit zu bestimmen, wenn diese Riesenbaue errichtet worden sind, die selbst durch die Zerstörungssucht der nachfolgenden Geschlechter nur zum Theil haben zerstört werden können. Schon in Nieder-Aegypten (dem Theile, der dem Meere am nächsten liegt), fand man in der Stadt Sais jenen ungeheuern Tempel der Neït oder Naitha. — In Mittel-Aegypten, unweit der alten Stadt Memphis, der jetzigen Hauptstadt Kahira gegenüber, stehen noch die berühmten Pyramiden, fast 40 an der Zahl. Die drei höchsten sind die von sieben kleineren umgebenen bei Gizeh. Da sie Grabstätten der alten Könige von Memphis waren, so sind sie zu verschiedenen Zeiten erbaut worden, doch reichen jene größten, welche vielleicht noch nicht die ältesten sind, wohl über 3000 Jahre v. Chr. zurück. Der Bau begann mit dem zur Aufnahme des Sarkophages bestimmten Raume, dem eigentlichen Grabgewölbe, welches der König bald nach seinem Regierungsantritte anlegen und dann bei längerer Dauer seiner Herrschaft mit abgestuften Seitenwänden auf quadratischer Grundfläche (bei der großen Pyramide des Cheops gegen 760 Fuß Seite) umkleiden und erweitern ließ. Ein schmaler Eingang, manchmal im Innern sich in labyrinthische Gänge verzweigend, blieb; der Nachfolger bestattete dann den Erbauer in sein steingethürmtes Grab, verschloß es und vollendete die Pyramide durch die äußere Bekleidung. Auf diese Weise ist die Größe der Pyramiden sehr ungleich geworden; einige erheben sich zu thurmartiger Höhe, ja die größte (man hält König Cheops für ihren Erbauer) ist noch heute 450 Fuß hoch. An dieser großen Pyramide sollen 100,000 Menschen 20 Jahre lang gebaut haben, nachdem sie 10 Jahre sich mit Zuhauen der Steine beschäftigt hatten, und während dessen allein an Rettig, Knoblauch u. dgl. für fast 2 Millionen Thaler (1600 Talente) verzehrt haben. Da die Aegypter glaubten, daß von der Erhaltung des menschlichen Körpers auch nach dem Tode die Glückseligkeit in der andern Welt abhänge, so trugen sie große Sorge dafür, die Leichen unverweslich zu machen, und sie dann an sichern Oertern aufzubewahren, nnd ein König, der für seine Leiche eine Pyramide gebaut hatte, glaubte für die Ruhe seiner Seele am besten gesorgt zu haben.

Seitwärts vom Nil, am See Möris, stand noch ein größeres Bauwerk, das größte wohl, welches die Aegypter hervorgebracht haben, das Labyrinth. Es war von ungeheurer Größe und ungemeiner Schönheit. Sein erster Erbauer war einer jener Könige, welche in der alten Zeit zuerst über die ägyptischen Reiche Theben und Memphis herrschten, Amenemha III., von den Griechen Möris genannt. Ungefähr anderthalb Jahrtausend später ist es von zwölf Herrschern (Dodekarchen), welche um 670 v. Chr. zugleich regierten, wieder hergestellt und erweitert worden. Es war ein Palast oder vielmehr eine zusammenhängende Reihe von so viel Palästen, drei Seiten eines Vierecks umschließend, als Bezirke in Aegypten waren. Es bestand aus 1500 Sälen und Kammern über und eben so vielen unter der Erde. Der Grieche

Herodot, der es 200 Jahre nach seiner Wiederherstellung besuchte, kann nicht Worte genug finden, die Größe, Pracht und wundervolle Einrichtung des Gebäudes zu beschreiben. Es enthielt unter andern 6 große überbaute Höfe, und 6 große Thore führten von Mittag und eben so viele von Mitternacht hinein. Stand man auf dem platten Dache, so glaubte man auf einem ungeheuern Steinfelde zu stehen. Die Gemächer unter der Erde waren für die Leichen der heiligen Thiere, welche von den Aegyptern verehrt wurden, bestimmt.

Aegypten wurde schon bei den Alten in Thebais, Heptanomis und das Delta (Ober-, Mittel- und Unter-Aegypten) getheilt.

In Ober-Aegypten lag an der Südgränze die Stadt Syene, und dabei die Nilinseln Philä und Elephantine mit großartigen Denkmälern bei den untern Katarakten. — Koptos am Nil, von wo die Karavanenstraße nach Berenike und Myos Hormos ging, beide am rothen Meere. Tentyra mit Ruinen (Thierkreis). This (Ptolemais) zur Zeit der Ptolemäer die größte Stadt in Thebais.

In Heptanomis lief der Joseph-Canal an der Westseite des Nils 30 Meilen weit hin. Bei Arsinoë (Fayum) entfernt sich das westliche Gebirge vom Nil, und schließt durch eine halbkreisförmige Biegung mit dem Nil eine sehr fruchtbare Ebene, das Thal von Fayum, ein, in welchem der große See Möris lag. Auch dieser See, sowie der eben erwähnte Canal, ist ein Werk des Königs Möris, der zum Zweck der ausgebreiteten Bewässerung des Landes das Nilwasser in diese tieferen Gegenden leitete und es durch Dämme einschloß, so daß sich dadurch endlich ein See darstellte. In seiner Mitte standen zwei hohe Pyramiden, und auf jeder derselben ein Koloß. In der Nähe stand das Labyrinth, von welchem oben. Die Hauptstadt in Heptanomis war Memphis auf der linken Nilseite. In der westlichen Wüste lagen und liegen noch heute zwei Oasen; die nördliche ist die kleinere, die südliche die größere.

In Unter-Aegypten war Alexandria die bedeutendste Stadt. Sie hatte zu Augustus Zeit 300,000 Einwohner, und lag auf einer Erdzunge zwischen dem Meere und dem See Mareotis, an einem Meerbusen oder weiten Hafen, der durch zwei vorspringende Spitzen gebildet wurde; zwischen diesen war die Insel Pharos mit dem ältesten Leuchtthurme. — Sais, wo die letzten Könige vor dem Einfall der Perser residirten. Hier war der berühmte Tempel der Neït, oder Naitha (Minerva). Amasis vergrößerte und verschönerte ihn sehr, indem er aus den Steinbrüchen der Insel Elephantine Steine von ungeheurer Größe hinschaffen ließ, um den Tempel zu erweitern. Vor ihm standen hohe Obelisken, und ein langer Gang führte zwischen kolossalen Sphinxen bis zu ihm. Das außerordentlichste Stück dabei war aber der große Monolith, den Amasis 180 Stunden von Elephantine herschaffen ließ. — In Naukratis erlaubte Amasis den Griechen die erste bleibende Niederlassung. Es war eine Colonie von Milet. — Pelusion, an der Mündung eines Nilarmes, als Gränzstadt stark befestigt. — Nicht weit davon Bubastos, mit einem berühmten Tempel der Artemis; noch jetzt zeigen große Trümmerhaufen die Stelle. — On oder Heliopolis, unweit der Theilung des Nils in seine Arme, war Sitz eines Priestercollegiums mit einem Tempel der Sonne.

Noch ist die Oase des Jupiter Ammon (jetzt Siwah) zu merken.

Sie bestand aus 8 Tempeln, die von vielen Höfen, Gallerien und Nebengebäuden umgeben waren.

Die merkwürdigsten Ruinen findet man in Ober-Aegypten, dem südlichsten Theile des Landes. Hier stand vor uralten Zeiten, vielleicht schon vor Abraham, eine ungeheuer große Stadt, Theben, die man, zum Unterschied von einer gleichnamigen Stadt in Griechenland, die hundertthorige nannte. Zu den Zeiten der Herrschaft der Hyksos, welche das alte Reich von Memphis erobert hatten, blieb sie die Residenz der ägyptischen Pharaonen und blühte nach der Vertreibung jener Eroberer in staunenswürdiger Größe und Herrlichkeit. Sie lag auf beiden Seiten des Nils. Jetzt liegen an dem Platze, den Theben einnahm, 5 Dörfer zerstreut, nach denen man die Ruinen bezeichnet. Sie heißen auf der Ostseite des Flusses Luxor, Karnak und Med-Amut, auf der Westseite Medinat-Abu und Kurnu. Die Wohngebäude sind zwar längst von der Erde verschwunden, aber viele von den Riesengebäuden der Paläste und Tempel stehen noch, und setzen den Beschauer durch ihre Größe in Erstaunen. Am kolossalsten ist der sogenannte Palast von Luxor. Die Höfe, welche sich vor den ungeheuern Sälen dieses Palastes befinden, sind wie unsre Marktplätze auf beiden Seiten mit Säulengängen umgeben. Auf dem einen dieser Höfe stand einst ein gewaltiger Koloß von Stein. Jetzt liegt er umgestürzt da, und bedeckt den Platz so mit seinen Trümmern, daß man in einem Steinbruche zu seyn glaubt. Sein Zeigefinger ist allein fast 2 Ellen lang, und doch mußte der Stein, aus dem der ganze Riese bestand, 45 Stunden weit aus den Steinbrüchen hergeholt werden. Wahrlich man muß den mühsamen Fleiß der alten Aegypter bewundern, und sich von ihrer Geschicklichkeit, schwere Massen in Bewegung zu setzen, eine große Vorstellung machen. Einer der Säle ist so groß und hoch, daß die größte unserer Kirchen darin Platz haben, und noch nicht die Decke erreichen würde. Diese wird von 134 Riesensäulen getragen, und jede derselben ist so stark, daß 5—6 Menschen sie kaum umspannen können. Das Bewunderungswürdigste ist die Frische der Farben, mit denen die blaue Decke bemalt ist. Sie sind so frisch, als sey der Maler erst davon gegangen. In unserm feuchten Klima wäre das freilich nicht möglich. In dem einen Hofe steht jetzt das ganze Dorf Luxor. Alle Mauern dieser Riesenbauwerke sind inwendig und auswendig mit halberhabenen Figuren und einer Zeichenschrift versehen. Jene stellen die mannigfaltigsten Handlungen dar: Aufzüge, See- und Landschlachten, Jahrmärkte, Opfer u. s. w. Die Zeichenschrift nennt man Hieroglyphen; blos die Priester verstanden sie. Eine Stunde westwärts von Theben befinden sich in einer engen Bergschlucht die uralten Königsgräber, alle in Felsen gehauen. Es sind deren wohl an 40. Jeder König hat mit seiner Familie sein besonderes Grabgewölbe; aber das sind nicht etwa kleine Grotten, sondern weitläuftige an einander hängende Säle, Kammern, Gänge, Treppen, und man muß in dem einen dieser Gräber erst durch 10 Thore gehen, ehe man in den Saal gelangt, wo der prächtig gearbeitete steinerne Sarkophag des alten Königs steht. Auch hier sind alle Wände mit ganz frisch gemalten Bildwerken bedeckt. Erst 13 dieser Grabhöhlen sind geöffnet worden. In allen befinden sich Mumien in Menge. So nennt man die einbalsamirten Leichen der alten Aegypter. Da diesen so viel daran lag, daß ihr Körper nach dem Tode vor Verwesung bewahrt würde,

so wendeten sie viel darauf, daß die Verstorbenen gut einbalsamirt wurden. Vorher aber wurde ein Todtengericht gehalten, d. h. die dazu bestimmten Richter, welche den Verstorbenen genau gekannt hatten, untersuchten, ob er auch verdiente, ein anständiges Begräbniß zu erhalten; eine sehr gute Einrichtung; denn wie Mancher mochte dadurch sich von bösen Handlungen zurückhalten lassen! Selbst Könige mußten sich diesem Todtengerichte unterwerfen. — War ein Mensch gestorben, so wurden die Eingeweide und das Gehirn aus dem Körper genommen und der leere Raum des Körpers mit Specereien oder Harzen angefüllt. Dann wurde der Körper zugenäht, in Cedernöl und Salpeterwasser gelegt, und, nachdem er ganz durchzogen war, in lange und schmale Binden feiner Leinwand gewickelt, Alles nach einer gewissen bestimmten Ordnung, die bei jedem Stande verschieden war. Zuletzt wurde das Ganze noch mit Gummi und Salben überstrichen, über den Kopf eine Art lederner Kappe gezogen, auf welche das Gesicht des Verstorbenen gemalt war, und die Leiche nun in einen eng anschließenden Sarg gelegt. Bei Reichen war diese Einbalsamiruug sehr kostbar; man übergoldete manche Theile des Körpers, besonders Füße und Hände, wenigstens die Nägel; mit den ärmeren Leuten wurden weniger Umstände gemacht. Die auf diese Art unverweslich gemachten Leichen behielt man oft lange bei sich; es gewährte den Ueberlebenden einen Trost, sich von dem geliebten Todten nicht trennen zu müssen; man glaubte, ihn nicht ganz verloren zu haben, so lange man seine sterbliche Hülle noch um sich sah. Die Mumien wurden wohl gar mit zur Mahlzeit genommen, und ihnen Speise vorgelegt. Auch hatte man die gar nicht üble Sitte, bei fröhlichen Gastmählern eine solche Mumie hinzustellen, und, darauf hinweisend, zu sagen: „Iß, trink und sey fröhlich; aber wisse, daß du bald auch so seyn wirst, wie dieser da." Wie mancher rohe Ausbruch wilder Lustigkeit mochte nicht dadurch zurückgehalten werden! Noch jetzt findet man dergleichen Mumien viele. Die der Reicheren sehen braun aus, und die Haut fühlt sich wie weiches Leder an; die der Aermeren aber sind kohlschwarz, und das Fleisch ist hart wie Stein.

Noch müssen die Obelisken erwähnt werden. Dies waren 50—180 Fuß hohe Säulen aus einem einzigen festen Steine, viereckig und oben etwas spitzig zulaufend. Der älteste rührt aus den Zeiten der vereinigten Reiche Memphis und Theben her; die meisten aber finden sich in den Trümmern der letzten Königstadt. Sie wurden in den Steinbrüchen aus den Felsenwänden losgehauen, abgeglättet, zum Theil mit Hieroglyphen ringsum versehen, niedergelegt und nun auf große Flöße gebracht. Denn um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, mußte man erst aus dem Steinbruche bis in den Nil einen Canal graben. Kam nun der Obelisk an dem dazu bestimmten Orte an, so mußte er erst wieder ausgeladen, mit ungeheurer Mühe zu Lande fortgeschafft uud endlich aufgerichtet werden. Welche Mühe und Arbeit war nicht dazu erforderlich! Gewöhnlich stellte man sie vor Prachtgebäude auf, und da stehen sie zum Theil noch. Einige sind auch in Rom zu sehen, wohin römische Kaiser sie späterhin haben bringen lassen; einer der Obelisken von Luxor steht in Paris.

Eine sehr üble Einrichtung hatten die alten Aegypter, durch welche die Fortschritte in der Ausbildung des Volks sehr aufgehalten werden mußten —

die Eintheilung in Kasten, wie die Hindu in Ostindien. Die erste Kaste war die der Priester. Diese standen in hohem Ansehen, waren Rathgeber des Königs, Richter und Aerzte, und besaßen allein Gelehrsamkeit; aus ihnen wurden auch die Todtenrichter des Königs gewählt; daher mußte sich selbst der König vor ihnen fürchten. Nach ihnen kamen die Krieger. Sie besaßen, nebst den Priestern, allein Ländereien, die ihnen statt des Soldes gegeben wurden; daher mußte ihnen recht sehr daran liegen, daß kein Feind das Land erobere. Tausend von ihnen hatten stets die Wache beim Könige. Die zahlreichste Kaste war die der Künstler, zu denen auch die Handwerker und Kaufleute gehörten. Daß die Aegypter es in den Künsten schon recht weit gebracht hatten, zeigen die herrlichen Bauwerke, besonders auch die künstlich ausgeführten halberhabenen Darstellungen auf den Mauern in Theben, wo selbst die Stickereien der Gewänder, die Verzierungen der Schiffe und Waffen u. dgl. aufs Genaueste ausgedrückt sind. An Beschäftigung fehlte es diesen Leuten bei der Baulust der Aegypter gewiß nicht. Eine vierte Kaste war die der Ackerbauer, die aber kein Eigenthum besaßen, sondern nur die Pächter der Priester und Krieger waren. Die letzte und ganz verachtete Kaste war die der Hirten. Besonders verachtet waren die Schweinehirten. Die, welche zu dieser Kaste gehörten, durften nicht einmal in die Tempel kommen, und jeder andere Aegypter vermied die Gemeinschaft mit ihnen. Daher ließ auch Joseph in Aegypten seine ihn besuchenden Brüder an einem besonderen Tische essen, weil sie Hirten waren.

Die Geschichte Aegyptens ist älter, als jede andre, aber dunkel. Scharfsinnige Berechnungen und bewunderungswürdige Untersuchungen über die Monumente und Inschriften treten in theilweise ganz widersprechenden Resultaten an die Stelle historischer Zuverlässigkeit. Als erster König wird Menes genannt, dessen Zeit verschieden angegeben wird, wahrscheinlich aber viele Jahrhunderte über die Sündfluth hinaufreicht. Er soll Memphis gegründet und hier dem Phtha, dem Feuergott, einen Tempel errichtet haben. Nach ihm regierten die Könige zu Memphis, die Erbauer der meisten Pyramiden; am berühmtesten Cheops, Chefren und Mykerinos. Lange Zeit herrschten neben ihnen Könige in dem Reiche Theben, die endlich die Oberhand gewannen und um 2300 v. Chr. beide ägyptische Reiche vereinigten, aber in Memphis residirten. Zu diesen Herrschern beider Aegypten gehörte jener König Möris oder Amenemha, der den See Möris mit seinem Canal angelegt und das Labyrinth zuerst erbaut haben soll, wenn es möglich ist, in einem Menschenleben so große Werke zu vollenden. Auch wurde die Herrschaft der Aegypter nach dem Süden hin ausgebreitet. Da brachen kriegerische Nomadenvölker, Hyksos genannt, aus Asien über die Landenge herein, eroberten das untere Reich Memphis und herrschten dort mehrere Jahrhunderte, bis gegen 1600 v. Chr. Ob die Einwanderung Jakobs mit seiner Familie zu den Zeiten der Hyksos, wie Viele glauben, erfolgt sei, oder neueren Ansichten nach, bald nach ihrer Vertreibung, ist nicht ausgemacht. Bald wird Osymandias, bald Sesortesen, bald Sethos als der König genannt, der den Joseph erhöht habe. Die ägyptischen Pharaonen hatten sich in das obere Reich Theben zurückgezogen und es gelang ihnen endlich die Vertreibung der Eroberer. Nun aber blieb Theben die erste Hauptstadt beider vereinigten Reiche und

wurde von den Königen durch so viele und großartige Bauwerke geschmückt, daß seine Ausdehnung und Herrlichkeit ohne Gleichen war. Aegypten hatte zu diesen Zeiten seine höchste Entwickelung und Macht. Der berühmteste König war Ramses II., von den Griechen Sesostris genannt; um 1350. Wenn auch von seinen Thaten und Kriegszügen bis nach Indien Manches übertrieben worden ist, so hat er doch gewiß Klein-Asien und die Länder bis zum Euphrat, dann auch den Süden Aegyptens bezwungen. Große Bauwerke in Theben (das Ramesseum, im Alterthum das Grab des Osymandias genannt), in Nubien und auch in Memphis verherrlichten die Thaten des Eroberers; Canäle zur Bewässerung des Landes ließ er durch die Tausende seiner Kriegsgefangenen graben, ja er machte den Versuch, den Nil mit dem rothen Meere zu verbinden. Unter seinen Nachfolgern war Ramses III. oder Rhamsinit durch seine aufgehäuften Schätze berühmt (die Erzählung vom Schatzhause und dem schlauen Diebe). Später wurde die Residenz der Pharaonen nach Unter-Aegypten verlegt in die Städte Tanis und Bubastos; ihre Macht und Einfluß machte sich in dem Königreich der Israeliten fühlbar und namentlich wurde der Abfall Jerobeams von dem Pharao Sisak begünstigt. Um 350 brach noch einmal die Schmach einer Fremdherrschaft über Aegypten herein; äthiopische Schaaren eroberten das Land und ihre Könige herrschten funfzig Jahre lang über Aegypten, zuerst Sabako. Von jetzt an zeigte sich die Gefahr, welche den Aegyptern durch die großen vorder-asiatischen Reiche Assyrien und Babylon drohte; daher sandte Tirrhaka (Andere nennen Sethos) dem Hiskia von Jerusalem ein Hülfsheer, als Sanherib von Assyrien gegen diese Stadt heraufzog. Nachdem Tirrhaka, wie es heißt durch einen Traum erschreckt, die Herrschaft über Aegypten aufgegeben hatte, folgte eine Zeit der Anarchie, aus der sich die gemeinsame Regierung zwölf vornehmer Aegypter erhob, unter denen Psammetich, ein Nachkomme der alten Königsfamilie, sich befand (die Dodekarchie). Diese Fürsten erneuten und erweiterten das Labyrinth, vielleicht um nach ägyptischer Sitte dadurch für eine gemeinsame Grabstätte zu sorgen. Endlich gelang es dem Psammetich, den Thron seiner Vorfahren allein zu besitzen.

Eines Tages waren die Dodekarchen in Memphis im Tempel beisammen, um ein Trankopfer zu bringen. Ein Priester theilte die goldenen Trinkschalen aus, und ein zweiter goß den Wein in dieselben. Als aber jener zu dem letzten in der Reihe, dem Psammetich, kam, fehlte ihm für diesen eine Schale, weil er aus Versehen nur 11 mitgebracht hatte. Doch Psammetich half der Verlegenheit schnell ab, indem er seinen ehernen Helm vom Haupte nahm, ihn mit Wein füllen ließ, und so das Trankopfer verrichtete. Da erinnerten sich die andern Zwölfherrscher eines Orakels: derjenige von ihnen, der bei einem Fest im Tempel aus einer ehernen Schale das Trankopfer verrichten würde, werde sich zum Alleinherrscher aufwerfen. Damit dies nun nicht geschehe, schickten sie ihn nach den morastigen Gegenden Nieder-Aegyptens, wo der Nil ins Meer mündet. Hier wurde ihm die Weissagung: es würden eherne Männer aus dem Meere zu seiner Rache emporsteigen. Wirklich landeten bald Seeräuber aus Griechenland und Klein-Asien, die sich von ihm bereden ließen, in seine Dienste zu treten. Mit ihrer Hülfe überfiel er die 11 Dodekarchen, nahm ihnen ihre Gewalt, und machte sich zum Alleinherrscher des

ganzen Aegyptens. Dies mag ums Jahr 650 geschehen seyn. Erst von da an wird die Geschichte dieses Landes etwas gewisser.

Psammetich (Psammuthis) 650—610. Da die Priesterkaste ihn haßte, so behielt er die griechischen Krieger als Söldner bei sich, und wies ihnen an der pelusinischen Mündung einen Wohnsitz an, wo sie ein Lager (Stratopedon) erbauten. Auch landeten Mylesier, denen er an der sebenitischen Mündung eine Burg zu erbauen erlaubte, aus welcher nachher Naukratis entstand. Als er Syrien angriff, und dabei die griechischen Soldaten bevorzugte, verließen die einheimischen Krieger (200,000) Aegypten, und ließen sich in Meroë nieder. Nun öffnete er allen fremden Kaufleuten die Häfen, ließ die Kinder vornehmer Aegypter die griechische Sprache lernen, und gestattete den Griechen großen Einfluß. Dennoch scheint die Kriegsmacht durch jene Auswanderung sehr geschwächt worden zu seyn; denn die Belagerung der griechischen Gränzfestung Asdod oder Azotus dauerte 29 Jahre. Von Psammetich an ist Saïs in Unter-Aegypten die Residenz der ägyptischen Könige geworden.

Necho oder Nekhao, sein Sohn (610—594) setzte die Pläne jenes fort, ließ zwei Flotten bauen, eine auf dem rothen, die andere auf dem mittelländischen Meere, und verband diese beiden durch einen Canal, der von Dareios Hystaspis vollendet wurde und 4 Tagereisen lang war; er selbst ließ die Arbeit abbrechen, weil 120,000 Arbeiter dabei umgekommen waren, und daher das Orakel abrieth. Die Umschiffung Afrika's von phönicischen Schiffern wurde ihm zugeschrieben. Weniger glücklich als zur See war er in seinen Landkriegen; er zog gegen die Juden, die damals schon unter Babyloniens Oberhoheit standen, schlug den König Josias bei Megiddo oder Magdolos, eroberte Jerusalem (Kadytis) und kam bis zum Euphrat. Aber hier bei Karchemisch (Kirkesion) erlitten die Aegypter durch Nebukadnezar eine große Niederlage und wurden nach Aegypten zurückgeworfen. Sein Sohn

Psammis (594—588) unbedeutend. — Apries (Uaphre), sein Sohn (588—563), wagte wieder auswärtige Unternehmungen. Er griff zur See Kypros und Phönicien an, eroberte Sidon und brachte große Schätze nach Hause. Aber gegen Kyrene, das er als Bundesgenosse der Libyer angriff, war er unglücklich. Die Krieger glaubten, er habe sie absichtlich der Niederlage ausgesetzt, weil er sie fürchte. Ein Theil empörte sich. Amasis, den er zu den Empörern gesandt, um ihnen Vorstellungen zu machen, ging zu ihnen über. Da schickte Apries den Patarbemis an sie, und verlangte des Amasis Auslieferung. Dieser aber gab eine verhöhnende Antwort, und da Patarbemis ohne Amasis zurückkehrte, ließ der König jenem die Nase und die Ohren abschneiden. Da empörte sich auch das Volk. Beide Theile trafen bei Momemphis zusammen. Des Apries Heer, das aus Joniern und Kariern bestand, wurde geschlagen, er selbst gefangen, und anfangs gut behandelt; endlich aber mußte ihn Amasis, weil das Volk es verlangte, hinrichten lassen; er wurde in Sais erdrosselt.

Amasis (563—525), von niederer Herkunft, aus Sais gebürtig, lebte freisinniger als die bisherigen ägyptischen Könige. Als man ihn tadelte, daß er nach der Arbeit des Tages sich am Abende mit seinen Freunden der Heiterkeit hingäbe und erholte, fragte er, ob denn ein Bogen immer gespannt seyn dürfe, und da er hörte, daß die Aegypter seine niedrige Herkunft tadelten, ließ er ein

goldenes Fußbecken in ein Götterbild umgießen, und es zur Verehrung ausstellen, indem er sein Schicksal mit dem jenes Bildes verglich. Er zeigte sich wider Erwarten als ein besonderer Freund der Griechen, und wies ihnen nicht nur Naukratis zur Niederlassung an, sondern erlaubte ihnen auch Tempel zu bauen. So nahmen Handel und Wohlstand unter ihm zu, und Aegypten erfreute sich einer sehr glücklichen Zeit. — Indessen waren zwischen dem Könige von Persien und Amasis Zerwürfnisse entstanden. Kyros von Persien nämlich hatte den Amasis um einen geschickten Augenarzt gebeten. Amasis schickte ihm einen solchen. Da dieser aber ungern sein Vaterland verlassen hatte, so warf er auf Amasis einen bittern Haß, und beschloß sich zu rächen. Er beredete des Kyros Sohn, den Kambyses, um die Tochter des Amasis zu werben, damit dieser, wenn er sie gäbe, gekränkt, Kambyses aber, wenn er sie nicht hergäbe, beleidigt würde. Amasis schwankte lange; denn er hielt es für unschicklich, seine Tochter nach Persien zu schicken, weil hier Vielweiberei herrschte. Endlich schickte er ihm des Apries Tochter, Nitatis, die er für die seinige ausgab. Als aber Nitatis den Betrug dem Kambyses entdeckte, war dieser voll Zorn, und beschloß einen Krieg gegen Amasis. Dazu kam, daß Phanes aus Halikarnaß, Befehlshaber der griechischen Miethtruppen in Aegypten, sich mit Amasis überwarf, nach Persien flüchtete, und dem Kambyses Rathschläge gab, wie er durch die arabische Wüste nach Aegypten gelangen könnte. Das Weitere von der Eroberung Aegyptens in der folgenden Periode.

3. Israeliten.

(Kanaan oder Palästina. Abraham. Isaak. Jakob und seine 12 Söhne. Joseph. Verpflanzung des Hauses Jakob nach Aegypten. Zug der Israeliten aus Aegypten nach Palästina unter Moses und Josua. Richter. Samuel. Saul, David, Salomo. Trennung des jüdischen und israelitischen Reichs unter Rehabeam und Jerobeam 976. Ahab, Isabel und Elias. Untergang von Israel unter Hosea durch Salmanassar von Assyrien 720. Untergang von Juda unter Jojakim, Jechonia und Zedekias durch Nebukadnezar von Babylon 600. Babylonisches Exil.)

Gleich neben Aegypten, jenseit des rothen Meeres, liegt die Halbinsel Arabien. Ueber derselben zieht sich ein Land längs dem mittelländischen Meere hin, bis nach Kleinasien. Dies Land wurde unten Kanaan oder Palästina, oben Syrien genannt. Ein schmaler Küstenstrich von Syrien hieß Phönicien.

Palästina wurde, wie Aegypten, in der Mitte von einem ziemlich großen Flusse durchströmt, dem Jordan. Zwar zeichnete er sich nicht, wie der Nil durch Ueberschwemmungen aus, dagegen aber dadurch, daß er nicht ins Meer, sondern in einen Binnensee, das todte Meer, fällt; welches keinen Ausfluß hat, und wegen seiner eigenthümlichen Beschaffenheit höchst merkwürdig ist. Hier lag sonst eine fruchtbare Gegend, mit Städten und Dörfern besetzt. Weil aber die Menschen von Grund aus böse waren, und sich von Gott nicht warnen ließen, so ließ Gott das ganze große Thal untergehen. Es entstand, da die Gegend voll Erdharz ist, durch einen niederfahrenden Blitz ein ungeheurer Erdbrand, welcher Alles, was hier wohnte, wuchs oder stand, verzehrte, und als das Feuer ausgebrannt war, sah man an der Stelle des sonst so blühenden Thales einen großen, 11 Meilen langen See. Recht sichtlich liegt noch

ein Fluch des Himmels auf dieser Gegend. Wenn andere Seen von blühenden Ufern und wohlbepflanzten Hügeln umgeben sind, Städte und Dörfer an ihnen liegen, und fleißige Fischer und Schiffer ihr Wesen an und auf dem Wasser treiben, so ist das hier Alles ganz anders. Das Wasser ist so sehr mit salzigen und harzigen Theilen vermischt, daß selbst die Kleider der Reisenden, die an seinem Ufer dann und wann hinziehen, von den Ausdünstungen des Wassers wie mit einer Salzkruste überzogen werden; und besonders des Morgens steigt eine dichte Wolke giftiger Dünste aus dem See auf. Grausenerregend ist der Anblick seiner Ufer. Die braunen Berge, die sie umgeben, sind von großen Spalten und Abgründen zerrissen; kein Baum, kein Strauch, kein Gras kommt hier fort. Selbst die Vögel vermögen nicht über das gifthauchende Wasser hinwegzufliegen und meiden die todte Oede. Von Menschenwohnungen ist keine Spur; kein Schiff befährt das unheilbringende Wasser; alles Leben scheint aus dieser Gegend geflohen zu seyn. Mit Recht heißt daher der See das todte Meer.

Das Volk der Israeliten war zwar nur ein kleines, an sich unbedeutendes Völkchen; aber der Segen Gottes, der sichtlich auf ihm lag, wenn es sich an ihn hielt, und der Glaube an Einen Gott, der sich bei ihm erhalten hatte, machen es recht merkwürdig.

Ungefähr 2000 Jahre vor Christus lebte in Mesopotamien, zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris ein Nachkomme Noah's, Thara mit Namen. Dieser hatte 3 Söhne: Abraham, Nahor und Haran. Der letzte starb vor dem Vater und hinterließ einen Sohn, Lot. Thara aber verließ sein Vaterland, vielleicht aus Schmerz über den Verlust des geliebten Sohnes, und wollte sich in Kanaan niederlassen, starb aber auf der Reise im Lande Haram am Euphrat. Abraham setzte mit seiner Frau Sara und seinem Brudersohne Lot die Reise fort, und ließ sich in Kanaan, in der Nähe von Sichem, nieder, aber getrennt von den heidnischen Einwohnern, die er hier vorfand; so wollte es Gott, damit in seinem Hause der Glaube an Einen Gott erhalten würde; denn schon fing man an, andere Götter anzubeten. Wegen eines Mißwachses reiste er nach Aegypten, wurde vom Könige in Memphis gut aufgenommen, und, mit Vieh reichlich beschenkt, wieder entlassen. Gott segnete ihn recht sichtlich; seine Heerden, in denen sein Reichthum allein bestand, mehrten sich so, daß unaufhörlich Streit entstand zwischen den Hirten Abrahams und Lots. Da schlug Abraham diesem vor, sich von ihm zu trennen. „Siehe!" sprach er: „alles Land steht dir offen; wähle eine Gegend, welche du willst." Lot wählte sich die damals fruchtbare Gegend Siddim, wo jetzt das todte Meer ist, und ließ sich in Sodom nieder, während Abraham im Thale Mamre bei Hebron sich niederließ. Aber die Menschen waren hier böse, und Gott beschloß, sie zu vertilgen. Blitze entzündeten die mit vielem Erdpech angefüllte Erde; es entstand ein großer Erdbrand, die Städte verbrannten, alle hier wohnenden Menschen gingen unter; nur Lot allein mit seinen Kindern rettete sich, von Gott gewarnt. Seine Frau dagegen, die zu lange verweilte, wurde vom Unglück ereilt, und man fand sie späterhin von einer Salzkruste überzogen.

Abraham hatte die Verheißung von Gott erhalten, daß seine Nachkommen so viele seyn sollten, wie der Sterne am Himmel, und doch hatte es dazu

keinen Anschein, da er noch keinen Sohn hatte. Aber Gott ist kein Ding unmöglich. Noch im hohen Alter bekam Sara einen Sohn, der Isaak genannt wurde, und so war die erste Verheißung erfüllt. Als Isaak heranwuchs, befahl Gott seinem Vater, um dessen Gehorsam zu prüfen, mit dem Knaben 3 Tagereisen weit auf den Berg Moria zu gehen, und ihn zu opfern. Der fromme Abraham gehorchte augenblicklich, weil Gott in allen, auch den schwersten Dingen zu gehorchen heilige Pflicht ist. Aber in dem Augenblicke, als er das Opfermesser ergriff, belehrte ihn eine himmlische Erscheinung, daß Isaak erhalten, und ein Widder, der sich in der Nähe zeigte, geopfert werden sollte. — Als Abraham alt war, verheirathete er Isaak, der schon Ackerbau anfing, mit Rebecca, einer Tochter Bethuels, der ein Sohn Nahors war, und im Lande Mesopotamien zwischen dem Euphrat und Tigris (über Chaldäa) wohnte. Mit ihr hatte Isaak zwei Söhne, Esau und Jakob. Als beide heranwuchsen, wurden sie uneinig; denn der listige Jakob brachte den ältern Bruder um die damals wichtigen Rechte der Erstgeburt, indem er dem hungrig von der Jagd zurückkommenden Bruder unter keiner andern Bedingung sein Linsengericht abtreten wollte. Noch größer wurde die Feindschaft, als Jakob durch einen schändlichen Betrug den besten Segen des alten blinden Vaters Isaak sich verschaffte. Das konnte ihm Esau nicht vergessen, und trachtete ihm nach dem Leben. Jakob zog daher eilends fort aus dem väterlichen Hause, und floh nach Mesopotamien zu Rebecca's Bruder, Laban, der ihn freundlich aufnahm. Laban hatte zwei Töchter, Lea und Rahel. Jakob diente ihm 14 Jahre, und nahm beide zu Frauen; denn der Morgenländer hält es für erlaubt, mehrere Frauen zu nehmen. Da sich nun Jakobs Heerden sichtlich mehrten, wurde Laban neidisch auf ihn, so daß Jakob für räthlich hielt, ins Vaterland mit Heerden und Knechten, Weibern und Kindern zurückzukehren. Esau, vor dem er sich mit Recht fürchtete, erfuhr seine Rückkehr, zog ihm freundlich entgegen, und versöhnte sich edelmüthig mit ihm. Doch ließ das böse Gewissen dem Jakob keine Ruhe; er traute dem eigenen Bruder nicht, und trennte sich wieder von ihm.

Jakob hatte 12 Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin. Die beiden jüngsten liebte er aber vor allen, weil sie seiner Rahel Kinder waren, besonders den schon zum Jüngling herangewachsenen Joseph. Dadurch wurde dieser übermüthig, suchte sich über seine älteren Brüder zu erheben, und diese konnten daher den naseweisen Bruder nicht leiden. Als er einst vom Vater auf das Feld weithin geschickt wurde, um nach ihnen zu sehen, hielten diese Rath, ihn zu tödten. Ruben warnte sie, nicht Blut zu vergießen, und schlug vor, ihn in eine wasserleere Cisterne zu werfen, von dort wollte er ihn heimlich herausziehen und zum Vater zurückschicken. Aber noch ehe dies möglich war, verkauften ihn die andern Brüder an vorüberziehende midianitische Kaufleute, die ihn, alles Weinens ungeachtet, nach Aegypten fortführten, während die schändlichen Brüder dem alten Vater Jakob den in Blut getauchten Rock Josephs schickten. „Diesen Rock haben wir gefunden," ließen sie ihm sagen: „siehe zu, ob es deines Sohnes Rock sey oder nicht." Da glaubte Jakob, ein wildes Thier habe seinen Joseph zerrissen, und überließ sich gränzenlosem Schmerze.

Joseph wurde in Aegypten an Putiphar, einen Kämmerer des Pharao von Aegypten*), verkauft, und diente ihm treu. Aber Putiphars böses Weib verleumdete ihn bei seinem Herrn, und dieser ließ ihn ins Gefängniß werfen. Hier saß er zwei Jahre zusammen mit dem Oberbäcker und dem Obermundschenk des Königs. Beide träumten in einer Nacht einen Traum, der sie besorgt machte, weil man damals an Träume glaubte, und Gott sich auch wirklich manchmal der Träume bediente, den Menschen seinen Willen zu offenbaren. Joseph legte beiden den Traum aus, und siehe da! seine Weissagung traf ein. Nach geraumer Zeit hatte auch der König einen bedenklichen Traum. Er sah aus dem Nil 7 schöne, fette Kühe aufsteigen, welchen 7 häßliche, magere Kühe folgten. Die magern aber fraßen die fetten auf; doch blieben sie mager wie zuvor. Auch sah er 7 schöne volle Aehren, die wurden von 7 dürren Aehren verschlungen. Da kein Traumdeuter den Traum auslegen konnte, fiel dem indessen wieder zu Gnaden angenommenen Obermundschenken der noch immer im Gefängniß schmachtende Joseph ein. Der König ließ ihn holen, und dieser deutete ihm den Traum: es würden alsbald 7 reiche Jahre eintreten; denen aber würden 7 magere Jahre folgen, und er rieth dem Könige, in den fruchtbaren Jahren die Speicher zu füllen, damit es zur Zeit der Dürre nicht an Brod fehlen möchte. Diese Rede behagte dem Könige so, daß er ihn sogleich über das Land setzte, damit er das ausführe, was er soeben angerathen hatte. So wurde er aus einem armen gefangenen Sclaven der erste Minister des Königs. Die ganzen 7 reichen Jahre hindurch schüttete er große Kornvorräthe auf, so daß es während der 7 dürren Jahre in Aegypten keinen Mangel gab.

Aber die benachbarten Länder erlitten dieselbe Dürre, und da sie keinen Joseph hatten, so hatten sie auch nicht gespart, und litten nun große Hungersnoth. Auch in Kanaan war dieser Mangel. Jakob sandte daher, als er von dem Vorrath in Aegypten hörte, seine 10 ältesten Söhne hin, Korn zu kaufen. Joseph erkannte sie wohl, sie ihn aber nicht, und er konnte sich nicht enthalten, sie, ehe er sich ihnen zu erkennen gäbe, zu ängstigen. Er that daher, als hielte er sie für Kundschafter, und warf einen von ihnen (Simeon) ins Gefängniß, bis die andern mit dem Bruder Benjamin zurückkämen. Ungern ließ der alte Jakob, als die gekauften Vorräthe verzehrt waren, seinen liebsten Sohn mit ihnen ziehen. Aber noch war die Verstellung Josephs nicht zu Ende; erst als er ihre Angst aufs Höchste getrieben hatte, öffnete er die Arme, und rief: „Ich bin ja Joseph, euer Bruder! kennt ihr mich denn nicht mehr? Euer Bruder, den ihr nach Aegypten verkauftet! „Wer beschreibt den Schreck der Brüder, da sie nun seine ganze Rache fürchten mußten, aber auch ihre Freude, als er ihnen herzliche Vergebung ankündigte! „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht." Geschwind mußten sie nun nach Kanaan zurück, um den alten Vater mit seiner ganzen Habe nach Aegypten zu holen, wo ihm Pharao einen besonderen Landstrich, das Ländchen Gosen, zum Aufenthalt anwies. Als aber Joseph seinen Vater wiedersah, fiel er ihm

*) Welcher König es gewesen sey, läßt sich bei den abweichenden Ansichten über die ägyptische Geschichte nicht mit Bestimmtheit sagen. Sesortesen wird angegeben um 1800; Andre nennen Sethos einige Jahrhunderte später. Im ersteren Falle war Joseph zur Zeit der Hyksos in Aegypten, im andern Falle nach ihrer Vertreibung.

um den Hals, und weinte lange. „Nun will ich gern sterben," rief Jakob: „da ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebst!" — Jakob war schon 130 Jahre alt. Als er starb, beweinte ihn Joseph aufrichtig. Die Brüder aber fürchteten, nun würde sich Joseph an ihnen rächen, und baten ihn nochmals um Verzeihung. Da weinte Joseph über ihre Besorgniß und sprach: „Fürchtet euch nicht; ich stehe auch unter Gott; ich will euch versorgen und eure Kinder!"

So lange Joseph lebte, ging es seinen Brüdern und deren Nachkommen gut. Als er aber gestorben war, und ein anderer Pharao über Aegypten herrschte, wurden sie von den thebischen Königen sehr gemißhandelt. Denn die Israeliten — so hießen nun Abrahams Nachkommen — wurden so zahlreich, daß Pharao fürchtete, sie möchten den Aegyptern gefährlich werden, und sich wohl zu ihren Feinden schlagen. Darum wurden sie gezwungen, schwere Arbeiten zu verrichten, Ziegel zu brennen, und Städte (Pithon oder Pathumos, und Raamses) zu bauen. Dennoch mehrte sich — Gott hatte es ja dem Abraham also verheißen — ihre Zahl immer mehr, und nun befahl Pharao seinen Leuten, alle neugebornen Söhne der Israeliten ins Wasser zu werfen.

Um das Jahr 1500 vor Christus*) bekam Jochebeth, die Frau Amrams, eines Israeliten, einen Sohn, den sie 3 Monate glücklich vor den Augen der Aegypter verbarg. Da dies aber nicht länger möglich war, so legte sie ihn in ein Kästchen, und setzte ihn ins Schilf am Nilufer aus. Hier fand ihn des Königs Tochter, nahm ihn mit sich und erzog ihn, so daß er am königlichen Hofe einen sorgfältigen Unterricht erhielt. M o s e s (Moyses oder Moscheh) — so hieß der Knabe — wuchs zum Manne kräftig heran. Einst sah er, wie ein Aegypter einen Israeliten mißhandelte; er stand dem letzteren bei, und war so unglücklich, den Aegypter durch einen Schlag zu tödten. Sich vor der Strafe fürchtend, floh er aus Aegypten nach Midian, unfern der Gränze Kanaans, wo er die Heerden eines Häuptlings, des Jethro, hütete, dessen Tochter er heirathete. Hier erhielt er von Gott den Befehl, mit seinem Bruder A a r o n zum Pharao zu gehen, und die Erlaubniß, sein Volk aus Aegypten nach Kanaan zu führen, zu begehren. Aber Pharao schlug ihnen diese Bitte nicht nur ab, sondern legte den Israeliten noch schwerere Arbeit auf, damit ihnen die Lust zu anderen Dingen verginge. Aber Gott sandte, um das Herz Pharao's zu erweichen, allerhand Landplagen über Aegypten: Frösche, Ungeziefer, Seuchen, Hagel, Heuschrecken, u. s. w. Alles vergebens. Da ließ Gott in jedem Hause der Aegypter, vom Könige an bis zum geringsten Manne, den ältesten Sohn in e i n e r Nacht hinsterben, ebenso die Erstgeburt jedes Thieres. Jetzt ließ der König, von Schrecken ergriffen, den Israeliten sagen, sie möchten von hinnen ziehen sammt und sonders, mit allem ihren Vieh. Geschwind eilten sie von dannen, ein Heer von 600,000 Mann zu Fuß, außerdem die Weiber und Kinder; doch waren viele Fremde darunter, die sich dem Zuge anschlossen. Die Stadt Raamses war Versammlungsort. Aber es gereute Pharao bald; er zog ihnen eilig nach, und als er ans rothe Meer kam, eilten die Israeliten vor seinen Augen durch das seichte Wasser hindurch; er aber, als er ihnen nachfolgen wollte, ertrank mit seinem ganzen Heere in der Fluth.

---

*) Also 500 Jahre nach Abraham, und 250 Jahre nach Joseph

Vierzig Jahre lang zog nun das israelitische Volk in der Wüste umher. Denn Gott wollte, daß erst die alten, in Aegypten verdorbenen Israeliten aussterben sollten, ehe das folgende Geschlecht in Kanaan einzöge. Dies Land hatte er ihnen verheißen; darum wird es auch das gelobte (versprochene) Land genannt. Als Moses an den Berg Sinai kam, offenbarte sich ihm Gott, und schrieb ihm die Gesetze vor, die das Volk fortan befolgen sollte. Diese Gesetzgebung Moses hatte große Vorzüge vor der Religionsverfassung aller andern alten Völker, und ihre Unvollkommenheiten, deren sie auch noch viele an sich trug, lagen in der Beschaffenheit des israelitischen Volkes, welches für eine vollkommenere Lehre noch nicht empfänglich war. Die Lehre: „es ist ein Gott! er ist der Schöpfer und Herr aller Dinge!" lag allen übrigen Geboten zum Grunde, und damit sein Volk sich nicht durch das Beispiel der umwohnenden Völker zum Götzendienst hinreißen lasse, sollte es von ihnen möglichst abgesondert bleiben. Darum gab er ihm so viel Gebräuche, die es von den andern Völkern trennten; darum befahl er, die Israeliten sollten, wenn sie nach Kanaan kämen, alle Einwohner todt schlagen. Das thaten sie nun zwar nachher nicht; aber die Folgen dieser Nachsicht blieben nicht aus. Die andern Völker in Kanaan ließen die Israeliten Jahrhunderte lang nicht zur Ruhe kommen, und verleiteten sie oft zum Götzendienst. Moses war ein höchst weiser, achtungswerther Mann; nur sind seine Gesetze nachher von unverständigen Menschen oft gemißdeutet worden. Gewiß glaubte er nicht, daß Gott den Genuß mancher Speisen ungern sähe; aber er verbot sie ihnen, damit ihnen dadurch erschwert würde, mit andern Völkern zusammenzuleben. Daher sind auch die Juden bis auf unsere Tage ein unvermischtes Volk geblieben. In derselben Absicht befahl er auch, daß das ganze Volk nur einen einzigen gemeinschaftlichen Tempel haben sollte; sonst hätten sie ja leicht mit andern Völkern opfern können. Damit sie nie vergäßen, daß sie nur Ein Volk wären, verordnete er: alle erwachsene Mannspersonen sollten an den drei hohen Festen jährlich an dem Orte zusammenkommen, wo der Haupttempel stand, und gemeinschaftlich zu Gott opfern. Moses dachte gewiß nicht so kleinlich, daß er den jüdischen Ceremoniendienst für die Hauptsache bei der Gottesverehrung gehalten hätte; aber er mußte ihn wohl einführen, um die Absonderung von den andern Völkern zu bewirken. Für seine Zeit war seine Gesetzgebung also gewiß zweckmäßig.

Schon in der Wüste fingen die Israeliten an, an Gottes Hülfe zu verzweifeln, nnd sich zu den Götzen zu wenden, welche von den Aegyptern verehrt wurden. Aber Gott wollte, daß der Glaube an ihn, den Einigen, bei dem israelitischen Volke erhalten würde; darum ließ er immer wieder kraftvolle, gottbegeisterte Männer unter ihnen auftreten, welche den Götzendienst zerstörten und den Dienst des einigen Gottes wieder herstellten, der in einem tragbaren Tempel, der Stiftshütte, verehrt wurde.

Moses hatte übrigens Kanaan nicht betreten. Er starb, 120 Jahre alt, noch in der Wüste, und erst Josua führte das Volk in das gelobte Land hinein. Nach manchem Kampfe wurde es den dort wohnenden Völkern abgerungen. Zuerst, im 40. Jahre nach der Auswanderung, eroberte man, nachdem man die Midianiter, Ammoniter und Moabiter bezwungen hatte, einen für Viehweide fruchtbaren Strich in Gilead (östlich vom Jordan), und Moses gab ihn den Stämmen Ruben, Gad und dem halben Stamme Manasse. Von da

gingen die Israeliten westlich, vom todten Meere nördlich, über den Jordan auf die rechte Seite dieses Meeres, eroberten Jericho, besiegten die Amoriter (s. Buch Josua: „Sonne, stehe still!" Jos. 10, 12.), und nun theilten sich die andern 9½ Stämme in das westliche Land. Sie führten die Namen von 10 Söhnen Jakobs und 2 Söhnen Josephs (Ephraim und Manasse); nur der Stamm Levi erhielt keine Ländereien, aber dafür den zehnten Theil der Landeserzeugnisse, damit er Zeit behielte, die Opfer und andern gottesdienstlichen Gebräuche abzuwarten.

Die Israeliten waren ein veränderliches Volk. Oft ließen sie sich verleiten, die Götter der Landesbewohner mit anzubeten. Schickte ihnen dann Gott einen Krieg oder ein anderes Unglück, dann wendeten sie sich wieder zu ihm, und baten um seine Barmherzigkeit. Diese erwies ihnen Gott auch wirklich recht oft, und erweckte jedes Mal, wenn sie von Feinden umdrängt waren, kraftvolle Männer, welche das Volk anführten, und es von den Feinden befreiten. Diese Männer werden Richter (Schophetim), 14 an der Zahl genannt (Gideon, Jephtha, Simson u. A.). Aber es war im Ganzen eine unglückliche Zeit; denn da eigentlich Keiner zu gebieten hatte — die Richter geboten nur, so lange es Krieg war — so that Jeder, was ihm beliebte, und Einer verehrte Gott auf den Höhen der Berge, ein Anderer im Heiligthume der Stiftshütte, ein Dritter wieder betete die heidnischen Götzen an. Oft wurden sie von den umwohnenden heidnischen Völkern besiegt und beherrscht. So standen sie 8 Jahre unter dem Könige von Mesopotamien, Kusan Risathaim, bis der Richter Othniel oder Athniel sie befreite. Vierzig Jahre später kamen sie unter den König der Moabiter, Eglon, dem die Ammoniter und Amalekiter beistanden, und unter dem sie 18 Jahre lang blieben, bis Ehud den Eglon erschlug.

Nach achtzigjähriger Ruhe erhob sich Jabin, König der Kananiter, gegen sie. Zwanzig Jahre standen die Israeliten unter Jabin. Da begeisterte die Prophetin Debora den Feldherrn Barack. Der kananitische Feldherr Sissera wurde am Berge Tabor geschlagen, und da er auf der Flucht in eine Hütte einkehrte, von einer kananitischen Hirtin, Jaël, erschlagen. Darauf wurden die Israeliten 7 Jahre lang von den nomadischen Midianitern, Amalekitern und andern arabischen Stämmen beunruhigt. Gideon aus dem Stamme Manasse besiegte sie mit nur 300 Mann (Gideon in Sucoth und Pnuel). Sebah und Zalmuna, Könige der Midianiter (Buch der Richter, Kap. 7 u. 8). Nach 40 Jahren drängten die Ammoniter von Osten her, während die Philister von Südwesten her Einfälle machten. Da die südlichen Stämme nicht länger an jene den Tribut bezahlen wollten, wählten sie den Jephtha, der früher einen Schwarm Araber angeführt hatte, zum Anführer. Jephtha gelobte, wenn er siege, das Erste, was ihm aus seinem Hause entgegen komme, dem Herrn zu opfern, und da ihm auf dem Siegeszuge seine einzige Tochter glückwünschend entgegenkam, wurde sie schonungslos geopfert. Gegen die Philister zog nun Simson zu Felde, und erfocht 20 Jahre lang manche Siege über sie, bis er durch Delila's Verrätherei fiel (Buch der Richter, Kap. 13 ff.).

Schon unter Simson war Eli zugleich Richter und Hoherpriester; aber er war ein schwacher Mann. Er hinderte nicht, daß seine Söhne Hophni und Pinehas das Volk drückten und beraubten. Vergebens warnte Samuel (1100), der schon als Kind zum Tempeldienst angelernt wurde, und verkündigte göttliche Strafen. Die Israeliten zogen noch einmal aus gegen die Philister,

und nahmen ihre Bundeslade mit, die von Eli's Söhnen begleitet wurde. Aber sie wurden wieder geschlagen, die Söhne Eli's getödtet, und die Bundeslade fiel in die Hände der Feinde (1. Sam. 4 u. f. w.). Eli wurde vom Schlage gerührt; aber die Philister brachten die Bundeslade bald wieder zurück, weil sie ihnen Unglück gebracht hatte. Samuel berief das Volk nach Mizpah zu einem Landtage, sprach ihm Muth ein, verhieß den göttlichen Schutz, und wirklich wurden die Philister mehrmal geschlagen, so daß die Israeliten Ruhe hatten, so lange Samuel an der Spitze stand. Dieser richtete auch Prophetenschulen ein. Samuel übergab im Alter seinen ihm ungleichen Söhnen, Joël und Abiah, das Richteramt; aber sie verwalteten es ohne Gerechtigkeit. Daher verlangte das Volk ein Königthum.

Saul (1100—1050 v. Chr.), aus dem Stamme Benjamin, wurde von Samuel zum Könige gesalbt, ein tapferer, glücklicher Krieger. So lange er sich an Gott hielt, gelangen ihm alle seine Unternehmungen; aber als er sich an diesem versündigte, fehlte ihm der Segen Gottes, und Trübsinn und Seelenangst kam über ihn. Gott beschloß, die Herrschaft von seinem Hause zu nehmen, und ließ den jungen David von Samuel zum künftigen Könige heimlich salben. In einem Kriege mit den Philistern, einem Volke, welches zwischen Palästina und Aegypten wohnte, erschlug David den großen Goliath, und erwarb sich dadurch großen Ruhm. Saul aber wurde neidisch darüber, und verfolgte den frommen Jüngling, obgleich er ihm seine Tochter Michal zur Frau gegeben hatte, und Jonathan, Sauls Sohn, Davids Herzensfreund war. Zweimal zog er selbst gegen ihn zu Felde, und David hätte leicht den König fangen oder tödten können, wenn er nicht zu edel gedacht hätte, um sich an seinem Feinde zu rächen. Endlich kam Saul um in einer Schlacht gegen die Philister, und David wurde König (1050—1015). Er war ein Mann voll Gottesfurcht und Gottvertrauen, und die Psalmen, welche wir noch von ihm haben, sind voll religiöser Begeisterung. Er machte Jerusalem, das er den Jebusitern entriß, zur Hauptstadt des jüdischen Landes, ließ die Bundeslade dahin bringen, verbesserte den Gottesdienst durch Musik und Gesang, und nie war das Volk mächtiger als unter ihm. Die Feinde der Juden wurden bezwungen, und in Allem zeigte sich, daß Gott mit ihm sey. Aber auch David sündigte, und sogleich wendete sich Gott von ihm ab. Sein Feldherr Uria hatte eine Frau, Bathseba, welche dem Könige gefiel. Dieser befahl daher, daß Uria im Kriege an einen Posten gestellt würde, wo er umkommen mußte, und nun nahm er die Wittwe zur Frau. Recht schön erzählt die Bibel, wie Gott ihn durch den Propheten Nathan zur Erkenntniß seiner großen Sünde gebracht habe. Nathan kam zu ihm, und sprach: „Es war ein reicher Mann, der hatte viele Schafe und Rinder; aber es war auch ein armer Mann, der nur ein einziges kleines Schäfchen hatte; das zog er sorgsam auf mit seinen Kindern; es aß von seinem Tische, trank aus seinem Becher, und schlief auf seinem Schooße. Als nun der reiche Mann einen Gast bekam, wollte er seine Heerden schonen, nahm dem armen Mann das Schäfchen, schlachtete es, und richtete es dem Gaste zu." Als das David hörte, fuhr er im Zorne auf, und rief: „So wahr der Herr lebt! der Mann hat den Tod verdient, und er soll das Schaf vierfach bezahlen." Nathan aber sprach: „Du, du bist der Mann! So spricht der Herr, der Gott Israels: Ich habe dich zum Könige gesalbt über Israel, habe dich errettet aus der Hand

Sauls, habe dir ganz Israel gegeben, und wenn dies zu wenig ist, so will ich noch mehr hinzuthun; warum hast du solches Uebel gethan, und Uria gemordet, und sein Weib genommen? Darum wird nun Unglück über dich kommen." — „Ach!" sprach David: „ich bekenne, ich habe gesündigt wider Gott!" — „Gut!" antwortete Nathan, „weil du deine Sünde erkennst, wird dir Gott vergeben; aber zur Strafe für deine That wird das Kind der Bathseba sterben." Und so geschah es auch; nach 7 Tagen starb das Kind. Einen andern Kummer hatte David durch seinen ungerathenen Sohn Absalom, der die Herzen der Unterthanen vom Könige abwendig machte, und sich endlich gegen den eigenen Vater empörte. Gottlose Thaten bleiben nicht ungestraft; die Strafe folgte der schändlichen That auf dem Fuße nach. Absalom verlor eine Schlacht, blieb, als sein Maulthier mit ihm unter einer Eiche dahinlief, mit den Haaren in den Zweigen hängen, und wurde von Joab, Davids Feldhauptmann, erstochen. „Wehe!" rief der gute David, als er die Botschaft vernahm: „o Absalom! mein Sohn! mein Sohn! hätte ich doch für dich sterben können!"

Als David starb, wurde sein 20jähriger Sohn Salomo (1015—975) König, ein weiser und gottesfürchtiger Mann; darum war Gott auch mit ihm. Einst sprach zu ihm Gott im Traume: „Bitte, was ich dir geben soll!" Da antwortete Salomo: „Du hast an meinem Vater David große Barmherzigkeit gethan. Nun, Herr, mein Gott, du hast mich zum Könige gemacht über ein zahlreiches Volk, und ich bin noch jung und unerfahren, darum wollest du mir geben ein gehorsames Herz, daß ich dein Volk recht richten möge, und einen verständigen Sinn, daß ich wisse, was gut und böse ist." Das gefiel Gott so gut, daß er sprach: „Weil du dies bittest, und nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um das Verderben deiner Feinde, sondern um Weisheit und Verstand, so habe ich gethan nach deinen Worten, und habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben; dazu will ich dir auch geben, um was du nicht gebeten hast: Reichthum und Ehre, und wenn du wirst in meinen Wegen wandeln und meine Gebote halten, wie dein Vater David gethan hat, so will ich dir auch ein langes Leben geben." Seine Weisheit, von der auch seine 3000 Sprüche zeugen, war weit berühmt. Selbst aus Saba, im glücklichen Arabien, kam eine Königin mit großem Gefolge nach Jerusalem, und brachte ihm reiche Geschenke dar, blos um den weisen König kennen zu lernen. Seinen Bruder Adonia und dessen Feldherrn ließ Salomo tödten, weil sie, angeblich, neue Unruhen erregen wollten. Salomo hat den herrlichen Tempel in Jerusalem gebaut, eins der prächtigsten Gebäude des Alterthums. 160,000 Menschen mußten 7 Jahre daran arbeiten. Er stand auf der Spitze des Berges Moriah, und war von weißen Quadern aufgeführt, so daß, wenn die Abendsonne ihn erleuchtete, sein Glanz weithin strahlte. Auf dem Berge Zion, dem Tempelberge gegenüber, stand der königliche Palast, so daß Salomo täglich die Freude hatte, sein köstliches Werk zu beschauen. Er selbst weihte den Tempel ein, und sprach eine feierliche Rede vor dem Altar (1. Kön. 8.). „Meinet ihr auch," hieß es darin eben so wahr als schön, „daß Gott nur auf Erden wohne? Siehe! der Himmel, und aller Himmel Himmel fassen dich nicht; wie sollte es denn dies Haus thun, das ich gebaut habe? Nachmals erschien ihm Gott wieder und erneuerte ihm seine Verheißung: „Wenn du vor mir wandelst, wie dein Vater David gewandelt hat, mit rechtschaffenem Herzen und aufrichtig, daß du thust

Alles, was ich dir geboten habe, und meine Gebote hältst, so will ich bestätigen dein Königreich über Israel ewiglich. Werdet ihr euch aber von mir abwenden, ihr und eure Kinder, und nicht halten meine Gebote, und andern Göttern dienen, so werde ich Israel ausrotten aus dem Lande, das ich ihnen gegeben habe!" Eine furchtbare Drohung, die leider erfüllt wurde. Schon Salomo erfuhr, daß Gottes Verheißungen wahrhaftig sind. So lange er Gott treu diente, waren alle seine Thaten gesegnet, und es ging ihm sehr wohl. Er führte mehrere große Bauten aus (einen Sommerpalast Thadmor oder Palmyra in der syrischen Wüste, wo noch große Ruinen), stand mit allen auswärtigen Staaten in Verbindung, sandte Schiffe nach fernen Ländern, selbst von Elath und Eziongeber am rothen Meere aus, nach Arabien und Indien (Ophir), und führte einen im jüdischen Lande nie gesehenen Luxus ein. Aber der große Aufwand machte drückende Steuern nöthig; die Despotie hatte sich immer mehr ausgebildet, und nachmals ließ er sich durch seine heidnischen Frauen, deren er viele hatte, verleiten, zuzugeben, daß sie fremden Göttern Altäre errichteten. Darüber murrten die Leviten, und Propheten verkündeten ihm, daß das Königreich von seiner Familie genommen werden sollte. Jerobeam, ein ehrgeiziger Mann, vereinigte die Unzufriedenen zu einer Verschwörung; aber sie wurde entdeckt, und er floh nach Aegypten.

Als Salomo starb, hoffte sein Sohn Rehabeam König über ganz Israel zu werden. Doch nur die Stämme Juda und Benjamin erkannten ihn an. Die andern 10 Stämme schickten Abgeordnete nach Sichem und baten, milder zu regieren, als sein Vater zuletzt regiert hatte; er aber drohte ihnen, sie noch strenger zu beherrschen. „Hat mein Vater euch mit Ruthen gepeitscht, so will ich euch mit Geißeln züchtigen." Darauf fielen die 10 nördlichen Stämme von ihm ab und wählten den Jerobeam zu ihrem Könige. Rehabeam schickte einen Gesandten an die Rebellen, aber sie steinigten diesen und nun floh jener nach Jerusalem und bewaffnete seine Anhänger.

So zerfiel das Reich in zwei ungleiche Theile. Das südlichere hieß das jüdische, und hier war Jerusalem die Hauptstadt, wo Rehabeam regierte. Das nördlichere aber hieß das israelitische. Seine Könige wohnten in Sichem, späterhin in Thirza, zuletzt in Samaria. In jedem Reiche regierten ungefähr 20 Könige. Im Allgemeinen war das Reich Juda glücklicher; denn während in Israel ein König den andern zu stürzen pflegte, folgte in Juda in der Regel der Sohn auf den Vater, weil alle aus der Familie Davids waren. Auch verblieben die meisten Könige Juda's bei dem Dienste Jehovah's; die Könige Israels dagegen blieben Jehovah, dem sie in Beth-El und Dan Tempel errichtet hatten, selten treu. Die benachbarten Völker (Syrer und Assyrer) machten unaufhörliche Einfälle, und nur mit Mühe konnten sich Juden und Israeliten ihrer erwehren; denn Gott hatte ihnen seinen Segen entzogen, weil sie unter sich uneinig waren.

Unter den Königen Israels war keiner berüchtigter, als Ahab und seine Frau Isabel. Diese, eine phönicische Prinzessin, führte die Verehrung des Baal mit Menschenopfern ein, machte sich vieler Gewaltthätigkeiten schuldig (Naboths Weinberg 1. Buch der Könige Kap. 21.) und verfolgte die Propheten. Da sprach der Prophet Elias den Fluch Gottes über sie und Ahab aus, und beide starben eines kläglichen Todes (circa 900).

Endlich schlug für das Königreich Israel die Stunde des Untergangs. Der ums J. 750 regierende König Israels, Pekah, hatte sich unkluger Weise mit dem Könige von Syrien, Rhezin, verbunden, um das jüdische Reich zu erobern. Wirklich wurde der König dieses Landes, Ahas, besiegt, und Syrer und Israeliten rückten vor Jerusalem. In dieser Noth schickte Ahas nach Assyrien, und versprach dem Könige Tiglath Pilesar einen Tribut, wenn er ihm zu Hülfe komme. Tiglath kam, eroberte Damaskos, tödtete den syrischen König, nahm den größten Theil von Israel ein, und führte einen großen Theil der Israeliten in entlegene Provinzen. Aber er zog auch vor Jerusalem, weil Ahas den Tribut nicht zahlte, und zwang diesen, ihm die Tempelschätze auszuliefern. Tiglath ließ indessen das Reich Israel bestehen, da ihm der neue König Hosea, der den Pekah ermordet hatte, Tribut versprach. Aber er hielt nicht Wort. Da erschien der neue König von Assyrien, Salmanassar, vor Samaria, eroberte die Stadt 722, nach dreijähriger Belagerung, und führte den König mit den vornehmsten Einwohnern nach Mesopotamien und Medien. Nur wenige blieben im Lande wohnen, und Leute von verschiedenen andern Völkern Asiens nahmen die verlassenen Wohnungen ein. Aus diesen gemischten Einwohnern entstanden die Samariter, die also weder rechte Juden, noch rechte Heiden waren, sondern bald Götzen, bald Gott anbeteten.

Einhundert und zwanzig Jahre länger hielt sich das jüdische Reich. Oft war es schon nahe daran, auch den Assyrern in die Hände zu fallen; doch Gott errettete es jedes Mal, weil sich der König von Juda im Gebet an ihn wandte. Aber vergebens hatten Jesaias und andere Propheten gewarnt, und zu eifrigerer Gottesverehrung ermahnt. Immer mißlicher wurde das Loos des kleinen Reichs, und immer wahrscheinlicher, daß es endlich ein Raub entweder Aegyptens oder Babyloniens, zwischen denen es lag, werden würde. Anfangs schien es, als wenn Aegypten obsiegen würde. Der König dieses Reichs, Necho, eroberte Juda in der Schlacht bei Megiddo 608, wo König Josia tödtlich verwundet wurde, und zwang den 18ten jüdischen König, Jojakim, ihm Tribut zu zahlen. Da aber Necho in der großen Schlacht bei Kirkesion am Euphrat alle seine Eroberungen in Asien einbüßte, fiel Juda den Babyloniern anheim. Der mächtige König derselben, Nebukadnezar, machte sich zum Oberherrn von Juda, und zwang den Jojakim und seinen Nachfolger Jechonia, ihn als solchen anzuerkennen. Da aber Jechonia sich unabhängig machen wollte, erschien Nebukadnezar zum zweiten Male. Erschrocken zog ihm zwar Jechonia mit den Vornehmsten seines Reichs entgegen, um durch demüthige Bitten die Strafe abzuwenden. Vergebens! Der Sieger führte ihn und die Angesehensten des Volkes in die Gefangenschaft nach Babylon ab. Hiermit begann 600 vor Christus das babylonische Exil, das 70 Jahr gewährt hat. Statt des fortgeführten Königs setzte Nebukadnezar einen Unterkönig, seinen Verwandten Zedekias, ein. Auch dieser war so thöricht, das Joch der Abhängigkeit abschütteln zu wollen, und verband sich dazu mit dem Könige von Aegypten, trotz der Abmahnung des Propheten Jeremias. Da zog Nebukadnezar zum dritten Male herbei, trieb die Aegypter von dannen, nahm die Stadt mit Sturm, verbrannte sie mit dem herrlichen Tempel, ließ Viele hinrichten, den Zedekias blenden und in Ketten abführen, und schleppte den

größten Theil des bei der frühern Einnahme zurückgelassenen Volkes nach Babylonien. So endete das jüdische Reich.

4. Syrer. — Mesopotamier. — Phönicier.

(Syrien oder Aram. — Mesopotamien. — Erfindung der Schifffahrt, des Glases, der Purpurfärberei. Anlegung von Karthago.)

Syrien oder Aram hieß zuerst alles Land, das südlich vom Libanon, westlich vom Mittelmeer, östlich vom Tigris, und nördlich vom Tauros begränzt wurde. Später verstanden die Römer darunter das Land, welches zwischen Phönicien, Palästina, dem Euphrat, Kappadocien und Cilicien lag. Der höchste Berg war (im Westen) der Kasios, auf dem ein berühmter Tempel des Jupiter. Der Berg Amanos war zwischen Cilicien und Syrien. Die größten Flüsse: Euphrat, der den Chaboras oder Mydonios aufnahm; Orontes, der am Libanon entspringt und ins Mittelmeer geht. Städte: Damaskos, am Fuße des Antilibanon, in einem fruchtbaren Thale. Emesa, bekannt durch den Dienst des Sonnengottes Heliogabalos, am Orontes, Seleukia, nahe an der Orontesmündung, von einem der Seleuciden erbaut. Baalbek oder Heliopolis, an der Quelle des Orontes, mit prachtvollen Ruinen. Antiochia, am Orontes, Hauptstadt unter den Seleuciden. Am Euphrat: Tiphsach oder Thapsakos.

Mesopotamien war das Land zwischen dem Euphrat und Tigris. Städte: Edessa. Haram, wo Abraham zuerst wohnte. Karchemisch oder Kirkesion, an der Mündung des Chaboras in den Euphrat. Nesibin oder Zoba am Mydonios.

Zwischen Kleinasien im Norden und Palästina im Süden, zwischen Arados bis Tyros, 25 Meilen lang, und nur 4—5 Meilen breit, erstreckte sich Phönicien, und Gebirge trennten es von Syrien. Hier wohnte ein fleißiges, unternehmendes, thätiges Völkchen, die Phönicier, und da sie nie darauf ausgingen, zu erobern, sondern ihre ganze Thätigkeit nur auf Handel und Fabriken richteten, so lebten sie gewöhnlich mit der ganzen Welt in Frieden, und jedes Volk bedurfte ihrer, theils zum Absatze der Erzeugnisse des Landes, theils zum Einkauf der Bedürfnisse. Längs der ganzen Küste lag Stadt bei Stadt, alle betriebsam, und in jeder zahlreiche Schiffe, die aus- und einliefen, um Waaren fortzuschaffen oder zu bringen. Kein Wunder, daß man diesem Volke die Erfindung der Schifffahrt zuschrieb. So viel ist wenigstens gewiß, daß es schon im grauesten Alterthume einen ausgebreiteten Seehandel trieb, der aber niemals thätiger gewesen zu seyn scheint, als ums Jahr 1200. Indessen, ob die Phönicier gleich den Ruhm haben, die größten Seefahrer im Alterthum gewesen zu seyn, so können sie doch darin nicht mit unsern heutigen Seefahrern verglichen werden, weil ihnen zwei wichtige Hülfsmittel dazu abgingen: der Compaß und die Seekarten. Sie mußten daher, sobald ein trüber Himmel ihnen die Gestirne verbarg, ängstlich an den Küsten hinfahren, immer in der Besorgniß, die Richtung zu verlieren, ein Verfahren, bei dem sie sehr leicht scheitern konnten. Große Seefahrten konnten sie daher nicht unternehmen. Sie befuhren vorzugsweise das mittelländische Meer, und hatten längs der Küste desselben eine Menge von Handelsstädten angelegt, unter denen keine bedeutender geworden ist, als Kar-

thago. Auch in Spanien, woher sie Gold, Silber und andere Metalle holten, hatten sie große Niederlagen; ja sie wagten sich sogar durch die Meerenge hinaus, und dann theils an der Westküste von Afrika hinunter, theils bei Portugal und Frankreich hinauf bis nach England, wo sie auf den kassiteridischen Inseln (jetzt Scilly- oder Sorlingische Inseln) Zinn holten. Den Bernstein haben sie auch in sehr früher Zeit als Handelsartikel gehabt und zu Schmucksachen verarbeitet; ob sie ihn direkt an der Bernsteinküste geholt oder durch Zwischenhandel erhalten haben, ist nicht ausgemacht. Daß Necho von Aegypten sogar Afrika durch phönicische Schiffer habe umschiffen lassen, ist schon erwähnt.

Während nun Einige von ihnen als rastlose Kaufleute von Land zu Land fuhren, und Waaren gegen Waaren umtauschten, saßen Andere daheim, verfertigten künstliche Fabrikate (Glas, Zeuge, Putzwaaren, Spielsachen u. v. A.), und sannen neuen Erfindungen nach. Mehrere solcher Erfindungen werden ihnen zugeschrieben, namentlich des Glases, der Purpurfärberei, der Buchstaben. Was das Glas betrifft, so verdankten sie diese Erfindung einem bloßen Zufalle. Ein phönicisches Schiff legte sich einst an der Küste von Palästina vor Anker, wo sich an der Mündung des Flüßchen Belus ein sehr feiner Sand befand. Die Schiffer stiegen aus, um zu kochen, und bereiteten sich aus einigen zufällig im Schiffe befindlichen Salpeterstücken eine Art von Heerd. Durch das Feuer aber wurde der Sand, der sich mit Asche und Salpeter vermischt hatte, geschmolzen, und als die Masse wieder hart wurde, lag — Glas da. Sie machten neue Versuche, und legten nun große Glasfabriken in Sidon und Sarephtha an. Aber zu Fensterscheiben und Spiegeln wurde es gar nicht, und zu Gefäßen nur wenig benutzt. Denn in den warmen Ländern vertraten Gardinen oder Laden die Stelle der Fenster; Spiegel machte man im Alterthume aus Metall, und auch die Gefäße wurden meist nur aus Thon oder auch aus Metall bereitet. Aber zu Putz- und Galanteriesachen und zur Austäfelung der Wände und Decken in Zimmern benutzten die Phönicier das Glas.

Eben so zufällig war die Art, wie sie auf die ihnen nachher so einträgliche Purpurfärberei kamen. Ein Hirte, so erzählt man, bemerkte den blutrothen Mund seines Hundes, und da er weiter nachforschte, fand er, daß das Thier Muscheln, die am Meeresstrande in Menge umherlagen, zerbissen hatte. Nun sammelte man sie sorgfältig, und färbte damit. Denn jede dieser Muscheln enthält eine kleine Blase, die mit einer herrlich rothen Farbe angefüllt ist. Es gab deren von allen Arten, vom dunkeln Violet bis zum schönsten Hochroth, und da man im Alterthum meist weiße Kleider trug, so pflegte man sie nun mit rothen Streifen zu versehen. Die Farbe war aber so theuer, daß nur Könige und Reiche ganz purpurne Kleider tragen konnten; die meisten mußten sich mit einem rothen Saum um das Kleid begnügen. In Tyros, der größten Stadt Phöniciens, waren die größten Purpurfärbereien.

Daß die Phönicier auch die Erfinder der Buchstaben wären, ist nicht so wahrscheinlich. Die Kunst zu schreiben war wohl schon weit früher in Indien und Aegypten zu Hause; da aber die Griechen die Buchstaben zuerst von den Phöniciern kennen lernten, so glaubten sie, diese wären auch die Erfinder davon.

Aber nicht nur mit den Waaren, welche ihr Land hervorbrachte, oder ihre Hände bereiteten, trieben die Phönicier Handel. Sie erhielten durch zahlreiche

Karawanen die Reichthümer Asiens und Afrika's; Gold und Silber, Edelgesteine, besonders Räucherwerk, welches bei den Opfern in so großer Menge aufging, Sclaven, Elfenbein, Straußfedern, Gewürze und unzählig Anderes mehr, luden diese Waaren auf ihre Schiffe, und indem sie dieselben an andere Völker absetzten, tauschten sie dafür die Erzeugnisse ihrer Länder ein, und hatten dabei einen beträchtlichen Gewinn.

Von ihrer Geschichte wissen wir wenig. Auch würde sie wohl nur wenige wichtige Veränderungen aufzuweisen haben. Städte: Arados, am Eleutheros, auf einer kleinen Insel. Tripolis bestand aus drei, besonders ummauerten Städten, die von Arados, Sidon und Tyros angelegt waren. Byblos. Berytos, wo unter den Römern eine hohe Schule, besonders für Rechtsgelehrsamkeit; jetzt Beiruth. Sidon, die älteste Stadt des Landes; viele Kunstarbeiten, besonders von Glas und Leinen; jetzt Saida. Sarephtha, Schmelzhütten. Tyros (jetzt Sur), seit Nebukadnezar, der sie zerstörte, auf einer Insel, die Alexander zu einer Halbinsel machte; Purpurfärbereien; doppelter Hafen; Tempel des Melkarth (tyrischer Hercules).

5. Babylonier, Assyrer, Meder.

(Nimrod. Ninos und Semiramis 2200. Ninive. Babylon. Sardanapal 888. Neu-Assyrien. Phul 780. Tiglath-Pilesar 740. Salmanassar 720. Sanherib 715. Asserhaddon 710. Babylonien. Nebukadnezar 600. Medisches Reich.)

Von der Geschichte dieser drei Völker, welche im vordern Theile von Asien um die Flüsse Euphrat und Tigris wohnten, hat man nur Bruchstücke, und auch ihre älteste Geschichte ist, wie bei allen Völkern, in Fabeln gehüllt. Hunderttausende von Jahren hinauf weisen diese Sagen; auch eine Alles bedeckende Fluth wird erwähnt, aus der nach der Gottheit Willen Xisuthros mit seiner Familie und den Arten der Thiere in einem Schiffe sich gerettet habe. Ob Babylonien oder Assyrien älter gewesen sey, weiß man nicht. Babylon soll von einem starken Helden, Nimrod, erbaut worden seyn, der vielleicht ums Jahr 2200 vor Christus gelebt haben mag.

Babylonien oder Chaldäa — doch wird zuweilen beides unterschieden, und dann der südlichste Theil am persischen Meerbusen mit Chaldäa bezeichnet — südlich von Mesopotamien, von dem es durch die aus Backsteinen erbaute medische Mauer getrennt wurde, hat flachen Boden. Da das Bette des Euphrat höher liegt als das des Tigris, so überschwemmt jener oft das Land, und das Wasser fließt dann zum Tigris ab. Um dem abzuhelfen, und allen Theilen des Landes den Vortheil der Bewässerung zu verschaffen, hatten die Babylonier Kanäle angelegt. Der größte, welcher beide Flüsse verband, war der Nahar Malka (Königskanal), der oberhalb Babylon, bei Seleukia, in den Tigris mündete und Schiffe trug. Ferner hatte man zur Aufnahme überflüssigen Wassers Seen, große Wasserbecken, zwischen beiden Flüssen angelegt. Dahin gehörte der See Vologesia, auch oberhalb Babylon, 10 Meilen im Umfange, mit einer steinernen Mauer eingefaßt Ferner ein anderer, 10 Stunden unterhalb Babylon, eigentlich Moräste, in welche der Kanal Pallakopas führte. Durch diese Wasserentziehungen wurde der Euphrat nach der Mündung zu so seicht, daß er sich zuletzt ganz verlor und in den Tigris überging, der nun

unter dem Namen Pasitigris in den persischen Meerbusen abfloß. Durch diese Bewässerungen wurde das Land sehr fruchtbar. An Steinen war großer Mangel; dafür bereitete man viel Ziegelsteine, die zum Theil gebrannt, zum Theil an der Sonne gedörrt, und meist durch Erdharz verbunden wurden.

In Assyrien, das in der ältesten Zeit mit Babylonien vereinigt war, lebte ungefähr um Nimrods Zeit, oder doch bald darauf, ein mächtiger König, Ninos. Mit einem tapferen Heere begann er seinen anfangs kleinen Staat zu regieren. Er unterwarf sich (circa 2200 Jahre vor Chr.) binnen 17 Jahren alles Land zwischen dem Nil und dem Indos, also auch Babylonien, Armenien und Medien. Er soll die Stadt Ninive erbaut haben, von deren ungeheurer Größe uns die alten Nachrichten so viel sagen, daß man es für Uebertreibung halten würde, wüßten wir nicht aus den noch jetzt stehenden großen Ruinen von Theben in Aegypten, daß die Alten Geduld, Lust und Kraft genug hatten, dergleichen Städteungeheuer zu erbauen. Man höre: Ninive hatte 12 deutsche Meilen im Umfange; die Mauern waren 100 Fuß hoch, und hatten eine solche Breite, daß oben wohl bequem drei Wagen neben einander fahren konnten. Auf der Mauer standen 1500 Thürme und jeder Thurm war 200 Fuß hoch. Zwar scheint es sonderbar, daß von einer solchen Stadt keine größern Ruinen übrig sind; aber man bedenke, daß sie, weil es hier an Bruchsteinen fehlt, meist aus Backsteinen, die zum Theil nur an der Sonne gedörrt waren, gebaut wurde; auch daß man die Gewohnheit hatte, die Materialien zu den späterhin in der Umgegend gebauten Städten von den bereits zerstörten zu nehmen. Nachdem Ninos Ninive erbaut, zog er mit einem ungeheuren Heere gegen Baktrien aus, und belagerte Baktra. Aber die Belagerung zog sich in die Länge, bis die Eroberung endlich durch die Klugheit und den Muth der Semiramis gelang. Sie war der Sage nach eine Tochter der Göttin Derketo, bei Askalon geboren, und von dieser ausgesetzt worden. Hier war sie durch Tauben mit Milch und Käse ernährt worden, bis der königliche Hirt Simmas sie fand und auferzog. Ein vornehmer Assyrer Menon hatte sie bei demselben gesehen und heirathete sie; nun aber nahm sie der König zur Gemahlin und Menon tödtete sich selbst.

Ninos herrschte auch über Babylonien, und Semiramis soll die Stadt Babylon erbaut, oder wahrscheinlich wohl nur erweitert und verschönert haben. Auch diese Stadt war von ungemeiner Größe und Schönheit. Die Mauern liefen in ein regelmäßiges Viereck zusammen; jede Seite war über 3 Meilen lang. Mitten hindurch floß der Euphrat und theilte die Stadt in zwei völlig gleiche Theile. Die Mauer, hundert Fuß hoch, war mit 250 Thürmen besetzt, und hundert eherne Thore führten in die Stadt. Die Straßen waren schnurgerade und durchschnitten sich in rechten Winkeln. Längs dem Flusse waren zwei lange Mauern errichtet, die so viele Thore hatten, als Straßen nach dem Flusse liefen. Ueber den Euphrat führte eine große, prächtige Brücke von ungeheurer Länge, mit einer hölzernen Decke, die abgenommen werden konnte. Auf jeder Seite stand ein königlicher Palast. Um ungesehen von dem einen zum andern gelangen zu können, ließ Semiramis einen Gang unter dem Bette des Flusses anlegen. Von ihren andern großen Bauwerken wird auch viel Rühmens gemacht. So stand neben der großen Brücke ein ungeheurer Thurm, der Belusthurm. Von einer 300 Schritte ins Gevierte haltenden Grundfläche

erhob er sich zu einer schwindelnden Höhe, und zwar so, daß 8 Thürme auf einander standen, der höhere aber immer etwas schmäler und niedriger war, als der untere. Ganz oben war eine Capelle für den Gott Belus, der hier für sich ein goldenes Bette und anderen goldenen Hausrath hatte, für den Fall, daß er einmal hier wohnen wollte. Noch berühmter sind die schwebenden Gärten der Semiramis. Darunter denke man sich hohe und ungeheuer dicke Mauern von ungleicher Höhe, die oben durch Gewölbe verbunden waren. Auf diese Decken war Erde in großer Menge geschüttet, so hoch, daß hier die Wurzeln der größten Bäume Raum hatten. Unterhalb waren Röhren angebracht, durch welche das Wasser zur Bewässerung des Gartens hinaufgeschafft wurde. So hatte Semiramis das Vergnügen, in einem Garten zu lustwandeln, der auf einer künstlichen Höhe stand. — Aber auch die größten Werke der Menschen zerfallen endlich. Vom Belusthurm sieht man noch 3 Absätze, 200 Fuß hoch. Zu Alexanders Zeit war der Belustempel schon in Verfall. Auf einer Ausdehnung von fast 10 deutschen Meilen ist die Ebene mit Trümmerhaufen und Ruinenhügeln bedeckt. In der eigentlichen Stadt am Euphrat sind kolossale Ruinen auf beiden Ufern. Zur Zeit der syrisch-makedonischen Könige erhob sich Seleukia als Hauptstadt, volkreich und ausgezeichnet durch Verkehr und Bildung. Gegenüber auf dem linken Ufer des Tigris ragte Ktesiphon hervor, später eine Residenz der parthischen Könige.

Assyrien war durch den Tigris von Mesopotamien und Babylonien getrennt, größtentheils eben und fruchtbar, aber durch die gedrückten Einwohner wenig benutzt. Das schon erwähnte alte Ninive lag an der Ostseite des Tigris (Mosul gegenüber).

Medien stieß an das kaspische Meer. Der nördliche Theil (Klein-Medien oder Atropatene) war viel gebirgiger als der südliche (Groß-Medien). Hier waren, besonders bei Nysa, große Weiden; daher berühmte Pferdezucht. Die edlen nysäischen Pferde waren weiß, schön gebaut und schnell. In Klein-Medien die Hauptstadt Gaza, Sommerresidenz der medischen Könige, jetzt große Ruinen. In Groß-Medien: Ekbatana, in deren Mitte die Burg auf einer Höhe von 7 Terrassen hinter einander.

Um das Jahr 888 soll das große assyrische Reich untergegangen seyn, indem der letzte König Sardanapal, ein weibischer Mensch, sich mit allen seinen Schätzen und Weibern verbrannte, weil er an seiner Rettung verzweifelte, als zwei seiner Statthalter, der Medier Arbáces und der Babylonier Bélesys, ihn in Ninive belagerten. Arbaces machte sich zum Könige von Assyrien, und vereinigte damit das Königreich Medien, das sich erst später wieder davon trennte und eigene Könige bekam; Belesys wurde König von Babylonien. So gingen also aus dem altassyrischen drei neue Staaten hervor, die bald neben einander existirten, bald einander einverleibt waren: das neu-assyrische, babylonische und medische Reich.

Im neu-assyrischen Reiche folgten mehrere Könige auf einander, welche mit den Reichen Israel, Syrien und Phönicien häufige Kriege führten. Sie hießen Phul (780), Tiglath-Pilèsar (740), Salmanassar (720), Sanherib (715), und Assarhaddon (710). Unter diesen fünf Königen, die zusammen etwa 70 Jahre regierten, war Salmanassar, der 722 das israelitische Reich stürzte, und Phönicien eroberte, der mächtigste. Unter San-

herib (Sanacháribos) fing das Reich allmälig zu sinken an. Medien riß sich los, bald auch andere unterworfene Völker. Hiskias von Juda wollte keinen Tribut bezahlen; da fiel Sanherib zwei Mal in Juda ein, und zog selbst bis Aegypten, weil Sethos mit Hiskias im Bunde war. Assarhaddon wurde mit Psammuthis in Krieg verwickelt. Dieser fiel in Juda ein, und belagerte Asdod 29 Jahr. Unter Assarhaddons schwachen Nachfolgern löste sich endlich das assyrische Reich auf. Zuletzt verbanden sich der Meder Kyaxares und der Chaldäer Nabopolasar, belagerten Ninive, zerstörten es, und theilten sich in das Reich.

In Babylonien regierten nach Belesys keine ausgezeichneten Könige, bis Nebukadnezar, Nabopolasar's Sohn (ums Jahr 600) als großer Eroberer auftrat. Necho, König von Aegypten, der ihm die Oberherrschaft über Syrien und Juda nehmen wollte, wurde in der Schlacht bei Kirkesion (Karchemisch) am Euphrat besiegt, und dadurch wurde auch das Schicksal jener beiden Länder entschieden. Nebukadnezars 3 Züge gegen die Juden und die endliche Zerstörung des jüdischen Reichs sind schon oben erzählt worden. Auch Phönicien wurde von ihm angegriffen, und Sidon und Tyros nach einer 13jährigen Belagerung zerstört. Er baute seiner Frau Nitokris die hängenden Gärten. So lange er lebte, blieb das gewaltsam zusammengebrachte Reich beisammen; kaum aber war er todt, so löste es sich auch schon wieder auf. Zunächst nach ihm regierte sein Sohn, der grausame Evil Merodach. Er griff die Meder (Astyages) an, und blieb in der Schlacht. Der letzte babylonische König war Nabonedos oder Labynetos, ein unthätiger Mensch. Durch sein Bündniß mit Kroisos von Lydien wurde er in einen Krieg mit Kyros von Persien verwickelt, dabei wurde er als Gefangener nach Persien geführt oder erschlagen. Das war das klägliche Ende von Babylonien.

Unbedeutender scheint das medische Reich gewesen zu seyn. Es hatte auch dann und wann einige Könige (unter Sanherib hatte es sich von Assyrien losgerissen), z. B. den oben genannten Kyaxares und dann dessen Sohn Astyages, den letzten der Könige; zuletzt aber mit dem vorigen gleiches Schicksal. Es wurde wie dieses von einem mächtigern Reiche, dem persischen, verschlungen. So entstehen Reiche, blühen und gehen unter, wie einzelne Menschen.

6. Hellenen.

(Beschreibung von Griechenland. Pelasger und Hellenen. Inachos in Argos 1850. Deukalion in Thessalien 1500. Kekrops 1550. Kadmos 1500. Danaos 1485. Pelops 1350. Herakles, Theseus. Argonautenzug 1250. Trojanischer Krieg 1184. Aeoler, Jonier und Dorer in Klein-Asien 1100—1000. Amphiktyonengericht. Orakel in Dodona und Delphi. Olympische Spiele. Lykurgs Gesetzgebung 888. Erster messenischer Krieg. 743—723. Zweiter messenischer Krieg 685—668. Drakon und Solon, Gesetzgeber in Athen 600. Peisistratos bis 528. Hippias und Hippardh. Alkmäoniden.)

So nannte sich ein Volk, welches in dem jetzigen Königreiche Griechenland wohnte. Wir pflegen sie Griechen zu nennen. Es war ein höchst bewegliches, aber geistvolles Volk, voll der herrlichsten Anlagen, und noch jetzt lesen wir mit Entzücken die trefflichsten Geisteswerke ihrer Dichter und Geschichtschreiber, und betrachten mit Bewunderung die schönen Bauwerke

und Bildsäulen, die von ihnen übrig sind. Schöner, geschmackvoller baut Niemand als sie, wenn auch die Aegypter sie an Großartigkeit übertroffen haben. Es war das ausgezeichnetste Volk des Alterthums, obgleich das Ländchen, welches sie bewohnten, nur einen Winkel von Europa ausmacht.

Die Halbinsel Morea, in welche das Königreich Griechenland südlich ausläuft, wurde von den Griechen der Peloponnes genannt. Er hängt mit dem Festlande durch eine schmale, felsige Landenge zusammen, die man den Isthmos nennt, und bestand aus den Ländern Arkadien, Lakonien, Messenien, Elis, Achaja und Argolis Darüber liegt, ringsum vom Meere oder von Bergreihen umschlossen, in einer Richtung von Südosten nach Nordwesten ein kleines, aber schönes Ländchen, Hellas, das aus den Ländern Attika, Megaris, Böotien, Phokis, Doris, Lokris, Aetolien und Akarnanien bestand. Beide Länder: Hellas und Peloponnes, waren der Schauplatz, auf welchem sich die Griechen bewegten. Weiter nördlich wohnten andere Völker, welche sie nicht für die Ihrigen erkannten, weil sie ihnen an Cultur weit nachstanden. Das Gebirge Oeta trennte sie von Thessalien. Neben diesem lag, am ionischen Meere, Epeiros. Beide begreift man unter dem Namen Nord-Griechenland. Ueber Thessalien war Makedonien, westlich neben demselben Illyrien, und erst östlich neben Makedonien kam Thrakien; wo das heutige Constantinopel liegt. Auch die im ionischen und ägäischen Meere gelegenen Inseln waren von Griechen bewohnt. Im ionischen Meere lagen längs der Küste von Hellas und Peloponnes die Inseln: Korkyra (jetzt Korfu), Leukadia (Santa Maura), Ithaka (Theaki), Zakynthos (Zante), und Kephalenia (Cefalonia). Südlich vom Peloponnes die Insel Kythera (Cerigo). Im ägäischen Meere: die große Insel Euböa, welche durch die Meerenge Euripos vom Festlande getrennt wurde; die Kykladen, ein Haufen kleiner Inseln, welche um Delos herumlagen, südlich davon die Insel Kreta, dann Rhodos, die Sporaden, Chios, Lesbos, Lemnos an der kleinasiatischen Küste, und viele andere einzeln umherliegende Inseln.

Die älteste Geschichte der Hellenen tritt uns ebenfalls nur als Sage entgegen, die theils uralte Vorstellungen in sich verbirgt, theils den Ueberlieferungen der Vorzeit nacherzählt ist. Die Dichter haben diese Sagenkreise erweitert und ausgeschmückt. Woher die ersten Bewohner Griechenlands gekommen sind, weiß Niemand mit Gewißheit, vielleicht aus der Gegend des Caucasus; wenigstens scheinen sie unmittelbar aus Klein-Asien herübergekommen zu seyn, zu einer Zeit, die Niemand kennt. Zwei Völkerschaften wurden anfangs unterschieden: Pelasger und Hellenen. Jene wohnten mehr im Süden, diese mehr im Norden. Die Pelasger, die früher aus Asien eingewandert zu seyn scheinen, als die Hellenen, hatten verschiedene Staaten gegründet, von denen Argos, wo Inachos 1850 als erster König genannt wird, einer der ältesten war. Später traten die Hellenen auf, die anfangs in Thessalien wohnten, wo Deukalion (1500) als ihr Stammvater betrachtet wurde, von dessen Sohne Hellen sie ihren Namen erhielten. Einzelne hellenische Stammhäupter zogen bald über das Gebirge Oeta nach Hellas. Hier und im Peloponnes erhielten die Hellenen bald das Uebergewicht, und drängten die Pelasger in die Gebirge Arkadiens zurück. Wer weiß indeß, wie lange auch die Hellenen roh geblieben wären, hätte ihnen nicht ihr gutes Glück dann

und wann fremde Einwanderer zugeführt, welche aus ihrem Vaterlande neue Kenntnisse und edlere Begriffe mitbrachten. Denn es ist ziemlich gewiß, daß Vieles in der Religion der Griechen indischen und ägyptischen Ursprunges ist.

Schon vor Deukalion, um das Jahr 1550, war Kekrops aus Niederägypten eingewandert. Er ließ sich in der Gegend nieder, wo nachher Athen lag, also im südöstlichen Theile von Hellas, und legte den Grund zu jener nachher so berühmten Stadt. Den rohen Einwohnern lehrte er den Ackerbau, den Oelbaum, die Schifffahrt kennen, und wurde also ein wahrer Wohlthäter für diese Gegend.

Funfzig Jahre darauf, um's Jahr 1500, ereignete sich für Thessalien ein großes Unglück. Eine Ueberschwemmung trat ein, und trieb die Menschen in's Gebirge; viele kamen um's Leben. Die griechische Sage davon hat sehr viel Aehnliches mit der Erzählung von der Sündfluth. Zeus, so heißt es, sey unzufrieden gewesen mit dem sündhaften Menschengeschlechte, und habe daher so vielen Regen vom Himmel gesandt, daß Alles überschwemmt worden sey. Nur jener Deukalion und seine Frau Pyrrha wurden, weil sie fromm waren, gerettet. Auf Befehl der Götter baut Deukalion ein Schiff, nimmt von jeder Thierart ein Paar hinein, und treibt auf der Fluth umher, bis sich das Wasser verlaufen hat. Dann opfert er den Göttern und erhält von diesen den Befehl, die Gebeine seiner Mutter hinter sich zu werfen. Durch Nachdenken erkannte er, was die Götter damit meinten. Die allgemeine Mutter der Menschen ist die Erde, und ihre Knochen sind die Steine. Aus den Steinen, welche er hinter sich warf, wurden Männer, und aus den von der Pyrrha geworfenen Weiber. — Die Geschichte Noah's war wahrscheinlich auch in Griechenland bekannt worden, und man hat die nähern Umstände auf die deukalionische Ueberschwemmung angewendet.

Ungefähr um dieselbe Zeit (1500) kam ein zweiter Einwanderer nach Griechenland, Kadmos, ein Königssohn aus Phönicien. Dieser baute Theben in Böotien, und lehrte den Einwohnern die Buchstaben und die phönicischen Götter kennen.

Ein dritter Ankömmling war Danaos, ums Jahr 1485. Ihn hatte sein Bruder Aegyptos aus Aegypten vertrieben. Danaos kam nach Argos im Peloponnes, und bemächtigte sich derselben. Jetzt bot ihm sein Bruder eine Aussöhnung an, und sie sollte besiegelt werden durch eine Heirath zwischen den 50 Söhnen des Aegyptos und den 50 Töchtern des Danaos. Aber dieser konnte die erlittene Schmach seinem Bruder nicht vergessen, und auf sein Geheiß mußten seine Töchter ihre Männer im Schlafe ermorden. Nur eine, Hypermnestra, die jüngste, vermochte nicht, den geliebten Gemahl (Lynkeus) zu tödten, und entfloh mit ihm in der Dunkelheit der Nacht. Späterhin gelang es ihren Bitten, ihn mit ihrem Vater zu versöhnen. Aber die 49 andern Danaiden mußten zur Strafe in den Tartaros wandern und die hoffnungsloseste aller Arbeiten verrichten: mit einer bodenlosen Kanne nämlich ein bodenloses Faß füllen.

Der vierte Einwanderer endlich war Pelops, des Tantalos Sohn, der aus Phrygien in Kleinasien kam, und sich ums Jahr 1350 im Peloponnes (in Pisa in Elis) niederließ, der von ihm diesen Namen (Pelops-Insel) erhielt.

So erhielten die Griechen nach und nach Künste und bessere Sitten, gewannen den Ackerbau lieb, bauten Häuser, da sie vorher in Höhlen und Hütten gewohnt hatten, und bildeten einzelne Staaten.

Die griechische Sagengeschichte ist reich an trefflichen Helden, deren Thaten mährchenhaft erzählt werden. Bald kämpften sie mit wilden Thieren, bald rotteten sie Räuber aus, bald tödteten sie fürchterliche Ungeheuer. Unter den Helden ragte keiner mehr hervor, als der tapfere Herakles oder Hercules, König von Tiryns in Argolis. Löwen zu erdrosseln, wilde Stiere und Eber zu fangen, Drachen zu besiegen und Riesen zu erschlagen war ihm eine Kleinigkeit. Er mag, wenn er ja gelebt hat, ums Jahr 1250 gelebt haben.

Zu derselben Zeit lebte auch Theseus, Sohn des Aegeus, Königs von Athen, auch ein wackrer Held und Räuberbezwinger. Minos, Gesetzgeber und Beherrscher von Kreta, dessen Sohn durch Aegeus getödtet worden war, hatte die Athener genöthigt, alle 9 Jahre 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen nach der Insel Kreta zu schicken, wo ein Ungeheuer, halb Mensch halb Stier, der Minotaur, sie auffraß. Theseus fuhr mit, um den Minotaur zu erschlagen. Durch Hülfe der Königstochter Ariadne gelang es ihm auch. Er nahm sie darauf zwar als seine Frau mit, ließ sie aber voll Undanks auf der Felseninsel Naxos zurück. Der Himmel läßt kein Unrecht ungestraft. Theseus kam nach Athen zurück, wollte dem Vater in die Arme eilen, und fand ihn — todt. Er hatte sich, in dem Wahne, daß Theseus umgekommen sey, kurz vorher ins Meer gestürzt. Dieser nun, angeregt durch das, was er in Kreta kennen gelernt hatte, erhob die königliche Macht in Athen und ordnete die bürgerlichen Einrichtungen.

Solche Helden gab es damals, wie gesagt, viele; aber jeder verrichtete seine Thaten für sich, auf eigene Hand. Die erste große Unternehmung, an welcher Viele Antheil nahmen, war der Argonautenzug 1250. In Kolchis, einer Stadt am Fuße des Caucasus, am östlichen Ufer des schwarzen Meeres, wurde ein goldenes Widderfell (das goldene Vließ) in einem Haine des Gottes Ares aufbewahrt, welches Phrixus, ein griechischer Königssohn, dort aufgehangen hatte. Jason, ein Königssohn aus Thessalien, verband sich mit mehreren Helden seiner Zeit, es zu holen, und dem Könige von Kolchis, Aeetes, abzutrotzen. Der Sänger Orpheus*) und viele Andere waren von der Gesellschaft, auch Herakles; doch ging dieser unterwegs davon ab. Nach vielen Abenteuern kamen die Argonauten — so nannte man sie, weil ihr Schiff Argo hieß — nach Kolchis zum Aeetes, und Jason forderte das goldene Vließ. „Du sollst es haben," antwortete ihm der König, „wenn du zuvor drei Bedingungen erfüllst. Du sollst 1. zwei wilde, flammenspeiende Stiere mit Hörnern und Klauen von Erz an einen diamantnen Pflug spannen, und damit vier Morgen Acker umpflügen; 2. das Päckchen Drachenzähne hier in die Furchen säen; sogleich werden eiserne Männer mit Waffen aus der Erde emporsteigen; mit denen mußt du so lange kämpfen, bis keiner von ihnen mehr am Leben ist; 3. mußt du mit einem feuerspeienden Drachen kämpfen, der in jenem Walde

*) Die Macht des Gesanges auszudrücken, erzählten die Dichter von ihm, die wilden Thiere hätten sich, wenn er gesungen, schmeichelnd zu seinen Füßen gelegt, ja die Baumgipfel hätten sich zu ihm heruntergebeugt, und die Steine wären ihm nachgelaufen!

das goldene Vließ bewacht, und zwar mußt du damit in Einem Tage fertig werden." Der König zweifelte nicht, daß Jason gleich bei dem ersten Versuch umkommen würde. Gewiß wäre das auch geschehen, hätte er nicht an der Tochter des Königs, Medea, eine Retterin gefunden. Sie hatte Mitleiden mit dem edlen Jünglinge, und gab ihm — denn sie war eine Zauberin — die nöthigen Zaubermittel, um jeder Gefahr trotzen zu können. Jetzt öffneten sich die Schranken, und die wilden Stiere stürzten schnaubend auf Jason los; aber plötzlich blieben sie vor ihm stehen, und bogen willig ihre Nacken unter das Joch; denn er hatte sich mit einer Zaubersalbe bestrichen, welche ihn unverwundbar machte, und die Wildheit der Stiere zähmte. Er pflügte mit ihnen auf und nieder, und säete die Drachenzähne. Da schoß rasselnd die Saat eiserner Männer auf, welche drohend auf ihn eindrangen. Aber er warf einen Zauberstein, den ihm Medea gegeben hatte, unter sie, und sogleich wandten sie sich von ihm ab, und fielen sich selbst unter einander mit solcher Wuth an, daß bald keiner von ihnen mehr am Leben war. Aeetes, welcher als Zuschauer zugegen war, um das Verderben Jasons mit anzusehen, erschrak über das, was so unerwartet unter seinen Augen vorging. Er verschob die Erfüllung der dritten Bedingung auf den folgenden Tag, und begab sich eilig hinweg. Aber er hatte die Absicht, die Argonauten heimlich ermorden zu lassen. Auch hier rettete wieder Medea. Sie weckte den Jason noch in der Nacht und beschwor ihn, sogleich das Vließ zu holen. Sie gingen in den Wald, brachten dem feurigen Drachen ein Einschläferungsmittel bei, nahmen das goldene Vließ, und eilten mit den Argonauten aufs Schiff. Natürlich nahm Jason die Medea mit, und schon waren sie weit weg, als sie hinter sich blickten, und den Aeetes sie eilig verfolgen sahen. Ihn aufzuhalten gebrauchte Medea ein scheußliches Mittel. Sie nahm ihren kleinen Bruder Absyrtos, welchen sie mitgenommen hatte, schlachtete ihn und steckte seine blutigen Glieder hier und da am Meeresufer auf. Sie erreichte ihren Zweck; denn als der König die Glieder seines Söhnchens erkannte, ließ er anhalten, und während er sie sammelte, entkamen die Fliehenden. Aber eine Ehe, welche mit einem Verbrechen angefangen wurde, konnte unmöglich glücklich seyn. Medea, die den Vater betrogen hatte, war eben so wenig eine gute Ehefrau, und hat dem Jason vieles Herzeleid gemacht.

Weit wichtiger als der Argonautenzug war die Unternehmung der Griechen gegen Troja 50—60 Jahre später. Diese reiche, blühende Stadt lag in Klein-Asien. Ihr König hieß Priamos. Er hatte 50 blühende Söhne. Einer derselben, Paris, besuchte einst den König Menelaos von Sparta im Peloponnes. Aber Paris entführte ihm, als er einst abwesend war, seine schöne Frau, Helena, und brachte sie mit nach Troja. Menelaos schwur dem treulosen Gastfreunde blutige Rache, eilte zu seinem Bruder Agamemnon, König von Mykenä, auch im Peloponnes, und zu den andern Fürsten Griechenlands, und beschwor sie, ihm darin beizustehen. Längst mochten sie auf den Reichthum des Priamos neidisch seyn; sie sagten also dem erzürnten Menelaos gern ihre Hülfe zu. Schnell wurden die nöthigen Schiffe gezimmert, die größten Helden ganz Griechenlands fanden sich im Hafen von Aulis in Hellas beisammen, und Agamemnon wurde zum Anführer des ganzen Heeres gewählt. Aber — lange harrten sie auf günstigen Wind zur Abfahrt, und als man endlich den Priester Kalchas fragte, warum die Götter ihnen zuwider wären, antwortete er zum

Entsetzen Aller: „Iphigenia, die Tochter Agamemnons, muß geopfert werden; das ist der Wille der Götter!" So schwer auch der unglückliche Vater des Mädchens daran gehen wollte, so mußte er sich doch endlich, da der Wind nicht günstiger wurde und das Volk zu murren anfing, entschließen, sein Kind aufzuopfern. Schon war das Volk dazu versammelt, schon brachte man das Opfer herbei, — da ließ sich eine Wolke auf das Mädchen herab, und als sie sich wieder verzog, sah man statt der Iphigenia ein Reh, ein sichtliches Zeichen, daß die Göttin Diana sich habe erbitten lassen. Das Thier wurde nun geopfert, und der Wind sogleich günstig. Die Griechen schifften glücklich hinüber.

Nun begann der Krieg. Ein alter Dichter, Homeros, der wohl 1000 Jahre vor Christus gelebt haben mag, hat in einem herrlichen Gedichte, der Ilias, die Kämpfe beschrieben, welche 10 Jahre lang auf dem Felde vor Troja zwischen Trojanern und Griechen gehalten wurden. Regelmäßige Schlachten waren es nicht; aber die einzelnen Helden traten hervor, forderten sich zum Zweikampfe heraus, oder bekämpften sich, wie einer den andern traf. Als der tapferste der Griechen wird Achilleus genannt, während Hektor, des Priamos Sohn, unter den Trojanern hervorragte. Troja wurde 1184 durch List erobert und zerstört. Die griechischen Fürsten kehrten in die Heimath zurück; keiner so berühmt wie Odysseus, König von Ithaka, dessen Schicksale und Irrfahrten in einem zweiten homerischen Gedichte, der Odyssee, erzählt sind.

Nun schloß sich die heroische Zeit der griechischen Geschichte; manche Fürsten-Häuser gingen zu Grunde, und die Völkerstämme veränderten ihre Wohnungen. Am wichtigsten waren die Wanderungen der Herakliden und Dorer, die man ins Jahr 1104, also 80 Jahre nach Troja's Zerstörung, zu setzen pflegt. Die Nachkommen des Herakles waren aus dem Peloponnes nach Hellas gewandert, und fanden dort freundliche Aufnahme, namentlich in dem kleinen Lande Doris. Von dort machten sie, die sogenannten Herakliden, Versuche in den Peloponnes einzudringen und die alte Herrschaft zu gewinnen. Die ersten Versuche mißlangen. Aber mehrere Häuptlinge, Abkömmlinge von Herakles im 5ten Geschlecht, vereinigten sich mit einigen andern Abenteurern von Hellas, besonders Dorern, rüsteten eine Flotte in Naupaktos am korinthischen Meerbusen aus, und landeten im Peloponnes. Hier eroberten sie fünf Staaten: Argos, Korinth, Elis, Messenien und Lakonien (Sparta). Die Einfälle führten neue Wanderungen herbei, und so bildeten sich drei griechische Colonien, die sich an der Westküste von Klein-Asien festsetzten, 1060—1000. Die erste, meist aus Böotiern bestehend, besetzte die Küste von Mysien; sie nannten sich Aeoler, und bestanden aus 30 Städten. An derselben Küste, aber etwas südlicher, siedelten sich diejenigen Griechen, meist aus Attika, an, die sich Ionier nannten, und 12 Hauptstädte gründeten, von denen Milet und Ephesos die ansehnlichsten wurden. Endlich zog sich noch eine Colonie nach dem südwestlichen Klein-Asien, die sich Dorer nannten, und meist aus dem Peloponnes und von den Inseln kamen; sie erbauten 6 Städte. Diese drei kleinasiatischen Colonien hoben sich sehr schnell durch Handel und Wissenschaft, am meisten die ionischen Städte, und erreichten bald eine hohe Blüthe.

In den nächstfolgenden Jahrhunderten machte sich eine Stadt nach der andern frei. Es wurden Republiken eingeführt, in denen es an Parteiungen nicht leicht fehlen kann, und so würden sich gewiß die griechischen Staaten

bald ganz vereinzelt haben, hätten nicht einige gemeinschaftliche Einrichtungen sie noch einigermaßen zusammengehalten. Dies waren das Amphiktyonengericht, die Orakel und die gemeinschaftlichen Spiele.

Das Amphiktyonengericht war eine uralte Einrichtung zunächst der nördlicher wohnenden Griechen. Zwölf Staaten gehörten zu diesem Bunde. Jeder schickte jährlich zwei Abgesandte dazu, und diese 24 Männer sollten über Frieden, Religion, Sittenreinheit wachen, ohne aber sich um die innern Verhältnisse der Bundesstaaten zu bekümmern. Ein herrlicher Zweck, nur Schade, daß in der spätern Zeit die Griechen auf die Aussprüche der Amphiktyonen nicht viel achteten, und diese keine äußere Macht in Händen hatten, sich Gehorsam zu verschaffen. Jeder Verbündete mußte schwören: keine Stadt des Bundes zu zerstören, keiner das Quellwasser abzuschneiden, und den Tempel des Apollon in Delphi zu beschützen. Der Bund versammelte sich jährlich zweimal, abwechselnd bei den Thermopylen, einem wichtigen Engpaß, welcher Hellas mit Thessalien verband, und in Delphi in Phokis.

Im ganzen Alterthum herrschte der Glaube, daß die Götter geneigt wären, durch die Priester den Menschen Winke für die Zukunft zu geben. Es gab daher auch in Griechenland mehrere Tempel, wo den Fragenden durch den Mund der Priester der Wille der Götter verkündigt, und die Zukunft gedeutet wurde. Alle diese Orakel aber traten zurück vor der Majestät der Heiligkeit zweier, dessen zu Dodona und zu Delphi.

Dodona lag in Epeiros. Die Entstehung dieses Orakels geht in die graue Vorzeit zurück. Eine schwarze Taube, ging die Sage, sey aus einem Tempel in Theben in Ober-Aegypten nach Epeiros geflogen gekommen, habe sich auf eine hohe Eiche gesetzt, und mit menschlicher Stimme befohlen, daß dem Zeus ein Orakel errichtet werden solle. Die Einwohner von Dodona waren sogleich zum Werke geschritten. Vielleicht war eine Priesterin aus Theben in Aegypten, wer weiß durch welche Veranlassung, vielleicht durch Seeräuber, nach Epeiros gekommen, und hatte unter den barbarischen Einwohnern den ägyptischen Tempeldienst eingeführt.

Berühmter noch war das Orakel in Delphi, in der Mitte von Hellas in Phokis. Am äußersten südlichen Ende des Berges Parnaß war eine schwarze, schauerliche Höhle, ringsum von hohen Bergen umgeben. Aus ihren Ritzen stieg unaufhörlich ein erstickender Schwefeldampf empor, der die, welche ihn einathmeten, in Krämpfe und Geistesverwirrung versetzte, und ein sorgfältig von den Priestern unterhaltener Wahn erzählte, daß durch die Oeffnung der Gott Apollon den Fragenden durch den Mund der Priester Antwort ertheile. Ein alter griechischer Geschichtschreiber (Diodor) erzählt den Ursprung des Orakels folgender Weise: „An dem Orte, wo jetzt das innere Heiligthum des Tempels ist, war eine Erdkluft. Eine Heerde Ziegen weidete um dieselbe, und so wie sich eine derselben der Kluft näherte und hineinsah, so machte sie wunderliche Sprünge, und gab eine Stimme von sich, die von ihrer sonst gewöhnlichen Stimme ganz verschieden war. Der Hirte dieser Ziegen, voll Verwunderung über diesen Vorfall, ging näher zur Kluft, und sah selbst hinein, um zu sehen, was das Ding wäre, und siehe da! es ging ihm ebenso wie den Ziegen. Diese sprangen wie Begeisterte, und er sagte zukünftige Dinge vorher. Als sich hierauf das Gerücht von diesem Vorfall unter den Landeseinwohnern verbreitete,

kamen mehrere an diesen Ort, um sich der Kluft zu nähern. Alle wollten das Wunder selbst versuchen, und so wie sich Einer näherte, ward er begeistert. Dies brachte dem Orakel Bewunderung zuwege, und machte, daß man die dort gegebene Weissagung der Göttin Erde zuschrieb. Eine Zeit lang pflegten diejenigen, welche einen Orakelspruch haben wollten, an die Kluft heranzugehen und sich einander zu weissagen; da aber in der Folge viele in der Begeisterung in die Kluft hineinsprangen, und keiner von ihnen wieder zum Vorschein kam, so beliebten die Einwohner dieser Gegend, damit keiner wieder in Gefahr komme, eine einzige Frau als Weissagerin für Alle anzustellen. Für sie errichteten sie einen Dreifuß" u. s. w. Um diesen Erdschlund nun wurde Delphi amphitheatralisch erbaut, und die ganze Gegend war so wild romantisch, daß das Gemüth des Befragenden schon dadurch zum Ernste und zur bangen Erwartung gestimmt wurde. In dem Kessel, in welchem das Heiligthum lag, brachen sich an den Felswänden unzählige Echos, und vermehrten den Schauder dessen, der in diesen abgeschiedenen Ort hinabstieg. Aber auch die Kunst hatte Alles aufgeboten, die Ankommenden in eine ängstliche Spannung zu versetzen. Schon in der Ferne erblickten sie auf dem Rücken der den Tempel umgebenden Berge die Zinnen der heiligen Gebäude, und die goldenen, silbernen und marmornen Bildsäulen, welche dem Gotte geschenkt waren. Hatte man die Höhen erreicht, und stieg man nun in die Tiefe hinab, wo der Tempel lag, so wurde man von heiligen Hainen umfangen, deren Oel- und Lorbeerbäume einen düstern Schatten verbreiteten. Eine wilde, rauschende Musik tönte den Kommenden entgegen, und Wolken von Weihrauch stiegen empor. Erst nachdem sie sich durch Opfer, Fasten und Bäder vorbereitet, und die üblichen Geschenke dargebracht hatten, erhielten sie die Erlaubniß, ins Heiligthum einzutreten. Dies geschah unter rauschender Musik, in feierlicher Procession, und nun ließ man sie in eine besondere Capelle treten. Ihre Fragen hatten sie auf Täfelchen geschrieben und den Priestern übergeben. Jetzt erschien die Pythia. So hieß die Priesterin, aus deren Munde das Orakel kommen sollte. Sie bestieg, mit Lorbeeren umkränzt, den heiligen dreifüßigen Sessel, der über dem Schwefelpfuhle stand. Kaum hatte sie sich gesetzt, als der Schwefeldampf ihr die Besinnung raubte. Sie verfiel in fürchterliche Zuckungen, der Schaum trat ihr vor den Mund, die Haare sträubten sich, die Augen gingen wild im Kopfe herum, und sie wäre hinabgestürzt, hätten die Priester sie nicht gehalten. Die Töne, welche sie in diesem Zustande ausgestoßen hatte, wurden von den Priestern sorgfältig aufgemerkt, auf die Fragen daraus eine Antwort zusammengesetzt, die aber, damit das Orakel nicht Lügen gestraft würde, immer so zweideutig gestellt war, daß die Priester, wenn die Weissagung nicht eintraf, leicht sagen konnten, es sey anders gemeint gewesen.

Aber keine Einrichtung verband die Griechen mehr zu Einem Ganzen, als die gemeinschaftlichen Fest-Spiele, unter denen die von Olympia obenan stehen. In Elis, dem westlichen Theile des Peloponnes, war in der Nähe eines reizenden Flusses (Alpheios) ein dem Zeus geweihter Hain, und davor ein großer geebneter Platz. Diese Gegend nannte man Olympia. Erst später entstand hier eine Art von Stadt. Schon vor undenklichen Zeiten — man nennt den Hercules als Stifter — waren hier dann und wann Spiele gefeiert worden; aber während der Unruhen, die in den nächsten Jahrhunderten nach der Zer-

störung Troja's stattfanden, waren sie in Vergessenheit gerathen. Da kam ein König von Elis, Iphitos, welcher ums Jahr 888 v. Chr. lebte, auf den Gedanken, die alten gemeinschaftlichen Spiele zu erneuern. Er fragte daher bei dem Orakel in Delphi an, und dieses antwortete: „Allerdings sollen die einst in Olympia gefeierten Spiele erneuert, und dazu ein allgemeiner Waffenstillstand in Griechenland ausgerufen werden." Nun ging der König schnell ans Werk, und er sah zu der bestimmten Zeit eine ungeheure Menge aus allen Theilen Griechenlands versammelt.

Alle vier Jahre wurden diese Spiele am Ende des Junius gefeiert, und jeder freie Grieche, der sich durch keine schlechte Handlung entehrt hatte, konnte daran Theil nehmen. Wer irgend zu Hause abkommen konnte, fand sich hier ein, und nicht nur europäische Griechen, sondern selbst die aus den griechischen Colonien in Klein-Asien und Afrika. Jeder fand hier seine Freunde und entfernten Verwandten, mit denen er einige Tage in recht ungestörter Wonne zubringen konnte; neue Freundschaften wurden geschlossen, Geschäfte abgemacht, und Jeder fühlte, aus welchem Ländchen er seyn mochte, mit Entzücken, daß er ein Grieche sey. Was Jeder in den vier Jahren erlebte, wurde hier den Freunden erzählt, und so sehr freute sich Jeder auf diese glücklichen Tage, daß selbst erbitterte Kriege so lange ausgesetzt wurden, um sich hier mit einander ungestört ergötzen zu können.

Das Fest währte 5 Tage. Am ersten und am letzten wurden dem Zeus feierliche Opfer gebracht, damit Keiner im Rausche der Freude vergäße, daß es der Gottheit geheiligte Spiele wären. Dann begannen die Spiele, die im Wettlaufe, Wagenrennen, Ringen, Faustkampf, Springen, Diskoswerfen*) bestanden. Der große dazu bestimmte Platz war mit dickem Sande bestreut. Eine Mauer theilte ihn in zwei ungleiche Hälften. Die größere war zu den Wagenrennen, die kleinere zu den andern Uebungen bestimmt. Die zahllosen Zuschauer saßen auf den ringsum laufenden hohen Sitzen, und außerhalb sah man eine Unzahl von Hütten, Buden, Bänken, Säulengängen, Lauben, so daß es schien, als wenn eine Stadt aus der Erde hervorgezaubert sey, die in wenigen Tagen ebenso schnell wieder verschwand, als sie entstanden war. Waren nun die Spiele vorüber, so wurden die Sieger ausgerufen. Sie erhielten zwar nur einen Olivenzweig, aber dieser, ihnen im Angesichte von ganz Griechenland gereicht, war ihnen theurer als das größte Kleinod. Herolde riefen die Namen aus, und diese wurden von allen Anwesenden mit lautem Jubel wiederholt. Das war eben die große Freude für die Sieger, daß ihre Namen durch ganz Griechenland bekannt wurden. Einst, erzählt man, waren unter den Siegern zwei Brüder aus Rhodos, Söhne des Diagoras. Nachdem sie die Olivenzweige erhalten hatten, holten sie aus den Zuschauern ihren alten entzückten Vater, schmückten ihn, der in seiner Jugend auch einmal in Olympia gesiegt hatte, mit den Zweigen, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn im Triumphe rings um den Schauplatz herum. Alle nahmen Theil an der Freude

---

*) Diskos war eine runde, schwere Scheibe von Stein oder Metall, mit einem Loch in der Mitte, wie unsere Mühlsteine, nur viel kleiner. Die Kunst bestand darin, sie so in die Luft zu schleudern, daß sie mit der Kante auf die Erde schlug, und dann noch weit hinrollte. Wer am weitesten damit kam, hatte gesiegt.

des guten Alten, und priesen die kindliche Liebe der Söhne. Viele warfen ihnen Blumenkränze zu, und Einige riefen: „Nun stirb nur, Diagoras! denn ein größeres Glück kannst du dir nicht wünschen!" Wirklich sank auch der Greis vor den Augen aller Zuschauer entseelt zu Boden; die Freude über das Glück seiner Söhne hatte ihn getödtet. Noch größere Ehre wartete der Sieger in der Heimath. Der Einzug in die Vaterstadt war einem Triumphzuge gleich; die Bürger zogen dem Sieger entgegen und führten den festlich Geschmückten, begleitet von dem Gesange der Chöre und dem Jubel des Volkes, durch das Thor.

Späterhin wurden hier auch vorzügliche Werke den versammelten Griechen vorgelesen. Geistvolle Männer stritten um die Ehre, das beste Werk in der Geschichtschreibekunst, der Dichtkunst, besonders der dramatischen, geliefert zu haben. Hundert und zwölf Jahre nach der Stiftung dieser Spiele, 776, fing man an, die Jahre nach ihnen zu berechnen. Man nannte die vier Jahre, welche zwischen einer und der andern Feier lagen, eine Olympiade. Diese Spiele haben sich über 1000 Jahre erhalten; so sehr hing das Volk daran.

Außer ihnen gab es noch dergleichen Spiele in Delphi, welche dem Apollon zu Ehren gefeiert, und die pythischen genannt wurden; bei Korinth, dem Poseidon zu Ehren; man nannte sie die isthmischen, weil Korinth auf dem Isthmos, der Landenge, welche den Peloponnes mit Hellas verbindet, lag; und die nemeischen bei Nemea im Peloponnes, dem Zeus zu Ehren. Die ersteren wurden alle 4 Jahre, die beiden letzteren aber alle 3 Jahre gefeiert. Indessen wurden sie nie so allgemein als die olympischen besucht.

So viele Städte und Städtchen in Griechenland auch waren, so zeichneten sich doch nur zwei davon ganz vorzüglich aus, und wurden Führer des ganzen Volks: Sparta im unteren Theile des Peloponnes (Lakonien), und Athen im südöstlichen Theile von Hellas. Von beiden sind auch die meisten Nachrichten aufbehalten worden. Die Einwohner jeder dieser zwei Städte waren aber an Sitten, Einrichtungen, Bildung und Lebensart gänzlich verschieden, und dies hing theils von den verschiedenen Gesetzen ab, welche ihnen von zwei ausgezeichneten Männern gegeben wurden, theils von ihrer verschiedenen Abstammung; denn die Spartaner waren vom dorischen, die Athener vom ionischen Stamme, und alle andere Städte schlossen sich entweder dem einen oder dem andern an.

Es ist schon gesagt worden, daß alle griechische Städte nach und nach die Königswürde abgeschafft, und eine republikanische Verfassung, jede nach ihrer Weise, eingeführt hatten. Nur in Sparta hatte man zwei Könige beibehalten, welche zu gleicher Zeit regierten. Aber sie standen in so wenigem Ansehen, daß eine allgemeine Verwirrung einriß; ihren Befehlen wurde selten gehorcht, und das Volk theilte sich noch dazu in Parteien, deren eine der andern entgegenarbeitete. Ja, die Verwirrung wurde endlich so groß, daß gar der eine König (Eunomos) in einem Tumulte auf öffentlichem Markte erstochen wurde. Der ermordete König hatte zwei Söhne Polydektes und Lykurg. Jener wurde König, und da er bald starb, so sollte ihm Lykurg auf dem Throne folgen. Da hörte er, die Wittwe seines Bruders habe einen Sohn (Charilaos) bekommen. „Gut!" sprach er, „der muß König seyn, ihm kommt es zu; ich will den Thron nur verwalten, bis er erwachsen ist." Zwar ließ ihm die Mutter sagen, sie sey

bereit, das Kind umzubringen, wenn er sie zur Frau nehmen wolle; aber er verwarf den schändlichen Antrag mit Verachtung, ließ das Kind zu sich bringen, und zeigte es mit Entzücken den vornehmsten Spartanern, die gerade bei ihm speisten, als ihren König. Er that noch mehr für sein Volk. Sein richtiger Verstand erkannte, daß demselben nur durch bessere Gesetze und eine bestimmte Verfassung geholfen werden könnte. Um sich zu diesem wichtigen Geschäfte vorzubereiten, begab er sich auf Reisen. Nirgends gab es damals bessere Gesetze, als auf der Insel Creta. Daher reiste er zunächst hierhin; dann ging er nach Klein-Asien. Ueberall untersuchte er genau die bestehenden Einrichtungen, und nachdem er mit sich einig war, wodurch ein Volk am glücklichsten und kräftigsten gemacht werden könnte, kehrte er nach Sparta zurück. Er legte dann seine Gesetze dem delphischen Orakel vor, und bekam die schmeichelhafte Antwort: er sey ein Götterfreund, mehr ein Gott als ein Mensch, und seine Verfassung die trefflichste unter allen. Nun ging er schnell ans Werk. Zuerst gewann er das Vertrauen der Verständigsten unter den Vornehmen und der Könige; des Volkes war er schon gewiß; dann erschien er mit seinen Vorschlägen in der Versammlung, und 30 wohlbewaffnete Freunde waren bereit, die wenigen Uebelwollenden im Zaume zu halten.

Von seinen Staats-Einrichtungen hier nur so viel, daß er neben der Gewalt der beiden Könige (Oberbefehl im Kriege, Oberpriesterwürde) eine Rathsversammlung von 28 Männern einsetzte, deren keiner unter 60 Jahren alt seyn durfte (die Gerousia). Später erhob sich noch eine obrigkeitliche Gewalt, die der Ephoren. Auch wurde in Volksversammlungen über öffentliche Sachen abgestimmt. Dann bewog er die Spartaner, alle ihre Aecker dem Staate zu überlassen, und nun theilte Lykurg die spartanischen Felder in 9000, und die umliegenden Felder in 30,000 Theile, und jeder Spartaner bekam eins von jenen, jeder aus der Nachbarschaft eins von diesen zum Eigenthum, damit künftig nicht mehr der Reichere den Aermeren drücke, und Gleichheit des Vermögens auch gleiche Liebe zum Vaterlande bewirke. Auch wurde streng verboten, mehr als ein solches Theil zu besitzen.

So vernünftig auch Lykurgs Gesetze waren, so wichen sie doch von den unsrigen auf eine auffallende Weise gänzlich ab. So gehörten die Kinder nicht etwa, wie überall, den Eltern, sondern dem Staate. Sobald ein Knabe geboren war, wurde er von den dazu bestimmten Aufsehern besichtigt. War er stark und gesund, so wurde er den Eltern zur ersten Erziehung zurückgegeben; war er aber schwächlich, so schleppte man ihn hinaus nach einem nahegelegenen Gebirge (Taygetos), und stürzte den armen Säugling in einen tiefen Abgrund hinab. Aber auch die am Leben Erhaltenen blieben nur bis zum siebenten Jahre bei den Eltern; dann brachte man sie in die öffentliche Erziehungsanstalt, wo einer wie der andere gehalten, und sie an Entbehrungen, an Abhärtung und an Gehorsam mit größter Strenge gewöhnt wurden, ohne daß die Eltern ein Recht hatten, darein zu reden. Schon als kleine Kinder mußten sie baarfuß gehen, mit geschornem Kopfe, schlecht bekleidet und auf hartem Lager schlafen; in der Erziehungsanstalt wurde diese harte Gewöhnung noch geschärft. Man gab ihnen nur geringe Speisen und sehr mäßig, so daß sie dann wohl Lebensmittel stahlen, was nicht bestraft wurde, wenn sie sich nicht ertappen ließen. Ihre Hauptbeschäftigung war, ihre Körper-

kräfte durch Laufen, Ringen, Springen, Schwimmen u. dergl. zu üben, und um sie recht abzuhärten, wurden sie jährlich an einem gewissen Feste auf den bloßen Rücken gegeißelt, so daß ihnen manchmal das Blut herunterlief. Dabei war es die größte Ehre, die Schmerzen ohne Klagen auszuhalten. Streng wurde auf den pünktlichsten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gehalten; ferner gewöhnte man sie an Bescheidenheit in Worten und Handlungen, eine Tugend, ohne die ein junger Mensch nie liebenswürdig seyn kann. Auch lernten sie Musik, besonders das Absingen patriotischer Lieder, und die Kunst, verständige Antworten mit wenigen, aber treffenden Worten zu geben. Wenn so erzogene Knaben Männer wurden, so waren sie glücklich, weil sie wenige Bedürfnisse hatten; denn der ist immer am reichsten und freiesten, der von Bedürfnissen nicht abhängt. Die Erziehung der Mädchen wurde in ähnlicher Weise geleitet. Da aber Lykurg wohl wußte, daß auch der Abgehärtete sich leicht verweichlicht, wenn er es besser haben kann, so legte er auch den Erwachsenen strenge Entbehrungen auf. Damit sie keine bequemen Wohnungen bauten, so verbot er ihnen, zu Verfertigung der Thüren und Dächer sich anderer Werkzeuge zu bedienen, als der Säge und des Beils. Besonders aber wurden sie durch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten zur Mäßigkeit gewöhnt. Jeder Bürger mußte nämlich monatlich ein gewisses Maaß an Gerstenmehl, Wein, Käse und Feigen und einiges wenige Geld dazu hergeben. Davon wurden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten ausgerichtet, an denen Jeder Theil nehmen mußte, und als einst ein König aus dem Kriege ermüdet heimkehrte, und um seine Portion bat, um sie zu Hause mit seiner Frau zu verzehren, so wurde ihm dies abgeschlagen. Bei diesen Mahlzeiten saßen sie zu 15 an Einer Tafel, und die Gerichte waren ganz einfach. Die Hauptrolle spielte dabei eine schwarze Brühe, welche zum Fleisch herumgegeben wurde, und, so köstlich sie auch den nicht verwöhnten Spartanern mundete, jedem Fremden sehr unschmackhaft und widrig vorkam. Die Essenden lagen dabei auf langen, rohen, ganz ungepolsterten Bänken. Es war auch streng verboten, sich vor der Mahlzeit zu Hause gütlich zu thun. Unter allen Einrichtungen, welche Lykurg machte, fand keine mehr Widerspruch, als die der gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Als er darüber zum Volke sprach, entstand ein so fürchterlicher Lärm, daß man selbst mit Steinen nach ihm warf, und ihn fortzugehen zwang. Ein junger heftiger Mann (Alkander) verfolgte ihn sogar mit einem Stocke, und schlug ihm das Auge blutig. Erst als das Volk das bluttriefende Gesicht seines Gesetzgebers sah, wurde es von Mitleiden gerührt, und übergab ihm den Thäter zur beliebigen Bestrafung. Er nahm ihn mit sich nach Hause, ließ sich von ihm mehrere Wochen lang bedienen, behandelte ihn dabei aufs Freundlichste, und zeigte ihm so viele Tugenden, daß der junge Mensch seine Ungezogenheit aufrichtig bereute, und aus seinem erbitterten Gegner sein eifrigster Freund wurde.

Auch Lykurgs andere Gesetze hatten die Absicht, die Spartaner möglichst von andern, weniger mäßigen Griechen zu trennen, und die Einführung jedes Luxus zu verhindern. Er verbot unter Anderem das Reisen ins Ausland ohne die dringendste Noth; auch sollte sich kein Fremder lange in Sparta verweilen, damit nicht fremde Sitten eingeführt würden. Ferner durften in Sparta keine goldnen und silbernen Münzen seyn. Nur eiserner durfte man sich bedienen,

und mit diesen ließ sich nicht viel kaufen, da man außerhalb Sparta solches Geld nicht haben mochte. Schauspiele durften gar nicht aufgeführt werden, und keine Dichter und Künstler in Sparta wohnen.

Dieses von Jugend auf so abgehärtete Volk wurde durch und durch kriegerisch. Sie dazu zu machen, war auch Lykurgs vorzüglichstes Augenmerk. Der Krieg war daher für den Spartaner ein wahres Fest. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich mit einem purpurfarbenen Kleide, ordnete sein Haar, schmückte es mit dem Kranze, und zog bewaffnet mit Schwert, Lanze und Schild, beim Schalle der Feldflöte und unter Absingung eines Schlachtgesanges, hinter dem Könige her. Unausbleibliche Schande traf den, welcher feige aus der Schlacht floh, und manche Spartanerin reichte ihrem in den Krieg ziehenden Sohne den Schild mit den Worten: „Entweder mit diesem oder auf diesem!" Ja man pries diejenigen glücklich, deren Männer oder Söhne nach einer tapfern Gegenwehr gefallen waren. Solche wurden dann ehrenvoll begraben, ihre Leichen mit Olivenzweigen bekränzt, und ihrem Andenken ein Denkmal gesetzt.

Nur eine Einrichtung des Lykurg erfüllt den Menschenfreund mit Abscheu: die Behandlung der Heloten. Die Spartaner hatten nämlich schon lange vor Lykurg eine nicht weit von Sparta gelegene Stadt, Helos, erobert, die Einwohner nach Sparta geführt und zu Sclaven gemacht. Während nun die Spartaner selbst weder die Feldarbeiten, noch sonstige handliche Beschäftigungen verrichteten, mußten die unglücklichen Heloten alle Arbeit allein übernehmen. Sie mußten das Feld bearbeiten, die Herren bedienen, bei Tische aufwarten, die Kinder beaufsichtigen, die Häuser bauen, das Ackergeräth verfertigen, und, gingen die Bürger in den Krieg, ihnen das Gepäck nachschleppen und das Lager aufschlagen, kurz alles Beschwerliche übernehmen, damit die Bürger Zeit hätten, nichts zu thun oder körperliche Uebungen vorzunehmen. Ja man schickte wohl gar die Heloten in schlechter Bewaffnung dem Feinde an den gefährlichsten Orten entgegen, um ihn vorläufig zu ermüden, damit nachher die Spartaner leichteres Spiel hätten. Und was wurde diesen Unglücklichen dafür? — Nichts als Mißhandlung von Seiten ihrer Herren. Der Helot durfte sich nur in ein schlechtes Fell kleiden, und statt des Hutes mußte er eine Mütze von Hundefell tragen. Wurde einer stark und stämmig, so wurde er umgebracht, oder wenigstens recht gemißhandelt, damit er ja nicht etwa an Empörung denken sollte, — so wollte es das Gesetz ausdrücklich. Manchmal mußten sie sich betrinken, und dann auf offener Gasse umhertaumeln, damit die jungen Spartaner einen Abscheu vor dem Laster der Trunkenheit bekämen. Alle Jahre wurde, damit sie sich nicht vermehrten, eine Jagd auf sie gemacht. Man kündigte ihnen den Tag dazu an; dann gingen die spartanischen Jünglinge bewaffnet aus, suchten sie auf, und schossen sie wie wilde Thiere nieder.

Lykurg lebte um das Jahr 888. Wann und wo er gestorben ist, weiß man nicht gewiß. Er hat, sagt man das Orakel befragt, ob er noch etwas zu seinen Gesetzen hinzuzufügen habe, dann die Spartaner schwören lassen, seine Gesetze bis zu seiner Rückkunft zu beobachten. So reiste er ab und — kam nicht wieder. Was die Spartaner nachher waren und leisteten, verdankten sie vorzüglich seiner Gesetzgebung.

Von den Unternehmungen der Spartaner in dieser frühern Zeit mögen hier die beiden Messenischen Kriege erzählt werden.

Der erste Messenische Krieg 743—23. Westlich neben Sparta lag das Land der Messenier. Nachdem sie lange friedlich neben einander gewohnt hatten, kam es zwischen den Nachbarvölkern zu einem erbitterten Kriege. Welches Volk die Schuld getragen, ist nicht wohl zu bestimmen: jedes schob die Schuld auf das andere. Vermuthlich wünschten die Spartaner, sich in den Besitz des fruchtbaren Messeniens zu setzen, und ein Vorwand war leicht gefunden. Ohne Kriegserklärung fielen die Spartaner ins messenische Gebiet ein, und schwuren, keinen Frieden zu schließen, bis das Land erobert sey. Nachdem die ersten 5 Jahre ohne bedeutende Kriegsunternehmungen hingegangen waren, kam es zu einer zwar mörderischen, aber unentschiedenen Schlacht auf der Gränze beider Länder. Beide Völker zogen sich zurück; doch sahen sich die Messenier durch Mangel an Geld und Mannschaft genöthigt, den Krieg auf die Vertheidigung der Bergfestung Ithome zu beschränken. Sie fragten dabei das Orakel in Delphi um Rath, was sie zur Rettung ihres Landes thun könnten, und erhielten die Antwort: „nur durch Opferung einer Jungfrau aus königlichem Geschlecht kann der Untergang des Vaterlandes aufgehalten werden.“ Das Todesloos traf die Tochter eines gewissen Lykiskos; aber ein bestochner Priester sagte aus, sie wäre ein untergeschobenes Kind ihres Vaters, und während des Streits darüber war der Vater mit der Tochter entflohen. Als nun die Führer des Volks nicht wußten, was sie thun sollten, trat ein Held aus königlichem Stamme, Aristodem, vor, erbot sich seine Tochter zum Opfer darzubringen, und da der Bräutigam des Mädchens dagegen Einwendungen machte, ergriff der wüthende Vater ein Messer und stach es ihr augenblicklich ins Herz. Die vom Orakel gestellte Bedingung war also erfüllt, und die Spartaner, dadurch muthlos gemacht, wagten fünf Jahre lang keinen Einfall. Nun griffen sie zwar die Burg an, lieferten auch eine Schlacht, aber sie blieb wie jene frühere unentschieden. Aristodem war indessen König geworden. Die Furcht vor ihm hielt die Spartaner mehrere Jahre zurück, bis in die Nähe von Ithome sich vorzuwagen. Endlich kamen sie, wurden aber durch Aristodem, der indessen von mehreren griechischen Stämmen Hülfstruppen erhalten hatte, entschieden zurückgeworfen. Indessen waren die Messenier durch zweideutige Orakelsprüche und mancherlei Götterzeichen, die ihnen Unglück und Untergang verkündigten, erschreckt worden. Das erste Unglück, das sie traf, war der Tod Aristodems. Er hatte sich die Ermordung seiner Tochter zu Gemüthe gezogen, ihren Geist im Trauergewande und Unglück weissagend gesehen zu haben geglaubt, und endlich auf dem Grabe derselben sich selbst den Tod gegeben. Jetzt wurde Ithome belagert und mußte sich endlich, vom Hunger bezwungen, den Spartanern ergeben. Die meisten Einwohner hatten sich durch das Lager ihrer Feinde fortgeschlichen, und waren theils ausgewandert, theils in ihre Wohnörter zurückgekehrt. Die Burg wurde zerstört, und das Land Messenien zwar den Einwohnern gelassen, doch so, daß sie die Oberhoheit Sparta's anerkannten, und die Hälfte ihrer Ernten den Spartanern ablieferten.

Der zweite Messenische Krieg 685—668. Nachdem Messenien von den Uebeln des Kriegs sich wieder erholt hatte, sehnten sich die Nachkommen jener besiegten Messenier nach Erlösung vom spartanischen Joche. Ein junger Held,

der dem Aristodem würdig nacheiferte, und ihn bald an Glück und Tollkühnheit weit übertraf, Aristomenes, sammelte einen Haufen gleichgesinnter Jünglinge, und begann die Feindseligkeiten. Nachdem er in einem Treffen großen Ruhm erworben, und die ihm angebotene Königswürde ausgeschlagen hatte, war er so keck, während der Nacht in die offene, dunkle Stadt Sparta einzudringen, und in dem Tempel der Pallas Athene seinen Schild mit seinem Namen zum Andenken seiner über die Feinde errungenen Vortheile aufzuhängen. Wenn die Spartaner durch diese Dreistigkeit in Staunen gesetzt wurden, so wurden sie bald darauf nicht minder durch ein anderes Ereigniß erschreckt. Als sie einst im Lager das Fest der beiden Göttersöhne Kastor und Pollux begingen, erschienen zwei Messenische Jünglinge, Gefährten des Aristomen, Gonippos und Panormos, auf schnaubenden Rossen, in weißer Kleidung, über welche ein purpurner Mantel geworfen war, Lanzen in der Hand. Ihr ungewohntes Erscheinen machte die Spartaner glauben, daß die beiden himmlischen Jünglinge vom Himmel gekommen wären, das Fest mit ihrer Gegenwart zu beehren. Sie ließen daher unbewaffnet herbei, und fielen ehrfurchtsvoll vor ihnen nieder. Jene dagegen legten ihre Speere ein, stachen und ritten eine Menge zu Boden, und sprengten dann eben so schnell, wie sie gekommen waren, davon. — Die Spartaner baten endlich das Orakel in Delphi um einen Rath in ihrer mißlichen Lage. Die Antwort lautete: „Erbittet euch von den Athenern einen Feldherrn!“ So schwer sich auch die stolzen Spartaner dazu entschlossen, so wurde doch eine Botschaft nach Athen geschickt. Der Feldherr, den ihnen die Athener sandten, war ein gefeierter Dichter, Tyrtäos, aber ohne kriegerische Berühmtheit, und obendrein lahm. Dennoch wurde er als ein Geschenk der Götter willig angenommen, und wurde ihnen später noch theurer, als er durch seine Schlachtgesänge sie zu Muth und Tapferkeit begeisterte. — Eines Tages erfuhr Aristomen, daß eine Anzahl spartanischer Frauen und Mädchen in einem unweit der Gränze gelegenen Tempel der Demeter ein Fest feierten. Er überfiel sie mit einer kleinen Schaar, um sie zu rauben, fand aber einen unerwarteten Widerstand, indem sich die Weiber mit Messern, Beilen und brennenden Fackeln hartnäckig wehrten; ja zuletzt wurden die Messenier verjagt und Aristomen gefangen genommen. Zu seinem Glücke lieferte ihn die Oberpriesterin, die Mitleid mit ihm fühlte, nicht nach Sparta aus, wo er gewiß mit dem Leben hätte büßen müssen, sondern entließ ihn während der Nacht seiner Haft. — Nachdem die Messenier gegen die Spartaner eine Hauptschlacht verloren hatten, zog sich Aristomen nach der Bergfestung Ira zurück; von hier aus vertheidigte er sich 10 Jahre lang gegen die das Land verheerenden Spartaner, und begnügte sich, dann und wann Ausfälle zu machen. Bei einem derselben, als er sich zu weit vorgewagt hatte, wurde er abgeschnitten, und nach verzweifelter Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Man führte ihn triumphirend nach Sparta, und verurtheilte ihn alsbald, mit den übrigen Gefangenen in eine tiefe Höhle, die Käada, hinabgestürzt zu werden. Bei diesem furchtbaren Sturze wurde er, wie durch ein Wunder, durch seinen Schild gerettet, der die Gewalt des Falles schwächte, und ihn so, gleichsam hinabschwebend, unversehrt auf dem Boden der Höhle ankommen ließ. Hier brachte er zwei Tage unter dem Leichengeruch der herumliegenden Todten zu. Den Tod erwartend, hatte er sich, das Gesicht in seinen Mantel gehüllt, auf ein Felsstück gesetzt, als er durch ein leises Geräusch auf-

merksam gemacht wurde. Es war ein Fuchs, der durch eine Felsenspalte hereingekrochen war, und an den Leichen nagte. Aristomen ergriff ihn plötzlich beim Schwanze, und folgte dem fliehenden Thiere bis zu jenem Felsenritz. Er erweiterte denselben, und erreichte zu eben so großer Freude als Verwunderung der Messenier die Festung Ira. Das Gerücht von seiner Errettung kam bald auch nach Sparta, und wurde hier nicht geglaubt, bis seine Thaten die Wahrheit desselben bestätigten. — Endlich ging, ungeachtet aller Tapferkeit des Aristomenes, die Weissagung des delphischen Apollon, daß Ira fallen werde, in Erfüllung, nachdem Ira 11 Jahre lang bereits belagert worden war. Es war einst eine fürchterlich stürmische Nacht; die ausgestellten Posten der Messenier erwarteten bei der dicken Finsterniß keinen Angriff der Feinde, und gingen daher in ihre Wohnungen. Zufällig erfuhr dies ein spartanischer Sclave, der zu den Messeniern übergegangen war. Er schlich sich eiligst davon, und brachte in das spartanische Lager die wichtige Kunde, daß die Wälle von Ira unbesetzt wären. Sogleich machten sich die Spartaner, trotz der Finsterniß und des furchtbaren Sturmes, auf den Weg, erstiegen unbemerkt die Wälle der Burg, und erst das Bellen der Hunde machte die Messenier aufmerksam. Aristomen stürzte herbei; aber die Spartaner waren bereits in der Stadt. Drei Tage und drei Nächte währte der verzweifeltste Kampf; unaufhörlich kämpfte Aristomen an der Seite seiner Söhne und des kriegerischen Sehers Theokles, und erst als sie erkannten, daß jeder Widerstand vergeblich sey, stürzte sich Theokles mit der Weissagung, daß die Spartaner nicht immer Sieger, die Messenier nicht immer Sclaven bleiben, daß Messenien einst aus seinen Trümmern sich wieder erheben würde, mitten in die Feinde und fand den gesuchten Tod. Nicht so Aristomenes. Er rief die Seinigen herbei, stellte die Weiber und Kinder in die Mitte, sich selbst aber an die Spitze, und schritt mit gesenktem Speer festen Schrittes auf die Feinde los, die keinen Widerstand wagten, ihre Reihen öffneten und die Messenier ungehindert abziehen ließen. Diese wandten sich nach dem befreundeten Arkadien, wo man sie freundlich aufnahm. Die Alten und Schwachen blieben auch ferner hier wohnen, die Jüngeren aber beschlossen auf den Rath des Aristomenes, im Auslande eine Freistätte zu suchen. Von den Söhnen Aristomenes und des Sehers Theokles geführt, schifften sie nach Sicilien, eroberten die Stadt Zankle, ließen sich hier nieder, und gaben ihr den Namen Messana (das heutige Messina). Aristomen war indessen selbst nach der Insel Rhodos gegangen. Der König derselben war vom Orakel aufgefordert worden, die Tochter des edelsten Griechen zu heirathen. Er hatte daher die Tochter des Aristomenes gewählt, und dieser ließ sich bei seinem Schwiegersohne nieder. Er starb in Sardes, der Hauptstadt des Königreichs Lydien in Klein-Asien, wohin er gereist war. Messenien blieb unter der Herrschaft der Spartaner, und auch ein späterer Versuch, sich davon zu befreien, mißlang.

Nun zu A t h e n. Diese Stadt hatte früherhin auch einen König an der Spitze. Theseus war einer davon. Der letzte hieß K o d r o s, der sich durch seinen Tod fürs Vaterland großen Ruhm erworben hat. Es drangen nämlich 1068 Feinde aus dem Peloponnes (Dorer) in Attika ein. Ein Orakel hatte ihnen Sieg und Eroberung Athens verheißen, wenn sie sich hüteten, die Person des Königs von Athen zu verletzen. Aber Kodros, der auch von dem Orakel gehört hatte, — sein Glück und Leben dem Wohle des Ganzen nachsetzend —

zog Bauernkleider an, schlich sich in das dorische Lager, und fing mit einem feindlichen Soldaten Streit an; es kam zu Schlägen und Kodros wurde erschlagen. Sein Leichnam wurde erkannt, und Schrecken bemächtigte sich der Feinde. Sie wandten sogleich um nach dem Peloponnes. Die Athenienser aber waren schon lange des Königthums überdrüssig, und wünschten eine Veränderung. „Keiner," sprachen sie, „ist es werth, der Nachfolger des trefflichen Kodros zu seyn," und so wählten sie seinen ältesten Sohn zum Archonten auf Lebenszeit. Darüber grollten dessen Brüder. Lieber wollten sie in der Fremde eigenen Gesetzen, als daheim dem Bruder gehorchen. An Müssiggängern, die sie begleiteten, fehlte es nicht; überdies war Attika mit Menschen überfüllt. Darum wanderte (wie schon oben erzählt) ein großer Schwarm aus, und ließ sich an der Westküste Klein-Asiens nieder. Sie nannten sich Jonier, und erbauten da eine Menge blühender Städte. Die lebenslänglichen Archonten behielt man über 300 Jahre bei (bis 653). Von da an gab es 70 Jahre lang auf zehn Jahre gewählte Archonten, worauf beschlossen wurde, daß die Archontenwürde jährlich wechseln, und zwar daß 9 sich in die Gewalt theilen sollten.

In Athen aber fühlte das Volk bald, daß die sogenannte Freiheit die Bewohner eines Staates nicht glücklich mache. Unter den Königen war Ordnung und Gerechtigkeit gewesen; jetzt aber erhoben die Reichen und Vornehmen ihr Haupt mehr als je und drückten das Volk, und schrie dieses nach Gerechtigkeit, so zeigte es sich, daß, wo es an bestimmten Gesetzen fehlte, auch keine Gerechtigkeit stattfinden könne. Da übernahm es (624) der Archont Drakon, dem Volke Gesetze zu geben. Aber es wurde dadurch wenig gebessert; denn er war zu diesem schweren Geschäfte nicht geeignet. Er hatte nämlich auf alle Vergehungen zwei Strafen: Tod oder Verbannung gesetzt, so daß, wenn man sie hätte streng beobachten wollen, Athen bald entvölkert gewesen seyn würde. Man sagt daher von ihnen, sie seyen mit Blut geschrieben gewesen. Es riß also bald wieder die alte Gesetzlosigkeit ein. Man sah drei Parteien gegen einander kämpfen, und in den Straßen Athens Blut fließen.

Da ließ die Vorsehung, die über das Glück aller Völker wacht, einen Mann aufstehen, welcher auf Jahrhunderte lang der Wohlthäter seines Volkes wurde, indem er ihm zweckmäßige Gesetze gab, unter denen es sich wohl befand. Dieser Mann war Solon, aus dem Geschlechte des Kodros. Er lebte um das Jahr 600, und benutzte sein Ansehen als Archon, die neue Verfassung einzuführen. Gleich durch das erste Gesetz verschaffte er der ärmern Klasse unendliche Erleichterung. Die Armen waren nämlich nach und nach in Schulden gerathen, und die Zahlungsunfähigkeit gab dem Gläubiger das Recht, dem Schuldner nicht nur alles Eigenthum zu nehmen, sondern ihn selbst zum Sclaven zu machen. Da schaffte Solon Hülfe. Er setzte die Zinsen herunter und gab dem Gelde einen höhern Werth, so daß nun die Armen mit wenigerem Gelde die Schulden abzahlen konnten. So sehr sich nun auch Solon dadurch um die ärmere Klasse verdient machte, so erkannte man die Wohlthat doch nicht ganz an. Man tadelte ihn, daß er nicht die Schulden ihnen ganz erlassen, und, wie Lykurg, die Aecker in gleiche Theile getheilt hätte; und die Reichen waren vollends nicht zufrieden, weil er ihnen ihr Eigenthum geschmälert habe. Und doch war er ihnen mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er seinen Schuldnern

eine ansehnliche Summe erließ. — Eine andere Einrichtung gefiel dem Volke besser. Er theilte es nach dem Vermögen in vier Klassen, und verordnete, daß nur aus den drei ersten die Staatsbeamten gewählt werden dürften; mit Recht! denn den Armen fehlte es theils an der nöthigen Zeit, — alle Aemter wurden nämlich unentgeldlich verwaltet, — theils an der gehörigen Bildung. Dafür aber wurden der vierten Klasse alle Steuern erlassen. Aus den drei ersten Klassen wurde nun ein Senat ernannt, der anfangs aus 400, später aus 500, endlich aus 600 Personen bestand. Auch führte er allgemeine Volksversammlungen ein, die alle Wochen gehalten wurden, und in denen jeder erwachsene athenienfische Bürger erscheinen und seine Stimme geben mußte. Der Bürger wurde dadurch gewöhnt, über das Wohl seines Vaterlandes nachzudenken; auch gewann dadurch das Selbstgefühl und die Vaterlandsliebe, da Jeder wußte, er habe mitzusprechen. Solon wußte indessen sehr wohl, daß das Volk leicht mißzuleiten sey; deswegen wurde das, was ihm vorgetragen werden sollte, vorher von dem Senate untersucht. Trotz dieser Vorsicht fehlte es nicht an Volksbewegungen und Parteiungen, und oft gelang es den Volksrednern, die Bürger zu unbesonnenen Maßregeln zu verleiten. Das sind die Folgen der republikanischen Verfassungen!

Eine höchst weise Einrichtung war die des Areopágos. Dies war der höchste Gerichtshof in Athen, der nur aus den abgegangenen Archonten, also aus den ältesten, weisesten und zuverlässigsten Männern, bestand, und damit ja keine Parteilichkeiten vorkämen, so wurden seine Versammlungen des Nachts im Dunkeln gehalten, damit die Richter die Parteien nicht sähen, also auch nicht durch den Anblick der Thränen und der bittenden Mienen bestochen würden. Sie sprachen blos über schwerere Verbrechen das Urtheil, und hatten die Aufsicht über die Religion, die Gesetze und die Sitten des Volkes.

So gering auch die Entfernung Athens von Sparta war, so war doch nichts von der Gesetzgebung des Lykurg in die des Solon übergegangen, und es ist allerdings auffallend, wie zwei weise Männer so ganz verschiedene Mittel wählen konnten, ihr Volk glücklich zu machen. Ja, die Gesetze Solons waren zum Theil denen des Lykurg geradezu entgegengesetzt. So wurde es in Sparta für eine Schande gehalten, zu arbeiten; dagegen durfte in Athen nicht nur Jeder eine Handthierung treiben, sondern es wurde sogar der Vater bestraft, der seinen Sohn kein Handwerk lernen ließ; dieser hatte dann nicht nöthig, den Vater im Alter zu unterhalten. Auch mischte sich in Athen der Staat nicht in die Erziehung der Kinder, die allein den Eltern zugehörten. Und dennoch kann man nicht sagen, daß die Athener schwächlicher, oder ungeschickter, oder weniger tapfer gewesen wären, als die Spartaner; ja, im Gegentheil wird sich in der Folge zeigen, daß jene muthig ausharrten, wenn diese manchmal an der Rettung des Vaterlandes verzweifeln wollten. Von Jugend auf wurden die Athener in den Waffen und in Gewandtheit des Körpers geübt; aber nicht mit der harten Strenge wie in Sparta, und zugleich wurde auch ihr Geist veredelt, und ihr Geschmack gebildet. Gingen die Bürger in den Krieg, so stritten sie mit Tapferkeit; denn sie wußten, daß, wenn sie fielen, ihnen ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, und ihr Andenken durch Reden verherrlicht würde. Auch die Kinder der für das Vaterland Gefallenen wurden auf öffentliche Kosten erzogen. Besonders lobenswerth war auch das menschenfreundliche Gesetz, daß

Jeder gerichtlich belangt werden könne, der ein Kind, ein Weib, einen Armen oder einen Sclaven beleidige. Solche Gesetze mußten ein Volk milder, und für Künste und Wissenschaften zugänglicher machen, als die des Lykurg, und daher finden wir auch bei den Athenern eine schönere Blüthe der geistigen Ausbildung als bei irgend einem andern Volke des Alterthums.

Die Gesetze Solons sind zwar mehrere Jahrhunderte hindurch beobachtet, aber doch auch bald nach seinem Tode theilweise abgeändert worden. Es zeigte sich auch hier die Unvollkommenheit und Schwäche aller menschlichen Unternehmungen. Denn während Solon nach Vollendung seiner Gesetzgebung eine zehnjährige Reise in's Ausland gemacht hatte, erhoben sich wieder die kaum durch ihn etwas beruhigten Parteien, und erneuerten ihren Kampf mit der alten Wuth. Zwar kam Solon eiligst wieder zurück, konnte aber doch nicht verhindern, daß sich der Klügste unter den Parteihäuptern, Peisistratos, ein schöner, ansehnlicher und reicher Mann, (560) durch seine Freigebigkeit zum Liebling des Volkes machte, und die Herrschaft (Tyrannis) an sich riß. Solon lebte noch 2 Jahre, und unterstützte ihn durch seinen Rath. Zwar wurde er zweimal von seinen Gegnern vertrieben, aber zuletzt wußte er sich doch (seit 540) als Herrn von Athen zu behaupten. Er regierte mit großer Umsicht und Milde, beförderte Wissenschaften und Künste, verschönerte Athen durch Bauwerke, und würde die Athener glücklich gemacht haben, hätten sie die gewaltthätige Weise, wie er sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, vergessen können.

Solon gehörte zu den sogenannten sieben Weisen. Das waren Männer, die theils in Hellas, theils in Jonien auf der kleinasiatischen Küste, theils auf den Inseln im ägäischen Meere lebten, sich mit Nachdenken über die Natur, über die menschliche Seele, über Religion, weise Gesetze u. s. w. beschäftigten, und, was das Nachdenken sie gelehrt, in lehrreiche Denksprüche abfaßten.

Als Peisistratos 528 starb, setzte sein ältester Sohn Hippias die Regierung fort, an welcher der jüngere, Hipparch, auch Antheil nahm. Sie regierten im Geiste ihres Vaters, und besonders Hipparch war den Wissenschaften hold; er ließ die Gedichte Homers öffentlich absingen, um sie dem Volke bekannter zu machen, und bewog zwei berühmte Dichter: Simonides aus Keos und Anakreon aus Teos (in Klein-Asien), Athen zum Wohnplatz zu nehmen.

Der Herrschaft der Peisistratiden wurde ein schnelles und trauriges Ende gemacht. Beide Brüder hatten einen athenischen Jüngling, Harmodios, tief gekränkt. Dieser und sein Freund Aristogeiton beschlossen, jene Beiden bei erster Gelegenheit niederzustoßen. Sie wählten dazu das Fest der Panathenäen, bei denen Jeder bewaffnet erscheinen durfte. Als Hippias den Festzug ordnete, näherten sie sich ihm mit Dolchen; aber da er sich gerade mit einem Andern der Verschworenen besprach, glaubten sie ihr Vorhaben verrathen, wandten sich ab vom Hippias, und suchten den Hipparch auf. Sie trafen ihn, und stachen ihn nieder. Der verdienten Strafe des Mordes entgingen sie nicht; Harmodios fiel gleich unter den Streichen der Wache; Aristogeiton wurde aufgefangen und unter Martern hingerichtet. Hippias regierte noch 3 Jahre, aber mit blutiger Strenge, indem er jeden Verdächtigen hinrichten ließ. Das unzufriedene Volk sehnte sich nach Befreiung, und suchte Hülfe bei der mächtigen Familie der Alkmäoniden, die früher vertrieben worden waren, und jetzt in Makedonien

lebte. Sie ergriff mit Begierde die Gelegenheit zur Rückkehr, verband sich mit den Spartanern; beide fielen in Attika ein, und zwangen die Partei des Hippias, sich in die Burg einzuschließen, wo sie nun belagert wurden. Eines Tages wollte Hippias seine Kinder heimlich ins Ausland schaffen; aber sie wurden aufgefangen. Der zärtliche Vater erbot sich, wenn man ihm seine Kinder zurückgäbe, Athen zu verlassen. Das ging man gern ein; Hippias ging an den Hof des Königs von Persien, und Athen erhielt seine Freiheit wieder (514). Sogleich erneuerte sich der alte Parteienkampf, aus dem zuletzt die Familie der Alkmäoniden siegreich hervorging. Kleisthénes, das Haupt derselben, herrschte nun in Athen unter republikanischen Formen, während Hippias am persischen Hofe sich bemühte, durch Einfluß des Perserkönigs in sein Vaterland zurückgeführt zu werden. Um diese Zeit wurde in Athen das Scherbengericht (Ostrakismos) eingeführt. Jährlich an einem bestimmten Tage wurde berathschlagt, ob irgend ein Bürger durch sein Ansehen dem Staate gefährlich werden könnte. Wenn sich erwies, daß solche Bürger vorhanden wären, so wurde das Volk aufgefordert, den Namen eines solchen auf eine Scherbe zu schreiben. Trafen 6000 Stimmen auf einen Namen zusammen, so wurde die Verbannung auf 10 Jahre ausgesprochen. Doch geschah dies ohne Nachtheil für die Ehre und das Vermögen. Es konnte das Scherbengericht auch gegen bestimmte Männer beantragt werden.

7. Die Römer.

(Etrusker. Alba longa. Erbauung Roms 754. Romulus. Numa Pompilius. Tullus Hostilius Ancus Martius. Lucius Tarquin. Servius Tullius. Lucius Tarquin der Jüngere. Vertreibung der Könige 510.)

Zu der Zeit, als die Griechen eifrig beschäftigt waren, ihre Verfassungen zu ordnen, als Lykurg seine Gesetze gab, wußte man von Italien noch so gut wie nichts. Einige Zeit später gingen griechische Kolonien nach Unter-Italien und gründeten dort so zahlreiche Städte (Neapolis, Sybaris, Kroton, Rhegium, Tarent u. a. m.), daß das Land den Namen Groß-Griechenland erhielt. Mittel- und Ober-Italien war damals von Völkern bewohnt, deren Geschichte dunkel und verworren ist. Unter ihnen ragten die Etrurier oder Etrusker (Tyrrhener) hervor, welche in einem Staatenbunde lebten und keine geringe Kultur, namentlich eine sehr ausgebildete Götterverehrung hatten.*)

Die früheste Geschichte Roms ist Sagengeschichte, die aber ohne Zweifel eine historische Grundlage hat, welche indessen nicht mit Gewißheit ermittelt werden kann; also Wahrheit und Dichtung mit einander vermengt.

Als Troja zerstört wurde, rettete sich ein vornehmer Trojaner, Aeneas, aus der brennenden Stadt, trug seinen alten gelähmten Vater Anchises auf den Schultern fort, und führte sein Söhnchen Askan mit sich. Nach vielen Schicksalen und Gefahren, welche der römische Dichter Virgil in der Aeneide

*) Wir haben noch von den Etruriern eine Menge schöngeformter Vasen (Gefäße) übrig, welche man nach und nach beim Graben in der Erde fand. Sie sind so zierlich und geschmackvoll, daß man allerdings auf einige Kultur des Volkes schließen kann, wenn sie nicht vielleicht griechischen Ursprungs waren.

geschildert hat, kam er nach Mittel-Italien in die Nähe des nachherigen Roms. Hier baute Askan (Anchises und Aeneas waren indessen gestorben) eine Stadt, Alba longa.

In dieser Stadt lebten etwa 100 Jahre nach Lykurg zwei Brüder, Numitor und Amulius, die zugleich regierten. Aber Amulius stieß seinen Bruder vom Throne, und ließ ihn zwar am Leben, mordete aber dessen Sohn, und machte die Tochter, Rhea Silvia, zu einer Vestalin, d. i. Priesterin der Göttin Vesta, als welche sie nie heirathen durfte So hoffte Amulius verhindert zu haben, daß kein Rächer für den Numitor aufstände. Aber die Vorsehung wollte es anders. Jene Vestalin verband sich insgeheim mit einem Manne, und zwar, wie sie zu ihrer Entschuldigung sagte, mit dem Gotte Mars, und bekam Zwillinge. Sogleich ließ Amulius die Rhea Silvia ins Wasser stürzen, die Neugebornen aber in eine Wanne legen, und nach dem Flusse, der Tiber, die unfern floß, tragen, damit sie darin umkommen sollten. Dennoch wurden sie, wie einst Moses, glücklich erhalten. Der Strom war gerade ausgetreten; die Wanne blieb an einem wilden Feigenbaume, den man noch lange nachher zeigte, hängen, und kam, nachdem das Wasser ziemlich abgelaufen war, auf dem Trockenen zu stehen. Eine Wölfin, erzählt die Sage, habe sie gefunden, aber nicht gefressen, sondern gesäugt, bis der Oberhirte des Königs, Faustulus, die Kinder fand, und zu seiner Frau, Acca Laurentia, brachte, welche sie mitleidig als ihre Kinder aufzog, und den einen Romulus, den andern Remus nannte. Als die Knaben herangewachsen waren, thaten sie sich vor den Andern durch Muth und Geschicklichkeit hervor, und trieben Viehzucht und Jagd gleich den Andern. Endlich wurde ihre Abkunft durch einen Zufall entdeckt. Es entstand zwischen ihnen und den Hirten des Numitor ein Streit über die Weideplätze, und die letzteren mußten nachgeben. Um sich zu rächen, wollten sie sich bei einem Feste des Pan, den Lupercalien, der Brüder bemächtigen; aber es gelang ihnen nur, den Remus zu greifen. Diesen brachten sie zum Könige, der ihn zur Abstrafung an den Numitor auszuliefern befahl. Die Gesichtszüge des Jünglings, sein kühnes Benehmen, sein edler Anstand machten jenen aufmerksam, und als er sein Alter erfahren hatte, zweifelte er nicht länger, daß derselbe sein Enkel sey. Während dessen entdeckte Faustulus, durch die Umstände bewogen, dem Romulus das Geheimniß seiner Geburt. Dieser eilte daher zum Numitor, um diesen durch die Entdeckung zu verhindern, am Remus Rache zu nehmen. So wurde das Geheimniß noch offenbarer, und Numitor überlegte nun mit seinen Enkeln, was zu thun sey. Diese erboten sich, am Amulius in ihrem und des Großvaters Namen blutige Rache zu nehmen, was in jenen rohen Zeiten nicht nur erlaubt, sondern selbst Pflicht zu seyn schien. Sie stürmten mit ihren Gefährten hin zum König, schlugen ihn todt, und setzten den Numitor wieder auf den Thron.

Zur Belohnung baten sie sich aus, auf dem Hügel, an dessen Fuße sie einst gefunden worden waren, eine Stadt zu erbauen. Das wurde ihnen gewährt, und die Stadt Rom genannt. Man setzt den Bau ins Jahr 754 vor Christus. Aber dabei entstand ein Streit zwischen den beiden Brüdern, und — Romulus schlug den Remus todt. Romulus (754—715) wurde erster König von Rom. So elend die erste Anlage der Stadt auch seyn mochte, so wuchs diese doch bald heran, theils wohl, weil alles Neue den Menschen anzieht, theils

weil Romulus auf einem dicht daneben liegenden Berge einen Zufluchtsort (Asyl) anlegte, wo Jeder unter dem Schutze der Götter sicher seyn sollte. An Zulauf scheint es nicht gefehlt zu haben; denn die Zahl der Einwohner wuchs zusehends, Alles rüstige junge Männer. Aber es fehlten ihnen Frauen für die neuen Wirthschaften. Sie warben zwar um die Töchter der benachbarten Völker; aber überall wurden sie zurückgewiesen. Da beschloß Romulus, List anzuwenden. Er lud die Nachbarn sämmtlich zu feierlichen Spielen ein, welche er mit den Seinigen geben wollte; auch die Frauen und Töchter sollten nicht fehlen. Neugierig, die neue Stadt zu sehen, kamen sie in großer Anzahl. Aber gegen das Ende der Spiele stürzen plötzlich die jungen Römer auf ein gegebenes Zeichen auf die Jungfrauen los; jeder ergreift die, welche er sich schon mit den Augen erlesen hatte, und trägt sie vor den Augen der erstaunten und erzürnten Väter in seine Wohnung. Während nun diese rachedrohend nach Hause gingen, vermählte Romulus die geraubten Jungfrauen mit den jungen Römern. Dieser Raub wird der Raub der Sabinerinnen genannt, weil die meisten von dem Volke der Sabiner waren. Hätten die beleidigten Völker gemeinschaftliche Sache gegen Rom gemacht, so wäre dies gewiß verloren gewesen; aber sie kamen einzeln angezogen, und wurden so von den kriegerischen Jünglingen besiegt. Jetzt aber erschienen die Sabiner, die stärksten unter allen, angeführt von ihrem Könige Titus Tatius, und schon waren die Römer beim ersten Anlaufe zurückgedrängt, und rüsteten sich zu einem zweiten Kampfe, als die Frauen, die indessen ihre Männer und die neue Wirthschaft liebgewonnen hatten, sich erboten, Frieden zu stiften. Sie zogen in Trauerkleidern hinaus in das Lager der Sabiner, und bewogen diese wirklich, sich mit den Römern zu versöhnen. In der That schien Rom damals bestimmt zu seyn, eine große, mächtige Stadt zu werden; denn schon unter Romulus nahm es durch eine Reihe glücklicher Umstände sichtlich an Umfang zu. Die ersten Römer hatten nur einen Hügel, den Palatin, bebaut; die Sabiner verließen nun ihre Städte und bauten sich neben den Römern auf zwei andern Hügeln, dem Capitolin und Quirinal, an. Die Römer hatten solchen Geschmack am Kriege gefunden, daß sie mehrere der benachbarten Völker bekriegten, und zwar immer mit solchem Erfolge, daß sie nach jedem Kriege mächtiger und gefürchteter wurden. Es ist nicht zu läugnen, daß Romulus zum Herrschen ganz geeignet war. Seine Einrichtungen waren vernünftig und haben sich daher zum Theil so lange erhalten, als das römische Reich währte. Die alten römischen Bürger bestanden aus 3 Stämmen: Ramnes, Titienses und Luceres. Dies waren die 3 Tribus. Woher sie ursprünglich stammten, läßt sich wohl nicht sagen. Die Ramnes stammten wohl von den Lateinern, waren also Römer; die Titienses Sabiner; die Luceres sind schwerer zu deuten, wahrscheinlich waren es nach Rom gekommene Etrusker. Jede Tribus zerfiel in 10 Curien; nur diese bildeten die Patricier. Die Patricier gehörten erst zu 200 Familien, theils Römer (Ramnes), theils Sabiner (Titienses). Beide Tribus versammelten sich auf einem Platze zwischen dem Capitol und dem Palatin, dem Comitium. Beide waren in ihren Rechten ganz gleich; der dritte Stamm blieb lange untergeordnet; aber schon unter dem fünften Könige wurden die Luceres den beiden andern Tribus gleichgestellt; es traten noch 100 Patricier in den Senat, der nun aus 30 Curien, also 300 Senatoren,

bestand. Die Plebejer oder die Gemeine bildeten eine von den Patriciern ganz verschiedene Abtheilung, ohne Stimmrecht und ohne das Recht zu Aemtern. Sie bestanden theils aus den Bewohnern der benachbarten Ortschaften, theils aus fremden Eingewanderten.

Romulus starb plötzlich; ob ihn der Blitz erschlagen habe, wie die Sage ging, oder ob man ihn im Senate heimlich ermordet habe, ist nicht auszumachen.

Jetzt wollten die Senatoren das Königthum abschaffen und selbst die Regierung führen. Aber das Volk war damit unzufrieden, und verlangte einen neuen König. Der Senat gab nach, und wählte den durch Milde und Weisheit ausgezeichneten Sabiner, Numa Pompilius (715—673). So kriegerisch Romulus gewesen war, so friedlich war Numa, und wahrlich, eines solchen frommen Königs bedurften die wilden Römer, um ihre Wildheit durch die Scheu vor den strafenden Göttern zu zügeln. Als er zuerst nach Rom kam — er hatte bisher in der benachbarten Stadt Cures gewohnt — wollte er nicht eher König heißen, bis er, auf dem Tempelhügel stehend, die Götterzeichen empfangen hätte, ob die Götter seine Krönung gut hießen oder nicht. Dann machte er viele religiöse Einrichtungen, baute neue Tempel, führte neue Priesterklassen ein, und ließ vor jeder feierlichen gottesdienstlichen Handlung Herolde durch die Straßen gehen, um den Einwohnern anzuzeigen, daß sie so lange ihre irdischen Geschäfte ruhen lassen, und sich still verhalten sollten. Den Gottesdienst der Vesta, der schon früher in Alba longa gewesen war, verpflanzte er nach Rom, und bestimmte vestalische Jungfrauen, welche das heilige, auf dem Altar brennende Feuer der Vesta beständig brennend erhalten mußten; denn so wie der Herd jedes Hauses der Sitz der Häuslichkeit war, so sollte der Altar der Vesta ein Sinnbild der Eintracht der Römer seyn. Ließ eine Vestalin das Feuer erlöschen, so wurde sie mit harten Schlägen gezüchtigt, und ließ sie sich gar beigehen, eine heimliche Ehe zu vollziehen, so wurde sie lebendig begraben: ein Fall, der mehrere Male vorgekommen ist. Auch verbesserte Numa den Kalender, der bisher nur 10 Monate gehabt hatte, vom März bis December. Er aber fügte noch den Januar und Februar hinzu, und machte jenen zum ersten, diesen zum letzten Monate. Diesem hängte man daher auch den Schalttag an, und als einige hundert Jahre später der Februar die zweite Stelle erhielt, behielt man die Gewohnheit bei, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Numa regierte 43 Jahre zum Segen des neuen Staates, und machte dann wieder einem kriegerischen Könige Platz, dem

Tullus Hostilius (673—641). Sogleich begannen wieder die Kriege mit den Nachbarvölkern, zunächst mit den Albanern, den Einwohnern von Alba longa. Beide Völker zogen gegen einander, und schon sollte der blutige Kampf beginnen, als der Albanerkönig Mettus Fuffetius den Vorschlag machte, die Entscheidung dem Kampfe einzelner Männer aus dem Heere zu überlassen. Dasjenige Volk, dessen Verfechter unterlägen, sollte dem andern gehorchen. Zufälliger Weise befanden sich in jedem Heere 3 Brüder; Horatier hießen die Römer, Curiatier die Albaner. Anfangs schien sich das Glück für die Albaner zu erklären. Zwei Horatier fielen, und die drei Curiatier lebten noch, obgleich alle drei leichter und schwerer verwundet waren. Da ergriff der noch lebende Horatier die Flucht, und die 3 Curiatier folgten ihm mit ungleicher

Geschwindigkeit nach, wie es jedem seine Wunde erlaubte. Schon frohlockten die Albaner; da wandte sich der Römer plötzlich um, stürzte auf den ihm nächsten Feind los, und durchbohrte ihn; eben so den zweiten, und endlich auch den dritten. Die Albaner mußten sich für besiegt bekennen, und der glückliche Sieger hielt, die Waffen der besiegten Feinde tragend, seinen feierlichen Einzug in Rom. Alles jauchzte ihm entgegen; nur eine Traurige sah man unter dem dichten Haufen, seine Schwester. Sie war die Verlobte des einen getödteten Curiatiers, und erblickte nun in den Händen ihres Bruders das blutige Kleid ihres Geliebten, welches sie selbst gearbeitet hatte. Sie überhäufte ihren Bruder mit Vorwürfen, dieser aber, ergrimmt, daß ihr Schmerz über den Tod des Geliebten größer sey, als die Freude über den Sieg des Vaterlandes, stieß ihr das Schwert in die Brust. Was sollte nun mit dem Mörder geschehen? Sollte man den am Leben bestrafen, der eben erst das Vaterland gerettet hatte? Und doch wollte man schon das Todesurtheil aussprechen. Da erschien der Vater des Unglücklichen auf dem Markte in Trauerkleidern, und streckte die flehenden Hände gegen das Volk aus. „Vor wenigen Stunden noch," so sprach er, „war ich der glückliche Vater von vier Kindern. Zwei davon sind für das Vaterland gestorben, und nun wollt ihr mir auch noch mein einziges Kind rauben!" Die Thränen des alten Vaters erweichten das Volk; der Mörder wurde losgesprochen, mußte aber zur Schande mit verhülltem Gesichte unter einem Galgen hindurchgehen. — Die besiegten Albaner suchten sich von der verhaßten Unterwürfigkeit loszumachen. Mettus Fuffetius bewog die Fidenaten und Vejenter, die Römer zu bekriegen, und versprach, im Augenblick der Entscheidung die Römer zu verlassen, und zu ihnen überzugehen. Als es nun zur Schlacht kommen sollte, zog sich Fuffetius seitwärts, um abzuwarten, wer den Sieg davon tragen würde, und danach seine Maßregeln zu nehmen. Tullus merkte die Verrätherei, stellte sich aber, als habe er dem Fuffetius diese Bewegung vorgeschrieben, um die Feinde von der Seite anzufallen. Diese hörten dies, wurden irre und muthlos, und so gelang es den Römern, sie zurückzutreiben. Nach der Schlacht kam Fuffetius, und wünschte dem Tullus Glück zum erfochtenen Siege. Tullus dankte freundlich, und beschied Römer und Albaner zu einer Versammlung auf den folgenden Tag. Die Albaner, welche waffenlos und zuerst erschienen, stellte er in der Mitte des Platzes auf, dann um sie herum die bewaffneten Römer, und nun erhob er seine Stimme: „Nie haben uns wohl die Götter sichtlicher beschützt, als gestern. Denn wisset, ihr Römer, nicht allein mit dem Feinde haben wir gestritten, sondern auch gegen die Verrätherei unsrer vermeintlichen Freunde." Nachdem er ihnen nun die Absicht des Fuffetius enthüllt hatte, befahl er, diesen zu greifen, und sprach folgendes Urtheil: „Weil du zweideutig es mit Römern und Fidenaten gehalten hast, so soll auch dein Körper jetzt getheilt werden. Er ließ ihn zwischen zwei Wagen festbinden, diese nach entgegengesetzten Seiten fahren, und so den Körper zerreißen. Das Volk der Albaner aber wurde nach Rom versetzt, und ihm der cölische Hügel zur Wohnung angewiesen, ihre Stadt dagegen zerstört. Außer diesem Kriege führte der kampflustige König noch mehrere andere während seiner 32jährigen Regierung. Auch er soll, wie Romulus, vom Blitze erschlagen seyn.

Ancus Martius (641—616) folgte ihm, ein Enkel des Numa, friedlich wie dieser, und ein Beförderer der Religionsgebräuche, des Ackerbaues und des

Handels. Dennoch mußte er gezwungen mehrere Kriege führen, die alle für ihn glücklich ausfielen. Er eroberte mehrere Städte der Latiner, und verpflanzte ihre Einwohner auf den Aventinischen Hügel, so daß nun bereits 5 Hügel bebaut waren. Den Vejentern nahm er das Land an der Tibermündung weg, und legte hier den Hafen Ostia an. Endlich baute er auch die erste Tiberbrücke, die nach dem Hügel Janiculus führte. Als er seinen Tod nahe fühlte, übertrug er die Vormundschaft über seine beiden Söhne dem Lucius Tarquinius. Dieser Mann stammte aus Korinth, von wo sein reicher Vater nach Tarquinii, einer Stadt in Etrurien, gekommen war. Nach dem Tode des Vaters hatte sich Lucius in Rom niedergelassen, und war bald der Liebling des Königs geworden. Aber er war ein treuloser Vormund; denn nach des Ancus Tode bestimmte er das Volk, keinen seiner Mündel, die er indessen auf die Jagd geschickt hatte, sondern ihn selbst zum Könige zu wählen.

Lucius Tarquinius der Aeltere (616—578) war übrigens ein recht tüchtiger Mann. Er führte glückliche Kriege, unterwarf sich die Latiner, ein mächtiges benachbartes Volk, verschönerte und erweiterte Rom, und legte die berühmten Cloaken an, deren Ueberreste noch jetzt die Festigkeit ihres Baues bewundern lassen. Man verstand darunter große, gewölbte Kanäle, welche unter den Straßen der Stadt hinliefen, und in welche man allen Unrath aus den Häusern und von den Straßen warf, die also immer rein erhalten werden konnten. Er nahm, wie oben gesagt, die Luceres, 100 neue Mitglieder, in den Senat auf, der also durch ihn bis auf 300 gebracht wurde. Seine Kriege mit den Sabinern und Latinern waren glücklich, und mehrere Städte der letztern wurden dem römischen Gebiete einverleibt. Die gegen die Söhne des Ancus begangene Ungerechtigkeit wurde noch in seinem Alter bestraft. Sie konnten nämlich das ihnen zugefügte Unrecht nicht vergessen, und erfuhren obendrein, daß Tarquin damit umgehe, dem Servius Tullius, seinem Schwieger- und Pflegesohne, die Krone zuzuwenden. Sie verschworen sich daher gegen den König. Zwei der Verschwornen machten eines Tages, als Hirten verkleidet, unter seinem Fenster einen großen Lärm, als wenn sie sich zankten. Der König rief sie herauf, um den Streit zu schlichten, und während der Eine ihm den Vorfall aus einander setzte, versetzte ihm der Andere von hinten einen Schlag in den Schädel, daß er todt hinsank. Die Mörder wurden eingeholt und niedergemacht, und die Anstifter des Mordes gelangten nicht auf den Thron. Tanaquil aber, die Frau des Königs, ließ die Burg schließen, und machte bekannt, der König sey nur betäubt, Servius Tullius würde indessen seine Geschäfte versehen. Das geschah, und als sie sah, daß Senat und Volk mit seiner Amtsführung zufrieden waren, machte sie den Tod des Königs bekannt, und hatte nun die Freude, daß ihr Liebling zum Könige gewählt wurde.

Servius Tullius (578—534) war der Sohn des Häuptlings der latinischen Stadt Corniculum. Bei der Einnahme derselben durch die Römer war seine Mutter als Sclavin nach Rom gebracht, und von Tanaquil aufgenommen worden. Hier wurde Servius geboren, und von der Königin erzogen, und da Tarquin keinen erwachsenen Sohn hatte, so wandten er und seine Frau ihre ganze Liebe auf den jungen Servius, und gaben ihm später ihre Tochter zur Frau. Kaum war er König geworden, so gewann er sein Volk dadurch, daß er einen großen Theil der Schulden der ärmeren Klasse bezahlte,

und Aecker, welche dem Staate gehörten, unter sie vertheilte. Das ganze Volk aber theilte er nach dem Vermögen in 5 Klassen, und jede Klasse wieder in Centurien. Da aber bei einem noch rohen Volke die höhere Bildung fast nur bei den Reichen zu finden ist, so richtete er es so ein, daß die erste Klasse in den Volksversammlungen, in denen nach Centurien (Abtheilungen) gestimmt wurde, das Uebergewicht hatte; denn sie bestand aus 98 Centurien, während die fünf andern zusammengenommen nur aus 95 bestanden. Da der Vermögenszustand der Bürger sehr veränderlich ist, so verordnete er eine alle 5 Jahre zu wiederholende Schatzung (census). Nach derselben, bei der alle Bürger erscheinen mußten, wurde das lustrum gehalten. Nachdem sich nämlich das ganze Volk nach Centurien aufgestellt hatte, wurden 3 Opferthiere: ein Stier, ein Schwein und ein Schaaf, um die Versammlung herumgeführt, und sodann zur Abbüßung alles dessen, was in den 5 Jahren gesündigt worden war, geopfert. Zu den 5 Klassen kam noch eine sechste Abtheilung, die Proletarier oder capite censi, die eigentlich keine Klasse ausmachten, keine Kriegsdienste zu leisten und keine Steuern zu bezahlen brauchten.

Auch unter ihm fehlte es an glücklichen Kriegen nicht, und Rom war nun schon in solchem Ansehen, daß man es als die Hauptstadt der ganzen umliegenden Gegend betrachtete. In seinem Alter hatte der gute König vielen häuslichen Kummer. Er hatte nämlich seine beiden Töchter an die Enkel seines Wohlthäters, des Tarquin, verheirathet. So wie das Gemüth jener gänzlich verschieden war, so war dies auch bei den letzteren der Fall. Statt nun aber die Gleichgesinnten zu verbinden, hatte er die ältere, sanfte Tullia an den wilden Lucius Tarquin, die jüngere, wilde Tullia aber an den sanften Aruns vermählt. Die Folgen dieses Fehlgriffs zeigten sich bald. Die beiden schlechten Gemüther näherten sich, und verabredeten, Schwager und Schwägerin auf die Seite zu schaffen; dann heiratheten sie sich. Eine solche Ehe zweier böser Menschen, noch dazu mit einem Verbrechen begonnen, konnte nichts Gutes bringen. Bald waren beide darüber eins, daß der alte Servius ihnen zu lange lebe, und die eigene Tochter ermunterte ihren Mann, den Vater vom Throne zu stürzen. Zuerst versuchte Lucius den König beim Volke zu verleumden. Da er aber sah, daß dies nur bei Wenigen wirkte, so wartete er, bis die meisten Freunde des Königs der Ernte wegen außerhalb der Stadt waren. Dann versammelte er seine eigenen Anhänger auf dem Markte, wo sich das Rathhaus befand, und begab sich in königlicher Kleidung in die Versammlung der Senatoren. Diese glaubten anfangs, Servius sey gestorben, oder wenigstens krank. Plötzlich aber erschien der König. Er war auf die Nachricht von dem Erkühnen seines unwürdigen Schwiegersohnes schnell herbeigeeilt. Mit gerechtem Unwillen faßte er diesen beim Kleide, und wollte ihn vom königlichen Stuhle herabziehen. Aber der jüngere Mann umfaßte den schwachen Greis, und stürzte ihn die hohe, auf den Markt führende Treppe hinab. Der unglückliche Alte raffte sich endlich auf, und schwankte nach Hause; aber Lucius sandte ihm Mörder nach, welche ihn unterwegs auf offener Straße niederstießen. Die unnatürliche Tochter hörte kaum, daß es ihrem Manne gelungen sey, sich zu behaupten, als sie eilig ihren Wagen bestieg, um die Erste zu seyn, ihm Glück zu wünschen. Als sie durch die Straße kam, wo die blutige Leiche ihres Vaters lag, wollte der Fuhrmann aus dem Wege fahren; aber sie zwang ihn, mit den Rädern gerade über

den Leichnam hinwegzurollen. Diese That ist indessen so unnatürlich, daß sie wohl nur ersonnen ist, um den Haß gegen das böse Weib noch zu schärfen.

Lucius Tarquin (534—510) war nun König, aber ein grausamer Despot; daher wurde er auch der Grausame oder Stolze (superbus) genannt. Nur durch Härte glaubte er den durch Blut errungenen Thron behaupten zu können. Deshalb wüthete er gegen den Senat, ja gegen seine eigene Familie, in der Furcht, daß einer seiner Verwandten ihm die Ermordung des alten Königs vergelten könnte. Alle Freunde des vorigen Königs traf der Tod, Verbannung oder Einziehung des Vermögens; der Senat wurde nicht befragt, und da er einen Aufstand befürchten mußte, so umgab er sich mit einer starken Leibwache. Nur einen seiner näheren Verwandten ließ er am Leben, den Junius Brutus. Dieser Mann merkte kaum die Gefahr, die auch ihm drohte, als er sich einfältig stellte. Dieser ließ ihn daher leben; denn was hatte er von einem Halbwahnsinnigen zu fürchten? Aber Brutus war ein Schlaukopf. Einst sandte Tarquin zwei seiner Söhne nach Delphi, das Orakel zu befragen, was für ein Unglück ihm bevorstände; denn böse Zeichen hatten sein Herz beunruhigt. Sie nahmen den Brutus mit. In Delphi fragten die Brüder, nachdem sie des Vaters Auftrag ausgerichtet und die Antwort erhalten hatten: „Du wirst untergehen, wenn ein Hund mit Menschenstimme redet" (womit Brutus gemeint war), aus eigenem Antriebe das Orakel, wer von ihnen nach dem Vater regieren würde? „Derjenige," so lautete die zweideutige Antwort des Orakels, „welcher, nach Hause gekommen, die Mutter zuerst küssen wird." Damit nun der zu Hause gebliebene Bruder nichts erführe, beschlossen sie, das Geheimniß für sich zu behalten, und losten, wer die Mutter zuerst umarmen sollte. Brutus aber hatte den wahren Sinn des Orakels richtiger erkannt. Als sie nun an der Küste Italiens ans Land stiegen, stellte er sich, als wenn er zu Boden fiele, und küßte die Erde, welche die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen ist, während der, welcher das Loos gezogen hatte, zur Mutter lief, und sie küßte. — Tarquin ließ auf dem Capitol — so hieß einer der Berge mitten in Rom — einen schönen Tempel dem Jupiter, der Juno und der Minerva zu Ehren bauen. In demselben wurden die sibyllinischen Bücher aufbewahrt. Es kam nämlich einst ein altes Weib zu Tarquin, und bot ihm 9 große Bücher zum Kauf an. Da sie eine bedeutende Summe dafür verlangte, so wies er sie ab. Sie aber warf 3 davon in das daneben lodernde Kaminfeuer. „Willst du," fragte sie dann, „die 6 noch übrigen für denselben Preis?" — „Wo denkst du hin?" antwortete Tarquin: „Wenn mir die Summe für alle 9 zu hoch war, so werde ich sie doch nicht für die 6 geben!" — Die Frau warf wieder 3 ins Feuer, und wiederholte die Frage zum dritten Male. Da wurde der König stutzig. Er ließ seine Wahrsager um Rath fragen, und diese riethen ihm, die drei Bücher ja für jeden Preis zu kaufen; sie enthielten die herrlichsten Weissagungen. Diese Bücher wurden sibyllinische genannt, weil darin die Prophezeihungen derjenigen alten Frauen, die man für Wahrsagerinnen hielt, und Sibyllen nannte, standen. Da nun die Römer, wie alle unwissende Völker, sehr abergläubisch waren, so hatten solche Bücher großen Werth für sie, und bei jeder mißlichen Lage des Staates wurden sie von den Priestern, denen sie anvertraut waren, zu Rathe gezogen. 400 Jahre später sind sie verbrannt.

Tarquin hatte sich durch sein tyrannisches Betragen so verhaßt gemacht, daß die Römer sich nach Erlösung sehnten. Alle waren schon zu einer Empörung geneigt, als ein Vorfall die Verschwörung zur Ausführung brachte. Der König belagerte gerade Ardea, die alte Hauptstadt der Rutuler, in der Nähe Roms. Als er eines Abends mit seinen Söhnen und mehreren Anführern in seinem Zelte müßig saß, kam die Rede unter Anderem auch auf ihre Frauen. Jeder rühmte die seinige als die beste. „Wozu der Streit?" rief einer der Anführer, Tarquinius Collatin, ein Verwandter des Königs; „laßt uns noch heute Abend unsere Frauen überraschen! Wir wollen sehen, welche sich am würdigsten beschäftigt." Der Vorschlag fand Beifall. Augenblicklich saßen sie zu Pferde, und sprengten nach Rom. Im Palaste des Königs fanden sie die Frauen der Prinzen nichts als Eitelkeiten treiben; sie putzten, salbten, schminkten sich. Dann führte sie Collatin nach Collatia zu seiner Frau, der häuslichen Lucretia, die, von ihren Mägden umgeben, bei der Arbeit getroffen wurde. Collatin triumphirte; die Prinzen ärgerten sich, und einer von ihnen, Sextus, dachte auf Rache. Einige Zeit darauf klopfte eines Abends Sextus an das Haus der Lucretia, und bat um Aufnahme. Sie konnte ihm, ihrem Verwandten, die Bitte nicht abschlagen; aber während der Nacht überfiel und mißhandelte er sie. Lucretia war außer sich über diesen Schimpf. Boten mußten eilends ihren Mann und ihren Vater holen. Sie kamen, und brachten noch einige Freunde, auch Brutus, mit. Da trat ihnen Lucretia weinend entgegen, erzählte ihnen die erlittene Beschimpfung, und flehte sie an, sie zu rächen. Alle verwünschten den Bösewicht, der so schändlich die Gesetze der Gastfreundschaft verletzt habe, und schwuren blutige Rache. „Ich danke euch," sprach Lucretia beruhigt, „aber ich kann nicht länger leben; alle Frauen würden mich verhöhnen." In dem Augenblick stieß sie den bereit gehaltenen Dolch in ihr Herz, und sank zu Boden. Brutus zog den blutigeu Stahl aus ihrer Brust, und rief mit funkelnden Augen: „Bei diesem reinen Blute, und bei euch, ihr himmlischen Götter, schwöre ich dir, Tyrann, und deinem ganzen lasterhaften Geschlechte blutige Rache." Rasch eilten die Verschwornen zur That. Brutus warf nun die Larve der Dummheit ab, und zeigte sich, wie er war. Er rief die Collatiner auf den Markt zusammen, erzählte ihnen, warum er sich verstellt, welche Schandthat der Sohn des Königs begangen habe, und brachte durch den Anblick der blutigen Leiche der Lucretia Alle in Wuth. Sie schwuren der Herrschaft der verruchten Familie ein Ende zu machen. Dann zog der ganze Haufen nach Rom. Auch hier versammelte Brutus das Volk, zählte alle Gewaltthätigkeiten des Königs und seiner Familie auf, und Alle stimmten ihm bei, nicht länger die Herrschaft des Tarquinius zu dulden. Während ein Haufen nach dem Lager eilte, das Heer auch zum Abfalle zu bewegen, sprengte der König, der durch sein Weib von dem Geschehenen unterrichtet worden war, auf einem anderen Wege nach Rom, um den Aufstand zu dämpfen. Aber er fand die Thore bereits verschlossen, und die Römer riefen ihm von den Mauern herab zu: „Mit deiner Herrschaft ist es aus, Tarquin! Suche dir ein anderes Reich!" — Knirschend kehrte er zum Lager zurück; aber auch hier war schon die Empörung ausgebrochen, und ihm blieb nichts als schleunige Flucht zu den Etruskern übrig. Das geschah 510 vor Christus.

Die Römer beschlossen nun einmüthig die Abschaffung der Königswürde

und führten eine Republik ein. Der Senat sollte fortdauern, an der Spitze aber sollten zwei Consuln stehen, welche das Volk jährlich aus den Patriciern wählen wollte. Brutus und Collatin waren die ersten.

Brutus hatte bald Gelegenheit, zu zeigen, daß ihm das geliebte Vaterland über Alles gehe. Der vertriebene Tarquin nämlich hatte unter dem Vorwande, sein zurückgelassenes Eigenthum zu verlangen, einige Gesandte in die Stadt geschickt, die mehrere junge Römer zu einer Verschwörung bewogen, welche nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den König wieder in die Stadt aufzunehmen. Glücklicher Weise wurde die Sache entdeckt, und die Verschwörer wurden eingezogen. Aber welch ein Schmerz für Brutus, als er entdeckte, daß seine Söhne die Hauptbeförderer gewesen waren! Was sollte er thun? Sollte er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, oder auf die Stimme des Vaterherzens hören? Aber wie hätte er im letztern Falle nachher Andere bestrafen dürfen, wenn er seine Söhne der verdienten Strafe entzogen hätte? — Seine Vaterlandsliebe siegte endlich in dem harten Kampfe. Er sprach als Consul das Todesurtheil über die Verräther aus, ließ sie vor seinen Augen zum Tode führen, und wandte sich nur ab, als der Todesstreich geführt wurde. So hatte er seine Pflicht als Consul erfüllt. Dann ging er nach Hause und weinte seinen Schmerz als Vater aus.

Zweite Periode.

Von Kyros bis Alexander den Großen, 555—333.

---

8. Stiftung des persischen Reichs durch Kyros. — Kambyses — Dareios Hystaspis.

(Astyages von Medien. Des Kyros Geburt und Erhaltung. Stiftung des Perserreichs durch Kyros 560. Bezwingung des Kroisos, Königs von Lydien. Unterwerfung von Babylonien, Syrien, Phönicien und Palästina. Rückkehr der Juden. Des Kyros Tod 529. Kambyses König 529—23. Sein Zug nach Aegypten gegen Psammenit. Der falsche Smerdis 522. Dareios Hystaspis 522—487 zieht gegen Samos und gegen die Skythen.)

Im Reiche Medien in Asien (südlich vom caspischen Meere) war um das Jahr 580 vor Christus ein König Astyages, der eine Tochter, Mandane, hatte. Einst träumte ihm, es flösse aus seiner Tochter Mandane eine solche Menge Wassers, daß ganz Asien davon unter Wasser gesetzt wurde. Die darüber befragten Traumdeuter oder Magier versicherten, Mandane würde einst einen Sohn bekommen, welcher ganz Asien sich unterwerfen würde. Astyages hörte das nicht gern; er fürchtete, selbst durch den Enkel vom Throne gestürzt zu werden, und verheirathete, um dies zu hindern, die Tochter an keinen Fürsten, sondern an einen bloßen Edelmann im Ländchen Persis, am persischen Meerbusen, den Kambyses.

Im folgenden Jahre träumte ihm wieder: aus seiner Tochter wuchs ein Weinstock hervor, der endlich so mächtig groß wurde, daß er ganz Asien überschattete. Die Magier wurden wieder befragt, und prophezeiten dasselbe. Der König ließ deshalb die Mandane nach seinem Hofe kommen, und sobald sie einen Sohn bekommen hatte, rief er den Harpagos, seinen treuen Diener, und sprach: „Höre, Harpagos, ich habe dir ein Geschäft aufzutragen, welches du sehr sorgfältig vollziehen mußt. Nimm hier den Knaben der Mandane mit nach Hause, bringe ihn um, und begrabe ihn wie du willst." Harpagos antwortete: „Ich habe ja bisher immer deinen Willen treu befolgt, o Herr! Auch jetzt ist es meine Pflicht, das sorgfältig zu vollziehen, was du mir befiehlst." Als er das Kind nach Hause brachte und seiner Frau Alles erzählte, fragte ihn diese, was er zu thun Willens sey? „Ich werde mich wohl hüten," sprach er, „dem Astyages zu gehorchen. Wie lange wird es währen, so stirbt er, und wird nun Mandane Königin, so würde es mir schön ergehen. Sterben muß zwar der Kleine, aber nicht durch mich; einer der Leute des Astyages selbst soll sein Mörder seyn."

Sogleich ließ Harpagos einen der königlichen Rinderhirten kommen und sprach: „Der König befiehlt dir, das Kind hier im Gebirge, wo es am wildesten ist, auszusetzen, damit es bald verschmachte. Aber ich rathe dir, daß du es nicht etwa am Leben lässest; das würde dir schlimm bekommen. Ich werde bald selbst kommen und nachsehen."

Der Hirte nahm das Kind, und trug es fort. Als er nun nach Hause kam, fragte ihn seine Frau ängstlich, was denn Harpagos von ihm verlangt habe. „Ach!" antwortete er, „ich fand das ganze Haus des Harpagos voll Jammer. Als ich hineintrat, sah ich ein weinendes Kind daliegen, in Gold und Seide gekleidet. Harpagos aber befahl mir im Namen des Königs, das Kind mitzunehmen, und es im ödesten Gebirge auszusetzen. Zugleich drohte er mir heftig, wenn ich es nicht pünktlich vollzöge. Ich wunderte mich noch, daß das Kind so prächtig geschmückt war, ahnte aber nicht, wem es angehöre. Unterwegs aber sagte mir ein Diener, der mich begleitete, es sey das Kind der Mandane." Mit diesen Worten schlug er den Mantel auseinander, und zeigte es seiner Frau. Diese fing, da sie das wohlgebildete Kind erblickte, an zu weinen, und bat flehentlich ihren Mann, es ihr zu lassen. Sie erzählte, sie habe in der Zeit ein todtes Kind bekommen, und bat, dies statt des gesunden, lebenden Kindes auszusetzen. Kein Mensch könne das jemals entdecken. Der Hirte ließ sich erbitten; die Lumpen des Hirtenkindes wurden dem kleinen Prinzen, und die goldenen Kleidchen dem todten Kinde angelegt, und dieses in das öde Gebirge hinausgetragen. Nach drei Tagen meldete der Hirte dem Harpagos, das Kind sey todt. Dieser ging nicht selbst, um nachzusehen, sondern schickte einen von der Leibwache hinaus, der sich vom Tode des Kindes überzeugte, und es begraben ließ.

Indessen wuchs der kleine Prinz als Hirtenknabe auf. Aber als er zwölf Jahre alt war, wurde die ganze Sache durch einen Zufall entdeckt. Er spielte einst mit andern Knaben und wurde zum König gewählt. Jedem wies er ein Geschäft an. Einer aber unter ihnen, der Sohn eines vornehmen Meders, that nicht was ihm geheißen war. Darum ließ ihn der Kinderkönig von den andern festhalten, und peitschte ihn aus. Das nahm der Knabe sehr übel, lief

zu seinem Vater, und klagte. Dieser war thöricht genug, über die beschimpfende Behandlung, die sein Sohn von dem Hirtenjungen erlitten habe, Klage zu führen. „Sieh!“ sprach er, indem er den Rücken des Geschlagenen entblößte, „so bin ich durch den Sohn des Rinderhirten beschimpft worden.“ Der König, statt den albernen Streit abzuweisen, ließ den Hirten und dessen Sohn sogleich kommen. „Wie hast du dich unterstehen können,“ fuhr Astyages den Knaben an, „den Sohn dieses Mannes, der bei mir der Erste ist, zu schlagen!“ Der Knabe erschrak nicht, sondern erwiederte mit edlem Anstande: „O König! ich habe das mit Recht gethan. Die Knaben — auch dieser da war darunter — hatten mich zu ihrem Könige gewählt. Als nun die Andern meine Befehle vollzogen, war dieser allein ungehorsam. Darum habe ich ihn geschlagen. Habe ich daran Unrecht gethan, so stehe ich hier.“

Astyages, indem er so den kecken Knaben aufmerksam betrachtete, entdeckte plötzlich eine große Aehnlichkeit zwischen den Zügen desselben und denen seiner Tochter, und als er nach dem Alter desselben fragte, und auch dies mit dem des ausgesetzten Kindes übereinstimmte, wurde er still und nachdenklich. Jetzt schien ihm gewiß, daß der Knabe hier sein Enkel sey. Er ließ den Meder und dessen Sohn abtreten. „Höre!“ fuhr er den Hirten an, „wer hat dir den Knaben gegeben?“ — „Herr!“ erwiederte jener, „es ist mein Sohn; seine Mutter lebt noch.“ — „Du handelst nicht klug,“ fuhr der König fort, „daß du durch Läugnen eine Schuld auf dich ladest.“ Zugleich winkte er der Wache, um ihn zur Folterbank abzuführen. Da fiel der Hirte auf die Kniee und bekannte Alles.

Astyages ließ ihn gehen; aber Harpagos mußte kommen. „Sage mir doch,“ sprach der König, „wie hast du denn der Mandane Kind ums Leben gebracht?“ Da Harpagos den Hirten zur Stelle sah, merkte er, daß Alles entdeckt sey, und gestand die Wahrheit, immer noch glaubend, daß das Kind wirklich umgekommen sey. So zornig auch Astyages war, daß Harpagos damals seinen Befehl nicht pünktlich vollzogen hatte, so verbarg er doch seinen Unwillen, und erzählte ihm Alles, was der Hirte offenbart hatte. Dann fuhr er fort: „Du siehst also, daß der Knabe erhalten ist. Dies ist mir auch recht lieb, denn ich habe jenen Befehl oft bereut, und die Vorwürfe der Mandane schmerzten mich sehr. Sende mir nun deinen Sohn zur Gesellschaft meines Enkels und komme du endlich auch selbst noch, damit wir zum Dank gegen die Götter ein Fest feiern.“

Wie freute sich Harpagos, daß der König so gnädig sey! Er ging eilig nach Hause und schickte seinen Sohn — er hatte nur den einzigen — nach Hofe. Aber Astyages hatte sich eine ausgesuchte Rache ausgedacht. Er schlachtete den Sohn des Harpagos, schnitt ihn in Stücke, kochte einige, andere bratete er, und ließ Alles zur Mahlzeit bereiten. Endlich erschienen die Gäste, Harpagos mit ihnen. Bei Tische wurde ihm eine besondere Schüssel vorgesetzt. Dann fragte ihn der König, wie ihm das Gericht geschmeckt habe? „O! sehr gut!“ antwortete Harpagos. — „So bringt ihm jenen verdeckten Korb her!“ befahl Astyages den Dienern. Als jener ihn öffnete, sah er darin den Kopf und die Gliedmaßen des geschlachteten Sohnes. Aber, an Verstellung gewöhnt, faßte er sich schnell und schwieg. „Weißt du nun wohl,“ fragte der König, „welches Wildpret du gegessen hast?“ — „Wohl weiß ich es,“ erwie-

derte der feige Höfling; „was du, o König, thust, ist Alles wohlgethan.“ Dann stand er auf, sammelte die Ueberreste seines Kindes und ging nach Hause, um sie zu begraben.

Jetzt berathschlagte Astyages mit den Magiern, was mit dem Knaben zu thun sey. Da sie merkten, daß er ihn am Leben zu erhalten wünschte, so antworteten sie, der König möchte unbesorgt seyn; denn jene beiden Träume seyen ja bereits erfüllt. Der Knabe sey ja schon König gewesen, und werde zum zweiten Male gewiß nicht herrschen. Die Rede gefiel dem Astyages. Er nannte ihn nun Kyros, und schickte ihn nach Persien zu seinen Eltern, die sich natürlich über den so unverhofft wiedergefundenen Sohn innig freuten.

So wuchs Kyros unter den Augen seiner Eltern heran. Indessen hatte Harpagos auf Rache an dem König gesonnen, und als Kyros erwachsen, schritt er zum Werke. Er zog die medischen Großen, die über die Tyrannei des Astyages längst erbittert waren, auf seine Seite, und erhielt das Versprechen, den König vom Throne zu stürzen. Dem Kyros aber schickte er, weil er keinen andern Weg sah, ihm geheime Nachrichten zukommen zu lassen, einen todten Hasen, und ließ ihm durch einen treuen Diener sagen, dem Thiere den Bauch zu öffnen, aber nur wenn er ganz allein sey. Kyros that dies und fand darin einen Brief. „Du weißt, Kyros,“ — so schrieb ihm Harpagos — „daß du nur durch mich erhalten bist, aber auch, was ich um deinetwillen habe leiden müssen. Willst du mir nun folgen, so sollst du das Reich haben, welches jetzt Astyages beherrscht. Bringe die Perser zum Aufstand. Wird dann der König mich oder einen andern vornehmen Meder gegen die Empörer schicken, so werden die Meder zu dir übergehen.“

Des Kyros Plan war schnell gefaßt. Er versammelte die Perser, trat unter sie und hielt einen Brief in der Hand. „In diesem Briefe,“ so sprach er, „befiehlt mir Astyages, euer Anführer zu seyn. Als solcher befehle ich euch, daß Jeder sogleich mit einer Sichel vor mir erscheine.“ Nachdem sie gehorcht hatten, führte er sie auf ein dorniges Feld, und befahl ihnen, dasselbe bis zum Abend von allem Unkraut zu reinigen. Mit Schweiß bedeckt, meldeten sie ihm am Abende, daß Alles ausgerichtet sey. „Ich bin mit euch zufrieden,“ antwortete er; „kommt morgen in Feierkleidern wieder.“ Als sie kamen, befahl er ihnen, sich ins Gras zu lagern, und setzte ihnen eine köstliche Mahlzeit vor. „Nun?“ sprach er am Abend, „sagt mir doch: gefiel euch der heutige oder der gestrige Tag besser?“ Alle erwiederten, das sey wohl keine Frage, daß der heutige besser sey; denn gestern hätten sie ja nichts als Mühe und Arbeit gehabt. „Gut!“ rief er „solcher Tage sollt ihr noch viele haben, wenn ihr mir jetzt folgt, und das Joch des tyrannischen Astyages abwerft; denn unter ihm seyd ihr nur Sclaven, und habt keine besseren Tage zu erwarten, als der gestrige war.“

Die Perser waren längst unzufrieden, unter der Herrschaft der Meder zu stehen, und riefen den Kyros zu ihrem Könige aus. Als Astyages von dem Aufstande der Perser Nachricht bekam, ließ er dem Kyros befehlen, sogleich zu ihm zu kommen. „Ich werde kommen,“ ließ dieser ihm zurücksagen, „und zwar eher, als er es wünschen wird.“ Jetzt schickte Astyages den Harpagos mit einem Heere den Persern entgegen; aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen (bei Pasargadä) ging Harpagos mit einem Theile desselben zum Kyros über, die Andern wurden geschlagen und flohen. Astyages kannte sich kaum vor Wuth;

er ließ die Magier, die ihm so übel gerathen hatten, ans Kreuz schlagen, und stürmte mit einem neuen Heere seinem Enkel entgegen. Aber — auch er wurde geschlagen und gefangen. So bestrafte die Vorsehung die Schandthat, welche er an seinem Enkel hatte ausüben wollen. Harpagos aber, der sich schon bei jener Mahlzeit als einen feigen Herrendiener gezeigt hatte, bewies jetzt, daß er eine gemeine Seele habe. Denn er suchte den gefangenen König auf, verhöhnte ihn, und fragte ihn schadenfroh, wie ihm die Sclaverei gegen seine vorige Herrschaft schmecke? —

Dies war das Ende des Reiches der Meder, 560; denn Kyros nannte sich nun nicht König von Medien, sondern von Persien, welches also von dem kleinen Ländchen am persischen Meerbusen ausging, und indem er viele umliegende Länder eroberte, wurde er Stifter des großen persischen Reichs, welches über 200 Jahre gedauert hat.

Kaum war Kyros 560—529 auf dem persischen Thron befestigt, so fing er auch schon an, auf Eroberungen auszuziehen. Zunächst ging er auf den König von Lydien, Kroisos, los. Klein-Asien nämlich wurde damals von mehreren kleinen Völkerschaften bewohnt, aus denen sich verschiedene Staaten gebildet hatten. Das mächtigste Reich darunter war Lydien. Es lag in dem westlichen Theile der Halbinsel, und erstreckte sich bis an die Küsten des ägäischen Meeres, umfaßte also auch die Städte, in welchen die Ionier wohnten. Sardes war die Hauptstadt. Jener Kroisos war zu seiner Zeit als der reichste Fürst berühmt. Er war so reich und mächtig, daß er sich für den glücklichsten Menschen hielt. Aber Gott zeigte an ihm, daß Niemand so reich und mächtig sey, den Er nicht in den Staub herabziehen könne. Das erste Unglück, welches ihn traf, war, daß sein Sohn auf einer Eberjagd ums Leben kam. Dann kam der oben erwähnte Gesetzgeber Athens, Solon, an seinen Hof, wurde gut aufgenommen, und Kroisos ließ ihn in seinen reichgefüllten Schatzkammern herumführen. Dann fragte er ihn: „Du giltst für einen sehr weisen und vielgereisten Mann. Daher möchte ich dich wohl fragen, ob du irgendwo einen glücklicheren Menschen gesehen hast, als mich?" „O ja!" antwortete Solon, „den Athener Tellos." — „Wie so?" fragte Kroisos, „wer war dieser Mann?" — „Tellos," erwiederte jener, „hatte gesunde und brave Kinder, und von diesen viele Enkel, von denen keiner starb. Endlich fand er nach einem glücklichen, ruhigen Leben einen ehrenvollen Tod; denn er fiel in einer Schlacht, in welcher die Athener siegten, ruhmvoll, wurde von seinen Mitbürgern hoch geehrt, und auf öffentliche Kosten begraben." — „Aber," sagte Kroisos, „wen hältst du nächst dem Tellos für den Glücklichsten?" — „Den Kleobis und Biton!" war die Antwort. — „Wer waren diese?" fragte der König weiter. — „Das waren zwei Brüder, aus Argos gebürtig, wackere Männer. Beide hatten in den Wettkämpfen einen Preis erhalten. Einst feierten die Bürger ein Fest zu Ehren der Here (Gemahlin des höchsten Gottes Zeus). Ihre Mutter, welche eine Priesterin war, sollte nach dem Tempel, der einige Stunden entfernt lag, auf einem Wagen fahren; aber die Zugochsen kamen nicht zur rechten Zeit an. Da spannten sich die braven Jünglinge selbst vor und zogen ihre Mutter bis zum Tempel. Jedermann lobte die edle That, und die Frauen wünschten der Mutter Glück, solche Söhne zu haben. Aber die Mutter flehte die Göttin an, ihren Söhnen das schönste Loos, welches Menschen zu Theil werden könnte, zu verleihen.

Nach dem Opfer legten sich die Jünglinge in einen Winkel des Tempels, und schliefen ein. Als man sie aber wecken wollte, fand man sie todt; die Götter zeigten, daß es das schönste Loos sey, nach einer edlen That zu sterben. Die Mitbürger ehrten ihr Andenken, ließen ihnen Bildsäulen verfertigen und stellten diese in Delphi auf." Kroisos sagte empfindlich: „Hältst du denn meine Lage für so wenig glücklich, daß du sie mit der einiger Privatpersonen vergleichst?" „O König," — so lautete die denkwürdige Antwort des weisen Solon, „in einem langen Leben muß man so Manches sehen und leiden, was man nicht wünscht. Rechne ich das menschliche Leben auf 70 Jahre, so sind dies 25,550 Tage, von denen kein einziger dem andern ganz gleichkommt. Der Mensch ist also beständigem Wechsel unterworfen. Ich weiß zwar, daß du sehr reich bist, und über Viele herrschest. Aber ich kann dich nicht eher glücklich nennen, bis ich höre, daß du auch glücklich geendigt hast. Denn auch der Reichste ist nicht glücklicher als der, welcher nur für einen Tag genug zu leben hat, wenn jener nicht bis an seinen Tod glücklich bleibt. Bei allen Dingen muß man den Ausgang abwarten. Denn Mancher, den die Götter mit Glück segneten, hat elend geendigt." — Wie schön und wie wahr! Aber dem Könige wollte die Rede nicht gefallen. Er entließ den Solon gleichgültig als einen Menschen, der das Glück des Reichthums und der Macht nicht zu schätzen verstände. Aber bald hatte er Ursache, einzusehen, wie richtig Solon geurtheilt hatte.

Er hörte von den Fortschritten, welche Kyros machte, und wollte ihnen Einhalt thun. Vorher aber fragte er das Orakel in Delphi um Rath, und um den Apollo zu einer günstigen Antwort zu bewegen, opferte er ihm 3000 Stiere auf Ein Mal, und schickte ungeheure Geschenke nach Delphi. Die Antwort des Orakels lautete: „Wenn du die Perser bekriegst, so wirst du ein großes Reich zerstören." Wie zweideutig! das große Reich konnte eben so gut das lydische wie das persische seyn. Kroisos verstand es von dem letzteren, und fing den Krieg getrost an. Vorher aber befragte er das Orakel noch einmal, und zwar, ob er und sein Stamm noch lange über Lydien herrschen würden. Das Orakel antwortete: „So lange, bis einmal ein Maulthier über die Meder herrscht." Es verstand darunter den Kyros, welcher, als Sohn eines Persers und einer Mederin, wohl mit einem Maulthiere verglichen werden konnte. Kroisos merkte aber diesen versteckten Sinn nicht, sondern sprach froh: „Dann werden wir, ich und mein Stamm, ewig herrschen; denn ein Maulthier werden die Meder nicht zu ihrem Könige machen!" Um aber recht sicher zu gehen, schloß er mit den Spartanern, den Babyloniern und Aegyptern ein Bündniß; alle drei versprachen, ihm im nächsten Jahre Hülfe zu schicken. Noch eine Warnung erhielt der leichtsinnige König von einem seiner Lydier. „Du willst, o König," sprach er, „Leute bekriegen, die in Felle gekleidet sind, ein rauhes Land bewohnen, nicht essen, wie viel sie wollen, sondern wie viel sie haben, und keinen Wein, sondern Wasser trinken. Siegst du nun auch, was willst du ihnen nehmen? Wirst du aber besiegt, so verlierst du viel. Denn haben sie einmal von unsern Gütern gekostet, so werden sie bleiben, und sich nicht wieder vertreiben lassen. Laß uns daher den Göttern danken, daß sie es den Persern nicht haben einfallen lassen, uns anzugreifen." Das war sehr weise gesprochen, aber für Kroisos in den Wind. Er rückte gleich ins persische Gebiet ein. Kyros ließ nicht lange auf

sich warten; die Schlacht blieb unentschieden. „Immerhin!“ dachte Kroisos. Er nahm sich vor, im nächsten Jahre seine Bundesgenossen zu sammeln; für jetzt entließ er sein Heer, in dem Wahne, Kyros werde im bevorstehenden Winter nichts vornehmen. Dieser aber setzte dem Kroisos so geschwind nach, daß er ihn noch vor Sardes einholte. Hier kam es zu einer zweiten Schlacht, und wie tapfer auch die Lydier fechten mochten, so wurden sie doch von den Persern geschlagen; denn die Pferde jener machten sogleich links um, als sie die Kameele erblickten, welche Kyros vor seiner Schlachtordnung anrücken ließ. Sardes wurde belagert, nach wenigen Wochen erobert, und — der unglückliche Kroisos gefangen. Kyros ließ ihn in Ketten und Bande werfen, und befahl, ihn auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Schon war der arme Gefangene an den Pfahl gebunden, da gedachte er der Unterredung mit Solon. Jetzt erkannte er, wie wahr es sey, daß Niemand vor dem Tode glücklich gepriesen werden könne. Dreimal rief er laut aus: „Solon! o Solon! Solon!“ Kyros ließ durch Dolmetscher fragen, was das bedeute. „Ich rufe einen Mann,“ antwortete Kroisos, „dessen Unterredung alle Fürsten mit vielem Gelde nicht bezahlen können.“ Da Kyros diese Worte nicht verstand, so ließ er den Kroisos von dem Scheiterhaufen herabsteigen, und sich jene Unterredung, die wir schon kennen, erzählen. Er schenkte ihm darauf das Leben, ja er behielt ihn als Freund und Rathgeber bei sich, Lydien aber wurde dem persischen Reiche einverleibt.

Nachdem Kyros die Ionier und anderen kleinasiatischen Griechen durch Harpagos hatte besiegen lassen, wandte er sich gegen die Bundesgenossen des Kroisos, und zwar zunächst gegen Babylon. Wir wissen, daß 888, als unter Sardanapal das alt-assyrische Reich unterging, drei Reiche aus demselben entstanden: das medische, das neu-assyrische und das babylonische. Das erstere fiel, wie wir gesehen haben, unter Astyages an Persien. Das zweite war 600 vom babylonischen König Nebukadnezar bezwungen, und mit dem babylonischen vereinigt worden. Gegen das dritte zog nun Kyros zu Felde. Da die ungeheure Stadt Babylon eine sehr starke Mauer hatte, so brauchte er eine List, sich der Stadt zu bemächtigen. Er stellte seine besten Krieger an den Ufern des Euphrat, wo dieser in dieselbe fließt, auf; dann ließ er den Fluß in einen unterhalb befindlichen großen See (Pallakopas) ableiten, so daß seine Krieger fast trocknen Fußes im Bette des Flusses in die Stadt marschiren konnten. Da diese aber so groß war, so erfuhren die in der Mitte Wohnenden noch lange nichts von dem Daseyn der Feinde, sondern fuhren fort, sich bei einem Feste, welches sie eben feierten, zu belustigen. Der König von Babylon (Labynetos) wurde gefangen, und sein Reich dem persischen einverleibt. Dann wurden S y r i e n, P h ö n i c i e n und P a l ä s t i n a unterworfen, und weil Kyros lieber über zufriedene, als über feindselige Völker herrschen wollte, so erlaubte er den J u d e n, die noch in der sogenannten babylonischen Gefangenschaft waren, nach Jerusalem zurückzukehren. Diese Erlaubniß benutzten aber nur die, welche dem Dienste Jehova's treu geblieben waren. S e r u b a b e l führte sie an. Bald folgten nach Kyros' Tode neue Haufen nach. Einen davon führte E s r a, ein vorzüglich frommer, für den Dienst des einigen Gottes hochbegeisterter Mann. Als er nach Jerusalem kam, begann er den durch Nebukadnezar zerstörten Tempel wieder aufzubauen. Als die Samariter das hörten, kamen sie und baten, sie helfen zu lassen an dem Baue, damit sie auch in dem Tempel Gott anbeteten,

und mit den Juden hinfort wieder Ein Volk ausmachten. Aber die Juden waren unduldsam. „Nein!" sprachen sie, „hinweg mit euch! Ihr seyd keine ächten Juden. Eure Stammväter sind nicht nur Israeliten, sondern auch Cananiter, Phönicier, Assyrer und andere Heiden gewesen. Wir bleiben für uns." Die Samariter verdroß das, und sie thaten nun auch etwas, was nicht recht war: sie verleumdeten die Juden bei dem Könige von Persien (Kambyses), so daß ihnen wirklich die Fortführung des Tempelbaues auf einige Zeit untersagt wurde. Daher entstand der glühende Haß zwischen Juden und Samaritern, der sich bis auf Jesus' Zeit fortpflanzte.

Kyros war mit den bisherigen Eroberungen nicht zufrieden. Jetzt zog er gegen die wilden Völker an den äußersten Gränzen seines Reichs, östlich vom caspischen Meere, wo jetzt die Kirgisen wohnen. Sie wurden Massageten genannt, und von einer Königin, Tomyris, regiert. Bei dem ersten Zusammentreffen siegte Kyros, und nahm den Sohn der Königin gefangen. Diese sandte einen Herold an den König mit folgenden Worten: „Du des Blutes nimmer satter Kyros, frohlocke über deinen Sieg nicht zu sehr. Gieb mir meinen Sohn zurück, und verlaß ungestraft mein Land. Thust du dies nicht, so schwöre ich dir bei der Sonne, ich werde deine Unersättlichkeit mit Blute befriedigen." Kyros lachte über die Drohungen. Der Tomyris Sohn bat ihn, seine Hände von den Banden zu befreien. Als das geschehen war, gab er sich selbst den Tod, um nicht in Knechtschaft zu leben. Nun kam es zur Schlacht, einer fürchterlichen, blutigen Schlacht. Die Perser wurden besiegt und Kyros erschlagen. Tomyris hielt Wort. Sie ließ einen Schlauch mit Menschenblut füllen, und tauchte den Kopf des Kyros hinein, indem sie rief: „Du hast mich unglücklich gemacht, da du mir meinen Sohn raubtest. Sättige dich nun, Tyrann, an dem Blute, nach welchem du immer gedürstet hast!" Kyros ist im Jahre 529 gestorben.

Des Kyros Nachfolger auf dem Throne der Perser war sein Sohn Kambyses (529—523), ein grausamer Mann. Er griff Aegypten, welches zu erobern Kyros keine Zeit gehabt hatte. Damals war Amásis König von Aegypten. Aber ehe noch die Perser einbrachen, starb dieser und sein Sohn Psammenit mußte den Anfall der Perser aushalten. An den Gränzen Aegyptens, bei Pelusion, wurden die Aegypter völlig geschlagen*); sie schlossen sich darauf in ihre Hauptstadt Memphis ein. Aber diese wurde erobert, und Psammenit gefangen. Er wurde in einem Hause der Vorstadt von persischen Kriegern bewacht. Da sah er, wie seine Tochter mit mehreren andern Töchtern der vornehmsten Aegypter Wasser in das feindliche Lager schleppen mußte. Als die Mädchen weinend vorüberzogen, jammerten die gefangenen Väter laut; Psammenit aber beugte nur sein Haupt zur Erde, und vergoß keine Thräne. Nicht lange darauf wurden 2000 ägyptische Jünglinge vorübergeführt. Sie hatten Stricke um den Hals und Zügel im Munde, und wurden zur Hinrichtung geschleppt. Der Sohn des Königs war an ihrer Spitze. Da schrieen die ägyptischen Väter laut auf vor Schmerz; aber Psammenit beugte sein Haupt

*) Noch 70 Jahre später fand Herodot das Schlachtfeld ganz mit den Gebeinen der Unbeerdigten bedeckt. Man konnte leicht die Schädel der Perser von denen der Aegypter unterscheiden. Diese waren weit stärker, weil die Aegypter den Kopf entblößt zu tragen pflegten, während die Perser ihn mit warmen Mützen bedeckten.

nieder zur Erde, und sein Auge blieb trocken. Zuletzt sah er seinen vertrautesten Diener, der mit ihm um alles Vermögen gekommen war, von Zelt zu Zelt wanken, und sich sein Brot zusammenbetteln. Bei diesem Anblick rief der König laut den Namen seines Freundes, weinte heftig, und schlug sich voll Schmerz an die Stirne. Als dies sonderbare Benehmen des Königs dem Kambyses hinterbracht wurde, ließ dieser ihn fragen, warum er über das Schicksal jenes Bettlers, nicht aber über das Unglück seiner Tochter und seines Sohnes geweint habe? „O König," antwortete er, „das Unglück meines eigenen Hauses ist so unaussprechlich groß, daß ich dafür keine Thränen, keine Worte habe; wohl aber habe ich deren noch für den Freund, der im Alter darben muß." So wild auch sonst Kambyses war, so machten doch diese Worte Eindruck auf sein Gemüth, und er schenkte nicht nur dem Psammenit selbst das Leben, sondern befahl auch, daß seinem Sohne das Leben erhalten werden sollte. Aber für diesen kam die Begnadigung zu spät; er war gleich zuerst hingerichtet worden. Späterhin ließ Kambyses auch noch den Psammenit ums Leben bringen, indem er ihn beschuldigte, an einer Empörung gearbeitet zu haben. Dies geschah 525.

Von Aegypten aus schickte Kambyses ein Heer in die westlicher gelegenen Länder gegen die Ammonier; aber der giftige Wind tödtete, oder die vom Sturme aufgejagten Sandberge verschütteten es. Er selbst zog gegen die Aethiopier im heutigen Abyssinien zu Felde. Hier riß bald eine so entsetzliche Hungersnoth ein, daß der zehnte Mann geschlachtet werden mußte, um den Andern zur Nahrung zu dienen. Wüthend kehrte er um, und ließ nun seinen Groll an den Aegyptern aus. Er fand das Volk in großer Freude, weil ihnen ein Apis geboren war. So nannte man einen schwarzen Stier, der auf der Stirn einen weißen Fleck, auf dem Rücken einige weiße Streifen in Gestalt eines fliegenden Adlers, am Schwanze zweierlei Haare, und unter der Zunge einen Flecken wie einen Käfer haben mußte. Ein solcher Stier wurde von den Aegyptern göttlich verehrt, und da selten einmal einer geboren wurde, welcher alle diese Erfordernisse hatte, so war die Freude sehr groß. Aber um so größer auch der Aerger des Königs, weil er glaubte, daß sich das Land über seine Niederlage freue, und den Apis nur zum Vorwand nehme. Er befahl, ihm das Thier zu bringen: er wolle ihren Gott kennen lernen; und als die Priester ihm denselben brachten, stach er ihn nieder, und rief: „O ihr Elenden! solche Götter habt ihr also, von Fleisch und Blut, die das Eisen verwunden kann! Eurer ist der Gott ganz würdig, aber mich sollt ihr mit ihm nicht zum Besten haben." Dann ließ er die Priester auspeitschen, sich in ihre Heiligthümer führen, und verhöhnte ihre Religionsgebräuche.

Ueberhaupt war Kambyses ein sehr böser, grausamer Mensch. Die Leiche des Amasis ließ er ausgraben und mißhandeln, zwölf vornehme Perser einmal wegen einer Kleinigkeit lebendig, mit dem Kopfe unten, in die Erde eingraben. Kroisos, der als Freund ihn überall hin begleitete, schalt ihn deswegen aus. Da befahl der Tyrann, weil er nicht den geringsten Widerspruch leiden konnte, den alten Mann sogleich hinzurichten. Die Diener aber befolgten den Befehl nicht gleich, weil sie voraus sahen, es würde den König gereuen. Wirklich beklagte er auch am folgenden Tage seine übereilte Hitze, und sehnte sich nach dem vermeintlich Getödteten. Als man den Kroisos herbeiholte, freute sich

zwar Kambyses recht sehr, daß er noch lebe; aber er ließ die Diener am Leben strafen, weil sie nicht pünktlich seinen Befehl vollzogen hätten. Er wüthete selbst gegen seine eigenen Verwandten. So ließ er seinen einzigen Bruder, Smerdis, umbringen, weil dieser einen Bogen spannen konnte, welcher ihm zu schwer gewesen war, und weil er, Kambyses, geträumt hatte, daß Smerdis auf dem Königsthrone sitze, und mit dem Haupte bis in die Wolken rage. Endlich zog er, von den heimlichen Verwünschungen der Aegypter verfolgt, aus diesem Lande ab. Er hatte die Priester einmal gefragt, wo er sterben würde. „Hüte dich vor Ekbátana!" hatten sie geantwortet. Er beschloß also Medien zu vermeiden, wo Ekbátana die Hauptstadt war. Als er durch Syrien zog, kamen Boten aus Persien, und meldeten, daß man daselbst des Kambyses Bruder, Smerdis, zum König ausgerufen habe. Der Oberaufseher des Palastes nämlich (Patizeithes) hatte einen Bruder, der auch Smerdis hieß, und den er für den ächten Smerdis ausgab, weil er ihm ähnlich war. Man nennt ihn den falschen Smerdis (522). Kambyses wollte bei dieser Nachricht nach Persien eilen; aber als er sich auf das Pferd schwang, verwundete er sich zufällig mit seinem eigenen Schwerte, so daß er krank liegen bleiben mußte. „Wie heißt die Stadt?" fragte er. — „Ekbátana!" war die Antwort. So hieß wirklich die kleine Stadt auch, wo er war. Da erschrak er; das Grauen des Todes kam über ihn, und er starb, von Gewissensbissen über seine Unthaten gequält (523).

Der falsche Smerdis regierte nur 8 Monate. Es fiel nämlich auf, daß er sich nie außerhalb des Palastes sehen lasse. Otanes, ein vornehmer Perser, kam auf den Gedanken, daß es wohl jener Magier Smerdis sein könne, der an den fehlenden Ohren zu erkennen wäre, die ihm einst Kyros hatte abschneiden lassen. Otanes trug daher seiner Tochter, welche der neue König zur Frau genommen, auf, sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Sie schlich sich im Schlafe zu ihm heran, und entdeckte, daß ihm die Ohren fehlten. Otanes und 6 vornehme Perser verschworen sich daher gegen ihn. Sie drangen in den Palast und ermordeten ihn. Darauf vereinigten sie sich, daß derjenige von ihnen König sein sollte, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Spazierritt zuerst wiehern würde; denn das Pferd wurde bei ihnen für ein heiliges Thier gehalten. Dareios Hystaspis (522—487) wurde gewählt; denn sein Stallmeister hatte den Abend vorher sein Pferd vor das bestimmte Thor geführt, und ihm hier gütlich gethan. Als nun folgenden Tags die Gesellschaft an dieselbe Stelle kam, erinnerte sich das Pferd des gestrigen Tages, und fing an laut zu wiehern. Sogleich sprangen die Andern von ihren Pferden, und erkannten den Dareios für ihren König.

Dareios war in der That ganz zum Herrscher geeignet, kraftvoll, thätig, streng gegen den Ungehorsam, großmüthig gegen den treuen Freund. Er theilte das Reich in 20 Satrapien, bestimmte Susa, Babylon und Ekbatana zu Residenzen und vollendete die durch Kyros angefangenen großen Bauwerke in Persepolis, deren Ruinen noch heute in Erstaunen setzen.

Sein erster Krieg war gegen die Insel Samos, an der Westküste Klein-Asiens. Eines Tages meldeten ihm seine Diener: draußen in der Halle sitze ein Grieche, der sich für einen Wohlthäter des Königs ausgebe. Dareios wunderte sich, daß ein Hellene ihm Wohlthaten erwiesen haben wolle; er befahl, den Mann zu ihm zu führen. Es war Syloson aus Samos. Auf Befragen

des Königs, wer er sei und was er wolle? antwortete er: „Du wirst dich erinnern, daß du einst mit dem Könige Kambyses als Trabant in Memphis warst. Als du damals über den Markt gingst, sahst du einen Mann mit einem hochrothen Mantel, und da dir dieser überaus wohlgefiel, so tratest du zu ihm heran und wünschtest den Mantel zu kaufen. Er aber antwortete, zu verkaufen sei jener zwar nicht, wohl aber möchtest du ihn als Geschenk behalten. So kamst du in den Besitz des schönen Mantels. Jener Mann bin ich, Syloson der Samier." Dareios nahm diese Nachricht sehr gut auf. „O du wackrer Mann!" sprach er, „du hast mir, da ich noch keine Macht hatte, ein wenn auch geringes Geschenk gemacht; dafür will ich dich nun königlich belohnen; du sollst Gold und Silber die Fülle haben." — „Gold und Silber schenke mir nicht," antwortete Syloson; „aber ich bitte dich, daß du mir mein Vaterland Samos wiederverschaffst, das meinem Bruder Polykrates gehörte, und nun nach dessen Ermordung von einem Andern beherrscht wird; aber ich möchte es ohne Blutvergießen erwerben. Dareios sandte sogleich ein Heer und eine Flotte dahin ab. Samos wurde zwar erobert und dem Syloson gegeben, doch war es erst nach vielem Blutvergießen möglich gewesen.

Die Stadt Babylon empörte sich gegen Dareios im sechsten Jahre seiner Regierung. Er belagerte sie 19 Monate lang, und wollte schon wieder unverrichteter Sache abziehen, als ihm die beispiellose Selbstaufopferung des treuen Zópyros, eines jungen Persers, den Besitz der Stadt wiederverschaffte. Dieser Mann erschien eines Tages vor dem Dareios fürchterlich zugerichtet. Nase und Ohren waren ihm abgeschnitten, die Haare abgeschoren und sein Rücken blutig gepeitscht. Dareios sprang erschrocken auf, und drohte dem die fürchterlichste Strafe, der ihn so verstümmelt habe. „Das bin ich selbst gewesen," erwiederte Zópyros, „und zwar weil ich hoffe, dir so die Stadt zu erobern." Er theilte ihm dann seinen Plan mit. So zugerichtet wollte er sich an den Thoren zeigen, vorgeben, das habe Dareios gethan, und um Aufnahme bitten. Wenn man ihm dann einige Truppen anvertrauen würde, so wollte er einige Ausfälle machen, und die Soldaten, welche ihm Dareios entgegenstellen würde, schlagen. Zuletzt würden ihm die Babylonier den Oberbefehl übertragen, und dann wollte er den Persern die Thore öffnen. So geschah es auch wirklich, und Dareios sah sich bald im Besitze der Stadt. Zwar belohnte ihn nun der König sehr reichlich; aber seine verlorenen Gliedmaßen konnte er ihm freilich nicht wieder geben. Es verrieth aber einen edeln Sinn, daß Dareios versicherte: lieber wolle er 20 solcher Städte missen, als den Zópyros so verstümmelt sehen. Um aber den andern Städten die Lust zur Empörung zu benehmen, ließ er 3000 Babylonier ans Kreuz schlagen. So pflegte man sonst Städte zu erobern!

Nun beschloß Dareios, auch einen auswärtigen Krieg zu führen. Er wollte die Skythen, ein wildes, rohes Volk, welches theils von Ackerbau, theils von Viehzucht lebte, und in dem jetzigen Süd-Rußland, der Moldau und Wallachei wohnte, bekriegen. Er zog dazu mit einem großen Heere über den Bosphorus (Meerenge von Constantinopel), durch Thrakien bis an die Donau. Hier warteten seiner die Ionier, welche, zu Schiffe voraus geschickt, die Donau aufwärts geschifft waren, und eine Brücke für ihn hatten bauen müssen. Sobald Dareios hinüber gegangen war, und in das unbekannte Land weiter eindrang, zogen sich

die Skythen überall zurück, und lockten ihn immer weiter hinein, um ihn durch Hunger zu verderben. Es war dem Könige nicht möglich, die Feinde zu einer Schlacht zu bewegen. Endlich mußte er an den Rückzug denken. Da kamen Abgeordnete der Skythen, und überbrachten ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Schon hoffte er, daß dies Zeichen der Unterwerfung wären; aber man gab ihm über den wahren Sinn folgende Erklärung: „Wenn ihr Perser nicht wie Vögel durch die Lüfte fliegen, oder wie Mäuse euch in die Erde graben, oder wie Frösche in dem Wasser leben könnt, so sollt ihr unsern Pfeilen nicht entrinnen.“ Wirklich fehlte auch nicht viel daran, daß diese Prophezeiung eingetroffen wäre. Denn ein Haufen Feinde war ihm nach der Donaubrücke vorangeeilt, und hatte den dort zur Bewachung zurückgebliebenen Joniern gerathen, schnell die Brücke abzubrechen; dann müsse Dareios umkommen, und könne ihnen nie mehr schaden. Der Athener Miltiades unterstützte diesen Rath; aber da regte sich der Eigennutz der Anführer der kleinasiatischen Griechen. Histiäos, einer von ihnen, der über Milet persischer Statthalter war, bemerkte, jetzt wären sie ja Herren unter der persischen Herrschaft; ginge aber diese unter, dann würden sich die Griechen freimachen, und sie müßten in den Privatstand zurücktreten. So hat der Eigennutz von je her das Gute oft gehindert! Diesem Rathe des Histiäos verdankte der König, daß er gerettet wurde.

9. Schlacht bei Marathon. — Miltiades, der Athener.

(Aufstand der Jonier. Krieg der Perser gegen Athen. Schlacht bei Marathon 490. Miltiades, Aristeides und Themistokles.)

Derselbe Mann aber brachte noch größeres Unglück über seine Landsleute, die ionischen Griechen in Klein-Asien, und war Ursache, daß die Perser und Griechen feindlich zusammentrafen. Die Jonier nämlich waren, wie schon gesagt, von Kyros schon unter die persische Herrschaft gekommen, und es war ihnen unter derselben nicht unglücklich gegangen. Ihre Städte, mit denen die ganze Küste besäet war, waren ausnehmend blühend, voll herrlicher Tempel und Paläste, und trieben einen ausgebreiteten Handel. Karawanen führten ihnen die Erzeugnisse Asiens zu, und zahlreiche Schiffe nahmen dieselben auf, und führten sie weiter. Dabei waren Künste und Wissenschaften hier im höchsten Flor. Unter allen Städten aber ragte Milet als die herrlichste hervor, ausnehmend reich, so daß die Einwohner 80 Pflanzstädte am schwarzen und mittelländischen Meere zur Ausbreitung ihres Handels hatten anlegen können. Ueber dieses blühende Land Jonien hatte Dareios den Histiäos zum Statthalter gesetzt, aber aus einem Mißtrauen, welches den Despoten des Morgenlandes so eigen ist, ihn wieder an seinen Hofe gerufen, weil er — wie er vorwandte — einen so trefflichen Mann gern immer um sich haben möchte. Histiäos gehorchte, aber mit Ingrimm, weil er hier goldene Fesseln trug, und daß sein Schwiegersohn Aristagoras seine Stelle erhielt, besänftigte ihn keineswegs. Er überredete daher diesen, der ohnedies gerade an Empörung dachte, weil er mit dem persischen Oberstatthalter zerfallen war, sich gegen die Perser zu empören; er hoffe, daß Dareios ihn gegen die Empörer schicken werde, und dann wollte er zu ihnen übergehen. Es wurde dem Aristagoras

leicht, den Freiheitssinn der Ionier aufzuregen, und schnell waren die persischen Besatzungen vertrieben. Aber sie hatten nicht bedacht, daß sie zu schwach wären, der ganzen persischen Macht zu widerstehen. Zwar hatte Aristagoras die europäischen Griechen um Hülfe gebeten, und wenn auch Sparta ihn abwies, schickte doch Athen ihm 20 Schiffe, zu denen die Stadt Eretria auf Euböa noch 5 Schiffe hinzufügte. Auch hatten die Ionier sich schon der Stadt Sardes bemächtigt. Aber plötzlich erschien ein persisches Heer; die Ionier mußten sich aus Sardes, das durch ihre Unvorsichtigkeit niedergebrannt war, nach Ephesos zurückziehen. Hier verloren sie eine entscheidende Schlacht gegen die Perser, welche die Unbedachtsamen einem härtern Loose, als das frühere gewesen war, unterwarfen. Die Ionier beseufzten nun zu spät ihre Uebereilung, und die, durch welche sie dazu aufgeregt waren, Histiäos und Aristagoras, ließen sie im Stich. Aber die verdiente Strafe ereilte sie; jener wurde von den Persern gefangen und ans Kreuz geschlagen, dieser fand seinen Tod unter den wilden Thrakiern, zu denen er geflohen war.

Dareios war über das Einmischen der Athener in die Empörung der Ionier um so mehr erbittert, da sie erst kurz vorher die Aufforderung der Perser, den vertriebenen Hippias wieder aufzunehmen, entschieden zurückgewiesen hatten. Er beschloß daher sie zu züchtigen, und damit er dies ja nicht vergäße, so mußte ihm ein Diener täglich bei der Tafel zurufen: „O Herr! vergiß die Athener nicht!“ Er gedachte ihrer auch wirklich. Ein großes Landheer wurde (493) von seinem Schwiegersohne Mardonios hinübergeführt, während eine Flotte längs den griechischen Küsten hinsteuerte, beides in der Absicht, ganz Hellas zu unterwerfen. Aber bald kamen die kläglichen Ueberreste beider nach Klein-Asien zurück, und Mardonios erzählte, wie jenes von den wilden Bewohnern Thrakiens überfallen worden, und die Flotte von einem Sturme am Vorgebirge Athos so mitgenommen wäre, daß 20,000 in den Wellen ihr Grab gefunden hätten. Dareios schrieb die Schuld der Ungeschicklichkeit des Mardonios zu und rüstete ein noch größeres Heer aus, welches drei Jahre später (490) auf einer zahlreichen Flotte übersetzte. Vorher aber schickte er Herolde an die griechischen Städte und Inseln, und verlangte Erde und Wasser als Zeichen ihrer Unterwerfung. Die Inseln und einzelne griechische Staaten unterwarfen sich auch wirklich; aber die Athener verwarfen den Antrag mit edlem Unwillen, und die Spartaner warfen die Herolde in einen Brunnen, um sich, wie sie sagten, das Wasser selbst zu holen.

In dem genannten Jahre erschien das Perserheer, von zwei Feldherren, dem Datis und Artaphern, geführt. Die Inseln waren auf dem Wege erobert worden. Nur Delos wurde verschont, weil hier Apollo und Artemis geboren waren; denn selbst die Heiden scheuten sich, die den Göttern geweihten Orte zu verletzen. Jetzt landeten sie auf der Insel Euböa und nahmen Eretria ein. Als die Athener dies hörten, erschraken sie sehr; denn sie hatten nicht geglaubt, daß der Feind so schnell kommen würde. Sie schickten geschwind zu den andern griechischen Stämmen, und baten um schleunige Hülfe. Aber die Furcht vor den Persern war so groß, daß alle sich entschuldigten, und mehr Heil in einer feigen Unterwerfung, als in einem gemeinsamen Widerstande zu finden glaubten. Die Spartaner antworteten, ihre Religion erlaube ihnen erst nach dem Neumonde zu kommen; bis dahin waren aber

noch 19 Tage. Nur eine Stadt leistete treuen Beistand: Platäa; aber was wollten zwei Städte gegen Hunderttausende von Feinden! Doch auch in der größten Bedrängniß kann Gott helfen, und er hilft auch, wenn die Sache gerecht ist, und der Mensch nicht an sich selbst verzweifelt. So die Athener. Sie bewaffneten sich schnell, nahmen einige Tausend Sclaven dazu, und nun dem Feinde entgegen.

Auf der Ebene bei Marathon, nordöstlich von Athen, trafen die beiden so ungleichen Heere auf einander. Noch schwankten die Feldherren der Athener, ob es rathsam sei, eine Schlacht zu wagen oder zu fliehen. Fünf derselben riethen dagegen. Da trat Miltiades, derselbe, der damals die Donaubrücke abzubrechen gerathen hatte, vor, und bewies den Muthlosen mit feuriger Beredtsamkeit, von diesem Augenblicke hange die Ehre und die Freiheit Athens ab. Die Schlacht wurde beschlossen. Aber unglücklicher Weise hatten die Athener zehn Feldherren; jeder sollte einen Tag lang erster Anführer sein. Dabei war an gemeinsame Maßregeln nicht zu denken. Alle aber achteten den Miltiades für den Geschicktesten; darum machte Aristeides, einer jener Zehn, den Vorschlag, jenem allein den Oberbefehl anzuvertrauen. Er trete, sagte er, willig seinen Tag ab. Die Andern wollten nicht unbescheidener sein, und so hing nun die ganze Anordnung von dem umsichtigen Miltiades ab. Jetzt begann die Schlacht. Die kleine Zahl der Griechen verschwand zwar fast gegen die Menge der Perser; aber die Einsicht des Miltiades und die unübertreffliche Tapferkeit jener, die für Ehre und Freiheit, Weib, Kinder und Herd fochten, gab ihnen ein großes Uebergewicht. Die Schlacht währte lange. Schon wich die Mitte der griechischen Schlachtordnung, wo die Sclaven standen, zurück. Da schwenkten sich die beiden griechischen Flügel, die im Vortheil waren, und fielen den in der Mitte vordringenden Persern in die Seite. Dies entschied. Plötzlich sah man die feigen Perser, die nur auf Befehl ihres Herrn in den Kampf gegangen waren, sich in die eiligste Flucht werfen, und in ihren Schiffen Rettung suchen. Das Feld bei Marathon war mit Todten bedeckt, und das reiche persische Lager fiel den Griechen in die Hände. Welcher herrliche Tag für die glücklichen Sieger! Einer derselben war vom Schlachtfelde in Einem Laufen bis nach Athen gerannt, mehrere Meilen weit. Athemlos stürzte er auf den Markt. Er hatte nur noch so viel Luft, zu rufen: „Freut euch, ihr Athener! wir haben gesiegt!" Dann fiel er todt zu Boden. Welcher schöne Tod! Die Gefallenen wurden nun ehrenvoll begraben, und ihnen Inschriften gesetzt, Miltiades aber in Athen mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Aber die Perser wollten, ehe sie ganz abzögen, noch einen Versuch machen, das, wie sie glaubten, wehrlose Athen zu überfallen. Sie schifften um die Halbinsel, auf welcher Athen lag, herum, und erschienen vor der Stadt. Aber Miltiades war auch schon da, und als die Perser die bewaffneten Griechen drohend am Ufer stehen sahen, wagten sie keinen Angriff, sondern zogen ab. — Als eben noch Feste auf Feste über den schönen Sieg gefeiert wurden, kamen die Spartaner an, und wollten nun, da der Neumond vorüber war, helfen. Sie baten, ihnen die gefangenen Perser zu zeigen, lobten die That der Athener sehr, und zogen dann wieder nach Hause, ohne daß ihnen die Athener die geringste Empfindlichkeit gezeigt hätten.

Athen schickte den Miltiades auf einer Flotte gegen die Inseln des ägäischen Meeres aus, welche sich den Persern ergeben, oder wohl gar sie unterstützt hatten. Nachdem er mehrere unterworfen und bestraft, wandte er sich gegen die Insel Paros, eine der Kykladen, weil diese den Persern ein Schiff zur Hülfe gegeben hatte, und Miltiades sich an einem Privatfeinde rächen wollte. Aber die Stadt war so fest, daß er sie nicht einnehmen konnte; dazu kam, daß er sich durch einen unglücklichen Fall das Bein zerbrach, und endlich sah er einst in der Nacht in der Ferne ein großes Feuer, aus dem er in seiner Verstimmung auf die Annäherung der persischen Flotte schloß. Kurz, er kehrte unverrichteter Sache und mißmuthig nach Athen zurück. Sogleich erhoben seine Feinde ihr Haupt. Viele hatten ihm längst den wohlerworbenen Ruhm beneidet. Keiner mehr als der junge Themistokles, der schon bald nach der Schlacht von Marathon einem Freunde vertraut hatte, die Lorbeern des Miltiades ließen ihn nicht ruhig schlafen. Dieser wurde nun gar vor Gericht gezogen, und des Einverständnisses mit den Persern beschuldigt. Seine Krankheit erlaubte ihm nicht, selbst zu erscheinen; vergebens erinnerten seine Freunde das Volk an den Tag bei Marathon. Seine Feinde behielten die Oberhand, und er mußte noch froh sein, daß ihm die Todesstrafe erlassen wurde. Dafür sollte er aber eine Geldbuße von 50 Talenten (60,000 Rthl.) bezahlen, und da er diese Summe nicht besaß, so warf man ihn ins Gefängniß, in welchem er starb. Solche Beispiele von Undank und wechselnder Volksgunst werden wir in den Republiken noch oft sehen.

10. Themistokles und Aristeides. — Die Griechen bei Thermopylä und Salamis.

(Des Xerxes [487—467] Krieg gegen die Hellenen 480. Gefecht bei Thermopylä. Seeschlacht bei Artemision. Seeschlacht bei Salamis. Schlachten bei Platää und Mykale 479. Erbauung des Peiräeus.)

Durch die Schlacht von Marathon waren nun zwar die Perser aus dem Lande geschlagen; aber es war zu erwarten, daß sie über kurz oder lang wiederkommen würden. Athen befand sich daher in großer Gefahr. Aber auch daran erkennt man, daß eine gütige Vorsehung waltet, daß es einem Volke, welches in Bedrängniß ist, nicht leicht an großen, tüchtigen Männern fehlen wird. Auf zwei solchen Männern ruhten jetzt die Blicke der Athener, Themistokles und Aristeides, beide verständig, thätig, und auf das Glück ihres Vaterlandes bedacht. Beide bewarben sich um die Gunst des Volks; aber jeder wählte dazu andere Mittel. Während Themistokles durch seine schöne, männliche Beredtsamkeit in den Volksversammlungen Alles mit sich fortriß, und durch herablassende Freundlichkeit auch den Niedrigsten gewann, erwarb sich Aristeides durch die größte Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit, so arm er auch war, den Beinamen des Gerechten. Jener wollte die Liebe des Volks gewinnen, dieser sie verdienen. Anfangs schien es, als wenn Themistokles der Glücklichere werden sollte; denn es gelang ihm, den Aristeides, der seinem Ehrgeize bei der großen Liebe, die derselbe im Volke genoß, im Wege stand, verdächtig zu machen, und nun trug er darauf an, ihn auf 10 Jahre aus Athen

zu verbannen. Aristeides wurde der Entscheidung des Scherbengerichts unterworfen. Er war selbst zugegen, um den Ausgang abzuwarten. Da kam ein gemeiner Bürger zu ihm heran, und bat ihn, den Namen des Aristeides auf ein Täfelchen zu schreiben, da er selbst nicht schreiben könnte. „Was hat dir der Mann gethan?“ fragte Aristeides. „Nichts!“ war die Antwort, „ich kenne ihn nicht einmal; aber es ärgert mich, daß er allgemein den Beinamen des Gerechten führt!“ So sind die Urtheile des großen Haufens! Und Aristeides? — Er schrieb ehrlich seinen eigenen Namen auf. Wirklich wurde er auch (484) verbannt; aber er verließ das Vaterland mit dem Bewußtsein, Unrecht zu leiden, und mit der Hoffnung, daß man ihn schon wieder gebrauchen werde.

Jetzt stand dem Themistokles Keiner mehr im Wege; er war nun der Erste in Athen. Indessen gebührt ihm das Zeugniß, daß er für das Wohl seines Vaterlandes recht eifrig bemüht war. Seine Hauptsorge war, recht viele Schiffe zu bauen, damit die Athener, wenn die Perser ja einmal wieder kämen, auf jeden Fall eine Zuflucht hätten. Wie richtig er gesehen hatte, zeigte sich bald.

Dareios hatte sich gleich nach der Schlacht bei Marathon zu einem neuen Feldzuge kräftig gerüstet. Aber ehe die Rüstungen vollendet waren, starb er schon (487). Sein Sohn Xerxes (487—467) setzte sie fort, und wollte schon nach Griechenland ziehen, als die Aegypter sich empörten, so daß er erst im Jahre 480 jene bekriegen konnte. Sein Heer war das größte, welches man bis dahin, wenigstens in Europa, gesehen hatte. Es waren dazu 56 Völkerschaften, selbst aus den entferntesten Gegenden des Perserreichs, aufgeboten worden. Ihre Anzahl war so groß, daß sie zu zählen zu beschwerlich schien. Xerxes ließ daher nur zehntausend Mann abzählen, und diese dicht mit einer Art Hürde umgeben. Dann mußten sie hinaustreten, und Andere füllten die Umzäunung, die auf diese Weise 170 Mal gefüllt und geleert wurde. Auf diese Art erfuhr er, daß er 1,700,000 Mann beisammen habe. Dazu kam aber noch ein ungeheurer Troß von Knechten, Weibern, Kindern, Krämern und andern Leuten, die das Heer noch unbehülflicher machten. Damit es nun recht schnell über den Hellespont käme, ließ er zwei Schiffbrücken über diese Meerenge schlagen. Aber der nächste Sturm zertrümmerte das Werk in einem Augenblicke. Darüber soll Xerxes so ergrimmt gewesen sein, daß er die Baumeister nicht nur kreuzigen, sondern auch dem Meer 300 Peitschenhiebe geben und eiserne Ketten hineinwerfen ließ, damit es ein anderes Mal besser gehorchen sollte, eine Handlung, die ganz unbegreiflich wäre, wenn man nicht annehmen dürfte, daß der persische Herrscher sich als den Vertreter der Gottheit angesehen habe, dem auch die Elemente gehorchen sollten. Dann ließ er neue Brücken schlagen; vorher aber hielt er von einem hohen Gerüste herab Heerschau. Vor ihm lag das ungeheure Lager und die zahlreiche Flotte zugleich ausgebreitet. Anfangs schwoll ihm das Herz vor Freude und Stolz, daß er der Herr so vieler Tausende sei, die alle seines Winkes gewärtig wären. Dann aber traten ihm die Thränen in die Augen, als er bedachte, daß in weniger als hundert Jahren kein einziger aller der jetzt so kräftigen Menschen mehr am Leben sein würde.

Nun zog das ungeheure Heer über die Schiffbrücken. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte der Zug; dann war man in Europa, und während sich

nun das Landheer immer südlicher senkte, fuhr die Flotte längs den griechischen Küsten hin.

In Griechenland war die Bestürzung natürlich allgemein. Während diejenigen Provinzen, welche nördlich vom eigentlichen Griechenland lagen, sich sogleich der Gewalt unterwarfen, berathschlagten die Abgeordneten von Hellas und Peloponnes in Korinth, was zu thun sei. Der eine rieth zur Unterwerfung, der andere zur Flucht; mehrere versagten unter mancherlei Vorwänden jeden Beistand; noch andere versprachen zwar denselben, hielten aber ihr Versprechen nicht; das delphische Orakel rieth, sich hinter hölzernen Mauern zu vertheidigen. Für den Widerstand waren fast nur die Athener, und es ist gewiß, daß, wenn diese nicht waren, ganz Griechenland verloren gewesen wäre. Denn die Griechen waren so sorglos, daß die olympischen Spiele selbst in diesem Drange der Zeiten ruhig gefeiert wurden. Hier bewies es sich wieder, was oft in den bedrängtesten Tagen ein einziger Mann vermag. Themistokles war es, dessen reger Geist Wunder wirkte. Er schickte von Stadt zu Stadt, und feuerte die Bürger zur Gegenwehr an. Wo ein Zwiespalt entstand, stiftete er Versöhnung, indem er bald drohte, bald nachgab, und vor Allem brachte er eine Flotte zusammen, die im Fall der Noth zum Zufluchtsorte dienen sollte. Jetzt brausten die Perser heran, und drangen bis an die nördliche Gränze des eigentlichen Griechenlands vor. Hier fanden sie den ersten Widerstand. Ueber das Gebirge des Oeta führte damals nur eine einzige fahrbare Straße, der Paß von Thermopylä genannt. Es war ein zwar langer, aber schmaler Weg, an dessen engster Stelle kaum zwei Wagen sich ausweichen konnten. Auf der westlichen Seite war eine steile Felswand, auf der östlichen ein tiefer Morast, der bis zum Meere sich hinzog. Hier konnten Wenige ein ganzes Heer aufhalten. Darum hatte sich hier ein kleiner Haufe von 8000 Mann aus mehreren griechischen Staaten unter des Leonidas, Königs von Sparta, Anführung aufgestellt, während die Flotte, auf der sich auch Themistokles und die Athener befanden, ihren Standort ganz in der Nähe, beim Vorgebirge Artemision, der Nordspitze von Euböa, genommen hatte. Xerxes wollte nicht glauben, daß jene wenigen Tollkühnen im Ernste daran dächten, ihm Widerstand zu leisten, und wartete vier Tage lang, ob sie sich nicht zurückziehen würden. Aber die Griechen, allermeist die darunter sich befindenden 300 auserlesenen Spartaner, freuten sich auf die Schlacht wie auf ein Fest, schmückten ihre langen Haare, und stellten zur Uebung Kampfspiele an. Endlich am 5ten Tage ließ Xerxes angreifen. Aber der erste Haufen der Perser wurde zurückgeworfen, ebenso ein zweiter, und Xerxes mußte fühlen, daß er zwar viele Menschen, aber nur wenige Männer habe. Jetzt ließ er seine besten Leute, die sogenannten Unsterblichen, anrücken. Vergebens! auch diese wurden niedergeworfen, und er, welcher von einer Anhöhe herab dem verzweifelten Kampfe zusah, sprang mehrmals unwillig auf. Am folgenden Tage wurden neue Angriffe gemacht, aber mit eben so wenigem Erfolge; die Spartaner waren wie eherne Thore, die nicht zu sprengen waren. Schon hofften sie, den Persern alle ferneren Versuche verleidet zu haben, als Boten ihnen die schreckliche Kunde brachten, daß ein Haufen Perser sie umgangen hätte, und sie bald von hinten angreifen würde. Ein nichtswürdiger Grieche nämlich, Ephialtes, hatte, um einen Sündensold zu verdienen, dem Xerxes angeboten, einen Theil des Perserheeres

auf einem wenig betretenen Fußpfade über das Gebirge zu führen*). Noch war Zeit, sich schnell zu retten. Leonidas aber erklärte mit Festigkeit, er würde den ihm anvertrauten Posten nicht verlassen. Seine 300 Spartaner und noch einige andere Griechen, zusammen 1400 Mann, harrten mit ihm aus; die übrigen zogen ab. Am andern Tage aber stürzte Leonidas auf die Perser los, die nicht anders als durch Peitschenhiebe zum Standhalten zu bringen waren, und richtete unter diesen ein fürchterliches Blutbad an. Endlich fand er selbst den erwarteten Heldentod. Als nun der von Ephialtes geführte Perserhaufen den Griechen in den Rücken fiel, zogen sich diese auf einem Hügel zusammen, und fochten hier den letzten verzweifelten Kampf so lange, bis von ihnen nicht Einer mehr am Leben war.

In denselben Tagen, wo bei Thermopylä so ruhmvoll von den Griechen gestritten wurde, war auch die Flotte nicht unthätig gewesen. Nachdem die persischen Schiffe, die den griechischen gegenüber sich aufgestellt hatten, durch einen dreitägigen Sturm sehr mitgenommen worden waren, entschloß sich der Befehlshaber der griechischen Flotte, der Spartaner Eurybiádes, zum Angriff. Man kämpfte mehrere Tage bei Artemision. Zwar verloren die Perser durch den Kampf und durch einen Sturm viele Schiffe, doch blieb die Schlacht im Ganzen unentschieden, und da die Griechen hörten, daß die Spartaner bei den Thermopylen unterlegen hätten, und das persische Landheer unaufhaltsam weiter zöge, hielten sie es für gerathen, sich zurückzuziehen. Sie segelten durch die Meerenge Euripos, und Themistokles ließ an die Felsen von Artemision, groß und hoch, daß alle Vorübersegelnde es lesen konnten, schreiben: „Ihr Männer von Ionien, die ihr auf den persischen Schiffen dient, ihr thut Unrecht, daß ihr gegen eure Stammgenossen in den Streit zieht! Tretet zu uns über, oder, falls ihr dies nicht könnt, gedenkt im Kampfe eurer griechischen Abstammung!" Die Folge zeigte, daß die Ionier diese Worte gelesen und beherzigt hatten.

Wüthend über den bei Thermopylä erlittenen Verlust, zog nun Xerxes durch den Paß in Hellas verheerend ein, Alles vor sich her zerstörend. Alle Städte und Dörfer wurden niedergebrannt und die zurückgebliebenen Einwohner ermordet. Nur Theben wurde verschont, weil diese Stadt es mit den Persern hielt. In Athen gerieth nun Alles in Bewegung. Jeder eilte den Schiffen zu, welche Themistokles für diesen Augenblick der Noth bereit gehalten hatte. Die Weiber, Kinder und Greise wurden theils nach den benachbarten Inseln Salamis und Aegina, theils nach einer befreundeten Stadt im Peloponnes (Trözén) gebracht; die streitbaren Männer blieben auf den Schiffen, und schlossen sich an die andern Griechen an. Die ganze Flotte hatte sich in dem saronischen Meerbusen gesammelt, welcher Attika vom Peloponnes trennt. Aber hier hatte Themistokles wieder Arbeit, die unentschlossenen Menschen in Einigkeit zu erhalten. Die Spartaner hatten nämlich eine Mauer quer über den Isthmos gezogen und glaubten dadurch die Perser aufhalten zu können. Darum wollten sie durchaus mit ihren Schiffen dorthin fahren, um sich hinter die Mauer zu retten. Vergeblich bot Themistokles alle Beredsamkeit auf, ihnen zu zeigen,

---

*) Der Verräther hatte, wie es zu geschehen pflegt, keinen Gewinn davon. Denn es wurde nachher ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er erschlagen.

wie thöricht jetzt eine Trennung sei. Am andern Tage wollten sie durchaus fort. In dieser großen Noth fiel ihm eine List ein. Er sandte heimlich einen treuen Diener zum Xerxes, der indessen Athen besetzt und verbrannt hatte, und ließ ihm sagen, er sei längst sein guter Freund, und lasse ihn daher wissen, daß morgen die Griechen aus einander gehen wollten. Dann ginge ihm die Gelegenheit verloren, sie mit Einem Streich zu vernichten. Darum möchte er sie während der Nacht umzingeln.

Am andern Morgen näherte sich der griechischen Flotte ein Schiff, auf welchem man den Aristeides erblickte. Seine Verbannung war nämlich wenige Tage vorher aufgehoben worden, und der brave Mann eilte schnell, alle Kränkungen vergessend, dem Vaterlande zu Hülfe. „Von nun an," so sprach er zum Themistokles, „soll kein Streit mehr unter uns sein, als der, welcher von uns dem Vaterlande am nützlichsten werden kann." Er war es auch, der dem Themistokles die erfreuliche Nachricht brachte, daß die List gelungen, und die Griechen von den Persern so umzingelt wären, daß sie bleiben und sich schlagen müßten. Jetzt erst wurde von Allen die Schlacht beschlossen.

Nun erfolgte — 480 — die große Seeschlacht bei Salamis, welcher Xerxes von einem Felsen an der Küste selbst zusah. Die persischen Schiffe näherten sich dem kleinen Haufen griechischer Schiffe in einem ungeheuren Bogen. Als aber nach einem verzweifelten Gefechte die vordersten persischen Schiffe auf die hinteren zurückgeworfen worden, entstand eine gräuliche Verwirrung. Ein Schiff drängte das andere, und die Griechen hatten nun Zeit, eins nach dem andern in den Grund zu bohren. Die Jonier aber, jener Aufforderung eingedenk, wichen vor den Griechen zurück, und vermieden jeden Kampf. Endlich stürzten die Perser in die eiligste Flucht. Sie verloren in dieser Schlacht eine Unzahl von Schiffen und Menschen; die ganze Meerenge war mit Schiffstrümmern und persischen Leichen bedeckt, und viele, die sich nach der Küste von Attika und nach den Inseln zu retten suchten, wurden aufgefangen und niedergemacht. Alle, welche der Niederlage entronnen waren, begaben sich schnell auf den Weg nach Klein-Asien. Xerxes besorgte, die Griechen möchten ihm zuvorkommen, und ihm den Rückweg abschneiden. Wirklich war dies auch des Themistokles Absicht; aber die andern Anführer waren dagegen. Damit Xerxes recht schnell Griechenland verlassen möchte, ließ ihm Themistokles sagen, er habe die Griechen zurückgehalten, nach dem Hellespont zu segeln; er möchte also eilen, daß er diesen erreiche. Den Rath befolgte der König auch; die Brücke war bereits längst vom Sturme zerstört; er setzte daher auf einem Kahne über, ihm folgten die Trümmer seines Heeres. Nur 300,000 Mann ließ er unter Mardonios in Thessalien zurück, um im nächsten Jahre noch einen Versuch zu machen. Jetzt gab es wohl in Griechenland keinen glücklichern Menschen als Themistokles, da er das Bewußtsein hatte, daß ohne ihn Griechenland verloren gewesen wäre. Das erkannten die Griechen auch an, und als er einige Jahre darauf bei den olympischen Spielen erschien, sahen Alle auf ihn hin, und Einer zeigte ihn dem Andern. „Siehe!" hieß es, „das ist Themistokles!" Dies war, wie er selbst versicherte, der glücklichste Tag seines Lebens.

Während des Winters erschien Alexander, König von Makedonien, in Athen, und trug den Athenern von Seiten des Mardonios vortheilhafte Friedens-

bedingungen an. Es waren gerade spartanische Abgeordnete da. Diese baten die Athener flehentlich, jetzt nicht der Sache Griechenlands untreu zu werden, und versprachen nicht nur fortan kräftigste Unterstützung, sondern auch die geflüchteten Weiber und Kinder der Athener mit Lebensmitteln zu versorgen. „Wir wundern uns," antworteten die Athener, „daß ihr uns nicht besser kennt, um uns so etwas Schlechtes zuzutrauen. Kein Preis in der Welt könnte uns bewegen, euch, die ihr mit uns eine Sprache redet, zu verlassen. Wir verlangen von euch nichts, als daß ihr recht bald eure Krieger uns zu Hülfe sendet." Das wurde auch versprochen, aber — nicht gehalten, so daß, als Mardonios im folgenden Frühjahre anrückte, die Athener die Trümmer ihrer Stadt zum zweiten Male verlassen mußten. Endlich — nach langem Zaudern, kamen die Spartaner. Pausanias, der Vormund des einen ihrer Könige, führte die Spartaner, Aristeides die Athener an. Beide erfochten bei Platäa einen herrlichen Sieg über die Perser 479, die im Gefecht den Mardonios verloren hatten. Für diese war nun kein Halten mehr. Sie eilten nach Persien zurück, und da an demselben Tage, wo Pausanias und Aristeides siegten, ein anderes griechisches Heer unter dem Spartaner Leotychides und dem Athener Xántippos bei dem Vorgebirge Mykále in Ionien, der Insel Samos gegenüber, die persische Flotte zerstört und die Bemannung geschlagen hatte, so machten sich auch die Ionier von der persischen Herrschaft frei.

Durch alle diese herrlichen Siege hatten die Griechen, besonders die Athener, ein größeres Selbstvertrauen erhalten. Sie hätten nun, unangefochten von den Persern, recht glücklich unter sich leben können. Aber gleich regte sich wieder der Neid und die Mißgunst unter ihnen. Denn die Spartaner ärgerten sich, daß die Athener nun als die Ersten Griechenlands betrachtet wurden (Hegemonie). Ein Beispiel davon gaben sie gleich. Die Athener fingen an, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Themistokles aber drang darauf, daß vor allen Dingen Athen mit einer festen Mauer umgeben werden müßte, nicht sowohl gegen die Perser, als gegen die andern Griechen, deren Gesinnungen er nicht traute. Kaum erfuhren dies die Spartaner, als sie auch schon durch Gesandte anfragen ließen, wozu die Mauer errichtet würde? Athen müsse offen bleiben, damit sich der Feind, wenn er wiederkehrte, nicht in der Stadt festsetzen könnte; der Peloponnes sei Schutzwehr genug für alle Griechen. Themistokles merkte ihre List; aber er war noch listiger. Er beruhigte die Gesandten mit der Versicherung, daß er bald selbst nach Sparta kommen, und ihnen die nöthige Auskunft geben würde. Er reiste auch wirklich nach Sparta ab, gab aber den Beiden, welche gleich ihm zu Gesandten bestimmt waren, die Weisung, nicht eher ihm nachzukommen, bis die Mauer hinlänglich hoch sei, einem etwaigen Angriffe zu widerstehen. Indessen ließ er Jung und Alt Tag und Nacht an der Mauer arbeiten, und entschuldigte sich in Sparta, daß er seinen Vortrag nicht eher halten könne, bis seine Collegen angekommen wären. Endlich war die Mauer hoch genug, und als jene angekommen waren, sprach er: „Glaubt nur, ihr Spartaner, daß wir selbst recht gut wissen, was nöthig und nützlich ist. Was die Athener gethan haben, ist auf meinen Rath geschehen." Die Spartaner ärgerten sich, mußten aber für jetzt schweigen. Themistokles that aber noch mehr für seine Vaterstadt. Athen hatte bis dahin nur einen kleinen Hafen gehabt (Phaleron). Jetzt sorgte er, daß eine größere, 1 Meile von Athen

gelegene Bucht, der Peiräeus (Piräus), zum Hafen eingerichtet, und durch starke Werke befestigt wurde. Auch hatte er schon die Absicht, diese Hafenfestung durch eine Mauer mit Athen zu verbinden, was aber erst später ausgeführt worden ist.

11. Ende des Pausanias und Themistokles. — Kimon.

(Des Pausanias Verrätherei und Tod. Ende des Themistokles. Artaxerxes Langhand 467 — 424. Des Kimon Sieg am Eurymedon 470. Der dritte messenische Krieg 469—59.)

Noch ist zu erzählen, wie Uebermuth und unbegränzter Ehrgeiz den Menschen auf Abwege leitet und unglücklich macht. Pausanias war als Oberbefehlshaber sämmtlicher griechischer Schiffe mit dem braven Aristeides, der noch immer in allgemeiner Achtung lebte, auf einer griechischen Flotte nach dem Hellespont gefahren, um die Perser aus den wenigen Städten, welche sie hier noch hatten, und aus den griechischen Städten in Klein-Asien zu vertreiben. Dabei hatte er, besonders in Byzanz (Constantinopel), die Schwelgerei und Pracht der persischen Lebensart kennen gelernt, wogegen ihm die spartanische Genügsamkeit verächtlich dünkte. Da er nun nicht gelernt hatte, dasjenige zu verwerfen, was unrecht ist, so entschloß er sich, durch Hülfe des Xerxes ein größerer Mann zu werden. Er trat mit ihm durch geheime Boten in Unterhandlung, und erhielt das Versprechen, des Königs Eidam zu werden. Dabei scheute er sich nicht, ganz Griechenland aufzuopfern, wenn nur sein Ehrgeiz befriedigt würde. Sein unerträglicher Stolz, den er nun zeigte, indem er sich schon als den Herrn Griechenlands betrachtete, und persische Sitten, Luxus und Kleidung annahm, brachte die Athener und alle andern Griechen, die unter ihm dienen mußten, auf, und die spartanische Obrigkeit mußte ihn deshalb zurückrufen, worauf die Flotte den Aristeides zum Oberfeldherrn ausrief und alle griechischen Inseln und Küstenstädte (die sogenannten Bundesgenossen) sich den Athenern unterwarfen (Hegemonie). Aber auch dies brachte ihn nicht zur Besinnung; er fuhr fort, mit dem persischen Könige zu unterhandeln, bis endlich durch einen seiner Boten die ganze Sache entdeckt wurde. Jetzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als in einen Tempel zu fliehen, wo er sich für sicher hielt. Aber die Spartaner mauerten den Tempel zu, damit er verhungern sollte, und erst, als er schon im Sterben lag, führte man ihn heraus, damit seine Leiche nicht das Heiligthum besudele. Schon wollte man diese in die Grube stürzen, in welche man die Missethäter warf, aber das Orakel befahl, ihn da einzuscharren, wo er gestorben war.

Die Schicksale des Themistokles waren zwar nicht von Verbrechen begleitet, aber doch auch traurig. Die Spartaner hatten keinen größern Feind als ihn. Die Gelegenheit, sich seiner zu entledigen, schien ihnen jetzt gekommen. Sie klagten ihn an, an der Verrätherei des Pausanias Antheil genommen zu haben. Die Athener hätten diese Anklage mit Unwillen verwerfen sollen. Aber sie hatten nach ihrem Wankelmuthe die großen Verdienste des Themistokles schon vergessen, und Viele haßten ihn, weil er klüger, besser und geachteter als sie war. Einige Schuld hatte er indessen auch; denn er hatte sich aus der Beute große Reichthümer gesammelt und damit geprunkt. Seinen Feinden schien daher

seine Schuld erwiesen, und er wurde 11 Jahre nach seinem Siege bei Salamis aus dem ihm so theuern Vaterlande verbannt. Wo sollte er hin? Ueberall fand er Feinde. Bald war er hier, bald dort. Nirgends ließ man ihm einen Ruheplatz, bis ihm endlich der Perserkönig, Artaxerxes Langhand (467—424), des Xerxes Sohn, in Klein-Asien drei Städte schenkte. Da verlebte er seine letzten Jahre in ruhiger Abgeschiedenheit. Zuletzt soll er Gift genommen haben, weil ihm der König zumuthete, gegen sein Vaterland zu dienen. Wie theuer ihm dies auch noch war, bewies sein letzter Wille, in welchem er befahl, daß man seine Gebeine nach Attika bringen sollte. Aristeides dagegen lebte ruhig in Athen, von Allen geachtet, von Niemand gefürchtet, bescheiden und arm, und als er endlich in hohem Alter starb, fand man so wenig Vermögen bei ihm, daß er auf öffentliche Kosten beerdigt werden mußte. Und dennoch, wer war nun der Glücklichere: Aristeides der Gerechte, oder Themistokles der Ehrgeizige? —

So undankbar auch Athen gegen seine meisten großen Männer handelte, so hatte es doch das Glück, daß, wenn kaum einer untergegangen war, schon ein anderer wieder auftrat. Jetzt glänzte in Athen Kimon, der Sohn des Miltiades, ein wahrhaft ausgezeichneter Mann. Schon sein Aeußeres gewann beim ersten Anblick und flößte Vertrauen ein. Ob er gleich dem großen Haufen des Volkes nicht gestatten wollte, sich viel in die Regierung zu mischen, so zeigte er doch auf eine unzweideutige Weise, daß er ein Volksfreund sei. Er war freigebig gegen jeden Bedrängten; begegnete ihm ein Bürger ohne Oberkleid, so mußte der ihn begleitende Diener ihm sogleich das seinige geben; täglich hielt er offene Tafel, und von seinen Gärten ließ er die Mauern wegnehmen, damit Jeder die Früchte abbrechen könnte. Dann setzte er den Krieg gegen die Perser fort, überfiel ihre Flotte an der Mündung des Flusses Eurymédon (an der Süd-Küste Klein-Asiens) 470, nahm eine Menge ihrer Schiffe, ließ die auserlesensten seiner Leute die Kleider der Gefangenen anziehen, setzte sie auf die eroberten persischen Schiffe, und fuhr mit ihnen den Eurymédon hinauf, bis zum persischen Lager. Die Feinde glaubten in ihnen ihre Freunde zu erkennen, und ließen sie ruhig ins Lager ziehen. Plötzlich brachen die Verkleideten aber auf die Perser ein, und erschlugen ihrer viele. So erfocht Kimon an Einem Tage zwei Siege, einen zur See, den andern zu Lande. Die große gewonnene Beute wandte er an, die langen Mauern zu beginnen, welche den Peiräeus mit der Stadt Athen verbinden sollten.

Als um diese Zeit in Sparta ein fürchterliches Erdbeben sich ereignete, durch welches über 20,000 Menschen umkamen, glaubten die unglücklichen Heloten, jetzt sei der Zeitpunkt, sich zu befreien und sich an ihren Zwingherren rächen zu können. Dies wurde nun zwar durch die Wachsamkeit des spartanischen Königs Archidam vereitelt, aber dagegen beredeten sie die gleichfalls unter spartanischem Joche seufzenden Messenier, sich loszureißen. Dies geschah auch, und so entstand der dritte messenische Krieg (469—459). Die Messenier und entflohenen Heloten befestigten die alte Burg Ithóme, die nun von den Spartanern belagert wurde. Da aber diese Belagerung nicht fortrückte, so baten die Spartaner Athen um ein Hülfsheer, das ihnen auch auf des Kimon Rath bewilligt ward. Doch dauerte das gute Vernehmen zwischen den spartanischen und athenischen Belagerungstruppen nicht lange, bis die Spartaner geradezu den Athenern erklärten, man bedürfe ihrer nicht mehr, man

würde ohne sie die Belagerung fortsetzen. Darüber waren die Athener so aufgebracht, daß sie nicht nur sogleich alle Verbindung mit den Spartanern abbrachen, sondern auch den Kimon verbannten, weil er, wie sie sagten, ein Freund Sparta's wäre. Ithóme wurde nach einigen Jahren wirklich eingenommen; die Messenier wanderten aus und fanden freundliche Aufnahme in Naupaktos, einer Stadt am korinthischen Meerbusen, die unlängst von den Athenern den Lokrern abgenommen worden war.

12. Periklês. Aspasia. Phidias (444). Der peloponnesische Krieg 431—404.

(Periklês. Verschönerung Athens durch ihn und Phidias. Aspasia. Der peloponnesische Krieg 431—404. Veranlassung desselben durch Korkyra und Potidäa. Tod des Perikles. Unglückliches Schicksal von Platää. Bestrafung von Mitylene. Vorfälle in Pylos und auf Sphakteria. Frieden des Nikias 422. Unternehmung der Athener gegen Syrakus 415. Unglückliches Ende derselben 413. Alkibiades in Sparta. Die Vierhundert in Athen. Alkibiades, der Retter Athens. Seeschlacht bei Kyzikos. Alkibiades verbannt. Seeschlacht bei den Arginusen 406. Entscheidung des Krieges durch die Seeschlacht bei Aegos Potamos 404. Demüthigung Athens.)

Noch ehe Kimon starb, war schon ein anderer großer Mann in Athen aufgestanden, Periklês, der die Augen ganz Griechenlands auf sich zog. Von seinem Vater Xantippos, jenem Sieger von Mykále, aufs Sorgfältigste erzogen, hatte er seine natürliche Beredtsamkeit so ausgebildet, daß ihm Keiner zu widerstehen vermochte. Dabei war er ein geschickter Feldherr, freundlich und freigebig gegen das Volk, und von dem feinsten, gebildetsten Geschmacke. Trat er auf dem Rednerstuhle auf, so horchte Alles auf jedes seiner Worte, und was er vorschlug, wurde fast immer mit rauschendem Beifalle aufgenommen. Hätte dieser Mann, wie Aristeides, nur allein das Beste seines Volkes gewollt, so würde er ungemein viel Gutes haben stiften können; so aber sorgte er mehr für sich selbst. Der Erste in Athen zu sein, war sein höchstes Ziel, und um dieses zu können, gab er dem gemeinen Volke zu große Macht in die Hände, gerade das, was der verständige Kimon zu verhindern gesucht hatte. Er führte die Besoldung der atheniſchen Krieger ein, und setzte durch, daß die Richter bezahlt würden. Bisher war das Richteramt ein Ehrengeschäft gewesen, und daher von den angesehensten Bürgern verwaltet worden. Nun aber drängten sich die Aermeren danach, und dadurch wurde den Bestechungen die Thüre geöffnet. Er hat an 40 Jahre über Athen geherrscht, ohne König zu sein; und doch gehorchten Alle seinen Wünschen. Er hat das Verdienst, Athen durch prächtige Bauwerke verschönert zu haben, und zu keiner Zeit gab es hier so große Baukünstler und Bildhauer, als unter ihm.

Unter diesen stand Phidias oben an, ein Bildhauer und Baumeister von wahrer Meisterschaft. Sein Ruhm war in ganz Griechenland so groß, daß man überall, wo ein neuer Tempel gebaut oder eine kostbare Bildsäule errichtet werden sollte, das Werk bei Phidias bestellte. Da er nun nicht Allen allein genügen konnte, so hatte er eine Menge Schüler unter sich, deren Arbeiten er nur leitete und verbesserte. Es ist unendlich zu bedauern, daß von seinen Meisterwerken nichts mehr übrig ist; blos von einigen seiner Gebäude stehen noch die Ruinen. Außer der herrlichen Bildsäule des Zeus im Tempel zu Olympia, die theils aus

Gold, theils aus Elfenbein zusammengesetzt war, und einen unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Hoheit hatte, war sein größtes Werk des Parthenon, ein der Athene geweihter Tempel auf der Akropolis, dem Berge, welcher in der Stadt Athen lag. Trat man in die Straße, welche auf die Burg führte, so erblickte man vor sich mit Erstaunen eine hohe, glänzende, weiße Treppe von weißen Marmorstufen, von einer größeren Breite als unsere Straßen. War man sie hinaufgestiegen und wandte man sich rückwärts, welch eine herrliche Aussicht zeigte sich da! Zu den Füßen lag das mit unzähligen Tempeln und Gärten prangende Athen mit seinem unendlichen Menschengewimmel; dahinter der Hafen Athens mit einem Walde von Mastbäumen; dann das dunkelgrüne Meer mit den Inseln Salamis und Aegina und ganz hinten in ferner Bläue ragten die Berge des Peloponnes hervor. Hatte man sich an diesem Anblicke gesättigt, so trat man ein durch die Propyläen, ein großes fünffaches Säulenthor von köstlicher Arbeit, an welches sich links und rechts zwei große Flügelgebäude anschlossen. Das Thor führte auf einen großen Platz, auf welchem der Tempel der Athene, das Parthenon, stand, von weißem Marmor, in länglich viereckiger Gestalt, dessen Trümmer jetzt noch die Reisenden mit Bewunderung erfüllen. Inwendig befand sich eine herrliche Bildsäule der Göttin, aus Elfenbein und Gold aufs Künstlichste gearbeitet. Namentlich war ihr Schild ein Meisterstück der Kunst; es war darauf in halberhabner Arbeit (Relief) eine Schlacht mit unzähligen Figuren dargestellt, unter denen sich auch die Bildnisse des Perikles und Phidias befanden.

Der tägliche Anblick solcher Meisterwerke mußte im athenischen Volke einen solchen Kunstgeschmack wecken, daß wir uns nicht wundern können, wenn sich Alle und Jede lebhaft für die Kunst interessirten. Als daher Phidias dem Volke den Vorschlag machte, die Bildsäule der Athene lieber aus Marmor zu machen, weil das Elfenbein zu kostbar sei, riefen Alle: „Nein, nein, mache sie nur aus den kostbarsten Stoffen!" Wirklich kosteten aber auch diese Werke ungeheure Summen. Die Propyläen hatten über 2 Millionen Thaler und das bloße Gewand der Minerva an 50,000 gekostet. Die Feinde des Perikles beschuldigten ihn daher vor dem ganzen Volke, zu große Verschwendung bei diesem Baue getrieben zu haben. „Gut!" sagte er, „aber vollendet müssen die einmal angefangenen Werke werden. Sind euch die Ausgaben zu groß, so werde ich jene auf meine Kosten aufführen lassen; doch dann lasse ich auf jedes meinen Namen setzen." — „O nicht doch!" rief das Volk sogleich, schone kein Geld; wir genehmigen Alles!" —

Auch Perikles hat zu Ende seines Lebens die Veränderlichkeit des irdischen Glücks erfahren. Wenige Jahre vor seinem Tode brach ein blutiger, 27 Jahre dauernder Krieg aus, an welchem fast alle griechischen Staaten Antheil nahmen, und der die Demüthigung Athens zur Absicht und auch zur Folge hatte. Er heißt der peloponnesische Krieg 431 — 404. Gleich die ersten Feldzüge waren für Athen unglücklich. Die Athener schoben die Schuld auf Perikles, und entsetzten ihn seiner Feldherrnwürde; für einen so ehrgeizigen Mann eine tiefe Kränkung. Aber sie blieb nicht die einzige. Seine Feinde verklagten seinen Freund Phidias, daß er von dem zur Bildsäule der Minerva bestimmten Golde unterschlagen habe. Perikles vertheidigte ihn kräftig und bewies die Unschuld seines Freundes; aber nun klagte man beide an, daß Phidias sein und des

Perikles Bild auf dem Schilde der Minerva angebracht hätte. Das Volk verurtheilte den Phidias zur Gefängnißstrafe, deren Ende er auch nicht überlebt hat. Darauf brach eine verheerende Seuche in Athen aus, die des Perikles liebste Freunde, seine bewährtesten Anhänger wegraffte. Endlich starben ihm seine Kinder bis auf einen Sohn. Noch ertrug er mit männlicher Fassung die Stürme des Schicksals. Aber als die Krankheit auch seinen letzten Sohn ergriff, und er auch diesen zu Grabe tragen sah, da kämpfte der sonst so starke Mann vergebens gegen seinen Schmerz und gegen die hervorbrechenden Thränen. Er erkannte, daß Keiner so stark sei, den Gott nicht tief, tief beugen kann. Der Schmerz hatte sein Herz gebrochen; er wurde auch von der Krankheit ergriffen, und starb 429.

Noch ist die Frau des Perikles, Aspasia, zu erwähnen, eine der klügsten, geistreichsten Frauen ihrer Zeit, aber ohne strenge sittliche Grundsätze. Sie war aus Milet in Jonien gebürtig, und hat durch ihre freiere, in Athen unter den Frauen bisher ganz ungewohnte Lebensart auf das weibliche Geschlecht sehr nachtheilig eingewirkt. Ueberhaupt war ihr Wesen, wie ihr Geist, mehr männlich. Sie wurde daher von ihrem Gatten oft in den schwierigsten Fällen der Staatsverwaltung um Rath gefragt.

Der peloponnesische Krieg 431—404. Nach jenem bei der Belagerung von Ithome ausgebrochenen Streit zwischen den Athenern und Spartanern dauerte der gegenseitige Haß beider Völker fort, und konnte sich um so ungestörter ausbilden, da keine Gefahr von Außen eine Vereinigung aller griechischen Kräfte nöthig machte. Denn die Perser waren durch die wiederholten Niederlagen und durch innere Unruhen geschwächt, und wurden außerdem durch wiederholte Empörungen der Aegypter beschäftigt. Daher waren sie weit entfernt, die Griechen anzugreifen, und obgleich kein eigentlicher Frieden zwischen Griechen und Persern geschlossen wurde, so wurde doch der Krieg so lau geführt, daß er beinahe als erloschen betrachtet werden konnte.

Der Haß Sparta's gegen Athen bekam neue Nahrung durch die große Macht, welche die Athener zur See sich erworben hatten. Ihre Flotte bedeckte das ägäische Meer, und die Inseln und Seestädte waren größtentheils entweder Bundesgenossen oder Unterthanen Athens. Sie mußten nicht nur bestimmte Geldbeiträge zur Unterhaltung der athenischen Flotte geben, sondern auch andere Steuern bezahlen, ja sie waren sogar dem Zwange unterworfen, alle ihre Streitigkeiten in Athen entscheiden zu lassen. Mit diesen Anmaßungen Athens waren die Spartaner sehr unzufrieden, und es fehlte nicht an kleinen Kriegen, die aber nichts entschieden, und den gegenseitigen Haß nur noch bittrer machten. Es war vorauszusehen, daß die Erbitterung endlich zu einem allgemeinen Kampfe führen würde, der sich mit der Unterwerfung des einen oder des andern Staates endigen müßte.

Die Veranlassung gaben die Insel Korkyra im ionischen Meere, und die Stadt Potidäa an der Küste Makedoniens. Jene Insel nämlich war mit der Stadt Korinth, deren Kolonie sie war, in Krieg gerathen, und hatte, da sie sich zu schwach glaubte, Athen um Hülfe gebeten. Die Athener schwankten anfangs; denn auch die Korinther hatten eine Gesandtschaft nach Athen geschickt, welche ernstlich bat, auf den Antrag der Korkyräer nicht zu hören, und nicht eine Tochterstadt gegen ihre Mutterstadt zu unterstützen. Aber Perikles bemerkte,

bei einem gewiß bevorstehenden Kriege mit Sparta würde ein Bündniß mit Korkyra für Athen von großem Nutzen sein, und sein Rath drang durch. Die Athener schickten eine Flotte zum Schutze der Insel aus; die Korinther aber schrieen über Friedensbruch, und schickten Gesandte nach Sparta, die darauf drangen, den übermüthigen Athenern den Krieg zu erklären. — Zu derselben Zeit geriethen die Athener auch auf einer andern Seite mit Korinth in feindliche Berührung. Potidäa, eine Seestadt an der makedonischen Küste, war auch eine Kolonie von Korinth, und zugleich eine den Athenern unterthänige Stadt. Da nun Athen besorgte, Potidäa möchte sich von Korinth zum Abfall bereden lassen, so verlangte es, daß jene Stadt ihre Mauern niederreißen sollte. Da Potidäa dies nicht wollte, so rief es ein korinthisches Heer zu Hülfe. Dieses kam, aber auch die Athener sandten ein Heer. Es kam unweit der Stadt zur Schlacht, die Athener siegten, belagerten die Stadt, und die Korinther führten bittre Klage über Athen bei den Spartanern. Dies waren die beiden Veranlassungen zu dem peloponnesischen Kriege. Außer den korinthischen Gesandten fanden sich in Sparta auch Abgeordnete anderer griechischer Staaten ein, die alle über die Anmaßung Athens laute Klage führten. Die Mehrzahl der Spartaner stimmte für den Krieg; doch schickte man vorher drei Gesandtschaften nach Athen, die solche Forderungen machten, von denen man voraussah, daß die Athener sie nicht bewilligen würden, und da diese antworteten, sie würden von Sparta keine Befehle annehmen, so war der Krieg so gut wie erklärt; beide Theile rüsteten sich, und suchten sich durch Bündnisse zu stärken. Die meisten Staaten auf dem Festlande schlossen sich an Sparta an, wogegen das auch bei Marathon getreue Platäa, das dankbare Naupaktos, die Inseln des ägäischen Meeres und die Seestädte, theils freiwillig, theils gezwungen, auf der Seite Athens standen.

Die ersten Jahre des Kriegs gingen damit hin, daß die Spartaner die Gegend um Athen verwüsteten, und die Athener dagegen ihre Flotte nach dem Peloponnes sandten, die da eben solche Verheerung verbreitete. Von der Pest, welche damals durch die Ueberfüllung Athens durch Flüchtlinge in dieser Stadt erzeugt wurde, ist schon gesprochen worden, ebenso daß Perikles, den seine Landsleute als den Urheber des Kriegs betrachteten, seiner Feldherrnwürde entsetzt, und daß er bald darauf ein Opfer der Pest wurde.

Mit welcher Erbitterung dieser heillose Krieg geführt wurde, davon nur einige Beispiele, die beiden Parteien zur Schande gereichen.

Die Spartaner belagerten Platäa. Nachdem die Einwohner sich drei Jahre tapfer gehalten hatten, wurde die Hungersnoth so groß, daß nichts übrig blieb, als sich zu ergeben, oder sich durch die Feinde durchzuschlagen. Es wurde das Letztere gewählt. Als aber in einer finstern, stürmischen Nacht der Plan ausgeführt werden sollte, traten die Meisten ängstlich zurück, und nur einige Hundert bestanden das Wagstück glücklich. Die Uebrigen, nicht mehr vermögend dem Hunger zu widerstehen, ergaben sich, da ihnen der König von Sparta (Archidam) versprach, daß Keiner ohne Prozeß bestraft werden solle Aber kaum waren die unglücklichen Platäer in den Händen der rachsüchtigen Spartaner, als diese ihren Untergang beschlossen. Ein Prozeß wurde allerdings gemacht, aber er bestand in nichts, als in der Befragung: ob sie während des Kriegs den Peloponnesiern Gutes erwiesen hätten? Da sie dies nicht bejahen

konnten, so wurden sie für strafbar erkannt. Vergebens erinnerten sie an ihren ganz Griechenland geleisteten Beistand in der Schlacht bei Marathon; vergebens suchten sie ihre Feinde durch die rührendsten Bitten zu erweichen. Alle Männer wurden hingerichtet, die Frauen und Kinder als Sclaven verkauft und die Stadt den Thebanern gegeben. Nur diejenigen Platäer, die im Heere der Athener dienten, entgingen diesem Schicksal. So wütheten die Griechen gegen ihr eigenes Blut!

In demselben Jahre (427) begingen die Athener eine ähnliche grausame That. Auf der Insel Lesbos, die den Athenern verbündet war, lagen die Städte Mitylene und Methymna. Die Vornehmen in Mitylene bewogen die Bürger, von Athen abzufallen, und sich mit Sparta zu verbünden. Bald erschien eine athenische Flotte unter Paches, schloß die Stadt von allen Seiten ein, und diese mußte sich, da die Spartaner mit ihrer Hülfe zögerten, endlich den Athenern ergeben. Die, welche an dem Abfalle am meisten Schuld waren, flüchteten sich aus Furcht vor Strafe, von ihrem Gewissen getrieben, in die Tempel, und machten es dadurch dem Paches leicht, die Schuldigen von den Unschuldigen zu unterscheiden. Er vermochte sie, die Tempel zu verlassen, und schiffte sie nach Tenedos, bis das Volk in Athen über ihr Schicksal bestimmt haben würde. Sobald die Nachricht von der Uebergabe von Mitylene nach Athen kam, versammelte sich das Volk, und Kleon, ein Gerber und unverschämter Schreier, der damals bei dem Volke großen Einfluß hatte, setzte es durch, daß alle mitylenischen Männer zum Tode, und die Weiber und Kinder zur Sclaverei verurtheilt wurden. Noch denselben Abend schickte man ein Schiff ab, diesen leichtsinnig und übereilt gefaßten Beschluß dem Paches zu überbringen. Aber während der Nacht gaben die Athener bessern Gedanken Raum. Sie fühlten, daß sie sich von Kleon zu einem zu harten Beschlusse hätten hinreißen lassen, und klagten am andern Morgen Einer dem Andern sein Bedauern. Es wurde also eine neue Versammlung berufen, in welcher die Sache noch einmal besprochen werden sollte. Kleon drang mit heftigem Geschrei auf die Vollziehung des Beschlusses; ihm widersprach ein edler Mann, Diodot, und rieth, die Mitylener menschlicher zu behandeln. Mit Mühe drang er durch, daß das erste Urtheil widerrufen wurde: aber dennoch war die über die Mitylener verhängte Strafe nicht leicht. Die auf Tenedos befindlichen Gefangenen, mehr als Tausend, sollten nach Athen gebracht, das Gebiet ihrer Stadt in 3000 Theile getheilt, diese athenischen Bürgern zugetheilt, und den Mitylenern nur als Pacht überlassen werden. Eilig wurde ein zweites Schiff mit dem neuen Beschlusse nach der Insel Lesbos abgeschickt. Es kam gerade noch zu rechter Zeit an, ehe der erste Befehl vollzogen war. Zwar hatte ihn Paches bereits erhalten, aber er hatte gezögert, ihn zu vollziehen. Das allgemeine Jammergeschrei verwandelte sich in Freude, da das neue Urtheil in Vergleich zu dem ersten mild erschien. Jene Gefangenen aber wurden nach Athen gebracht, und auf Kleons Betrieb sämmtlich hingerichtet.

Um einen festen Punkt im Peloponnes zu haben, hatte der athenische Feldherr Demosthenes den Felsen Pylos, an der südwestlichen Küste jener Halbinsel, befestigt (425). Die Spartaner, die anfangs darüber gelacht hatten, wurden doch bedenklich darüber, als sie sahen, daß Pylos den entlaufenen Heloten und den Messeniern zum Sammelplatz diente. Sie griffen daher die Felsen-

festung zu Wasser und zu Lande an, aber ohne sie einnehmen zu können, und endlich erschien eine athenische Flotte, griff die spartanische an, und schlug sie gänzlich in die Flucht. Dabei wurden 450 auserlesene spartanische Krieger, die sich auf der vor dem Hafen von Pylos liegenden Insel Sphakteria befanden, abgeschnitten. Darüber war die Bestürzung in Sparta so groß, daß man die Athener um einen Waffenstillstand bat, um während dessen über den Frieden zu unterhandeln, was die Athener nur unter der Bedingung gewährten, daß ihnen die spartanische Flotte als Unterpfand ausgeliefert würde, was auch alsbald geschah. Aus dem Frieden wurde aber nichts, weil die Athener auf Kleons Rath so übertriebene Bedingungen machten, daß die Spartaner sie nicht eingehen konnten. Als diese nun ihre Flotte zurückverlangten, wurde sie ihnen unter allerlei Vorwänden versagt, worauf beide Theile den Krieg erneuerten. Sphakteria wurde von athenischen Schiffen, Pylos dagegen von spartanischen Kriegern eingeschlossen. In Athen machte indessen Kleon ein großes Geschrei, daß die Insel so lange Widerstand leiste; er vermaß sich, sie in wenigen Tagen einzunehmen, wenn er als Feldherr hingeschickt würde. Um seine Prahlerei lächerlich zu machen, trug man ihm die Feldherrnstelle an. Der feige Mensch wollte nun zurücktreten, aber gerade darum setzte man ihm von allen Seiten zu, bis er zuletzt nachgeben mußte. Dies Mal war ihm das Glück günstiger, als er es verdient hatte. Denn der Wald, welcher die Insel bedeckte, war in Brand gerathen, und brannte nieder. Dadurch wurden die Athener in Stand gesetzt, die ganze Insel zu übersehen, und nun war es für Kleon nicht schwer, sich ihrer zu bemächtigen, und die darauf befindlichen Spartaner gefangen zu nehmen. Sie wurden von Kleon im Triumph nach Athen geführt, und sind erst später ausgeliefert worden. Zwei Jahre nach der Eroberung von Sphakteria verlor der feige Kleon in einer Schlacht in Makedonien auf der Flucht sein Leben.

Nach seinem Tode stand dem Frieden, nach welchem sich beide Theile sehnten, nicht mehr viel im Wege, besonders da der friedliebende athenische Feldherr Nikias nach Kleons Tode das meiste Ansehen in der Volksversammlung hatte. Der Friede wurde 422 auf 50 Jahre geschlossen.

Aber dieser Friede währte nur 2 Jahre. An der Erneuerung des Kriegs waren vorzüglich die Ränke des Atheners Alkibiades schuld, der sich nach Gelegenheit zur Auszeichnung sehnte; auch konnte es bei dem gegenseitigen Hasse der beiden griechischen Hauptvölker nicht wohl eher zur Ruhe kommen, bis eins von beiden ganz unterlag.

Die wichtigste Unternehmung in diesem zweiten Zeitraume des peloponnesischen Krieges ist die Unternehmung der Athener gegen Syrakus in Sicilien 415. Diese Insel war damals reich an ansehnlichen Küstenstädten, die von Griechen angelegt waren. Unter ihnen ragte Syrakus hervor durch Größe, Macht und Reichthum, und suchte seine Herrschaft auch über die andern Städte auszubreiten. Eine derselben, Egesta, wandte sich an Athen, und bat um Hülfe gegen Syrakus. Der Antrag war gefährlich; denn Athen hatte in Griechenland noch genug zu thun; auch warnte der bedächtige Nikias. Aber der leichtsinnige Alkibiades schilderte die Unternehmung als so ehrenvoll, und die Aussicht, durch die Eroberung von Sicilien auch über Unter-Italien, Nord-Afrika und endlich über Griechenland zu herrschen, so sicher, daß er die leicht zu begeisternde Menge mit sich fortriß. Der Feldzug wurde beschlossen, und Ni-

kias, Alkibiades und Lamachos wurden zu Anführern bestimmt. Eine so ansehnliche Flotte war noch nie in Griechenland ausgerüstet worden, und Jeder schätzte sich glücklich, an dem Zuge Theil nehmen zu können. An dem Tage der Abfahrt bedeckte eine ungeheure Menschenmenge die Ufer des Peiräeus. Hundert Schiffe, mit Blumen geschmückt, lagen zum Absegeln bereit, und die auserlesene Mannschaft wetteiferte in dem Glanze der Waffen. Endlich stieß die Flotte unter dem Schalle der Trompeten und den Glückwünschen der Zurückbleibenden ab. Weder diese, noch die von glänzenden Eroberungen träumenden Krieger ahnten, daß Keiner von diesen wiederkehren würde. Als die Athener in Sicilien landeten, fanden sie Alles anders, als sie erwartet hatten. Die Egestaner, die goldene Berge versprochen hatten, erklärten, daß sie nur wenig Geld liefern könnten; auch hatte man Unterstützung von Seiten der süditalienischen Städte erwartet, und fand hier feindselige Gesinnungen. Die drei Heerführer hielten daher Kriegsrath. Alkibiades drang mit dem Vorschlage durch, erst die kleineren Städte, und zuletzt erst Syrakus anzugreifen. Demnach bemächtigte man sich einiger Städte; aber ehe man noch Syrakus sich näherte, kam ein athenisches Staatsschiff an, und brachte den Befehl, daß Alkibiades ungesäumt nach Athen zurückkehren solle. Hier waren nämlich kurz vor dem Abgange der Flotte in einer Nacht alle kleinen Denksäulen (Hermen), die auf den Straßen Athens standen, bis auf eine umgestürzt worden, und des Alkibiades Feinde (Thessalos) hatten nun seine Abfahrt benutzt, ihn als Urheber dieses Muthwillens anzuklagen. Alkibiades schiffte sich zwar ein; da er aber Bedenken trug, sich seinen Gegnern in die Hände zu liefern, so benutzte er eine Landung des Schiffes an der Küste von Unter-Italien, um zu entfliehen. Er begab sich erst nach Argos, dann nach Sparta, um sich an seinem Vaterlande zu rächen, das ihn auf die Nachricht von seiner Flucht zum Tode verurtheilt und seine Güter eingezogen hatte. Indessen hatten Nikias und Lamachos im folgenden Jahre Syrakus angegriffen. Zwar verlor der Letztere in einem Gefechte das Leben, dagegen gelang es dem Nikias, den höchsten Punkt der Stadt, den Berg Epipolä, zu erobern, und die Stadt durch zwei lange Mauerwerke auf der Landseite einzuschließen. Schon dachten die Syrakuser an die Uebergabe; da erschien plötzlich Hülfe aus Sparta. Es landete eine spartanische Flotte unter Gylippos an einem entfernten Punkte der Küste; das gelandete spartanische Heer bahnte sich einen Weg quer durch die Insel bis Syrakus, und zog, nachdem Nikias die Stellung auf Epipolä aufgegeben hatte, unter dem Frohlocken der Syrakuser in diese Stadt ein. Seitdem mußte sich Nikias nur vertheidigungsweise halten. Er hielt daher in Athen um Verstärkung an, und hatte auch die Freude, im folgenden Jahre (413) eine große Flotte und ein auserlesenes Heer unter dem Feldherrn Demosthenes ankommen zu sehen. Vor Allem wollten die Athener sich wieder in den Besitz von Epipolä setzen. In einer mondhellen Nacht wurde der Angriff unternommen; aber er mißlang gänzlich. Dazu kamen Seuchen, die im athenischen Lager herrschten. Dadurch wurde die Lage der Athener immer mißlicher, und Demosthenes rieth, nach Hause zu segeln. Nikias wollte zwar anfangs nicht darein willigen, weil er immer noch einige Hoffnung hatte. Da aber die Syrakuser und Spartaner immer mehr Verstärkung erhielten, so wurde endlich die Abfahrt beschlossen. Schon war Alles dazu bereit; da ereignete sich eine Mondfinsterniß, und die

Wahrsager erklärten, daß man dreimal 9 Tage warten müsse; sonst würde die Fahrt unglücklich ausfallen. Ehe aber diese Zeit verlaufen war, gewann Gylippos über die athenische Flotte im Hafen einen glänzenden Sieg, und nun beschloß er, die Athener nicht abziehen zu lassen. In der Absicht zog er vor den Eingang des Hafens eine große Kette, um die athenische Flotte am Auslaufen zu verhindern. Nur durch Gewalt konnte diese sich retten. Nachdem die Athener alle ihre Schiffe bemannt hatten, suchten sie sich einen Ausweg zu bahnen; aber von allen Seiten segelten spartanische und syrakusische Schiffe herbei, und es entstand eine allgemeine Seeschlacht, die sich mit der gänzlichen Niederlage der Athener endigte. Während derselben hatten beide Heere am Ufer zugeschaut, ohne Theil nehmen zu können. Die Niederlage war so entschieden, daß die Athener nicht einmal die Todten sammeln, und den Verwundeten zu Hülfe kommen konnten. Am dritten Tage brachen sie auf, um sich, da sie keine Flotte mehr hatten, um nach Athen zurückzukehren, in das Innere der Insel zu begeben. Nikias, obgleich selbst krank, suchte den gesunkenen Muth der Soldaten durch Zuspruch zu beleben: noch nicht alle Hoffnung sei verloren; viele Menschen seien in noch gefährlicheren Lagen gerettet worden. Auf dem Rückzuge wurden sie nicht nur von der Reiterei unaufhörlich verfolgt, sondern die Feinde hatten auch alle Päße und Schluchten besetzt, so daß die Athener nur fechtend vorrücken konnten. Um das Unglück zu vermehren, verirrte sich Demosthenes am 5ten Tage, und wurde so von Nikias getrennt. Die Feinde holten ihn bald ein, und zwangen ihn, sich mit seiner Abtheilung (6000 Mann) zu ergeben. Das Einzige, was er erlangen konnte, war das Versprechen, daß keiner der Gefangenen weder durch Hunger noch durch Gewalt umgebracht werde. Nikias setzte noch einige Tage seinen Zug fort, bis jede Hoffnung auf Rettung verschwand. Er ergab sich mit den Seinigen ohne alle Bedingung. Gylipp hielt darauf an der Spitze seiner siegreichen Soldaten mit den unglücklichen Gefangenen seinen Einzug in Syrakus. Diese wurden fürs Erste in die unterirdischen Steinbrüche der Stadt (Latomien) gebracht, wo sie jeder Noth und Entbehrung unterworfen waren, und haufenweise hinstarben. Nach 70 Tagen trennte man sie; die Athener und ihre sicilischen Bundesgenossen wurden zu ewiger Gefangenschaft in den Latomien verurtheilt; die übrigen verkaufte man in die Sclaverei, und beide Feldherren wurden hingerichtet. So endete kläglich die mit so glänzenden Erwartungen begonnene Unternehmung gegen Syrakus.

In Athen war bei der Nachricht dieses Unglücks der Jammer gränzenlos; zugleich war die Lage dieser Stadt verzweifelt. Sie hatte keine Flotte, die Spartaner hatten unweit Athen eine Stadt (Dekelea) erobert, von wo aus sie die Gegend verwüsteten, und Alkibiades, der in Sparta Alles leitete, unterhandelte bereits mit den Persern, daß diese sich dem Bunde gegen Athen anschlössen. Aber Athen verlor den Muth nicht, und erhob sich mit der Kraft der Verzweiflung von seinem tiefen Fall. Vor Allem wurde eine Flotte gebaut, die dann an der Küste von Klein-Asien bei der Insel Samos ihren Stand nahm, um den Abfall der Seestädte und Inseln dieser Gegend zu verhindern. In der That erschien auch bald eine spartanische Flotte unter Alkibiades, und bewog mehrere Städte und Inseln, die Partei der Spartaner zu ergreifen; zugleich bestimmte er den persischen Statthalter Tissaphernes in Klein-Asien, die

Besoldung der spartanischen Flotte zu übernehmen. Die Lage Athens wurde immer mißlicher, als es unerwartet durch den Mann gerettet wurde, der an seinem Untergange gearbeitet hatte, — durch Alkibiades. Dieser hatte sich zwar anfangs in Sparta ganz in die dortigen Sitten gefügt, und allgemeines Vertrauen gewonnen; aber bald hatte sein Leichtsinn über seine Vorsicht den Sieg davon getragen; er war mit dem König Agis von Sparta zerfallen, und der Unterbefehlshaber der Flotte erhielt den Auftrag, den Alkibiades bei erster Gelegenheit aus dem Wege zu räumen. Dieser rettete sich durch die Flucht zum Tissaphern. Um sich nun wieder an den Spartanern zu rächen, und sich einen Weg zur Rückkehr in sein Vaterland zu bahnen, suchte er den Perser von Sparta abzuziehen, indem er ihm vorstellte, daß es für Persien vortheilhaft sei, wenn weder Sparta noch Athen das Uebergewicht erhielte. Wirklich entzog auch Tissaphern den Spartanern den bisherigen Sold, und fing an, sich auf die Seite der Athener hinüber zu neigen. Die Zurückberufung des Alkibiades nach Athen wurde aber durch folgenden Umstand beschleunigt. Es war in Athen durch den Feldherrn Peisander eine Aristokratie eingeführt worden. Vierhundert standen an der Spitze des Staats, und wer ihnen verdächtig war oder seine Unzufriedenheit äußerte, wurde verbannt, eingekerkert, oder gar hingerichtet. Die Nachricht von dieser Veränderung der Verfassung erregte auf der atheniſchen Flotte, die noch bei Samos lag, große Unzufriedenheit. Einer der Befehlshaber, Thrasybul, ließ die Soldaten schwören, die Herrschaft der 400 nicht anzuerkennen. Zugleich wurde die Zurückberufung des Alkibiades beschlossen. Man holte ihn, und ernannte ihn zum Befehlshaber der Flotte.

In Athen hatte die aristokratische Verfassung des Peisander nicht lange Bestand. Die Häupter wurden unter sich uneins, und zuletzt erklärte das Volk den Rath der Vierhundert für abgesetzt, setzte den Senat und die Demokratie wieder ein, und die bisherigen Häupter verließen freiwillig die Stadt. Man beschloß darauf, den Alkibiades zurückzurufen. Ehe dieser aber zurückkehrte, unternahm er einige siegreiche Züge. Er segelte nach dem Hellespont, wo jetzt die spartanische Flotte stand, vernichtete sie fast gänzlich in der großen Schlacht bei Kyzikos im Propontis (Meer von Marmora), eroberte Byzanz, und stellte die Herrschaft der Athener in dieser Gegend wieder her. Nachdem er so drei Jahre lang wieder für sein Vaterland siegreich gefochten hatte, sehnte er sich sehr, seine Vaterstadt und seine alten Freunde wiederzusehen. Sein Einzug (407) in den Hafen von Athen war ein wahrer Triumph. Seine Schiffe waren herrlich geschmückt; überall prangte an ihnen die den Feinden abgenommene Beute, und hinterher folgte ein langer Zug eroberter Schiffe. Aus Athen war indessen Alles hinausgeströmt, den liebenswürdigen, so lange entbehrten Mann, der nun als Sieger nach 8 Jahren des gemeinschaftlichen Unglücks wiederkehrte, zu empfangen. Das ganze Ufer war mit Menschen bedeckt; Aller Blicke nur auf Einen gerichtet. Die Väter zeigten den indessen herangewachsenen Söhnen den immer näher kommenden Alkibiades, und die Mütter hoben selbst die kleinen Kinder in die Höhe, um ihn, den Allgeliebten, zu schauen. Endlich stieß sein Schiff an das Land. Ein allgemeines Jauchzen empfing ihn, den man früher zum Tode verurtheilt hatte. Anfangs zögerte er ans Land zu steigen, seinen Feinden nicht trauend. Da er aber seine Freunde

erblickte, sprang er ans Ufer. Von allen Seiten warf man ihm Kränze zu, Viele weinten Thränen der Freude. Dann trat er in der Volksversammlung auf, entschuldigte sein früheres Betragen, und erzählte seine ausgestandenen Leiden. Als er endlich schwieg, brach das lange zurückgehaltene Freudengeschrei von Neuem aus. Er wurde mit goldenen Kränzen geschmückt, zum Oberfeldherrn zu Wasser und zu Lande ernannt, seine ihm genommenen Güter wurden wiedererstattet, und der über ihn ausgesprochene Fluch widerrufen.

Wie veränderlich die Volksgunst sei, mußte Alkibiades bald erfahren. Er war nach Samos zurückgekehrt, und wünschte der spartanischen Flotte, die nicht weit davon, im Hafen von Ephesos, lag, und damals einen trefflichen Feldherrn, den Lysander, hatte, eine entscheidende Schlacht zu liefern, der aber Lysander sorgfältig auswich. Als aber Alkibiades auf einige Tage abwesend war, ließ sich dessen Unterfeldherr (Antiochos) gegen das ausdrückliche Verbot in ein Gefecht mit spartanischen Schiffen ein. Lysander segelte sogleich mit seiner ganzen Flotte aus dem Hafen; es kam zu einer allgemeinen Schlacht, in welcher die Athener geschlagen wurden. Als die Nachricht nach Athen kam, benutzten die Feinde des Alkibiades diesen Unfall, ihn der Nachlässigkeit, wohl gar eines Einverständnisses mit den Persern zu beschuldigen. Das leichtsinnige Volk entsetzte ihn; er aber wagte nicht wieder nach Athen zurückzukehren, sondern flüchtete sich nach dem thrakischen Chersones, einer Halbinsel, welche die westliche Seite des Hellespont bildet. An seine Stelle wurden zehn Feldherren ernannt, unter denen Konon und Thrasybul die bedeutendsten waren.

Im folgenden Jahre (406) lächelte das Glück noch einmal den Athenern. Kallikratidas, ein wackerer Mann, war an des ränkevollen und ehrgeizigen Lysanders Stelle Oberfeldherr der Spartaner geworden, und nahm seinen Stand bei der Insel Lesbos. Hier traf er einst auf Konon, der mit einer athenischen Flotte vorbeisegelte. Er griff ihn an, schnitt ihn ab, und zwang ihn dadurch, sich in den Hafen der Stadt Methymna zu retten, wo ihn Kallikratidas sogleich einsperrte. Als die Kunde von der Noth des großen Feldherrn nach Athen kam, wurde alsbald eine Flotte zu seiner Hülfe ausgesandt. Kallikratidas eilte ihr aber entgegen. Beide Flotten trafen sich in der großen Seeschlacht bei den Arginusen (406), kleinen Inseln zwischen Lesbos und der Küste von Klein-Asien. Nachdem lange unentschieden gekämpft worden war, stürzte Kallikratidas über Bord, und ertrank. Mit seinem Tode entstand Verwirrung in der spartanischen Flotte; die Athener erfochten einen glänzenden Sieg. Aber die Folgen der Schlacht waren traurig. Es erhob sich nämlich gleich darauf ein heftiger Sturm, der die athenischen Feldherren verhinderte, die im Meere umherschwimmenden Leichname zu sammeln, und der in die Wellen gefallenen Mannschaft der zu Grunde gegangenen Schiffe zu Hülfe zu kommen. Sie wurden darüber in Athen zur Rechenschaft gezogen, und ungeachtet sie die Unmöglichkeit bewiesen, bei dem Sturme die See zu halten, wurden doch sechs derselben hingerichtet.

Nach der Schlacht bei den Arginusen hatte Lysander wieder den Befehl über die spartanische Flotte übernommen, und war nach dem Hellespont gesegelt. Konon folgte ihm mit der athenischen Flotte nach, und beide lagen sich hier einander gegenüber. Lysander machte die Athener sicher, und diese überließen sich einer strafbaren Sorglosigkeit. Alkibiades, der in der Nähe wohnte,

warnte vergebens. Endlich, als gerade die athenische Mannschaft sich von den Schiffen entfernt hatte, segelte Lysander heran, und lieferte die entscheidende Schlacht bei Aegos Potamos, einem Flüßchen, das sich hier ins Meer ergießt, 405. Alle Schiffe der Athener, bis auf 8, mit denen sich Konon rettete, wurden von den Spartanern genommen, und über 3000 Gefangene, unter denen die Feldherren, nach der Schlacht grausam ermordet. Diese Schlacht entschied den Krieg. Lysander segelte nach Athen, und diese Stadt wurde nun zu Wasser und zu Lande belagert. Nachdem die Athener mehrere Monate alle Qualen des Hungers ertragen hatten, schickten sie Abgeordnete zu Lysander, der sie 3 Monate ohne Antwort ließ, damit der Hunger ihm die Stadt desto leichter in die Hände liefere. Endlich befahl er, daß die Gesandten nach Sparta gehen, und sich da die Entscheidung holen sollten. Hier ließen sich Stimmen vernehmen, die auf die gänzliche Zerstörung der Stadt und auf die Ausrottung der Einwohner drangen; aber dies schien den Andern doch zu hart; man erinnerte sich der Verdienste der Athener im Perserkriege, und die Spartaner selbst sagten, daß sie „von den zwei Augen Griechenland's nimmermehr das eine ausreißen würden." Doch waren die Bedingungen sehr hart. Athen mußte spartanische Besatzung einnehmen, die Einwohner wurden gezwungen, nach dem Takte der Musik die Mauern der Stadt und des Hafens niederzureißen, alle Schiffe bis auf 12 auszuliefern, und allen ihnen unterworfenen Städten die Freiheit zu geben. Dieser schmähliche Friede, der dem 27jährigen peloponnesischen Kriege ein Ende machte, fällt in das Jahr 404. Er machte der Seeherrschaft der Athener ein Ende, und nie hat sich Athen von dem tiefen Falle ganz wieder erholt.

13. Sokrates und Alkibiades 400. — Plato.

(Sokrates als Lehrer. Alkibiades, sein Schüler. Dessen Jugend. Sein Tod 404. Des Sokrates Tod 399. Plato. Dionysios von Syrakus.)

Ehe wir die Zeit des peloponnesischen Krieges ganz verlassen, müssen wir über zwei Männer, von denen der eine lebhaften Antheil an demselben nahm, über Alkibiades, und über seinen Freund und Lehrer Sokrates noch Einiges sagen.

Sokrates war der weiseste Mann seiner Zeit, und ungeachtet seines unscheinbaren Aeußeren und seiner großen Häßlichkeit doch so angenehm im Umgange, daß die reichsten Jünglinge seine Gesellschaft der aller andern Philosophen vorzogen. Dies waren Leute, die sich mit dem Nachdenken über die höheren Angelegenheiten des Menschen, Religion, Gottheit, menschliche Seele u. s. w. beschäftigten. Aber die meisten derselben waren anmaßende Menschen, welche durch Geschwätz sich das Ansehen großer Gelehrsamkeit und Weisheit gaben. Sokrates war ganz das Gegentheil von ihnen, und als einmal das delphische Orakel ihn für den Weisesten Griechenlands erklärt hatte, sagte er zu seinen Schülern: „Wißt ihr, worin meine ganze Weisheit besteht? Darin, daß ich weiß, daß ich nichts weiß." Die andern Philosophen aber, die man Sophisten nannte, glaubten viel zu wissen, und wußten doch nichts. Es war damals üblich, daß die jungen Männer die Gesellschaft der Philosophen aufsuchten, sie den ganzen Tag begleiteten, und den Reden derselben aufmerk-

sam zuhörten. Für diese Erlaubniß pflegte man dem Lehrer ein für alle Mal ein bedeutendes Geschenk zu machen, und die Sophisten erlaubten daher nur reichen Jünglingen den Zutritt. Sokrates hingegen nahm Arme so gut als Reiche auf, und seine Rede war so anziehend, daß einer seiner Schüler, Antisthenes, täglich eine Meile weit nach Athen kam, um ihn zu hören, und ein anderer, der Philosoph Euklides, hatte gar vier Meilen von Mégara bis nach Athen, und doch kam er jede Woche; ja, als einmal Krieg zwischen Athen und seiner Vaterstadt entstand, und bei Todesstrafe verboten war, nach Athen zu kommen, schlich er sich in Frauenskleidern durch das Thor. Wirklich war auch Sokrates nicht nur der Weisefte, sondern auch der beste Mensch von der Welt. Er war die Sanftmuth, Friedfertigkeit und Bescheidenheit selbst, hatte aber ein ganz eigenes Talent, die Schwächen Anderer lächerlich zu machen, doch auf eine so harmlose Art, daß man ihm nicht wohl zürnen konnte. Die Schlechten machte er sich dadurch freilich zu Feinden, aber die Guten liebten ihn dafür desto inniger. Sie hatten auch Ursache dazu, und er liebte sie wieder mit der ganzen Innigkeit der Freundschaft. Selbst gegen seine Feinde war er sanft und verzeihend.

Unter den Schülern dieses Mannes war keiner hoffnungsvoller, keiner war ihm werther als — Alkibiades. Selten wird ein Mann vom Glücke in jeder Hinsicht so begünstigt als dieser. Er war von angesehenen und sehr reichen Eltern (sein Vater hieß Klinias), hatte einen reizenden Körper, eine Alle bestechende Liebenswürdigkeit, und seine Beredtsamkeit riß Jeden mit sich fort. Aber zugleich war er ein höchst leichtsinniger, veränderlicher, eitler, dem Vergnügen ergebener Mann. Nur ein Mann konnte ihn im Zaume halten, — Sokrates; denn so verschieden auch beide Männer waren, so liebten sie sich innigst. Eine größere Verschiedenheit läßt sich kaum denken, als zwischen diesen Beiden. Sokrates war alt, häßlich, ernst, bescheiden, bedächtig; Alkibiades dagegen jung, schön, ausgelassen, eitel und leichtsinnig.

Vor keinem Menschen hatte er die geringste Scheu; daher fürchteten sich Alle vor ihm. Nur vor Einem fürchtete er sich, vor — Sokrates. Ein einziger Blick von diesem konnte ihn zur Besinnung bringen, wenn er noch so ausgelassen war, und er selbst pflegte von sich zu sagen: „was mir sonst bei Keinem begegnet, geschieht mir bei diesem, daß ich mich vor ihm schäme, und mich überzeuge, es sei nicht der Mühe werth zu leben, wenn ich so bleibe wie ich bin.“ — „Aber,“ setzte er hinzu, „sobald ich von ihm weggegangen bin, so verdirbt mich das Volk wieder durch seine Liebkosungen.“

Mit Vergnügen sah Sokrates den großen Geist des Alkibiades sich herrlich entfalten; aber er fürchtete auch, sein großer Leichtsinn werde ihn in viele Unannehmlichkeiten verwickeln. So geschah es auch. Denn was man dem Jünglinge verziehen hatte, wollte man bei dem gereiften Manne nicht dulden, und so fehlte es ihm nicht an Feinden in Athen, denen er endlich, wie oben erzählt ist, unterlag. Ebenso ist oben von seinem Antheile am peloponnesischen Kriege gesprochen worden.

In demselben Jahre, in welchem Athen den Spartanern erlag, starb auch Alkibiades, 404. Nachdem die Spartaner durch ihren Sieg bei Aegos Potamos die Herren von Griechenland geworden waren, hielt er sich auf dem thrakischen Chersones nicht mehr für sicher, sondern begab sich nach Klein-Asien, wo

er unter dem Schutze des persischen Statthalters in einem Landhause einsam zubrachte. Aber die Spartaner hatten keine Ruhe, so lange er lebte. Lysander schickte daher Abgeordnete zu dem Statthalter (Pharnabaz), und verlangte seine Ermordung, die auch sogleich vollzogen wurde. Die Mörder aber fürchteten sich vor seiner Löwenstärke. Sie legten daher in der Nacht Feuer an das einsame Haus, und als er durch die Flammen sich rettete, erschossen sie ihn aus dem Hinterhalte.

Der alte Sokrates hatte den Kummer, den Tod seines Freundes noch zu erleben. Aber fünf Jahre später, 399, mußte auch er sterben. So wenig er auch irgend Jemand geschadet, und so vieles Gute er auch in der Stille gewirkt hatte, so fehlte es ihm doch nicht an Feinden unter den Machthabern, die den immer hassen, der freimüthig das schlecht nennt, was schlecht ist. Man beschuldigte ihn 399, er lehre andere Götter, und verderbe die Jugend. Das Erstere ging darauf, daß sein Verstand ihn allerdings überzeugte, es könne nicht mehrere Götter geben, sondern nur Einen, dessen Wesen aber kein Mensch zu fassen vermöge. Nach den athenischen Gesetzen hätte seine Anklage vor den Areopagos gebracht werden sollen. Da aber seine Feinde voraussahen, daß dieses ehrwürdige Gericht die unbegründete, nur auf den Aussagen erkaufter Zeugen beruhende Anklage zurückweisen würde, so wurde seine Sache den Heliasten übergeben, einem Gerichte, das aus 500 meist den niedrigen Ständen entnommenen Mitgliedern bestand, die leicht bestochen und eingeschüchtert werden konnten. Er hielt seine Vertheidigungsrede selbst, und zwar mit solcher Ruhe und Klarheit, daß es schien, als wenn er der Richter, und seine Richter die Verklagten wären. Dennoch wurde er zum Tode verurtheilt, zwar nur durch eine Mehrheit von 3 Stimmen. „Ich danke euch," sprach er gelassen, „daß ihr mich verurtheilt habt, ihr Beförderer meines Glücks." Er würde schon den folgenden Tag den Schierlingsbecher haben trinken müssen, wenn nicht gerade eben das Schiff des Theseus, welches man noch immer sorgfältig aufbewahrte, nach Delos abgefahren wäre, eine Feier, die jährlich zu einer bestimmten Zeit begangen wurde. Während das Schiff abwesend war, durfte keine Hinrichtung stattfinden. Daher wurde des Sokrates Leben noch um 30 Tage gefristet, die er im Gefängnisse dazu anwandte, sich mit seinen Schülern, die keinen Tag bei ihm fehlten, über Gott, Unsterblichkeit der Seele und Wiedersehen nach dem Tode zu unterhalten, und das mit solcher Ruhe, die nur die festesten religiösen Ueberzeugungen zu geben vermögen. „Ach!" rief eines Tages einer seiner Schüler aus, „wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!" — „Wie?" antwortete Sokrates, „wolltest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe?"

Als endlich das Schiff des Theseus zurückgekehrt war, brachen seine Schüler in lauten Jammer aus. Noch einen Versuch wollten sie machen, ihn zu retten. Sie brachten eine Summe zusammen, durch welche sie den Kerkermeister bestachen, so daß er versprach, in der nächsten Nacht die Gefängnißthüre offen zu lassen. Aber als sie ihrem theuern Lehrer voll Freude, was sie bewirkt hätten, erzählten, erklärte dieser standhaft, er werde keinen Gebrauch davon machen. „Wenn ich nun auch fliehen wollte," setzte er hinzu, „was würde es mir helfen? Wo wäre das Land, wo ich dem Tode entgehen könnte? Bin ich auch ungerecht verurtheilt, so giebt mir das kein Recht, die Gesetze des Vaterlandes zu übertreten." Betrübt trennten sich seine Schüler am Abende

von ihm, und versprachen, am folgenden Morgen — seinem Todestage — recht früh wiederzukommen.

Eben, als sie eintraten, fanden sie die Gerichtsdiener, welche ihm die Ketten lösten, und ihm anzeigten, daß er noch vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken müßte. Diese Nachricht erfüllte ihn, der den Tod als den Eingang zu einem bessern Leben betrachtete, mit Freude. Jetzt kam auch Xantippe mit dem kleinsten Kinde, und überließ sich so sehr dem lautesten Schmerze, daß er sie sanft hinausführen ließ, um mit seinen Schülern noch einige Stunden ungestört über das Unerlaubte des Selbstmordes und das Wiedersehen nach dem Tode zu sprechen. So rückte der Abend heran. Jetzt ließ er seine Kinder kommen, nahm einen kurzen, aber herzlichen Abschied von ihnen, und bald darauf kündigte ihm der Diener an, daß die Sonne sich zum Untergange neigte, und nun die Stunde des Todes da sei. Seine Schüler aber weinten bitterlich, und baten, doch noch etwas zu warten. „Warum doch?" anwortete er; „es wäre Schwachheit, jetzt noch mit dem Leben zu geizen." Er ließ sich den Becher geben, und fragte den Diener, wie er sich zu verhalten hätte? „Du mußt," erwiederte ihm dieser, „wenn du getrunken hast, umhergehen, und dich niederlegen, wenn du eine Schwere in den Gliedern fühlst." Nun setzte Sokrates den Todesbecher so heiter an den Mund, als wenn es ein Freudenbecher wäre, und leerte ihn in einem Zuge. Bis dahin hatten sich die Schüler bekämpft; nun aber brachen sie in lautes Jammern und Wehklagen aus. Sokrates aber erinnerte sie, sich männlich zu fassen; um des Jammers willen habe er ja die Weiber entfernt. Dann ging er nachdenkend auf und nieder, und sobald die Schwere in den Gliedern sich einfand, legte er sich still auf das Ruhebette, und zog den Mantel über das Gesicht. Nach und nach starben ihm die Theile des Körpers von unten auf ab. „Hast du uns noch etwas aufzutragen?" fragte ihn der Eine, erhielt aber keine Antwort mehr; denn er war bereits sanft eingeschlafen.

Sein Geist ruhte zum Theil auf seinen Schülern, und mehrere derselben sind berühmte Männer geworden. Am berühmtesten wurde Plato, ein großer Philosoph, dessen Werke wir noch mit Bewunderung lesen. Er ist am tiefsten in den Geist seines Lehrers eingedrungen und hat seine Lehre durch den Reichthum und Schwung seiner Ideen erhöht. Als er auf seinen Reisen nach Unter-Italien kam, wurde er durch Dion, einen Verwandten des Tyrannen Dionysios, nach Syrakus eingeladen. Diese Stadt hatte nämlich, nachdem sie den Angriff der Athener glücklich abgeschlagen hatte, schwere Kämpfe mit den Karthagern zu bestehen, welche seit langer Zeit schon danach strebten, feste Niederlassungen in Sicilien zu gründen. Denn diese herrliche Insel war von jeher eifrig von Kolonisten der Anwohner des Mittelmeeres begehrt worden; namentlich befanden sich auf der östlichen und südlichen Küste blühende griechische Pflanzstädte, die leider wie das Mutterland in Anfeindung und Streit lagen. Die Karthager suchten auf der Westseite sich festzusetzen. In jenen Kämpfen nun mit Syrakus war es dem Dionysios, dem Sohne eines Maulthiertreibers, gelungen, sich zum Gewaltherrscher der reichen Stadt aufzuwerfen. Er herrschte als Tyrann und lebte wie ein solcher von steter Furcht und Mißtrauen geplagt. Wie sehr er das Schreckliche dieses Zustandes empfand, zeigte er einem seiner Schmeichler, Damokles, über den er mitten

in schwelgerischen Freuden ein Schwert an einem Pferdehaar aufhängen ließ. Auch jene schöne, das Menschenherz zierende Begebenheit sei erwähnt, wo ein Freund für seinen von Dionys verurtheilten Freund Bürgschaft des Lebens leistete, und jener sie einlöste. — Plato hegte vielleicht den edlen Glauben, einigen Einfluß auf Dionys zu gewinnen; war es der Fall, so hatte er sich getäuscht, denn das freie, edle Wesen des Weltweisen reizte des Tyrannen Mißtrauen und Rache. Plato mußte fliehen, um sein Leben zu retten. Er ging nach Athen, wo er einen Kreis denkender und wißbegieriger Männer um sich versammelte. Größtentheils lehrte er auf einem mit Gartenanlangen geschmückten Platze, die Akademie genannt; ein Name, der noch heute Vereinigungen für große, wissenschaftliche Zwecke ziert. In Syrakus war während dieser Zeit der jüngere Dionysios seinem Vater gefolgt, 368 v. Chr. Nochmals vermittelte Dions Freundschaft die Ankunft des Philosophen in Syrakus. Dionys empfing ihn sehr ehrenvoll, aber die Erwartung Dions, daß Plato eine nachhaltige Einwirkung auf den jungen Herrscher gewinnen würde, vereitelte sich. Dionysios überließ sich bald den Schwelgereien und tyrannischer Willkür; Dion wurde verbannt.*) Da kehrte Plato nach Athen zurück. Hier starb er 82 Jahre alt, 348 v. Chr. —

Unter den Schülern des Sokrates nennen wir noch den Philosophen und Mathematiker Euklides, den Feldherrn und Geschichtschreiber Xenophon, und den Antisthenes, der eine neue Sekte, die Cyniker, stiftete (wovon nachher). Ungefähr um dieselbe Zeit lebte in Athen der Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges Thukydides. Auch gehören in dies Zeitalter die 3 größten griechischen Tragiker, deren Werke zum Theil noch vorhanden sind: Aeschylos, Sophokles und Euripides. Ebenso haben wir auch von dem Lustspieldichter Aristophanes noch elf Stücke übrig, in denen er die Thorheiten seiner Zeit mit vieler Schärfe durchnimmt.

---

*) Dionysios der Jüngere hatte sich den Syrakusanern durch seine Tyrannei so verhaßt gemacht, daß sie die Rückkehr des Dion begünstigten. Es gelang diesem nach großer Verwirrung den Tyrannen zu vertreiben, aber Dion wurde nach wenigen Jahren ermordet und in den darauf folgenden Kämpfen gelang es sogar dem Dionys noch einmal die Herrschaft zu ergreifen. Nun wendeten sich die Syrakusaner an die Mutterstadt Korinth um Hülfe und diese sendete den edlen Timoleon, der den Tyrannen vertrieb, die vordringenden Karthager in einer großen Schlacht am Krimissus 340 besiegte und die Befreiung nicht allein von Syrakus, sondern auch des griechischen Sicilien überhaupt vollendete, so daß Glück und Wohlfahrt wiederkehrte. Timoleon, im Alter erblindet, starb 337 von seinem dankbaren Volke beweint. Dionysios lebte zu Korinth ohne Würde und Achtung.

14. Thrasybul und die dreißig Tyrannen 403. — Sparta's Herrschaft. — Epaminondas und Pelopidas in Theben, 378.

(Die 30 Tyrannen in Athen 403. Kritias und Theramenes. Die Zehnmänner. Thrasybul, der Retter Athens. — Artaxerxes Mnemon, König von Persien, 404—362. Die zehntausend Griechen in Persien. Schlacht bei Kunaxa 400. Neuer Krieg zwischen Persern und Hellenen 399—387. Agesilaos in Klein-Asien. Krieg der Korinther, Argiver, Thebaner und Athener gegen Sparta. Schlacht bei Koroneia 394. Seeschlacht bei Knidos zwischen Konon und Peisander. Friede des Antalkidas 387. Herrschaft der Spartaner in Griechenland. — Die vier Tyrannen in Theben, gestürzt durch Pelopidas 378. Des Epaminondas Sieg bei Leuktra 371. Tod des Pelopidas bei Kynoskephalä. 365. Sieg und Tod des Epaminondas bei Mantineia 363.)

Das unglückliche Athen wurde nach Beendigung des peloponnesischen Krieges für alle darin begangene Frevel hart bestraft. Der strenge Lysander hob allen Einfluß des atheniſchen Volks auf die Regierung auf, und ertheilte die ganze Macht 30 Männern, die man mit Recht wegen des schändlichen Mißbrauchs ihrer Gewalt die 30 Tyrannen genannt hat. An ihrer Spitze stand der reiche Kritias. Zu ihrem Schutze wurden dreitausend ihnen ergebene Bürger bewaffnet, und zum Ueberfluß eine spartanische Besatzung in die Burg gelegt. Die übrigen Bürger wurden entwaffnet, und nun machten die Dreißig bekannt, man müsse die Stadt von gefährlichen Volksführern reinigen. Unter diesem Vorwande wurden viele der edelsten Männer nicht nur verbannt, sondern viele auch eingekerkert und hingerichtet. Die Tyrannen waren ja von der Furcht vor dem rächenden Alkibiades befreit. Vierzehnhundert sollen getödtet worden sein. Nur ein Mann zeichnete sich unter den Dreißigen durch edlere Gesinnung aus, Theramenes. Schon früher, als Einer jener tyrannischen Vierhundert, hatte er sich als Ehrenmann gezeigt, und jetzt war er es allein, der sich der Willkür seiner Collegen widersetzte, und die unschuldig Verurtheilten zu retten suchte. Aber eben darum wurde sein Untergang beschlossen. Kritias klagte ihn als Verräther an, und hatte, um die Richter einzuschüchtern, einen Haufen mit Dolchen bewaffneter Jünglinge vor die Thüre der Versammlung gestellt. Theramenes vertheidigte sich durch eine kraftvolle Rede und berief sich auf sein bisheriges Leben voll Mäßigung und Gerechtigkeit. Schon wollten die Richter ihn freisprechen, da winkte Kritias. Die Bewaffneten traten herein. „Diese tapfern Jünglinge," sprach er, „sind nicht Willens, zu gestatten, daß ein Mann, der unsere Regierung umstürzen will, freigesprochen werde. Ich streiche ihn daher aus der Zahl der Dreißig aus, und verdamme ihn zum Tode." Theramenes sprang erschrocken auf, und flüchtete sich zu dem Altar des Gerichtshauses. Aber die Gerichtsdiener rissen ihn fort, und führten ihn augenblicklich zum Tode. Vergebens rief er, über den Marktplatz geführt, zu seiner Rettung auf. Er starb im Gefängnisse, nachdem er den Giftbecher geleert hatte. Von nun an überließen sich die Dreißig der rücksichtslosesten Willkür. Die reicheren und besseren Bürger wanderten haufenweise aus; zwar verboten die Dreißig den benachbarten Städten die Aufnahme derselben; aber dennoch fanden jene in Theben, Megara und Argos offene Arme. Unter den Verbannten war auch der edle Thrasybul. Das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes ging ihm zu

Herzen; er beschloß, zu dessen Befreiung einen Versuch zu machen. Er sammelte die in Theben und Megara befindlichen Flüchtlinge; täglich mehrte sich sein Haufen, und endlich war er im Stande, sich der Hafenstadt Peiräeus zu bemächtigen, und den Söldnerhaufen der Tyrannen zu schlagen, wobei der schändliche Kritias sein Leben verlor. Diese Erfolge verbreiteten Schrecken unter den Dreißigen, und das unterdrückte Volk fing an, sich zu rühren. Man setzte jene ab, die nun nach dem benachbarten Eleusis flüchteten, und übergab zehn Männern die Gewalt. Aber diese machten es nicht besser; sie verfuhren ebenso willkürlich, schickten nach Sparta, und baten um Hülfe gegen das murrende Volk und den sich mehrenden Haufen Thrasybuls. Alsbald erschien Lysander und schloß den Peiräeus ein, während der spartanische König Pausanias der Stadt Athen zu Hülfe eilte. Aber zum Glück für die gute Sache waren Pausanias und Lysander nicht einig; dazu kam, daß ein Athener die Kinder des edlen Nikias, der mit dem König in Gastfreundschaft gestanden hatte, zu ihm ins Lager führte, sie ihm aufs Knie setzte, und ihn bei dem Andenken seines Freundes beschwor, sich der unschuldigen Kinder zu erbarmen. Pausanias versprach, sich Athens anzunehmen; er trat zwischen der Stadt und Thrasybul als Vermittler auf. Die Zehnmänner wurden entsetzt, und ihnen erlaubt, den Dreißigen nach Eleusis nachzufolgen. Thrasybul hielt 403 vor Christus in die nun beruhigte Stadt seinen Einzug, und wurde von dem befreiten Volke mit Entzücken empfangen. Er machte eine allgemeine Amnestie bekannt, unstreitig das einzige Mittel, die gestörte Ruhe wieder herzustellen und die Gemüther zu beruhigen; nur die Dreißig- und die Zehnmänner wurden davon ausgeschlossen. Lysander und die spartanische Besatzung waren bereits abgezogen, weil es nun hier nichts mehr für sie zu thun gab. Die Gesetze des Solon wurden darauf mit den später durch Perikles gemachten Veränderungen wieder eingeführt. Allein ungeachtet dieser glücklichen Staatsumwälzung kehrte der alte gute Geist doch nicht wieder; denn die Sittlichkeit des Volkes war gesunken, und gerade in diese Zeit der wiederhergestellten Ruhe fällt die oben erzählte Ermordung des Sokrates.

Indessen waren die Griechen kaum unter sich etwas einig geworden, als sie wieder mit den Persern in Krieg verwickelt wurden. In Persien hatten nämlich nach Xerxes Tod (467) drei Könige nach einander regiert: Artaxerxes Longimanes (467—424), Xerxes II. (nur 45 Tage), Dareios Nothos (423—404). Der letzte hatte von zwei Frauen zwei Söhne: Artaxerxes Mnemon (404—362) und Kyros den Jüngeren. Nach des Vaters Tode war jener auf den persischen Thron gestiegen. Aber Kyros, ein ausgezeichneter Jüngling, von Jugend auf gewöhnt, den Bogen zu handhaben, sein Roß zu tummeln und die Wahrheit zu sagen, voll Tapferkeit, aber auch voll Ehrgeiz und oft übereilt, machte Ansprüche auf die Herrschaft, und da er schon vor des Vaters Tode in Klein-Asien Statthalter gewesen war, und hier die Spartaner gegen die Athener begünstigt hatte, so wandte er sich an Lysander, und bat um die Erlaubniß, in Griechenland Krieger zu werben. Man erlaubte ihm dies gern, und bald hatte er ein griechisches Heer beisammen, dessen Anführung der Spartaner Klearch übernahm, und das aus Bürgern verschiedener Staaten bestand; auch der Athener Xenophon ging als Freiwilliger mit. Außer den Griechen hatte er auch ein großes Heer Perser in Klein-Asien angeworben. Mit

dieser Macht drang er in das Herz Persiens ein, und war bereits bis Babylonien gekommen, als plötzlich einer seiner Offiziere, der vorangeritten war, mit verhängtem Zügel auf dampfendem Rosse zurückgejagt kam, und meldete, der König sei mit einem unermeßlichen Heere im Anzuge. So war es auch. Es wurde eine entscheidende Schlacht bei Kunaxa oberhalb Babylon (400) geliefert, in welcher Kyros das Leben verlor, indem er sich mit wildem Muth auf die Leibwache seines Bruders stürzte, um diesen zu treffen. Sein Heer zerstreute sich. Die Griechen, ungefähr 10,000 Mann stark, schlossen mit dem Könige einen Waffenstillstand, und versprachen, in ihr Vaterland zurückzukehren. Aber statt sie versprochener Maßen friedlich abziehen zu lassen, versuchte jener obenerwähnte Tissaphern bald durch Verrath, bald durch offene Gewalt sie zu verderben. Er lockte den Klearch und die andern Häupter in sein Lager, wo sie ermordet wurden Aber vergebens hatte man gehofft, auf diese tückische Weise Herr des griechischen Heeres ohne Führer zu werden. Auf Xenophon's mannhafte Rede faßten sie den Entschluß, sich die Rückkehr in das ferne Vaterland zu erzwingen. Xenophon übernahm den schwierigsten Theil der Führung des Heeres und es gelang seiner Einsicht und Tapferkeit, seiner Hingebung und seinem ermuthigenden Worte, die 10,000 Griechen unter unsäglichen Gefahren und Beschwerden durch unwegsame Gebirge östlich vom Tigris, durch Armenien nach Trapezus am schwarzen Meere und von da nach Griechenland zu führen.

Nach dem peloponnesischen Kriege hatten sich die Inseln im ägäischen Meere, sowie die europäischen Küstenstädte den Spartanern unterworfen; die griechischen Städte in Klein-Asien dagegen waren wieder unter die Herrschaft der Perser gekommen. Diese kleinasiatischen Griechen nun fürchteten die Rache der Perser, weil sie dem Kyros beigestanden hatten, und baten deshalb die Spartaner um Beistand. So entzündete sich ein neuer Krieg zwischen Griechen und Persern 399—387, der zwar auch reich an großen Waffenthaten ist, aber den Griechen nicht zur Ehre gereicht, weil er nicht zur Vertheidigung des angegriffenen Vaterlandes, sondern aus Eroberungssucht geführt wurde. Die beiden ersten Feldherren der Spartaner (Thimbron und Derkyllidas) machten keine ausgezeichneten Fortschritte in Klein-Asien. Aber 395 erschien hier Agesilaos, König von Sparta, einer der größten Feldherren der Griechen, obgleich klein, lahm und unansehnlich. Nachdem er die Perser in einer großen Schlacht (am Flusse Paktolos) geschlagen hatte, drang er bis Sardes vor; schon fing das Perserreich an zu wanken; die Klein-Asiaten machten Miene, das Perserjoch abzuschütteln, und Agesilaos rüstete sich, in das Innere einzudringen, um dem Reiche den Todesstoß zu versetzen, — da wurde er von Sparta dringend zurückgerufen.

Denn in Griechenland war ein neuer Krieg ausgebrochen, theils durch die Unzufriedenheit der meisten griechischen Staaten mit dem Uebermuthe Sparta's, theils durch persische Bestechungen herbeigeführt. Nachdem nämlich der persische Statthalter Klein-Asiens, Tissaphernes, den Lohn seiner vielen Treulosigkeiten empfangen hatte — sein König hatte ihn hinrichten lassen — und Tithraustes an seine Stelle gekommen war, ergriff dieser das einzige Mittel, Persien von einem Einfalle des Agesilaos zu retten, und sandte einen geschickten Agenten nach Griechenland, der durch persisches Geld dem allgemeinen Hasse gegen

Sparta noch mehr Kraft geben sollte. Es gelang ihm, Korinth und Argos im Peloponnes, Theben und Athen in Hellas gegen Sparta aufzuwiegeln. Der Krieg begann, und bald schlugen sich auch die meisten andern griechischen Staaten auf die Seite der Verbündeten, nachdem der alte, aber noch immer gefürchtete Lysander (vor der Stadt Haliartos in Böotien) ums Leben gekommen war. Das spartanische Heer, welches er und Pausanias nach Hellas geführt hatten, wurde nach dem Peloponnes zurückgeschlagen, und nun erhielt Agesilaos von Sparta den Befehl, sogleich nach Europa zurückzukehren. Dadurch wurde Persien für den Augenblick gerettet. Mit Schmerz verließ Agesilaos den Schauplatz seiner Thaten, und nur ungern gab er seinen großen Plan, den persischen Thron umzustürzen, auf. Er kehrte auf demselben Wege zurück, auf welchem fast 90 Jahre früher Xerxes marschirt war, und traf in Böotien, bei der Stadt Koroneia, ein thebanisches Heer 394. Die hier gekämpfte Schlacht war eine der blutigsten, weil sich hier Griechen und Griechen mit der größten Erbitterung anfielen. Agesilaos selbst wurde verwundet vom Schlachtfelde getragen, doch hatte er die Freude, den Sieg zu erringen. Diese Freude wurde sehr getrübt durch die Nachricht von der gänzlichen Niederlage, welche die spartanische Flotte wenige Tage vorher in der Seeschlacht bei Knidos (an der südwestlichen Spitze von Klein-Asien) erlitten hatte. Konon nämlich, der große athenische Feldherr, hatte sich nach der Schlacht bei Aegos Potamos nach der Insel Cypern zum Evagoras, König von Salamis, gerettet, und dessen Freundschaft in so hohem Grade erworben, daß er ihm seinen Beistand zur Erhebung Athens auf die frühere Höhe seiner Macht zusagte. Er empfahl ihn an den König Artaxerxes von Persien. Konon reiste nach Babylon, wo er den König sprach. Er stellte ihm vor, wie nöthig und nützlich es sei, die Spartaner zur See zu bekriegen; er sei bereit, wenn ihm der König das nöthige Geld dazu anvertrauen wolle, eine Flotte und die dazu gehörige Mannschaft zusammenzubringen. Artaxerxes willigte ein, gab Geld her, und wirklich stand Konon bald an der Spitze einer ansehnlichen Seemacht, mit welcher er die spartanische Flotte, die unter Peisander stand, aufsuchte. Er traf sie, als er um die Insel Rhodos herumfuhr, griff sie sogleich an, und brachte ihr in der Seeschlacht bei Knidos 394 eine gänzliche Niederlage bei. Peisander selbst fiel, und die Herrschaft der Spartaner zur See war für lange Zeit dahin, wogegen sie noch lange zu Lande die Oberhand behielten. Aber Konon that noch mehr für sein Vaterland; er durchfuhr das ägäische Meer, machte alle Inseln von dem Bunde mit Sparta frei, segelte nach dem Hafen von Athen, und ließ durch persisches Geld die durch Lysander zerstörten Mauern Athens wieder herstellen. Dies erregte in Sparta großen Schrecken. Man beschloß eine Gesandtschaft an Artaxerxes zu schicken, um ihn zu bitten, die Athener nicht ferner mit Geld zu unterstützen. Man wählte dazu einen Spartaner Antalkidas, einen Mann von großer Klugheit und Gewandtheit. Dennoch hätte dieser vielleicht nichts ausgerichtet, hätte ihm nicht Konon durch eine große Unbesonnenheit in die Hände gearbeitet. Er bat nämlich, nachdem er die Mauern Athens wiederhergestellt hatte, den bei dem Ende des Alkibiades schon genannten Pharnabaz, Statthalter vom nördlichen Klein-Asien, um die Erlaubniß, die persische Flotte noch einige Monate zur Unterwerfung einiger Seestädte der Spartaner zu benutzen. Diese ihm gewährte Vergünsti-

gung mißbrauchte er aber, die kykladischen und kleinasiatischen Inseln, ja selbst die griechischen Städte an der Küste Klein-Asiens, theils durch Güte theils durch Gewalt zur Anerkennung der athenischen Oberherrschaft zu bewegen. Er entriß also den Persern mehrere ihrer Besitzungen durch ihre eigene Flotte. Antalkidas nahm Himmel und Erde zu Zeugen dieser unerhörten Undankbarkeit, und hatte nun am persischen Hofe gewonnenes Spiel. Zwar schickten die Athener auch eine Gesandtschaft an die Perser; aber diese achteten wenig auf ihre Vorschläge. Auch Konon war unter den Gesandten; über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt, da er in Persien verschwunden ist; wahrscheinlich haben ihn die Perser, über seine Keckheit aufgebracht, mit dem Tode bestraft. Außer ihm verlor Athen um dieselbe Zeit einen andern ausgezeichneten Feldherrn, den Thrasybul. Er setzte die Seezüge des Konon fort, wurde aber an der Mündung des Eurymedon (an der Südküste Klein-Asiens) von den Einwohnern, die der Erpressungen der athenischen Mannschaft müde waren, erschlagen. Den größten Nachtheil aber erlitt Athen durch den Frieden, welchen der Perserkönig den Griechen vorschrieb. Man nennt ihn den antalkidischen, weil Antalkidas es war, der dem Artaxerxes die Vorschläge dazu an die Hand gegeben hatte. Die Bedingungen waren für Griechenland höchst nachtheilig und schmählich; sie lauteten: die griechischen Städte in Klein-Asien kommen wieder in persische Gewalt; alle griechischen Staaten sind unabhängig von einander; wer den Frieden nicht annimmt, wird von Persien bekriegt. Die größeren Staaten, vornehmlich Athen und Theben, litten dabei am meisten, da sie alle ihnen unterworfenen Städte frei geben mußten. Indessen wagte Keiner zu widersprechen; alle nahmen den Frieden an 387.

Zunächst hatten durch diesen schimpflichen Frieden die Spartaner das Uebergewicht in Griechenland erhalten, bis ein an der Stadt Theben verübter Frevel sie für immer ihres großen Einflusses beraubte. In Theben waren zwei Parteien, die gegen einander kämpften. Das Haupt der einen derselben, Leontiades, rief ein in der Nähe stehendes spartanisches Heer heimlich zu Hülfe, und öffnete an einem Festtage, wie es gerade Niemand erwartete, den Spartanern die Thore. Diese legten eine Besatzung in die Burg, richteten eine aristokratische Regierung ein, und die Bürger mußten sich von vier Männern, welche Werkzeuge der Spartaner waren, vier Jahre lang tyrannisiren lassen. Sie hießen Archias, Philippos, Hypates und Leontiades. Diese vertrieben alle die, welche ihnen gefährlich schienen, und Athen nahm gastfreundlich die Vertriebenen auf. Unter denselben befand sich auch Pelopidas, ein edler junger Thebaner, der mit seinem Freunde Epaminondas nachher Theben zur ersten Stadt Griechenlands machte. Beide Männer liebten ihr Vaterland gleich sehr, und statt sich durch Ehrgeiz zu entzweien, vereinigten sie lieber ihre Kräfte zum Nutzen ihres Vaterlandes. Uebrigens waren beide gänzlich verschieden. Pelopidas war von vornehmen Eltern, reich, kühn, kriegerisch, durch Leibesübungen abgehärtet; Epaminondas dagegen arm, sanft, zwar tapfer im Kriege, aber ein größerer Freund der Wissenschaften als des Krieges. Als ihn einst ein persischer Gesandter bestechen wollte, antwortete er ihm: „Wenn die Anträge deines Königs meinem Vaterlande nützlich sind, so sind deine Geschenke nicht erst nöthig; sind sie ihm aber schädlich, so ist kein

Geschenk groß genug, mich zum Verräther zu machen.“ — Da er ein so überaus rechtlicher, und dabei stiller Mann war, so hielten die Tyrannen nicht für nöthig, ihn zu vertreiben, und so konnte er in der Stille an der Befreiung seines Vaterlandes mit arbeiten.

Pelopidas entwarf indessen in Athen einen Plan dazu 378. Zwölf der Kühnsten wollten sich an Einem Tage in Theben einschleichen, die Tyrannen ermorden, die Spartaner vertreiben, und die Stadt befreien. An dem bestimmten Tage wanderten die Verschwornen, unter ihnen auch Pelopidas, zu verschiedenen Thoren, als Jäger oder Bauern verkleidet, gegen Abend in Theben ein, und verschwanden alle im Hause des Charon, eines mitverschwornen Thebaners, während die übrigen Vertriebenen sich in der Nähe der Stadt bereit hielten. Phillidas, ein Geheimschreiber der vier Tyrannen, aber auch mit in der Verschwörung, hatte für diesen Abend den Archias und Philippos zu sich geladen. Schon rüsteten sich die Verschwornen, den Mord zu vollführen, als plötzlich heftig an das Haus des Charon geklopft wurde. Es war ein Bote vom Archias: Charon solle sogleich zu ihm kommen. Die Verschwornen hielten Alles für verrathen, und überlegten nur noch, ob Charon gehen sollte oder nicht. Endlich beschließt man das Erstere. Er nimmt von Weib und Kind, vielleicht für immer, Abschied, und geht mit klopfendem Herzen. Unterwegs sucht er sich zu fassen, und tritt ins Haus des Phillidas mit erzwungener Ruhe ein. Dieser kommt ihm mit Archias und Philippos schon auf dem Flure entgegen, welche ihn fragen: „Wir haben gehört, daß einige Vertriebene nach Theben gekommen sind, und von übelgesinnten Bürgern versteckt gehalten werden. Weißt du nichts davon?“ Charon erschrak zwar, merkte aber bald, daß die Tyrannen nichts Gewisses wußten, und antwortete daher: „Wer sollten die Bürger sein? Glaubt das nicht! Indessen will ich gehen, mich genau erkundigen, und euch dann Nachricht bringen.“ — Die Tyrannen billigten das; Phillidas zog die schon halb Berauschten wieder in das Zimmer, und schenkte ihnen fleißig ein. Geschwind flog Charon nach Hause, und beruhigte die Verschwornen mit der Nachricht, daß noch nichts verrathen sei. — Aber kaum hatten sich die Tyrannen wieder zu Tische gesetzt, so kam ein Eilbote von Athen mit einem Briefe an Archias, in welchem ihm ein athenischer Freund umständliche Nachricht von der Verschwörung gab. „Lies aber den Brief gleich!“ setzte der Bote hinzu: „es stehen wichtige Dinge darin.“ — „Ei was!“ lallte der schon trunkene Archias, „gehe mir mit deinen wichtigen Dingen! die müssen bis morgen bleiben.“ — „Ja wohl!“ rief der schlaue Phillidas, „heute müssen wir ungestört bleiben.“

Die Verschwornen hatten sich indessen zum Morde der Tyrannen auf den Weg gemacht. Einige gingen in das Haus des Phillidas; Andere, unter ihnen Pelopidas, suchten den Hypates und Leontiades auf. Die erstern wurden eingelassen. Sie hatten über den Panzer Weiberkleider geworfen, das Gesicht geschminkt, und, um recht unkenntlich zu sein, die Schläfe mit Tannenzweigen umwunden. „Die Tänzerinnen,“ sprach Phillidas zu seinen Gästen, „die ich bestellt habe, sind nun da; soll ich sie hereinführen?“ — „Ja wohl!“ riefen die Trunkenen. Die Vermummten traten ein, wählten mit den Augen ihre Schlachtopfer, stürzten plötzlich auf sie los und erdolchten sie. — Indessen war Pelopidas an das Haus des Leontiades gekommen, und hatte diesen schon schlafend gefunden. Der Lärm weckte ihn auf; er ergriff das Schwert und setzte sich den

Eindringenden entgegen. Es begann ein Gefecht, und erst mit großer Mühe gelang es dem Pelopidas, den starken Mann zu tödten. — Hypates war indessen entwischt; aber man holte ihn ein und hieb auch ihn nieder.

Die Bürger hatten indessen wohl gehört, daß etwas Großes vorgehe; aber was es eigentlich sei, wußte Niemand; denn Keiner getraute sich aus dem Hause. Am Morgen aber rief Pelopidas das Volk zusammen, erschien mit seinem Freunde Epaminondas, und verkündigte laut die Befreiung aus den Händen der Tyrannen. Die Nachricht wurde mit Frohlocken empfangen. Nun war noch die spartanische Besatzung aus der Burg zu vertreiben; sie erbot sich selbst zum Abzuge.

Aber schwieriger war es, die erlangte Freiheit zu behaupten. Dazu wirkte besonders der ruhige und weise Epaminondas, und beiden großen Männern gelang es auch wirklich, nicht nur die Freiheit Thebens zu erhalten, sondern auch diesen Staat für die Zeit ihres Lebens zum ersten Griechenlands zu erheben. Es brach ein Krieg mit Sparta aus. Die Athener, die damals wieder zwei ausgezeichnete Feldherren hatten, Chabrias und Timotheos, einen Sohn Konons, standen zwar, aus altem Hasse gegen die Spartaner, anfangs den Thebanern bei, und Chabrias trieb den König Agesilaos aus Böotien zurück; aber sie fielen bald wieder ab, und vertrugen sich mit Sparta, so daß sich Theben ganz auf sich selbst verlassen mußte. Wohl bangte da den Thebanern, ob sie auch den Feinden gewachsen sein würden; aber die beiden Feldherren hatten guten Muth. Als Pelopidas von seiner Frau Abschied nahm, bat ihn diese, sich zu schonen. „Nein!" antwortete er, „daran mag man die Einzelnen erinnern; aber der Feldherr darf das nicht, der muß Andere retten." Und als die Krieger wegen einer schlimmen Vorbedeutung in Sorgen waren, rief Epaminondas: „Die beste Vorbedeutung ist, sein Vaterland zu retten!" Unter solchen Führern konnten die Thebaner schon zu siegen hoffen. Wirklich siegten sie auch. Epaminondas, unter welchem Pelopidas als Anführer der heiligen Schaar (300 Jünglinge, die sich zum Kampf auf Tod und Leben verbunden hatten) diente, erfocht 371 einen herrlichen Sieg bei Leuctra, nicht weit von Theben, über die Spartaner, die noch nie eine solche Niederlage erlitten zu haben sich erinnerten. Zwar schlossen Spartaner und Thebaner gleich darauf auf Zureden des Jason, Herrschers von Pherä in Thessalien, einen Frieden. Aber die Ruhe währte nicht lange, und nun drang Epaminondas in den Peloponnes ein, bis vor die Thore von Sparta, dessen Bürger schon die aufsteigenden Rauchsäulen der vom Feinde angezündeten Dörfer erblickten. Auch wäre Sparta gewiß verloren gewesen, hätte es nicht noch den Agesilaos gehabt. Er rettete die Stadt dadurch, daß er schnell die Bürger, sogar die Heloten, bewaffnete, und, indem er die Anhöhen besetzte, jedem Gefechte auswich. Indessen regte sich wieder der Neid der Athener über das Glück der Thebaner, und Epaminondas mußte geschwind zurück, damit ihm nicht ein athenisches Heer, das unter Iphikrates den Spartanern zu Hülfe eilte, den Rückweg abschnitte.

So Großes nun auch Epaminondas und Pelopidas in diesem Kriege ausgeführt hatten, so traf sie doch der Undank ihrer Mitbürger. Sie wurden bei ihrer Rückkunft angeklagt, vier Monate länger, als das Gesetz es erlaubte, die Feldherrnwürde behalten zu haben. Vergebens wendeten sie ein, daß ja

dadurch der Lauf ihrer Siege gehemmt worden wäre. Ihre Feinde drangen darauf, daß sie zum Tode verurtheilt würden. „Gut!" sprach Epaminondas mit der ganzen Würde eines reinen Bewußtseins, „ihr habt Recht, das Gesetz spricht meinen Tod aus. Aber ich verlange, daß ihr in die Jahrbücher niederschreibt: die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuctra gezwungen, die Spartaner anzugreifen und zu schlagen, denen sie sonst nicht wagten unter die Augen zu treten; ferner weil er das Vaterland gerettet, und endlich weil er Sparta belagert hat, welches froh war, seinem Untergange zu entgehen." Diese Worte machten Eindruck; man schämte sich der unwürdigen Klage, und sprach Beide los. — Zwei darauf folgende Einfälle des Epaminondas in den Peloponnes führten keine Entscheidung herbei. Pelopidas war indessen auf einen andern Schauplatz gerufen worden. In Thessalien war Jason ermordet worden, und nun regierte dort sein Verwandter Alexander (von Pherä), ein grausamer, treuloser — kurz nichtswürdiger Mensch. Seine gedrückten Unterthanen baten endlich die Thebaner um Hülfe. Pelopidas wurde mit einem Heere hingeschickt, worauf der Tyrann sich sogleich demüthig unterwarf, und für die Zukunft die besten Versprechungen gab. Von da reiste Pelopidas weiter nach Makedonien, wo ein Thronstreit zu schlichten war. Er ordnete auch hier die Angelegenheiten, und führte mehrere angesehene Personen als Geiseln mit sich fort, unter denen auch des Königs jüngster Bruder, der junge Philippos, war, der späterhin das Loos von ganz Griechenland entschied. Als er nun durch das beruhigte Thessalien zurückreiste, hatte er, keine Gefahr ahnend, sein Heer vorausgeschickt. Er war auch ohne Besorgniß, als ihm gemeldet wurde, daß Alexander ihm an der Spitze seiner Söldner entgegen komme. Aber unversehens nahm dieser ihn gefangen, führte ihn gebunden nach Pherä, und warf ihn in den Kerker. Als das Heer diese Treulosigkeit erfuhr, rief es den Epaminondas, der damals gerade bei seinen Mitbürgern in Ungnade stand, und nur als gemeiner Soldat diente, zum Feldherrn aus. Dieser führte das Heer sogleich gegen Alexander, und trieb ihn bald so in die Enge, daß er um Frieden bitten mußte, der ihm aber nur unter der Bedingung gewährt wurde, daß er seinen Gefangenen sogleich ausliefere, was auch alsbald geschah. — Drei Jahre darauf, 365, gingen von Seiten der Thessalier neue Klagen über die Grausamkeit Alexanders ein. Die Thebaner sandten ein Heer unter Pelopidas abermals hin. Es kam zur Schlacht bei Kynoskephalä (Hundsköpfe; so nannte man eine Reihe kleiner Hügel), in welcher Pelopidas fiel. Als er, umherspähend, den Tyrannen erblickte, sprengte er wüthend auf ihn ein, wurde aber, indem sich Alexander feig hinter seine Leibwache verbarg, von dieser niedergemacht. Zwar wurde Alexander zuletzt besiegt, aber der Sieg war durch des Pelopidas Tod allzu theuer erkauft. Von einem unzählbaren Zuge trauernder Krieger wurde seine Leiche feierlich nach Theben geführt (365).

Zwei Jahre nach dem Tode des Pelopidas unternahm Epaminondas einen vierten Einfall in den Peloponnes. Bei Mantineia in Arkadien kam es zur Schlacht, 363. Epaminondas, unter den Vordersten kämpfend, erhielt einen tödtlichen Pfeilschuß in die Brust. Er sank zu Boden; aber nun entstand ein wüthender Kampf um seinen Besitz. Die Feinde wollten ihn als Gefangenen fortschleppen, die Seinigen ihn aber nicht fahren lassen. Zuletzt siegten die Thebaner, und brachten ihn sterbend hinter das Gefecht. Als das Getümmel

der Schlacht verschollen war, sammelten sich die edelsten Thebaner um den sterbenden Feldherrn. Die Aerzte erklärten die Wunde für tödtlich; er werde sterben, sobald man den Pfeil herausziehe. „Wo ist mein Schild?" fragte er matt. Man brachte ihm denselben. Freundlich lächelnd blickte er auf ihn, seinen Begleiter in so vielen Gefahren, hin, und küßte ihn; denn er hatte gefürchtet, daß die Feinde ihn ihm entrissen hätten. Dann fragte er, ob die Thebaner gesiegt hätten, und da man es bejahte, sprach er mit matter Stimme: „So sterbe ich denn kummerlos, da du, o Vaterland, triumphirst!" Jetzt ließ er den Pfeil herausziehen. „Ach!" rief einer der Umstehenden, „du stirbst, Epaminondas! wenn du uns doch wenigstens deiner würdige Söhne hinterließest!" — „Ich hinterlasse euch zwei unsterbliche Töchter," erwiederte er sterbend, „die Siege bei Leuctra und Mantineia!"

Nach dem Tode dieser beiden Männer verlor Theben seinen Einfluß eben so schnell wieder, als es denselben durch sie erworben hatte; das sicherste Zeugniß von dem hohen Werthe Beider.

15. Demosthenes und Philippos (360—336). — Diogenes, 350.

(Philippos von Makedonien 360—336. Phalanx. Demosthenes. Schlacht bei Chäroneia 338. Untergang der griechischen Freiheit. — Die Cyniker. Antisthenes und Diogenes.)

Zu den Zeiten jener beiden großen Thebaner waren noch die Makedonier ein rohes, ungebildetes Volk; die meisten lebten kümmerlich von der Viehzucht, und waren mit Fellen bekleidet. Pelopidas wurde, wie erzählt, gebraucht, den Streit in der königlichen Familie zu schlichten. Er setzte den Perdikkas als König ein, und nahm dessen Bruder, den jungen Philippos, als Geisel mit nach Theben. Hier bildete sich der Jüngling unter den Augen des Epaminondas trefflich aus, lernte aber auch zugleich die Uneinigkeit und die daraus entstandene Schwäche Griechenlands kennen, und es mochte wohl schon damals der Entschluß in ihm reifen, einst diese Schwäche zu seinem Vortheile zu benutzen. Als Perdikkas 360 unvermuthet in einer Schlacht erschlagen wurde, entwischte Philipp aus Theben, bestieg den Thron, und machte sogleich so kräftige Verbesserungen, daß ein ganz neuer Geist unter seine Makedonier kam. In der That war auch Philipp ein recht großer, tüchtiger Mann, und weil er Alles mit Verstand angriff, so glückte es ihm auch. Schade, daß er nicht zugleich ein guter, ehrlicher und tugendhafter Mann war; daher ist er auch bei allem äußeren Glücke nie innerlich glücklich geworden, und endlich mitten im Laufe seiner Unternehmungen umgekommen.

Zuerst schuf er sich ein Heer, machte die halb nackten Hirten, die sich vor ihren rohen Nachbarn bisher hatten fürchten müssen, zu guten Soldaten, erfand eine bessere Art, die Krieger in der Schlacht aufzustellen, den Phalanx*)

*) Er stellte nämlich 16 Reihen Soldaten dicht hinter einander, jede Reihe von 500 Mann, so daß das Ganze aus 8000 Mann bestand. Jeder Soldat hatte eine lange Lanze, die er vorweg streckte, so daß die Lanzen des 5ten Gliedes noch 3 Fuß vor der ersten Reihe hervorragten. Dadurch bekam der Haufen eine große Festigkeit. Keiner konnte seitwärts, Keiner zurück. Jeder Einzelne mußte der Bewegung des Ganzen folgen. Wohin dieser Phalanx drang, wurde Alles niedergeworfen. Kein Feind konnte ihm widerstehen.

genannt, und setzte sich nun bei seinen Nachbarn, den Thrakiern, Päoniern und Illyriern, so in Achtung, daß sie ihn in Ruhe ließen. Dann benutzte er die bisher unbenutzt gelegenen Bergwerke, um sich das zum Kriegführen nöthige Geld zu verschaffen, und nun fing er ganz in der Stille an, seine Besitzungen zu erweitern. Er besaß eine ganz eigene Kunst, die einzuschläfern, denen er etwas wegnehmen wollte. Besonders fürchtete er sich vor den Athenern, die ihn am ersten in seinen Eroberungen hätten aufhalten können. Darum stellte er sich als ihren besten Freund, gab die Athener, die er in einem Gefecht, das gleich zu Anfange seiner Regierung zwischen ihm und Athen vorgefallen, gefangen hatte, frei, erwies ihren Gesandten die größten Artigkeiten, und wandte auch wohl dann und wann Bestechungen an.

Nur einen Mann, den ihm gefährlichsten von Allen, konnte er nicht bestechen. Das war Demosthenes, der Sohn eines Degenfabrikanten. Dieser Mann zeigte recht, daß der Mensch Alles leisten kann, wenn er nur ernstlich will. Er hatte seinen Vater schon früh verloren, und es wurde, weil er schwächlich war, anfangs wenig für seine Ausbildung gethan. Eine unbedeutende Begebenheit war, wie es oft geschieht, für sein ganzes Leben entscheidend. Ein berühmter Redner sollte eine öffentliche Rede halten. Alle waren in großer Erwartung, und da Demosthenes hörte, daß mehrere Lehrer mit ihren Schülern zugegen sein würden, so bat er seinen Erzieher, ihn doch auch mitzunehmen. Das geschah. Er war ganz Ohr, und erstaunte über die Wirkung der Rede; denn als der Redner schwieg, brach die ganze Versammlung in lauten Beifall aus, und sein Lob wurde von tausend Zungen gepriesen. Demosthenes war entzückt, und es stand bei ihm nun der Entschluß fest, auch einmal ein Redner zu werden. Von nun an waren alle Knabenspiele verbannt; er nahm den Unterricht eines berühmten Redners an, und übte sich täglich in schriftlichen und mündlichen Vorträgen. So wuchs er zum Manne heran, und brannte nun vor Verlangen, vor dem Volke öffentlich aufzutreten. Aber — er wurde ausgepfiffen. Denn seine Stimme war schwach, seine Sätze schleppend und gedehnt, und sein Vortrag unverständlich. Unmuthig ging er nach Hause, und nahm sich fest vor, nie wieder eine öffentliche Rede zu halten.

Als er einige Zeit darauf einsam spazieren ging, begegnete ihm ein alter Mann, der ihn kannte und anredete: „Schäme dich, junger Mensch," sprach dieser, „daß du, der du Anlage hast, ein zweiter Perikles zu werden, aus Blödigkeit an dir selbst zum Verräther wirst!" Demosthenes mußte ihm versprechen, noch einen Versuch zu machen. Das that er auch. Dies Mal war die Rede so schön ausgearbeitet, daß er großen Ruhm einzuernten hoffte. Aber — kaum hatte er den Mund geöffnet, als ein allgemeines Gelächter entstand, das er noch lange hinter sich herschallen hörte, als er blutroth vor Scham nach Hause lief. Hier warf er sich in finsterm Unmuthe in einen Sessel. Da trat ein Freund herein, der ein berühmter Schauspieler war. Gegen diesen schüttete er seinen Unwillen aus. „Das Volk weiß nicht, was es will," sprach er; „mich verlacht es mit einer so fleißig ausgearbeiteten Rede, während es Trunkenbolden, Schiffern und andern unwissenden Menschen aufmerksam zuhört." — „Weißt du," antwortete der Schauspieler, „woran das liegt? Sage mir doch irgend eine Stelle aus dem Euripides oder Sophokles aus dem Gedächtniß her." Demosthenes that es, so gut er konnte. Aber wie erstaunte er, als nun jener

dieselbe Stelle mit einem Ausdrucke, einer Lebendigkeit, einem Mienenspiel und einer Geberdensprache hersagte, daß er glaubte, eine ganz andere Stelle zu hören. Eine solche Kraft hatte er in der menschlichen Rede nicht geahnt. Nun erst sahe er ein, daß ihm zu einem guten Redner, die eigentliche Rede abgerechnet, noch Alles fehle. Geschwind fing er nun seine Uebungen an. Er baute sich eine unterirdische Wohnung, welche man noch 500 Jahre später zeigte, und schor sich, damit er ja nicht Versuchung haben möchte, auszugehen, die Haare des halben Kopfes ab. Hier übte er sich drei Monate lang mit unausgesetztem Fleiße, Reden auszuarbeiten und zu halten, und um sich die Gewohnheit, während der Rede mit der Schulter zu zucken, abzugewöhnen, befestigte er an der Decke ein Schwert, welches bis auf die Schulter herabhing, und ihn bei jedem Zucken verwundete. Um seiner Stimme mehr Stärke, und seiner Zunge mehr Geläufigkeit zu geben, ging er an den Meeresstrand, legte sich kleine Kieselsteine auf die Zunge, und suchte so die heftige Brandung zu überschreien; oder er stieg, eine Rede laut hersagend, einen Berg hinauf. So erreichte er endlich, wonach er mit ganzer Seele strebte. Er war nun ein vollendeter Redner geworden. Jetzt trat er zum dritten Male auf. Das Volk freute sich schon, wieder etwas zu lachen zu bekommen, und die ärgsten Spötter stellten sich dicht vor ihn. Aber wie erstaunte das Volk, als eine Rede voll Feuer und Kraft aus seinem Munde kam, so daß es kaum glaubte, daß dieses derselbe Demosthenes sei, den es früherhin verlacht hatte.

Dieser Mann nun war es, welcher den Entwürfen des Philippos kühn entgegen trat, und seine Landsleute vor dem freundlich heranschleichenden Makedonier warnte, der nichts Anderes im Schilde führte, als sich zum Herrn von ganz Griechenland zu machen. Seine Reden waren so voll Feuer, so voll hinreißender Beredtsamkeit, daß Philipp, als er einst die eine gegen ihn gerichtete Rede las, voll Bewunderung ausrief: „Wahrlich! ich glaube, wenn ich ihn sie hätte halten hören, ich würde selbst zum Kriege gegen mich gestimmt haben!“ Dennoch predigte Demosthenes tauben Ohren. Denn es waren nicht mehr die alten Athener; sie waren schon in Schlaffheit versunken und hörten lieber auf diejenigen Redner, welche, wie Aeschines, von Philipp bestochen, sie in Ruhe einwiegten, damit sie ungestörter ihren Vergnügungen nachhängen könnten. Vergebens suchte sie Demosthenes aus dieser Trägheit zu wecken. „Ihr freut euch, ihr Athener,“ rief er einst, „wenn man eure Altvordern rühmt, ihre Thaten und Siege erzählt; aber bedenkt doch, daß sie diese Thaten verrichteten, nicht, damit ihr sie ruhig bewundern, sondern ihre Tugenden nachahmen sollt.“ Nimmermehr wäre Philipp so weit gekommen, hätten die Athener auf die Warnungen ihres Redners gehört.

Philippos bemächtigte sich, nachdem er sich zum Herrn der reichen Seestädte Makedoniens, Amphipolis und Olynth und anderer, die bisher den Athenern unterworfen gewesen waren, gemacht, und Thessalien, die Vormauer Griechenlands, weggenommen hatte, des Passes von Thermopylä, zu dessen Vertheidigung einst so vieles Blut geflossen war, durch List, und nun stand ihm der Eingang in Griechenland ungehindert offen. Nicht weniger verblendet, wie die Athener, waren die meisten andern Griechen auch, und statt sich Alle gegen den Einen zu vereinigen, und ihm durch Einigkeit einen Damm entgegenzustellen, setzten die Thoren ihre kleinlichen Anfeindungen und Streitigkeiten

fort. Demosthenes arbeitete indessen mit rastloser Thätigkeit, einen Freundschaftsbund unter den griechischen Staaten zu stiften; denn noch gab er die Hoffnung nicht auf, obzusiegen. „So lange ein Fahrzeug noch über dem Wasser ist," sprach er, „ist es die Pflicht des Steuermanns, zu arbeiten, daß Keiner es absichtlich oder unvorsichtig umstürze." Vergebens! Keiner folgte ihm. Alle trauten den glatten Worten des Königs. „O ihr Athener!" rief er warnend, „jetzt seht ihr nur die Geschenke und Verheißungen des Königs; aber wenn ihr weise seid, so bittet die Götter, daß sie euch bewahren, nie seine Täuschungen und Betrügereien zu sehen!" — Dann und wann schien es auch, als wenn sich die Athener ermannen wollten; aber Philipp wußte sie bald wieder zu beruhigen, die Volksführer zu bestechen, und so versank das Volk gleich wieder in die alte Schlaffheit.

Endlich im Jahre 338 warf Philippos, nachdem er sich hinlänglich gerüstet hatte, die Larve ab, und ging schnell auf Theben los. Demosthenes hatte den Angriff längst vorausgesehen; die Thebaner und Athener erschraken, und fuhren nun aus dem Schlafe auf. Jedoch nun war es zu spät. Man rüstete sich schnell, so gut es in der Eile möglich war, und eilte dem Feinde entgegen. Bei Chäroneia, einer Stadt im Gebiete von Theben, kam es 338 zu einer entscheidenden, die Freiheit Griechenlands beendigenden Schlacht. Die Griechen wurden vollkommen geschlagen, und hatten nun das Aergste zu erwarten. Aber siehe da! Philipp betrug sich als Sieger großmüthiger als man erwartet hatte. Er war klug genug, einzusehen, daß es leichter sei, über ein besiegtes Volk zu herrschen, wenn man es mit Güte gewinnt, als durch Härte in Verzweiflung bringt. Er trug selbst den Athenern den Frieden an, gab die Gefangenen ohne Lösegeld frei, ließ den Staaten ihre Verfassungen, und verlangte nur in ihren Bund aufgenommen, und zum obersten Feldherrn gegen die Perser ernannt zu werden. Denn dies war sein Hauptziel, das Perserreich umzustürzen. Während er noch mit den großen Rüstungen dazu beschäftigt war, wurde er bei einem Feste ermordet, 336. Ob der Mörder eine Privatbeleidigung rächen wollte, oder ob er im Auftrage der Frau Philipps, der Olympia, die der König kurz vorher verstoßen hatte, handelte, ist ungewiß.

Demosthenes hat noch nach Philipps Tode geraume Zeit gelebt, und mancherlei Schicksale erduldet. Makedoniens Todfeind blieb er zwar lebenslang, aber man beschuldigte ihn, sich von den Persern haben bestechen zu lassen, was indessen nicht erwiesen ist. Durch den Einfluß der Makedonier mußte er zweimal aus seinem Vaterlande fliehen. Nach dem Tode Alexanders d. Gr. wurde er nach Athen zurückgerufen, welches sich von der makedonischen Herrschaft befreien wollte. Der Versuch mißglückte; Demosthenes entfloh und starb auf der kleinen Insel Kalauria neben dem Peloponnes an Gift, welches er nahm, um seinen Feinden zu entgehen (322).

Zu derselben Zeit lebte ein Mann, der sich auf eine ganz andere Art, nämlich als Sonderling, berühmt gemacht hat, Diogenes, ein Schüler des Antisthenes, der oben als Schüler des Sokrates genannt worden ist. Unter allen Lehren seines Lehrers war dem Antisthenes keine so einleuchtend, als die, daß der Mensch am freisten und glücklichsten sei, wenn er sich von den entbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens möglichst losmache, und mehr auf den Anbau seines Innern als den Schmuck seines Körpers sehe. Aber er übertrieb die

sonst so sehr vernünftige Lehre, und setzte darein einen Werth, sich über alles Aeußere, über Reinlichkeit und Schicklichkeit, hinwegzusetzen. Dieser Mann nun hatte wieder viele Schüler um sich, die man ihres Schmutzes wegen Cyniker oder hündische Philosophen nannte, wenn sie nicht von dem Orte, an dem Antisthenes lehrte, Kynosarges, diesen Namen führten.

Einer dieser Cyniker nun war Diogenes aus Sinópe, einer Stadt in Klein-Asien am schwarzen Meere, ein sonderbarer Mensch ganz eigner Art. Als er nach Athen kam, und von der freiwilligen Armuth des Antisthenes hörte, ging er gleich zu diesem, und bat, ihn unter seine Schüler aufzunehmen. Aber Antisthenes wies ihn ab. Er habe schon zu viel Schüler, meinte er. Allein Diogenes war nicht fortzubringen. Da wurde jener endlich unwillig, und ergriff einen Stock, den überlästigen Menschen mit Gewalt zu entfernen. „Schlage nur zu!" rief Diogenes: „kein Stock wird schwer genug sein, mich von dir zu treiben." Eine solche Lernbegierde war dem alten Philosophen noch nie vorgekommen; er nahm ihn nun als Schüler an.

Er hatte aber auch Ursache, sich seiner zu freuen; denn Diogenes ahmte ihm nicht nur nach, sondern übertraf ihn noch an Entsagung aller Bedürfnisse und an Schmutz. Diogenes kämmte und wusch sich nicht, wohnte in einer Tonne, die er heute hier, morgen da stehen hatte, und verrichtete alle Handlungen, welche man nur daheim vornimmt, ganz öffentlich. Sein ganzes Besitzthum bestand aus der Tonne, einem schlechten Mantel, einem Stabe und einem Becher. Als er aber einmal einen Hund aus einem Flusse trinken sah, warf er den Becher fort und sagte: „Was ein Hund kann, das kann ich auch." Um Broderwerb bekümmerte er sich nie. Er hatte außer jenen 3 Sachen im eigentlichsten Verstande nichts; aber er schämte sich auch nicht, Andere um Brod anzusprechen, wenn er keins mehr hatte, und da er ein gutmüthiger, aufgeweckter und witziger Mensch war, so konnte ihn Jeder wohl leiden, und gab ihm gern. Er sprach nur wenig; aber Alles, was er sprach, war witzig und sinnreich. Als ihn einmal Jemand fragte, wie man sich wohl am empfindlichsten an seinem Feinde rächen könnte, antwortete er: wenn man tugendhafter würde als er. — Als er einst hörte, daß ein wohlgebildeter junger Mensch eine Unanständigkeit sagte, und einen braven Jüngling darüber erröthen sah, sagte er zu dem letztern: „Brav, mein Sohn! das ist die Leibfarbe der Tugend." Zu jenem aber sprach er: „Schäme dich, daß du eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide herausziehst." — Auf einer Reise nach Sicilien wurde sein Schiff von Seeräubern genommen, und er mit allen seinen Reisegefährten nach Korinth auf den Markt geführt, um als Sclave verkauft zu werden. Das duldete er mit großer Ruhe; denn er hatte keinen Verlust zu bedauern, weil er nichts besessen hatte. Es dauerte lange, ehe ihn Jemand kaufen wollte; denn wenn man ihn fragte, was er verstände, so antwortete er: „Nichts, gar nichts!" Zuletzt kaufte ihn ein reicher Mann, und machte ihn zum Aufseher über seine Kinder und sein Hauswesen. Hierbei benahm er sich so verständig und thätig, daß der Herr zu sagen pflegte: „Mit dem Manne ist ein guter Geist in mein Haus gekommen." Endlich starb er in sehr hohem Alter, fast 90 Jahre alt.

16. Die Römer nach Vertreibung der Könige.

(Porsenna vor Rom. Horatius Cocles, Mucius Scävola und Clölia. Schlacht am See Regillus. Streit der Patricier und Plebejer. Der heilige Berg 494. Wahl der Volkstribunen. Coriolan 489.)

Tarquin der Stolze war 510 aus Rom vertrieben worden, und zwei Consuln, Brutus und Collatin, waren ernannt. Aber so gutwillig wollte der König seine Ansprüche nicht aufgeben. Er war nach Etrurien (dem heutigen Toscana) geflohen, und hörte mit Ingrimm, daß man in Rom seinen Palast und seine Gärten zerstört habe. Die Etrurier nahmen sich des Vertriebenen an. Zwei Städte (Tarquinii und Veji) schickten ein Heer gegen Rom; Anführer war Aruns, des Königs Sohn. Brutus eilte mit einem römischen Heere ihm entgegen, und als in der Schlacht beide Vettern, Brutus und Aruns, sich erblickten, stürzten Beide, von wüthendem Hasse getrieben, auf einander los, durchbohrten sich mit ihren Lanzen, und stürzten zu gleicher Zeit todt von ihren Pferden.

Ein neuer Sturm brauste gegen Rom heran; Porsenna, Fürst von Clusium und Oberhaupt aller etrurischen Städte, kam gegen die Stadt gezogen, um die Römer zu zwingen, den vertriebenen König wieder aufzunehmen. Einen so gefährlichen Feind hatte Rom noch nie gehabt. Er besetzte den Janiculus, einen Hügel hart an der Tiber, und nur dieser Fluß trennte ihn von der Stadt. Aber mehr als der Fluß und als Mauern schützten die bedrängte Stadt die tapfern Bürger darin, die beste Schutzwehr des Vaterlandes. Einst hatten die Römer einen Ausfall gemacht, und wurden von den Clusiern so schnell zurückgeworfen, daß diese eben im Begriff waren, mit den Römern zugleich über die Brücke hin und in das geöffnete Thor zu bringen. Die Stadt schien verloren. Da stellte sich dem ganzen feindlichen Heere ein einziger Römer — Horatius Cocles — nebst noch zweien entgegen. Sie sperrten den Eingang zur Brücke, indem sie so wüthend um sich hieben, daß Keiner ihnen nahe zu kommen wagte. „Werft schnell die Brücke hinter mir ab! Um mich seid unbekümmert!" rief er den Römern jenseits zu. Zuletzt retteten sich auch die beiden Andern hinüber, und er stand nur noch allein da. Jetzt krachte auch der letzte Balken hinunter in den Fluß; die Stadt war gerettet. Cocles wandte sich und rief: „Heiliger Flußgott! trage mich hinüber auf günstiger Welle!" So sprang er in den Fluß hinab und erreichte, obgleich von den Pfeilen der Feinde verfolgt, glücklich das andere Ufer.

Darum eben hat Rom so Großes ausgerichtet, weil es an solchen Männern reich war. Ein anderer Mann, Mucius Scävola, erbat sich vom Senate die Erlaubniß, hinaus ins feindliche Lager zu gehen, dort eine kühne That zu verrichten. Er wollte den Porsenna erdolchen, und dadurch die Vaterstadt retten; denn gegen einen Feind hielt man Alles für erlaubt. Da er die etrurische Sprache redete, kam er glücklich durch alle Wachen bis vor das Zelt des Fürsten. Es wurde hier gerade der Sold ausgetheilt, und war daher ein großes Gedränge. Hier saßen der Fürst und sein Schreiber. Da dieser besser gekleidet war als jener, und ein schönerer Mann war, so hielt er ihn für Porsenna, näherte sich ihm, und durchstach ihn rasch mit dem Dolche. Er wurde ergriffen, und vor den Fürsten geführt. „Wer bist du?" schnaubte ihn dieser

an. „Ich bin ein Römer!“ antwortete Mucius unerschrocken, „Mucius ist mein Name. Ich wollte den Feind meiner Vaterstadt tödten; ich habe ihn verfehlt, und fürchte nun den Tod nicht. Aber ich bin nicht der Einzige, der so denkt. Eine lange Reihe römischer Jünglinge hat dasselbe geschworen, und alle dürsten nach jenem Ruhme. Jeden Augenblick daher wirst du in Todesgefahr sein. Immer wird ein geheimer Feind dich umlauern; denn die ganze römische Jugend kündigt dir den Krieg an, dir, dem Fürsten allein!“ — Porsenna erschrak. Er wollte das Nähere von der Verschwörung wissen; darum befahl er, rings um den Römer ein Feuer anzuzünden. „O!“ rief Mucius, „glaubst du, du werdest mich dadurch schrecken? Siehe her, wie die, welche nach unvergänglichem Ruhme streben, ihren vergänglichen Leib für nichts achten.“ — Mit diesen Worten hielt er seine Hand in das lodernde Feuer, und ließ sie langsam abschwelen*). Bei diesem Anblicke sprang Porsenna vor Entsetzen auf. „Geh!“ rief er, „du hast feindseliger gegen dich als gegen mich gehandelt. Von mir hast du weiter nichts zu fürchten. Gehe, wohin du willst.“ — „Gut!“ sprach Mucius, „so erfahre denn zum Dank, daß 300 Römer sich gegen dein Leben verschworen haben. Wir haben gelooft, wer zuerst dich aufsuchen sollte; es hat mich getroffen. Die Andern werden mir bald folgen.“

Diese Nachricht erschreckte den Fürsten so, daß er sich lieber mit Rom aussöhnen, als für einen Dritten in beständiger Todesgefahr schweben wollte. Doch weichen andere begründete Nachrichten von den ihre Unfälle verhehlenden römischen Erzählungen ab. Porsenna hat Rom eingenommen und zwar die Wiederherstellung der Königswürde und des Tarquinius nicht gefordert, allein er hat die Römer zu Gebietsabtretung und zur Stellung von Geiseln genöthigt. Unter den letztern war die Römerin Clölia, ein Mädchen von außerordentlichem Muthe. Der Gedanke, in den Händen der Feinde zu sein, war ihr unerträglich, und sie benutzte die erhaltene Erlaubniß, in der Tiber sich baden zu dürfen, während der Nacht mit den andern hinüberzuschwimmen, und sich nach Rom zu retten. Hier aber herrschte noch so viel Rechtlichkeit, auch einem Feinde das gegebene Wort nicht zu brechen, daß die Jungfrauen sogleich wieder zurückgeschickt wurden. Darüber wunderte sich Porsenna, und um zu zeigen, daß er den Edelmuth der Römer erkenne, erlaubte er der Clölia nach Rom zurückzugehen, und sich eine ihrer Freundinnen mitzunehmen. „Glücklich ist eure Stadt,“ sprach er zu den Gesandten der Römer, „daß sie nicht nur so viele tapfere Römer besitzt, sondern selbst Jungfrauen, welche mit jenen in der Tapferkeit wetteifern!“

Noch einen Versuch machte Tarquin. Er ging zu seinem Schwiegersohne Mamilius nach der latinischen Stadt Tusculum und bewog die Latiner, ein Volk, welches in der Nähe von Rom wohnte, den Römern den Krieg zu erklären, zu einer Zeit, wo gerade unter ihnen Uneinigkeiten waren und die Plebejer sich weigerten, in den Krieg zu ziehen. Wirklich war Rom jetzt in großer Bedrängniß. Aus dieser rettete man sich dadurch, daß man einen Dictator wählte, d. i. einen Mann, der höchstens sechs Monate lang unbeschränkte Gewalt hatte. T. Lartius wurde zum Dictator ernannt. Seinen Befehlen durfte Niemand widersprechen; die Plebejer mußten also gehorchen, und der Feind

*) Siehe das Titelkupfer.

wurde am See Regillus (498) geschlagen. Tarquin, jetzt schon ein alter Mann, sah sich jetzt aller seiner Kinder beraubt; denn die letzten, nebst dem Mamilius, waren in der Schlacht gegen die Römer geblieben. Er fand Niemand mehr, der sich für ihn bewaffnet hätte, und starb endlich in Cumä von Allen verlassen und verachtet, ein Lohn für seine Verbrechen. Mit den Latinern schlossen die Römer einen Frieden und ein Bündniß, nach welchem beide Staaten unabhängig neben einander bestehen sollten.

Kaum waren die Römer diesen gefährlichen Feind los, so brachen die lange schon von den Reichern gefürchteten Unruhen unter den Bürgern los. Schon unter Romulus war das Volk in Patricier und Plebejer getheilt worden. Jene hatten sich, wie überall, die größte Macht angemaßt, und auf die Schultern der Plebejer alle Lasten gewälzt. Sobald ein Krieg ausbrach, so wurden die Plebejer geschickt, die in der Zeit ihre Aecker nicht bebauen konnten, und sich daher, wenn sie zurückkehrten, in großer Noth befanden. Sie mußten dann von den Reichen borgen, und konnten sie nicht wiederbezahlen, so wurden sie unbarmherzig behandelt, ins Gefängniß geworfen, der letzten Habe beraubt, oder sie und ihre Kinder wohl gar als Sclaven verkauft; denn dies Recht hatten die Gläubiger in Rom. So wurde das Loos der Plebejer mit jedem Tage trauriger. Oefters hatten sie schon geklagt, oder die Kriegsdienste verweigert; immer hatten sie sich wieder besänftigen lassen. Endlich aber riß ihnen 494 die Geduld. Sie wählten sich den Sicinius Bellutus zum Anführer, und zogen aus Rom fort, drei Stunden weit, und ließen sich auf dem sogenannten heiligen Berge, nicht weit vor der Mündung des Anio in die Tiber, nieder.

Die Patricier erschraken, als sie sahen, daß jene Ernst machten. Sie fürchteten, die Ausgewanderten möchten zu den Feinden übergehen, oder wenigstens ihre Güter verwüsten. Auch hatten sie ja nun Niemand, der ihnen die Arbeit verrichtete. Was sollte man nun thun? Endlich entschloß sich der Senat, Abgeordnete hinauszuschicken, und sie zur Zurückkehr einzuladen. „Es soll besser werden, glaubt unserm Worte! Kommt nur zurück!" — „O geht uns mit eurem Worte," rief Sicinius, „das habt ihr uns oft schon gebrochen!" — Die Abgeordneten kehrten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Rom zurück. Eine zweite Gesandtschaft hatte keinen bessern Erfolg. Die Verlegenheit in Rom wurde immer größer, und man sah aus dem gesetzten Betragen der Plebejer, daß sie wirklich dort für immer zu bleiben gesonnen waren. Endlich übernahm es ein Mann, der bei beiden Parteien in gleicher Achtung stand, Menenius Agrippa, noch einen Versuch zu machen. Er und zwei Andere begaben sich ins Lager. Sie wurden von den Plebejern freundlich empfangen; Alle drängten sich um sie, um zu hören was Menenius ihnen vorzutragen habe. Er schilderte ihnen die unglücklichen Folgen der Uneinigkeit und den Segen der Eintracht, und um ihnen dies recht anschaulich zu machen, erzählte er ihnen folgende Fabel, eine der ältesten, die wir haben: „Es machten einst die Glieder des menschlichen Körpers eine Verschwörung gegen den Magen; denn es verdroß sie, daß er beständig müßig gehe, während sie sich für ihn zerarbeiteten. „Will er nichts thun," sprachen sie, „so soll er auch keine Nahrung haben." So geschah es denn, daß sich kein Fuß mehr regte, Speise zu holen; die Hände steckten keine Speise mehr in den Mund, der Mund wollte sie nicht mehr annehmen, die Zähne sie nicht mehr kauen. Da nun aber der

Magen nichts mehr erhielt, so konnte er den Gliedern auch keine stärkenden Säfte zuführen, und alle Glieder wurden matt. Da sahen sie ein, daß sie dem Magen Unrecht gethan hätten, und er doch nicht so müßig sei, wie es scheine. Sie führten ihm nun wieder Speise zu, damit er sie dafür nähre und stärke. „Seht ihr wohl!" setzte Menenius hinzu, „das ist ganz der Fall zwischen euch und uns. Keiner kann ohne den Andern bestehen; einzeln reiben wir uns selbst auf; vereinigt giebt Einer dem Andern Kraft." Die Plebejer gaben seiner Meinung Recht, und meinten, sie seien bereit zurückzukommen, wenn man ihnen die Schuld erließe, und ihnen erlaubte, Magistratspersonen zu wählen, welche über ihre Rechte wachten. Das wurde ihnen bewilligt. Sie durften jährlich Volkstribunen aus sich selbst wählen, welche zwar nicht in den Senat selbst kommen durften, aber an der Thüre des Versammlungssaales saßen, und Alles, was da verhandelt wurde, hören konnten.*) Sobald nun dort etwas beschlossen wurde, was dem Volke nachtheilig war, so riefen sie: veto! d. i. ich will nicht! hinein, und der Beschluß war ungültig. Auch waren ihre Personen unverletzlich. Ihre Zahl, anfangs 2, wurde bald bis auf 5, späterhin auf 10, vermehrt. — Freilich war diese Einrichtung späterhin oft die Ursache großer Volksbewegungen; indessen bekam Rom doch für's Erste in seinem Innern Friede.

Aber nur für's Erste. Denn schon zwei Jahre darauf fingen neue Streitigkeiten an, die zum Glücke beigelegt wurden. Es war nämlich eine Theurung entstanden, und ein Stand schob die Schuld auf den andern. Die Plebejer glaubten, die Patricier hätten die Hungersnoth absichtlich herbeigeführt, um sich an ihnen zu rächen, und diese wieder meinten, jene wären schuld, weil durch ihre Auswanderung die Aecker unbebaut geblieben wären. Der Senat schickte Schiffe nach Sicilien, und kaufte Korn auf. Als dies ankam, berathschlagte man, ob man es dem armen Volke unentgeltlich geben oder verkaufen sollte. Schon wollte man sich für das Erstere entscheiden, als Cajus Marcius Coriolanus (den Beinamen hatte er wegen der Eroberung der volskischen Stadt Corioli bekommen) unwillig aufsprang und rief: „Will das Volk von unserm Getreide essen, so muß es auch dem Senat seine alten Rechte wieder einräumen. Der Pöbel mag ausziehen, wohin er will; der heilige Berg und jeder andere steht ihm frei. Er schreit über Hunger; das verdient er. Nur Elend und Noth, glaubt mir, kann ihn zur Pflicht und Vernunft zurückbringen." Coriolan aber war gegen das Volk so aufgebracht, weil er kurz vorher bei der Consulwahl durchgefallen war; denn man haßte ihn als einen sehr stolzen Mann. Das Volk erfuhr bald die geäußerten Gesinnungen. „Wie?" rief es, „man will uns also dem Hungertode preisgeben?" und schon wollte es den Saal stürmen, und den Coriolan zerreißen, als es noch den Tribunen gelang, es zu beruhigen. Aber sie forderten Coriolan vor die Volksversammlung, und es fehlte wenig, daß man ihn zum Tode verurtheilte. Man verbannte ihn aus Rom. Er verließ die Stadt schon vor gefälltem Urtheile, mit furchtbaren Drohungen, sich zu rächen.

Das that er auch. Er ging nach Antium zu den Volskern, einem benachbarten, den Römern feindlichen Volke, an der Westküste. Sie wählten ihn zu ihrem Anführer; auch die Latiner verbanden sich mit den Volskern, und wild

*) Später hatten sie ihren Platz in der Versammlung des Senates

verheerend zog er 489 Rom immer näher, nahm eine Stadt nach der andern weg, und bedrohte Rom selbst mit einer Belagerung. Hier gerieth man nun in die äußerste Furcht. Man versuchte den Schwererzürnten zu versöhnen. Eine Gesandtschaft, aus seinen besten Freunden bestehend, ging zu ihm hinaus; stolz wurden sie zurückgewiesen. Eine zweite hatte dasselbe Schicksal. Auch eine dritte, welche aus den Priestern bestand, wurde kalt abgefertigt. Da wandten sich die römischen Frauen an die Mutter Coriolans, welche er immer innig geliebt hatte, und an seine Frau, und baten sie, einen Versuch auf sein Herz zu machen. Veturia und Volumnia — so hießen die Beiden — begaben sich mit seinen Kindern und in Gesellschaft einer Menge anderer Frauen hinaus ins Lager. Als man ihm meldete, daß man einen langen Zug römischer Frauen sich nähern sähe, wandte er sich unwillig ab. Aber da man ihm sagte, man glaube an der Spitze seine Mutter, seine Frau und seine Kinder zu bemerken, so eilte er ihnen freudig und mit offenen Armen entgegen. Aber die Mutter stieß ihn zurück. „Erst laß mich wissen," rief sie, „ob ich mit meinem Sohne oder mit dem Feinde Roms rede! Habe ich so lange leben müssen, um den Jammer zu erfahren, daß mein Sohn erst ein Verbannter, und endlich gar ein Feind Roms ist! Wie? du kannst Rom bekriegen, die Stadt, die dich geboren hat, die Alles enthält, was deinem Herzen theuer sein muß? Hätte ich keinen Sohn, so brauchte die Stadt jetzt nicht die Belagerung auszustehen. O, ich unglückliche Mutter! indem du dir Schande bereitest, machst du mich unaussprechlich unglücklich. Doch, was kümmerst du dich um mich? was soll aber aus deinen unschuldigen Kindern werden, die, wenn du so fortfährst, einem frühen Tode oder der Sclaverei nicht entgehen können?" Diese Rede wurde durch die Thränen und Bitten der römischen Frauen und durch die Umarmungen seiner Kinder, welche sich schmeichelnd an seine Kniee hängten, unterstützt. Länger konnte er nicht widerstehen. Er drückte Mutter und Weib an seine Brust, und rief schmerzhaft: „Mutter! Rom hast du gerettet, aber dein Sohn ist verloren!" Er hob nun sogleich die Belagerung auf, und führte die Völker zurück, die, erbittert über die getäuschte Hoffnung, ihn erschlugen. Nach einer andern Nachricht erreichte er unter ihnen ein hohes Alter und beklagte fortwährend das Unglück seiner Verbannung.

17. Spurius Cassius Viscellinus 486. — Die Fabier 477. — Quinctius Cincinnatus 460. — Die Zehnmänner 449. — Camill 390.

(Das Ackergesetz des Spurius Cassius Viscellinus 486. Großthat der Fabier 477; Schlacht am Cremera. Gesetz des Terentius Arsa 462. Quinctius Cincinnatus. Decemvirn. Gesetze der 10 Tafeln. Schandthat des Appius Claudius. Vertreibung der Decemvirn 449. Kriegstribunen mit consularischer Gewalt. Censoren. Zerstörung von Veji 395. Einfall der Gallier 389. Schlacht an der Allia. Die Gallier in Rom. Camillus und Manlius, die Retter Roms.)

Wie trotz der Einführung der Tribunenwürde die Patricier immer nur ihren Vortheil vor Augen hatten, davon gab das traurige Ende des Consuls Spurius Cassius Viscellinus 486 einen Beweis. Dieser Ehrenmann hatte sich durch feste Bündnisse, die er zwischen den Römern, Latinern und Hernikern zu Stande brachte, große Verdienste um Rom erworben, und wollte

sich, da er zum dritten Male Consul war, um den ärmern Theil des Volks dadurch verdient machen, daß er das berühmte Ackergesetz gab, das späterhin durch die Schuld der Patricier mehrmals die Ruhe Roms gestört hat. Er schlug nämlich vor, daß die den Feinden im Kriege abgenommenen Ländereien, die bisher allein von den Patriciern benutzt worden waren, zum Theil auch unter die Plebejer vertheilt würden. Dies Gesetz wurde zwar angenommen; aber kaum war das Amtsjahr des Cassius um, so gaben ihm seine Feinde Schuld, daß er nach der Königswürde strebe. Die Patricier verurtheilten ihn zum Tode; er wurde vom tarpejischen Felsen herabgestürzt und sein Haus der Erde gleich gemacht. Das Gesetz aber blieb nun liegen, und gerieth in Vergessenheit; denn jedes Mal, wenn das Volk auf die Ausführung drang, wußten die Patricier durch Kriege mit benachbarten Völkern es auf andere Gedanken zu bringen.

Neun Jahre nach jenem beklagenswerthen Ende des Cassius verrichtete das edle Geschlecht der Fabier eine ausgezeichnete Waffenthat. Nachdem 7 Jahre nach einander stets ein Fabier die Consulwürde begleitet hatte, that sich einer derselben, Cäso Fabius, durch glückliche Bekämpfung der gefährlichsten Feinde Roms, der Vejenter, hervor, die um so gefährlicher waren, da Veji ganz nahe an der römischen Gränze lag. Nachdem dieser Mann die Vejenter in einer hartnäckigen und blutigen Schlacht geschlagen, und einen glänzenden Triumphzug gehalten hatte, forderte er, als wahrer Volksfreund, die Patricier, zu denen er selbst gehörte, auf, nicht länger die Ausführung des Ackergesetzes zu hindern. Während die Plebejer ihn deshalb als ihren wahren Freund hoch ehrten, schalten ihn seine Standesgenossen einen Verräther, und freuten sich, daß ein neuer Krieg, mit den Aequern, ihm andere Beschäftigung gab. Aber Cäso blieb nicht lange fort. Er erfocht einen großen Sieg über die Aequer, wandte sich dann schnell gegen die Vejenter, die eben ein anderes römisches Heer eingeschlossen hatten, befreite dieses, und kehrte siegreich nach Rom zurück. Da er nun sogleich seine frühere Forderung um endliche Vollstreckung des Ackergesetzes erneuerte, und die Patricier sich abermals weigerten, faßten er und alle ihm gleichgesinnten Fabier einen raschen Entschluß: das ganze Geschlecht der Fabier — ein einziges Kind blieb in der Stadt zurück — 306 an der Zahl, zog mit allen ihm anhängenden Bürgern (Clienten), 4000, aus Rom, und errichtete ein festes Lager am Flüßchen Crémera. Von hier aus führten die Fabier, um auch in der freiwilligen Verbannung dem theuern Vaterlande zu nützen, Krieg gegen Veji bis ins dritte Jahr. Endlich aber, im Jahre 477, wurden sie, da sie sorgloser geworden, in einen Hinterhalt gelockt, und von den Vejentern bis auf den letzten Mann erschlagen. Die Römer ehrten das Andenken dieser Helden hoch, machten den Tag ihres Todes zu einem unglücklichen Tage, und nannten das Thor, aus welchem sie ausgezogen waren, fortan das verfluchte Thor.

Viele der bisherigen Unruhen hatten darin ihren Grund, daß es an wohlgeordneten und bestimmten Gesetzen fehlte. Die Consuln richteten sich wohl theils nach dem Herkommen, theils aber sprachen sie auch ihre Urtheile ganz nach Willkür. Ein Tribun, Terentius Arsa, machte daher 462 den sehr vernünftigen Vorschlag, dem Volke geschriebene Gesetze zu geben. Aber die Patricier setzten sich heftig dagegen, am meisten die jungen Männer. Der Vorlauteste darunter war der junge Cäso Quinctius; er wurde daher (460) vor das

Volksgericht geladen, und da er nicht erschien, verbannt. Sein Vater, ein alter ehrwürdiger Mann, von unbestechlicher Rechtschaffenheit, hieß Quinctius Cincinnatus. Er hatte für den Sohn sich verbürgt, und mußte daher nun die Bürgschaft bezahlen. Das brachte aber den sonst wohlhabenden Mann fast um alles Vermögen, und er sah sich nun genöthigt, seine geliebte Vaterstadt zu verlassen, jenseit der Tiber seinen Acker selbst zu bebauen, und eine elende Hütte zu bewohnen. Nach einiger Zeit bedurfte man eines Dictators, um ein von den Aequern auf dem algidischen Berge eingeschlossenes Heer zu retten, und man wählte — den Cincinnat. Als die Abgeordneten des Senats zu ihm aufs Land kamen, pflügte er gerade, und war nur halb bekleidet. Er war verwundert, so viele Menschen auf sich zukommen zu sehen. Einer aber aus der Gesandtschaft lief voraus, und erinnerte ihn, sich anzukleiden, um dieselbe zu empfangen. Kaum war er in seine Hütte getreten, und hatte sich etwas in Verfassung gesetzt, so erschienen auch schon die Fremden, kündigten ihm seine Wahl an, wünschten ihm Glück, und bekleideten ihn mit einem Purpurmantel. Die Rathsdiener stellten sich mit dem Beile, dem Abzeichen ihres Amtes, vor ihn, und baten ihn, nun mit nach Rom zu kommen. Cincinnat war so überrascht, daß er anfangs kein Wort hervorbringen konnte, und die Thränen ihm in die Augen traten. Endlich rief er gerührt aus: „So wird also mein Acker dieses Jahr nicht besäet werden können!" und nun ging es nach Rom. Die Befreiung jenes Heeres gelang. — So lange diese Stadt solche Männer hatte, die mit strengster Rechtschaffenheit Genügsamkeit verbanden, war es stark und glücklich.

Aber auch unter dem gemeinen Volke wurde große Gewissenhaftigkeit gefunden. Kurz vorher, ehe Cincinnat als Dictator nach Rom kam, hatte ein kühner Sabiner (Herdonius) während der Nacht sich des Capitols bemächtigt. Die Consuln hatten geschwind das Volk bewaffnet, und dies hatte geschworen, nicht eher die Waffen wieder niederzulegen, bis es ihm befohlen werden würde. Die Sabiner wurden vertrieben, und an die Stelle des dabei gebliebenen Consuls Cincinnat gewählt. Als dieser nun die Soldaten ins Feld führen wollte, weigerten sie sich zu marschiren, weil die Patricier das Gesetz des Terentius nicht genehmigen wollten. „Wie?" rief Cincinnat, „ihr wolltet euren Eid brechen?" — Und sogleich folgten ihm Alle bereitwillig.

Nach vielen Zänkereien wurde endlich durchgesetzt, daß drei verständige Männer nach den griechischen Städten Unter-Italiens, auch nach Athen, reisen, und dort gute Gesetze sammeln sollten. Nach zwei Jahren kehrten sie zurück, und nun wurde bestimmt, daß statt aller obrigkeitlichen Personen zehn Männer, Decemvirn genannt, gewählt werden sollten, welche die Gesetze abfassen und zusammenstellen sollten. Die neuen Gesetze wurden auf zehn eherne Tafeln gegraben, vom Volke gebilligt, und zur Vollendung derselben noch auf ein zweites Jahr zehn Männer erwählt. Einer der Decemvirn war Appius Claudius, ein stolzer, zu allen Verbrechen fähiger Mann. Er hatte durch Heuchelei das Volk bewogen, daß er nicht nur gewählt, sondern auch für das zweite Jahr bestätigt wurde, und nun zeigten er und die übrigen neun, daß sie für immer Herren Roms bleiben wollten. Sie legten ihre Würde nicht nieder, nahmen eine Leibwache von 120 Gerichtsdienern (Lictoren) an, und tyrannisirten das Volk. Wer weiß, wie lange dieser unglückliche Zustand gedauert

hätte, wenn nicht zwei Verbrechen, welche sie sich zu Schulden kommen ließen, 449 sie gestürzt hätten.

Es war nämlich wieder ein Krieg mit einigen benachbarten Völkern (den Aequern und Sabinern) ausgebrochen, und einige der Zehnmänner waren im Lager, während die andern in Rom regierten. Die im Lager suchten hier gelegentlich diejenigen Römer auf die Seite zu schaffen, die ihnen gefährlich dünkten. Keiner hatte dreister über ihr tyrannisches Verfahren gesprochen, als Siccius Dentatus, ein allgemein geachteter Plebejer. Er hatte in 120 Gefechten seine Tapferkeit bewährt, war mit ehrenvollen Narben bedeckt und bis zum Range eines Centurio hinaufgestiegen. Diesen Mann schickten sie mit einem Haufen zum Meuchelmord gedungener Soldaten aus. Als diese mit ihm in einen Hohlweg kamen, stürzten sie über ihn her, und nachdem er mehrere von ihnen niedergehauen hatte, ermordeten sie ihn und gaben dann vor, sie wären von Feinden überfallen, und dabei ihr braver Hauptmann getödtet worden. Das Heer beklagte den Verlust des wackern Mannes; aber die That wurde bald ruchbar; Jeder bezeichnete die Zehnmänner als Mörder des Siccius.

Eine andere Schandthat war noch empörender. Appius Claudius hatte die sechzehnjährige Virginia, Tochter eines geachteten Plebejers, des Virginius, gesehen, und begehrte sie zu besitzen. Aber sie war bereits mit einem jungen und angesehenen Plebejer, Icilius, verlobt, und Appius wurde also zurückgewiesen. Dies war dem stolzen Appius unerträglich, und er verabredete daher mit einem nichtswürdigen Menschen, Namens Claudius, einen Plan, sie zu entführen. Claudius mußte sie, als sie einst über die Straße ging, vor den Richterstuhl des Appius führen, und vorgeben, daß sie die Tochter einer seiner Sclavinnen, und als Kind ihm vom Virginius geraubt sei. Alle Umstehende bedauerten das arme verlassene Mädchen; denn der Vater war im Lager; aber Niemand wagte sie zu retten, aus Furcht vor den umstehenden Lictoren. Da kam Icilius herbeigestürzt, und bewirkte wenigstens, daß sie für den Augenblick losgegeben, und eine neue Untersuchung für den folgenden Tag angesetzt wurde. „Ist aber Virginius morgen nicht zur Stelle," setzte Appius hinzu, „so fällt sie dem Claudius anheim; dafür werden schon die Gerichtsdiener sorgen." Er schickte aber einen Boten in's Lager, und ließ den andern Zehnmännern sagen, dem Virginius keinen Urlaub zu gestatten. Aber als dieser Bote hinauskam, war Virginius bereits auf dem Wege nach der Stadt; denn die Brüder des Icilius waren schneller gewesen, und hatten ihm den Vorgang gemeldet. Am andern Tage erschienen Virginius, seine Tochter, ihr Verlobter und eine Menge Volks auf dem Markte vor dem Richterstuhl des Appius, der von zahlreichen Gerichtsdienern umgeben war. Ohne auf den durch Zeugen verstärkten Beweis des Virginius, daß seine Tochter kein untergeschobenes Kind sei, zu achten, sprach er sie dem Claudius zu, und die Gerichtsdiener trieben das dichtgedrängte Volk aus einander. Da der Vater nun sah, daß er sein Kind den Händen des Appius nicht mehr entreißen könnte, faßte er einen schnellen Entschluß. Er bat um die Erlaubniß, mit ihr noch einige Worte insgeheim zu sprechen, führte sie seitwärts, wo Fleischerbänke standen, ergriff plötzlich ein Fleischermesser, und stach es der Tochter durchs Herz, indem er sprach: „Sieh, mein liebes Kind, dies ist das einzige Mittel, deine Ehre und Freiheit zu retten." Die Tochter sank todt zu Boden, Virginius aber hob das blutige Messer in die Höhe, und rief

mit glühenden Augen: „Durch dies unschuldige Blut weihe ich dein Leben, Appius, den Mächten der Hölle!" Jetzt begann das Volk sich zu rühren, die Gerichtsdiener wurden niedergemacht, und Appius wäre zerfleischt worden, hätte er sich nicht eilends geflüchtet. Virginius war in dem blutigen Kleide, und das blutige Messer in der Hand, ins Lager gesprengt, und rief seine Cameraden zur Rache auf. Sogleich wurde die Absetzung der Zehnmänner und die Wiedereinführung der alten Verfassung beschlossen. Appius wurde nun vor den Richterstuhl des Volks gefordert, endete aber vor dem Ausspruche sein schlechtes Leben im Gefängnisse durch Selbstmord; die andern Zehnmänner gingen in die Verbannung (449).

Die folgenden 50 Jahre fehlte es in Rom zwar weder an innern Streitigkeiten, noch an Kriegen mit den umwohnenden Völkern; da aber weder die einen noch die andern von großer Bedeutung waren, so können sie übergangen werden. Nur ist zu bemerken, daß die Tribunen ein Gesetz durchsetzten, nach welchem sowohl die Ehen zwischen Patriciern und Plebejern erlaubt, als auch die Wahl der Plebejer zur Consulwürde gestattet wurde. Die Patricier bewirkten dagegen, daß das Consulat fürs Erste aufgehoben, und dafür (3—8) Kriegstribunen mit consularischer Gewalt ernannt würden, zu denen Patricier wie Plebejer gewählt werden könnten. Auch wurde zugleich eine neue Würde, aber blos für die Patricier, errichtet: das Censor-Amt. Die beiden Censoren, die ihr Amt fünf Jahre lang verwalteten, nahmen alle fünf Jahre eine Liste aller Bürger auf und verzeichneten das Vermögen eines jeden, wovon die Steuern abhängig waren. Man nannte diese Schätzung census. Auch hatten sie die Aufsicht über die sittliche Aufführung der Bürger und übten das Recht, die Schuldigen in einen niedrigeren Stand zu verstoßen. Späterhin wurde die Zeit ihres Amtes auf 1½ Jahr ermäßigt, und auch Plebejer erhielten das Recht, dazu gewählt zu werden, sowie überhaupt diese zuletzt aller Vorrechte der Patricier theilhaft wurden.

Unter den Kriegen mit den benachbarten Völkern verdient der mit den Vejentern, den nächsten Nachbarn Roms, erwähnt zu werden. Die Römer belagerten Veji, aber dessen Einwohner hielten sich so tapfer, und die römischen Feldherren betrieben die Belagerung mit so wenig Umsicht, daß der Krieg acht Jahre währte, ohne daß man sich der Stadt bemächtigen konnte. Endlich ernannte man im neunten Jahre des Kriegs, 395, den Camillus zum Dictator. Dieser fing die Sache mit mehr Eifer an; er schloß Veji nicht nur eng ein, sondern ließ auch einen unterirdischen Gang graben, der sich im Innern der Stadt öffnen sollte. Als endlich Alles zum Sturm bereit war, meldete er dies dem Senat, und dieser erlaubte Jedem hinauszuziehen ins Lager, um an der Beute von Veji Theil zu nehmen. Jetzt ließ Camill seine Römer Sturm laufen, und während die Vejenter ihre Mauern zu vertheidigen suchten, brach Camill selbst mit den Tapfersten aus dem Minengang hervor, der gerade in dem Haupttempel sich öffnete. Eben opferte hier der König, und der Opferpriester hatte geweissagt, derjenige werde siegen, der das Opferfleisch zerlegen werde. Die Weissagung ging nun, indem sich die Eingedrungenen desselben bemächtigten, auf eine dem Priester sehr unerwartete Weise in Erfüllung. So wurde Veji erobert. Die Beute war sehr groß, die Stadt wurde von Grund aus zerstört, und die Einwohner, welche nicht im Kampfe gefallen waren, als Sclaven

verkauft. Sodann hielt Camill, auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen stehend, einen feierlichen Triumphzug durch die Stadt aufs Capitol (395).

Im folgenden Jahre hatte Camill Gelegenheit, seinen Edelmuth zu zeigen. Die Stadt Falerii hatte den Vejentern beigestanden, und wurde daher von den Römern belagert; aber die Stadt war fest, und die Belagerung zog sich in die Länge. Da erschien im römischen Lager ein Turnlehrer (ludi magister) aus der Stadt mit einer Schaar Kinder, den Söhnen der vornehmsten Einwohner. Der Schelm hatte, in der Hoffnung, von Camill eine große Belohnung zu erhalten, die ihm anvertrauten Kinder wie zu einem Spaziergange vor das Thor geführt, und lieferte sie nun den Römern in die Hände, damit diese sie als Geiseln einsperren sollten. Aber Camill befahl, den Bösewicht zu binden, unter die Kinder Ruthen auszutheilen, und nun mußten diese ihren unwürdigen Lehrer unter dem Hohngelächter der Soldaten nach Falerii zurückpeitschen. Die Einwohner aber, gerührt durch Camills Edelmuth, widerstanden nicht länger, und schlossen mit den Römern Frieden.

Im Jahre 389 betraf Rom ein großes Mißgeschick. Es erschienen nämlich Abgesandte der etrurischen Stadt Clusium, und baten die Römer um Hülfe gegen ein wildes Volk, die sennonischen Gallier, welches, von der Küste des adriatischen Meeres über die Apenninen kommend, in ihr Gebiet eingefallen wäre. Die Römer schickten drei Brüder, die Fabier, mit ihnen nach Clusium zurück, mit dem Auftrage, die Gallier zum Abzuge zu bewegen. Aber die Fabier waren unbedachtsame junge Männer. Sie ließen sich mit dem Könige der Gallier, Brennus, in einen Wortwechsel ein, und fragten, was er für ein Recht habe, den Clusiern ihre Ländereien zu nehmen? Brennus antwortete trotzig: „Wir tragen unser Recht auf den Spitzen unserer Schwerter, und tapfern Leuten gehört Alles!" — Die Fabier begaben sich nun nach Clusium und machten an der Spitze der Einwohner einen Ausfall auf die Gallier. Diese aber erkannten sie. Sie sandten nach Rom, und verlangten, daß ihnen die Fabier zur Bestrafung ausgeliefert würden, und da das nicht geschah, so beschlossen sie, gegen Rom zu ziehen. Die Römer erschraken zwar, verließen sich aber auf ihr bisheriges Glück. Unglücklicher Weise wählten sie jene unbesonnenen Fabier zu Feldherren. Es kam am Flüßchen Allia (389) zur Schlacht, und — die Römer erlitten eine entsetzliche Niederlage. Welch ein Schrecken für Rom! Jeder rafft das Kostbarste zusammen, und flieht nach den umliegenden Ortschaften; zu allen Thoren ziehen die Flüchtigen hinaus; nur der Senat und die Streitbarsten begeben sich auf das Capitol, das mitten in Rom gelegene Bergschloß. Ganz Rom war bald wie ausgestorben. Nur vierzig ehrwürdige Greise, die sonst hohe Ehrenstellen bekleidet hatten, wollten den Untergang der theuren Vaterstadt nicht überleben, und blieben zurück. Sie setzten sich in ihren Häusern nieder, mit der langen Toga bekleidet, einen Stab in ihrer Rechten, und erwarteten ruhig den Feind. Die Gallier kamen, und waren erstaunt, die Thore offen, die Straßen leer zu finden, und vermutheten eine Hinterlist. Vorsichtig und langsam zogen sie ein, und wurden erst zuversichtlich, als sie Alles ausgestorben fanden. Als sie in die Häuser kamen, in denen die Greise still und unbeweglich saßen, traten sie anfangs ehrfurchtsvoll zurück, weil sie dieselben für Götter hielten. Aber die Neugier lockte einen Gallier, den alten Papirius an dem langen Bart zu fassen.

Der Greis gab ihm einen Schlag über den Kopf, und dies war das Signal zu seiner und der Uebrigen Ermordung. Jetzt legten auch die Gallier Feuer an die Stadt, und brannten sie gänzlich danieder. Aber dadurch hatten sich die Thoren auch um die Lebensmittel gebracht, und mußten nun in der Nachbarschaft umherziehen, um das Nöthigste aufzutreiben.

Ein solcher Haufen kam einst auch in die Gegend von Ardea. Hier lebte damals Camillus. Er hatte sich zwei Jahre vorher die Unzufriedenheit des Volks zugezogen. Ein Tribun beschuldigte ihn, von der Beute aus der Stadt Veji eine eherne Thüre unterschlagen zu haben; man verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe. Unwillig ging er freiwillig fort von Rom, aber nicht Rache drohend wie Coriolan, sondern die Götter bittend, daß sein Volk bald einsehen möchte, wie Unrecht es ihm thue. Dieser Wunsch wurde jetzt erfüllt. Er sammelte die Ardeaten, überfiel mit ihnen die sorglosen Gallier während der Nacht, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Als die in der Nachbarschaft befindlichen Römer von der That des Camill hörten, kamen sie nach Ardea, und baten ihn, sie doch auch gegen den Feind anzuführen. „Nein!“ antwortete ihnen Camill, „ich habe dazu keine Erlaubniß vom Senate; nur wenn dieser mich dazu ermächtigt, bin ich bereit.“ Nur war die Schwierigkeit groß, dem Senate auf dem Capitole beizukommen, da die Gallier alle Aufgänge besetzt hatten. Da fand sich ein kühner Mann (Pontius Cominius), der des Nachts über die Tiber schwamm, und, die Wachen umgehend, an der steilsten, und daher unbesetzten Seite des Felsens hinankletterte. Der Senat bewilligte dem Camill nicht nur die Anführung, sondern ernannte ihn selbst zum Dictator. Aber die Gallier bemerkten am andern Tage die Spuren der Fußtritte jenes Römers am Rasen der Felswand, und beschlossen, hier auch einen Versuch zu machen. Die besten Kletterer erstiegen in einer dunklen Nacht den steilen Felsen. Oben war Alles still; denn die sorglose Schildwache schlief. Schon war ein Gallier über die Mauer gestiegen, und die andern folgten ihm nach, als die heiligen Gänse der Juno, die dort aufbewahrt wurden, schnatterten, und dadurch den Manlius, einen tapfern Patricier, weckten. Dieser stürzt sogleich mit Schwert und Schild hinaus, rennt den ersten Gallier nieder, stürzt die andern die Mauer hinab, und rettet so das Capitol. Seine That wurde mit Recht höchlich gelobt; Jeder schenkte ihm zum Lohn seine Lebensmittel auf Einen Tag, damals, wo die Vorräthe schon sehr ausgingen, ein großes Geschenk; auch gab ihm der Senat die Erlaubniß, sich oben ein Haus zu bauen, was sonst Niemandem gestattet wurde. Die nachlässige Schildwache aber wurde vom Felsen gestürzt, eine Strafe, welche in Rom öfters vollzogen wurde.

Die auf dem Capitol indessen einreißende Hungersnoth machte die Römer, sowie eine Seuche unter den Galliern diese geneigt, sich zu vergleichen. Die Gallier erboten sich abzuziehen, wenn man ihnen 1000 Pfund Goldes bezahlte. Der Senat nahm das an, und als so viel eben nicht aufzutreiben war, gaben die Frauen willig ihr Geschmeide dazu her. Als nun die römischen Abgesandten dem Brennus auf dem römischen Markte das Gold zuwogen, entstand ein Streit über die Richtigkeit des Gewichts, und als sich die Römer über das falsche Gewicht der Gallier beschwerten, warf Brennus trotzig sein Schwert noch zu dem Gewicht, und rief: „Wehe euch, ihr Besiegten!“ Aber in dem Augenblicke erschien Camill mit den Seinigen auf dem Markte, trat an die

Wage, und rief: „Fort mit dem Golde! zurück damit aufs Capitol! Die Römer erkaufen ihre Freiheit mit Eisen, nicht mit Golde. Heraus mit den Schwertern!“ Brennus berief sich auf den geschlossenen Vertrag, und wollte nun mit dem Golde zufrieden sein; aber Camill erklärte jenen für ungültig, weil nur er als Dictator einen solchen schließen dürfe. So kam es zum Gefecht. Die Gallier wurden hinaus geschlagen, und erlitten in einiger Entfernung eine solche Niederlage, daß fast keiner entkam. Brennus wurde gefangen und hingerichtet, indem man ihm die Worte: „Wehe den Besiegten!“ höhnend zurief. Camill hielt nun einen herrlichen Triumph. Dann ging es ans Bauen, und Rom stand bald wieder da, aber, da Jeder nach Willkür baute, so unregelmäßig, daß noch das heutige Rom die Spuren davon trägt.

Manlius, mit dem Beinamen **Capitolinus**, wurde späterhin beschuldigt, er wolle sich zum Könige von Rom machen. Er hatte sich nämlich des unter der Last der Schulden bedrängten Volkes angenommen, über 400 Bürger aus den Schuldgefängnissen losgekauft, und dazu sein eigenes Landgut veräußert. Da er aber so unvorsichtig gewesen war, die Patricier zu beschuldigen, das für die Gallier zusammengebrachte Gold unterschlagen zu haben, ohne die Anklage beweisen zu können, so wurde er ins Gefängniß geworfen. Jammernd belagerte das dankbare Volk den Kerker seines Wohlthäters, und da es endlich mit Gewalt drohte, so hielten es die Patricier für gerathen, ihn loszulassen. Jetzt trat er noch drohender gegen die Patricier auf, und hielt mit seinen Anhängern geheime Zusammenkünfte. Seine Gegner erkannten daher, wie nothwendig es sei, diesen gefährlichen Mann aus der Welt zu schaffen. Sie klagten ihn vor dem Volke an, sich zum König machen zu wollen. Am Gerichtstage erschien er mit jenen Vierhunderten, die er als Zeugen seiner Bürgerliebe mitgebracht hatte; zugleich zeigte er seine narbenvolle Brust und die vielen für seine Tapferkeit erhaltenen Ehrengeschenke; zuletzt wies er auf das Capitol, das er gerettet habe, und betete zu den dort oben verehrten Göttern, ihm beizustehen in seiner Noth. Das gerührte Volk sprach ihn frei. Dies erhöhte noch seine Keckheit. Er besetzte das Capitol mit seinen Anhängern, und da dadurch die Gefahr für Rom drohender wurde, ernannte man den alten Camill zum Dictator. Dieser klagte ihn zum zweiten Mal an, und ließ die Volksversammlung in einem Haine halten, von wo das Capitol nicht gesehen werden konnte. Man verurtheilte ihn zum Tode, und stürzte ihn vom tarpejischen Felsen, der steilsten Seite des Capitols, wo er einst Rom gerettet hatte. Dies geschah 383.

18. Die licinischen Gesetze 367. — Marcus Curtius. — Titus Manlius Torquatus. — Erster Samniterkrieg 342—340. — Latinischer Krieg 339—337. — Publius Decius Mus. — Zweiter Samniterkrieg 326—304.

(Licinius Stolo und seine Gesetze 367. Marcus Curtius. Titus Manlius Torquatus. Erster Samniterkrieg 342—340. M. Valerius Corvus und A. Cornel. Cossus. Schlacht am Berge Gaurus. P. Decius Mus. — Latinischer Krieg 339—337. Schlacht am Vesuv. — Zweiter Samniterkrieg 326—304. Die caudinischen Päſſe. Niederlage der Samniter bei Luceria. Papirius Cursor und Fabius Rullianus. — Etrurischer Krieg 311—308 Qu. Fabius Maximus. Schlachten bei Perusia und am vadimonischen See.)

Das alte Ackergesetz, das so lange geruht hatte, verursachte 7 Jahre darauf neue, lebhafte Unruhen. Es lebte in Rom ein Patricier, **Marcus Fa**-

bius Ambustus, der zwei Töchter hatte. Die ältere war an einen Patricier, Servius Sulpicius, die andere an einen reichen Plebejer, Licinius Stolo, vermählt. Die letztere war eines Tages bei ihrer Schwester, als Sulpicius, der in dem Jahre Kriegstribun war, vom Markte nach Hause kam. Die ihn begleitenden Lictoren schlugen mit Heftigkeit an die Hausthüre, damit ihrem Gebieter geöffnet werde. Als die jüngere Schwester darüber erschrak, nicht wissend, was der Lärm bedeute, wurde sie von ihrer Schwester verlacht, die dabei äußerte, solcher Ehre könne Licinius freilich als Plebejer nicht wohl theilhaft werden (denn obgleich auch Plebejer dazu wählbar waren, so wurden sie doch nur selten gewählt). Diese Kränkung konnte die eitle Frau nicht vergessen. Endlich gestand sie ihrem Manne und ihrem Vater, was ihr Gemüth quäle, und beide versprachen ihr, Alles zu thun, um den plebejischen Familien gleiche Ehre mit den patricischen zu verschaffen. Jetzt bewarb sich Licinius um die Volkstribunenwürde, und als er sie erlangt hatte, verband er sich mit seinem Collegen L. Sextius, und machte den Antrag zu drei berühmten Gesetzen, durch die der römische Staat einen neuen, rascheren Umschwung erhielt: 1) Es sollen statt der bisherigen Consular-Tribunen wieder Consuln gewählt werden, der eine aus den Patriciern, der andere aus den Plebejern. 2) Zur Erleichterung der Schuldner sollen die bisher bezahlten Zinsen vom Capital abgerechnet, und dieses in drei Jahren gezahlt werden. 3) Jeder römische Bürger soll Ansprüche auf das Gemeinland haben, und keiner mehr als 500 Morgen davon besitzen; wer mehr davon besitzt, soll es herausgeben, aber dafür Geldentschädigung erhalten. Das letzte Gesetz war gegen die Patricier gerichtet, welche sich bisher des Gemeinlandes, das ist desjenigen, welches dem ganzen Staat gehörte, und meist aus Eroberungen entstanden war, bemächtigt hatten. Ueber jene drei Vorschläge geriethen nun die Patricier in große Unruhe, und suchten sie dadurch zu vereiteln, daß sie die übrigen Tribunen auf ihre Seite brachten, die ihr Veto gegen die Vorschläge aussprachen. Dagegen ließen Licinius und Sextius fünf Jahre keine Magistratswahlen zu Stande kommen, indem sie bei jeder Wahl ihr Veto riefen. Ihre Hartnäckigkeit besiegte endlich den Widerstand der andern Tribunen und nach neunjähriger heftiger Aufregung hatte endlich Licinius die Freude, daß seine Vorschläge in der Volksversammlung angenommen wurden 367. Einer der neugewählten Consuln war der Plebejer Sextius. Als aber der Senat sich weigerte, ihn zu bestätigen, entstand ein gräulicher Tumult. Der alte Camill, in dieser Noth zum Dictator gewählt, erschien auf dem Markte, um Ruhe zu stiften. Aber seine Stimme wurde nicht mehr gehört; die Plebejer umdrängten seinen Richterstuhl, und schon erscholl der Ruf: „Reißt ihn herab!" schon griff man ihn bei seiner Toga: da endlich gab er nach, und gelobte, voll Freude über die nun wiederhergestellte Ruhe, der Göttin Concordia einen Tempel. Schon im folgenden Jahre starb der achtzigjährige Greis an der Pest.

Rom war damals vorzüglich reich an trefflichen, kräftigen Männern, und haben wir schon die Vaterlandsliebe des Miltiades, Themistokles, Leonidas, Kimon und anderer Griechen bewundert, so erscheint sie bei den Römern dieser Zeit fast in noch höherer Bedeutung.

Es war auf dem Marktplatze in Rom, vermuthlich durch einen Erdfall, eine weite Kluft entstanden. Man schüttete zwar viele Erde hinein, aber man

konnte sie dennoch nicht ausfüllen. Daher wurden die Wahrsager befragt, und diese erklärten, die Götter wollten, daß man dasjenige hineinwürfe, worin der größte Vorzug bestände; dann würde Rom ewig blühen. Während man noch berathschlagte, was wohl die Götter meinten, erschien Marcus Curtius, ein junger tapferer Krieger, von Kopf bis zu den Füßen gepanzert, auf einem prächtig geharnischten Pferde, und rief: „Könnt ihr noch zweifeln, ihr Römer, daß Waffen und Tapferkeit der größte Schmuck Roms seien?" Dann blickte er hinauf nach den Tempeln der Götter und zum Capitol, gab dem Rosse die Sporen, und stürzte sich mit ihm hinab in den Schlund. Wirklich habe sich auch, erzählt die Sage, der Erdriß von Stunde an geschlossen.

Ein anderer, bald darauf lebender edler Römer war Titus Manlius Torquatus. Als er noch Jüngling war, wurde sein Vater von einem Tribun vor Gericht gefordert, weil er als Dictator zu strenge verfahren sei. Besonders wurde ihm auch vorgeworfen, daß er seinen Sohn mit unnatürlicher Strenge behandle. Alle waren gegen den alten Manlius aufgebracht, und es war zu erwarten, daß er verurtheilt werden würde. Da entschloß sich der edle Sohn, seinem um seinetwillen verklagten Vater beizustehen. Er ging eines Morgens zu dem Tribun, und verlangte mit ihm allein zu sprechen. Er wurde vor sein Bett geführt. Plötzlich zog er einen Dolch hervor, und drohte dem Tribun, ihn auf der Stelle zu durchbohren, wenn er nicht die Anklage zurücknehme. Der Wehrlose schwur, und hielt seinen Schwur; dem Sohn aber erwarb die That allgemeine Achtung. — Den Beinamen Torquatus erhielt er von folgendem Vorfalle: es war ein Heer Gallier (361) in Italien eingefallen, und bis in die Nähe Roms vorgedrungen. Ein gewaltiger Riese trat hervor, und fragte, welcher römische Ritter mit ihm einen Zweikampf zu bestehen Muth genug habe. Manlius nahm die Ausforderung sogleich an. Indem er dem ersten Hiebe des Riesen geschickt auswich, rannte er ihm sein Schwert in den Leib, nahm ihm die goldene Halskette, die jener getragen, ab, und schmückte sich damit. Da aber eine Halskette torques genannt wurde, so erhielt er den Beinamen Torquatus.

Vom Jahre 342—340 hatten die Römer einen gefährlichen Krieg zu führen: den ersten Samniterkrieg. Die Samniter, ein großes, mächtiges Volk, wohnten in dem nordwestlichen Theil des jetzigen Königreichs Neapel. Sie hatten einen Krieg mit den Campanern, die, neben ihnen, zwischen Rom und Neapel an der Seeküste ihre Wohnsitze hatten. Da die Campaner sich der Samniter nicht erwehren konnten, so baten sie die Römer um Hülfe, und trugen ihnen, um ihres Beistandes desto gewisser zu sein, ihr Land als Eigenthum an. Nachdem die Römer den Samnitern befohlen hatten, Campanien zu räumen, und eine stolze Antwort erhalten, erklärten sie den Krieg. Der Consul Marcus Valerius Corvus*) fiel in Campanien ein, und traf mit den Feinden in einer blutigen Schlacht am Berge Gaurus zusammen, die sich mit der gänzlichen Niederlage des samnitischen Heeres endete.

---

*) Diesen Beinamen („der Rabe") hatte er davon erhalten, daß einst bei einem Zweikampf mit einem Gallier ein angeblich von den Göttern gesandter Rabe sich auf seinen Helm setzte, und ihm dadurch den Sieg erleichterte, daß er dem Gallier mit den Flügeln und Klauen ins Gesicht schlug.

Der andere Consul, Aulus Cornelius Cossus, brach indessen in Samnium selbst ein, wäre aber da beinahe ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. Er marschirte über das Gebirge, und zog, da sich kein Feind sehen ließ, ganz sorglos. So kam er in ein enges Thal, als sich plötzlich die Samniter auf allen Seiten sehen ließen, und zu seinem Schrecken bemerkte der Consul, daß sie bereits beide Ausgänge besetzt hätten. In dieser großen Verlegenheit erbot sich der Legionstribun Publius Decius Mus, mit einem Haufen unternehmender Soldaten eine Höhe zu erklimmen, welche die Stellung der Samniter beherrschte. Nachdem ihm dies gelungen war, griff er von oben die Feinde an, und während sich diese gegen ihn wandten, entkam Cornelius Cossus aus seiner mißlichen Stellung. Decius focht bis in die Nacht, und als endlich das Gefecht ruhte, benutzte er die Stille der Nacht und die Sicherheit der schlafenden Samniter, sich leise mit seinen Soldaten durch das feindliche Lager fortzuschleichen. Beinahe wären sie wirklich unbemerkt entkommen. Aber unglücklicher Weise stieß ein Römer auf einen feindlichen Schild; das Geklirr erweckte die Samniter; doch ehe sie zu den Waffen gegriffen hatten, waren die Römer in Sicherheit. Am andern Morgen zog ihnen das ganze Heer mit dem Consul entgegen, und begleitete die Retter aus so großer Noth triumphirend ins Lager. Dann überfiel Cossus die Feinde, ehe sie sich von der Bestürzung erholt hatten, und richtete eine blutige Niederlage an. Diese Versuche und eine dritte verlorne Schlacht machten endlich die Samniter muthlos; sie baten um Frieden, den sie unter leichten Bedingungen erhielten.

Aus diesem Kriege entstand ein Jahr darauf ein neuer: der latinische Krieg 339—337. Die Latiner hatten in dem vorigen Kriege den Römern beigestanden; und da sie nun, mit den Campanern verbunden, den Samnitern ins Land fielen, baten diese Rom um Beistand. So wurden die bisherigen Feinde der Römer ihre Bundesgenossen. Einer der Feldherren war der nun zum bejahrten Manne gereifte Manlius Torquatus. Dieser verbot bei Todesstrafe, ohne besondere Erlaubniß sich mit dem Feinde in ein Gefecht einzulassen. Er hatte einen jungen hoffnungsvollen Sohn; diesen schickte er einst mit einem Reiterhaufen auf Kundschaft aus. Dabei traf dieser auf feindliche Reiter, deren Anführer ihn mit höhnenden Worten zum Kampfe reizte. Manlius der Sohn stürzte sich auf den Feind; ein Zweikampf begann, und der tapfere Römer rannte dem Feinde den Speer durch die Gurgel. Dann zog er ihm die Rüstung ab, kehrte ins Lager zurück, und wurde vom Heere mit Frohlocken empfangen. „Vater," sprach er, „um zu zeigen, daß ich dein Sohn sei, so habe ich einen Feind im Zweikampfe erlegt; siehe hier die erbeutete Rüstung!" — Aber Manlius wandte sich schmerzlich ab, versammelte das Heer, und sprach: „Weil du, Manlius, den Befehl des Consuls übertreten, und die Ehrfurcht gegen deinen Vater aus den Augen gesetzt hast, so mußt du sterben. Freilich sprechen väterliche Liebe und der abgelegte Beweis deiner Tapferkeit für dich. Aber entweder müssen die Befehle des Consuls durch deinen Tod geheiligt, oder sie durch deine Straflosigkeit verächtlich werden. Sieh! mein theurer Sohn, ich muß das Erstere wählen. Geh, Lictor, thue deine Pflicht!" Bei diesen schrecklichen Worten standen Alle wie versteinert da; denn der junge Manlius war allgemein geliebt; und erst als der Todesstreich geführt war, brachen Alle in Verwünschungen gegen den grausamen Vater aus. Manlius hörte sie und schwieg.

Er hatte ein ungeheures Opfer gebracht, aber er konnte nun auf pünktlichen Gehorsam rechnen.

Gleich darauf zeigte der andere Consul, Publius Decius Mus, eine eben so große Vaterlandsliebe. Die Wahrsager hatten ausgesagt, dasjenige Volk würde siegen, dessen Feldherr sich dem Tode weihen würde, sobald er die Seinigen weichen sähe. Sogleich gaben die beiden Consuln, jener Manlius Torquatus und Publius Decius Mus, sich das Wort, daß derjenige von ihnen, dessen Flügel weichen würde, dem Tode entgegen gehen wollte. Beide feindliche Heere trafen sich in der Schlacht am Vesuv. Jetzt rückten sie vor; lange wurde mit gleichem Glück gekämpft. Da wichen endlich die Soldaten des Decius zurück. „Wohlan!“ rief er, „Oberpriester, tritt herzu, und sprich die Worte vor, durch welche ich mich für das Heer zum Tode weihe!“ Das geschah. Er schwang sich auf sein Pferd, hüllte sich in seinen Kriegsmantel, sprengte mitten unter die Feinde, und fand den gesuchten Tod. Beide Heere, welche die Weissagung kannten, wurden dadurch sehr verschieden bewegt. Während die Latiner den Muth sinken ließen, hielten sich die Römer für unbesiegbar, und warfen den Feind in die Flucht. Eine in einer zweiten Schlacht erlittene neue Niederlage vollendete die Besiegung der Latiner, die sich nun dem Befehle der Römer unterwarfen. Mehrere latinische Städte wurden mit dem römischen Gebiete vereinigt, andere mußten sich gefallen lassen, römische Colonien zu werden. So hörte die Selbstständigkeit der Latiner auf.

Die Waffenruhe währte nicht lange. Die Samniter hatten jenen Frieden nur aus Noth geschlossen, und zwischen ihnen und den Römern konnte als Nachbarvölkern, da Rom nach immer größerer Ausdehnung strebte, nicht eher dauernder Friedenszustand sein, bis eins der beiden Völker darnieder lag. Beide wollten den Krieg, und doch schob jedes die Schuld auf das andere. Dieser zweite Samniterkrieg war von 326—304. Nachdem sich in den ersten Jahren das Kriegsglück wie gewöhnlich für die Römer entschieden hatte, wurde das Jahr 321 durch einen großen Schimpf derselben bezeichnet. Die beiden Consuln (Veturius Calvinus und Spurius Posthumius) machten sich mit ihren Heeren von Campanien über das Gebirge auf den Marsch, um ins Innere von Samnium einzudringen, und eine Stadt (Luceria), die von den Samnitern bedrängt wurde, zu entsetzen. Da sie, durch Kundschafter getäuscht, das Heer der Samniter entfernt glaubten, so schlugen sie den näheren, aber gefährlichen Weg unbedenklich ein. Dieser Weg führte durch einen langen Engpaß, die caudinischen Schlünde genannt. Sorglos, ungeordnet, mit dem Gepäck untermischt, zogen die Soldaten durch einen engen Weg in ein etwas weiteres Thal. Als sie aber durch den jenseitigen Paß weiter ziehen wollten, fanden sie diesen fest verrammelt, und zugleich gewahrten sie die Samniter in dichtem Haufen auf den umgebenden Höhen, hohnlachend auf die eingeschlossenen Römer hinabschauend; denn schon war auch der Rückweg diesen versperrt. Nachdem sie vergebens durchzubrechen versucht hatten, bezogen sie in großer Beängstigung ein Lager. Da aber der Hunger immer dringender mahnte, und die Samniter nicht wichen und wankten, so schickten die Consuln Abgeordnete an den sehr umsichtigen Anführer der Samniter, Pontius, und baten um Frieden. Pontius ließ seinen Vater, den alten Herennius, der wegen seiner Weis-

heit in großem Ansehen stand, fragen, was er thun solle. Herennius antwortete, er solle die Römer ungekränkt entlassen, weil dann die Samniter auf ihre Dankbarkeit würden rechnen können. Da aber Pontius diesen Rath verwarf, so ertheilte jener einen zweiten: er solle sämmtliche Eingeschlossenen niederhauen lassen, damit Rom fürs Erste gezwungen würde, den Krieg einzustellen. Pontius, dem auch dieser Rath nicht gefiel, wählte einen Mittelweg: er machte ihre Entlassung von folgenden Bedingungen abhängig: die Römer sollten das alte Bündniß erneuern, die Ortschaften, die früher zu Samnium gehört, wieder herausgeben, zur Sicherheit 600 Ritter als Geiseln stellen, die Uebrigen aber unter dem Joche durchgehen. So hart auch die Bedingungen waren, so blieb doch den Consuln kein anderer Ausweg. Es wurde eine Art von Galgen errichtet, unter welchem die Consuln, alle Offiziere und endlich die Soldaten, alle ohne Waffen und Abzeichen, unter dem Gespötte der Samniter hindurchkriechen mußten. In tiefster Beschämung zogen sie dann, alle Städte vermeidend, aber von den mitleidigen Einwohnern von Capua mit Lebensmitteln versehen, nach Rom zurück, wo sie während der Nacht in größter Stille einzogen. Der römische Senat benahm sich indessen würdevoll. Es wurde ein neues Heer geschwind aufgeboten, allgemeine Trauer angesagt, und wegen des mit den Samnitern eingegangenen Vertrags beschlossen, ihn nicht zu genehmigen, sondern die Consuln — Posthumius hatte selbst dazu gerathen — den Samnitern zu überliefern. Als beide Männer gefesselt dem Pontius überliefert wurden, benahm sich dieser höchst edel. Er erklärte, daß entweder die entlassenen Römer in die caudinischen Päſſe zurückkehren, oder Rom die Bedingungen halten müsse. Die Consuln aber, die an dem Betragen Roms unschuldig wären, wolle er nicht bestrafen; er schickte sie daher ungekränkt zurück, und der Krieg wurde erneuert. — Bald hatten die Römer Gelegenheit, den Samnitern die ihnen in jenen Päſſen zugefügte Schmach zurückzugeben. Die neuen Consuln belagerten die von den Samnitern eroberte Stadt **Luceria** in Apulien (in der Nähe des adriatischen Meeres), in welcher die 600 römischen Geiseln bewahrt wurden, und da die Samniter die Stadt entsetzen wollten, wurde eine furchtbare Niederlage unter ihnen angerichtet. Die Gefangenen aber, zu denen noch die Besatzung der gleich darauf eroberten Stadt Luceria kam, mußten, 7000 an der Zahl, unter dem Joche weggehen. Ein darauf verabredeter Waffenstillstand unterbrach den Krieg nur auf 2 Jahre. Das Kriegsglück wechselte, doch war es meist auf der Seite der Römer, bei denen sich **Papirius Cursor** und **Fabius Rullianus** als große Feldherren hervorthaten. Mehrere große Niederlagen hatten endlich der Samniter Muth gebeugt, und da auch die Römer sich nach dem Ende des Krieges sehnten, so wurde (304) ein Friede geschlossen, in welchem die Samniter die Oberherrschaft Roms anerkannten. Auch die benachbarten kleineren Völker traten mit den Römern in Bündnisse, und wurden seitdem als Unterthanen betrachtet.

Noch während dieses zweiten Samniterkrieges hatten die Römer in einer andern Gegend einen gefährlichen Krieg zu führen: gegen die vereinigten **Völker von Etrurien**, welche theils sich von der römischen Herrschaft losreißen, theils derselben vorbeugen wollten (311—308). Aber auch in diesem Kriege blieben die Römer Sieger, und ihr Feldherr **Quintus Fabius Maximus** brachte den Feinden in den **Schlachten bei Perusia und**

am vadimonischen See so große Niederlagen bei, daß sie um Frieden baten, und sich unterwarfen.

Dritte Periode.

Von Alexander dem Großen bis zur Schlacht von Actium, 333—31.

---

19. Alexander der Große, 336—323.

(Alexanders Geburt. Aristoteles. Bukephalos. Krieg gegen die Thrakier, Triballer, Geten und Illyrier. Alexander vor Theben. Krieg gegen Dareios Kodomannos 334. Schlacht am Granikos. Der gordische Knoten. Schlacht bei Issos 333. Zerstörung von Tyros. Erbauung von Alexandria. Tempel des Jupiter Ammon. Schlacht bei Gaugamela 331. Einnahme von Babylon, Susa und Persepolis. Tod des Dareios. Alexander in Persien. Zug nach Indien bis zum Hyphasis. Rückkehr durch die Wüste. Nearch. Tod Alexanders 323. Seine Erben: Philipp Arrhidäos, Herkules und Alexander. Krieg der Nachfolger Alexanders 323—301. Perdikkas und Leonnat. Eumenes und Antigonus. Schlacht bei Ipsos 301. Neue aus dem Reiche Alexanders hervorgegangene Staaten.)

Nur 13 Jahre regierte dieser außerordentliche Geist; aber wie viel hat er nicht in dieser kurzen Zeit verrichtet! Er war der Sohn des Philippos von Makedonien, und wurde in der Nacht geboren, in welcher Herostrat den Tempel der Diana in Ephesos verbrannte*), was die Griechen schon für eine üble Vorbedeutung hielten. Sein Vater ließ ihn von dem berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, dem Aristoteles, unterrichten, und der Knabe belohnte die Mühe seines Lehrers durch herrliche Fortschritte; denn wenn er es auch im Laufen, Springen und Reiten allen Andern seines Alters zuvor that, so ging ihm doch der Wettstreit der Dichter und der Musiker über Alles. Die Gedichte des Homer wußte er fast auswendig, und hatte sie immer unter seinem Kopfkissen liegen. Einst kamen persische Gesandte an den Hof seines Vaters. Da dieser gerade abwesend war, so unterhielt sich Alexander mit ihnen, fragte sie über ihr Land, über ihre Wege dahin, u. dergl. so verständig aus, und sprach überhaupt so vernünftig, daß sie voll Bewunderung ausriefen: „Unser König ist reich; aber dieser hier wird ein wahrhaft großer König werden.“ Als man ihm einmal von einem neuen Siege seines Vaters erzählte, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir gewiß nichts mehr zu erobern übrig lassen!“ Noch war er Knabe, als man seinem Vater ein prächtiges thessalisches Pferd für den hohen Preis von 16,000 Thlrn. zum Verkauf anbot. Weil es aber alle Reiter abwarf, so befahl Philipp, es wieder wegzuführen. Da bat Alexander, ihm

---

*) Dieser Mann wollte gern seinen Namen der Vergessenheit entreißen, und also etwas Außerordentliches thun. Da er nun etwas Nützliches nicht zu verrichten verstand, so zündete er jenes als Wunder der Welt von Allen angestaunte herrliche Bauwerk an.

einen Versuch zu erlauben. Er hatte bemerkt, daß es scheu sei, und sich vor seinem eigenen Schatten fürchte. Darum führte er es gegen die Sonne und schwang sich plötzlich hinauf. Es flog mit ihm dahin, aber mit Verwunderung sah man, wie es bald wiederkehrte, und Alexander es umhertummelte. Als er endlich herabsprang, schloß ihn Philipp in seine Arme, und rief: „Suche dir ein anderes Reich, mein Sohn! Makedonien ist dir zu klein!" Der Vater kaufte ihm das Pferd. Es wurde Bukephalos genannt, und ist, so lange es lebte, sein Leibpferd geblieben.

Philippos starb 336, und Alexander wurde, erst 21 Jahre alt, König. Die Griechen jubelten, und Demosthenes rief dem athenischen Volke zu, vor dem Knaben Alexander brauche man sich nicht zu fürchten. Aber ehe die Griechen Verbindungen gegen Makedonien schließen konnten, brach er in Griechenland ein, ließ sich in Delphi in den Bund der Amphiktyonen aufnehmen, und ging dann nach Korinth, wo er sich zum Oberfeldherrn der Griechen, wie es sein Vater gewesen war, erklären ließ*). Dann bezwang er seine unruhigen Nachbarn, die Thrakier im Osten, die Triballer im Norden, wobei er selbst über die Donau setzte und die Geten, die ihm den Uebergang hatten wehren wollen, züchtigte; zuletzt die Illyrier im Westen von Makedonien. Während er bei diesen noch war, verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, er wäre todt. Ohne die Bestätigung abzuwarten, empörten sich mehrere griechische Stämme, vorzüglich die Thebaner, welche gar die makedonische Besatzung theils tödteten, theils wegjagten. Aber wie der Blitz war Alexander da, und da die Thebaner sich trotzig weigerten, die Anstifter auszuliefern, und einen Ausfall machten, schlug er sie aufs Haupt, und seine Makedonier drangen mit den Fliehenden zugleich in die Stadt ein. Die Einwohner ließ er theils niederhauen, theils als Sclaven verkaufen, die Häuser aber zerstören; doch verschonte er das Haus des Dichters Pindar. Dies Beispiel wirkte so, daß die Athener, welche Demosthenes wieder zum Kriege angefeuert hatte, ihm nun zur Besiegung der Thebaner Glück wünschen ließen, und die andern griechischen Städte um Gnade baten, die ihnen Alexander auch gern gewährte.

Nun beschloß Alexander die große Unternehmung auszuführen, die schon Kimon und Agesilaos im Sinne gehabt hatten, und sein Vater ausgeführt haben würde, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte: die Eroberung des persischen Reichs. Ein großes Wagstück! Denn er hatte dazu nur 35,000 Mann, und Persien war so groß, daß Makedonien kaum darin bemerkt sein würde. Dareios Kodomannos war damals König von Persien, ein tapfrer, aber jenen schwierigen Umständen nicht gewachsener Mann, und die Perser waren ein verweichlichtes Volk. Alexander setzte 334 über den Hellespont nach Klein-Asien über, und opferte auf dem Felde von Troja den dort

---

*) Hier besuchte er auch den Diogenes, der sich gerade vor seiner Tonne sonnte, und ruhig liegen blieb, obgleich die ganze vornehme Gesellschaft um ihn herumstand. Nachdem sich Alexander lange mit Vergnügen mit ihm unterhalten hatte, fragte er ihn, womit er ihm eine Gnade erweisen könnte? „Wenn du mir," antwortete Diogenes, „ein wenig aus der Sonne gingest!" Die Begleiter des Königs lachten, Alexander aber sagte ernsthaft: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, wünschte ich wohl Diogenes zu sein!"

begrabenen griechischen Helden. Als er am Grabe des Achilleus stand, rief er: „O du glücklicher Achill, der du im Leben einen treuen Freund, und im Tode einen Sänger deiner Thaten gefunden hast!" Bald darauf traf er am Flüßchen Granikos (es geht in das Meer von Marmora) auf ein persisches Heer, welches die persischen Statthalter in Klein-Asien in der Eile zusammengezogen hatten. Kühn griff er es an; aber fast hätte er hier sein Leben eingebüßt. Denn weil ihn der hochwallende Federbusch auf dem blinkenden Helme unterschied, sprengten ihn zwei persische Feldherren an, und während der eine ihm den Helm zersprengte, holte der andere aus, um ihm den Kopf zu spalten. In diesem Augenblicke jagte Klitos, einer seiner Feldherren, herbei und rettete ihn, indem er dem einen Feinde Arm und Schwert zugleich herunterhieb, und Alexander den andern tödtete. Die Schlacht wurde gewonnen, und im persischen Lager große Beute gemacht. Dann ging er nach der Hauptstadt Lydiens, Sardes, wo man ihn mit Jubel empfing, zog an der Westküste Klein-Asiens hin, erklärte die hier liegenden griechischen Städte für frei, und erstürmte Milet und Halikarnaß, wo die persische Besatzung ihm die Thore verschlossen hatte. Hierauf zog er an der Südküste hin, während der alte Feldherr Parmenio einen Theil des Heeres von Sardes aus in das Innere von Klein-Asien (Phrygien) führte. Dahin wandte sich nun auch Alexander selbst, sich Alles unterwerfend. In Gordion, einer Stadt, ziemlich in der Mitte des nördlichen Theiles der Halbinsel, befand sich ein berühmter Knoten, von welchem eine alte Weissagung sagte, daß der, welcher das weiter hin liegende Land erobern wollte, ihn erst lösen müßte. Eigentlich war es das künstlich unter einander geschlungene Riemenzeug von dem Pfluge eines alten Königs, der erst ein Bauer gewesen, und dann, als er auf den Thron gekommen war, das Geschirr im Tempel aufgehängt hatte. Alexander löste den Knoten auf eine eigenthümliche Weise: er hieb ihn mitten von einander.

Um nach Syrien zu gehen, kehrte er in Gordion um, wandte sich südöstlich, drang in Cilicien ein, die südöstlichste Provinz Klein-Asiens, ein ganz von Bergen eingeschlossenes, schmales Küstenland, und schlug seine Wohnung in Tarsos, der Vaterstadt des 350 Jahre später lebenden Apostels Paulus, auf. Ein klarer, hier vorbeifließender Fluß (Kydnos) verleitete den von Staub und Schweiß bedeckten König, sich in dem kühlen Gebirgswasser zu baden; aber er erkältete sich so, daß man ihn halbtodt und im heftigsten Fieberfrost heraustragen mußte. Er lag schwer danieder, und man fürchtete seinen Tod. Zu keiner Zeit konnte die Krankheit ungelegener kommen, als jetzt, wo die Nachricht einging, daß Dareios mit starken Schritten sich nähere. Was sollte man machen in dieser Noth? Da erbot sich sein Arzt Philippos, ihm eine Arzenei zu bereiten, welche ihn in wenigen Tagen wieder herstellen oder auch seinen Tod herbeiführen könnte. Schon bereitete er den Trank; da brachte ein Bote dem Könige einen Brief vom alten Parmenio, welcher ihn warnte, ja nichts vom Arzte anzunehmen, weil dieser von den Persern bestochen sei, ihn zu vergiften. Alexander stutzte. Da trat der Arzt herein, den Trank in der Hand, aber mit einer so heiteren, ruhigen Miene, daß Alexander gleich erkannte, daß er unschuldig sei, und unbesorgt die Schale nahm. Während er trank, reichte er dem Philipp den Brief. „Abscheulich!" rief der Arzt, „wie kann man mich so verleumden?" — „Beruhige dich, lieber Philipp," erwiederte der Kö-

nig, „ich bin von deiner Unschuld überzeugt; der Erfolg wird sie, hoffe ich, beweisen.“ Und der Arzt wurde auch durch den Erfolg gerechtfertigt. Nach drei Tagen konnte sich Alexander dem entzückten Heere schon wieder zeigen.

Nicht weit von Tarsos, in dem Winkel, wo Klein-Asien und Syrien zusammenstoßen, lag ein Städtchen, Issos. Hier traf Alexander zum ersten Male mit Dareios selbst zusammen 333. Obgleich, wie einst bei Marathon, die Perser an Zahl ihren Feinden ungeheuer überlegen waren, so wurden sie doch so geschlagen, daß sie sich fürs Erste nicht wieder sammeln konnten. Dareios selbst war so eilig geflohen, daß er seinen Wagen, Bogen und Mantel zurückgelassen hatte, und das ganze reiche Lager fiel nun den bisher armen Makedoniern in die Hände. Unter den Gefangenen waren auch die Mutter des Dareios, die liebste seiner Frauen, zwei seiner Töchter und sein unmündiger Sohn. Als diese den Wagen des Dareios erblickten, jammerten sie sehr; denn sie glaubten, der König sei todt oder gefangen. Sogleich ließ ihnen Alexander sagen, Dareios lebe und sei entkommen; auch sollten sie wegen ihrer Behandlung unbesorgt sein; er führe nur mit Dareios wegen der Herrschaft Krieg, und sie sollten Alles haben, was sie wünschten. Am folgenden Tage besuchte er sie selbst in ihrem Zelte, und wiederholte die gestrige Versicherung mündlich in den verbindlichsten Ausdrücken. Diese Großmuth und Menschlichkeit gegen Feinde möchte ihm noch mehr Ehre machen, als seine Siege; denn sich selbst besiegen, ist schwerer, als Andere überwinden. — Durch die in der Schlacht bei Issos gemachte Beute war großer Reichthum ins Lager gekommen, und dadurch ein ungewohntes Wohlleben erzeugt worden. Seit dieser Zeit trieben die Offiziere großen Aufwand; denn Alexander, der auf das Geld keinen Werth legte, theilte mit vollen Händen aus. Während um ihn herum Viele sich der Unmäßigkeit hingaben, blieb er nüchtern und mäßig. Er aß wenig, pflegte aber gern lange bei der Tafel zu sitzen, und prahlte dann von seinen Thaten. Da seine Schmeichler diese Schwachheit an ihm kannten, so erhoben sie seine Thaten bis in den Himmel, und versicherten, das, was Hercules, Jason, Theseus und andere Helden gethan hätten, wäre dagegen nichts. Auch der Klügste glaubt gern, was er wünscht, und daher bildete sich zuletzt auch Alexander ein, daß er besser als andere Menschen sei. — Von der gemachten Beute behielt er für sich nur ein schön gearbeitetes Kästchen, in welchem Dareios köstliche Specereien verwahrte. Diese warf er nun heraus, und sprach: „Ich will etwas Kostbareres hineinlegen.“ Und er legte — Homers Ilias hinein, und zwar das vom Aristoteles durchgesehene Exemplar.

Dareios war nach dem Innern seines Reichs zurückgegangen. Dahin verfolgte ihn Alexander zunächst nicht, sondern zog durch Syrien und Phönicien an der Küste des mittelländischen Meeres hinunter. Alle Städte öffneten ihm die Thore; nur Tyros, damals die Hauptstadt der Phönicier, nicht. Seitdem Nebukadnezar 270 Jahre früher die Stadt zerstört, hatten sich die Einwohner auf einer dem alten Tyros gegenüber liegenden Insel angebaut, und glaubten hier vor einer Belagerung sicher zu sein. Aber Alexander war nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten abschrecken ließ. Er ließ sogleich einen Damm bis zur Inselstadt aufschütten, und dann Sturm laufen. Tyros wurde nach siebenmonatlicher Belagerung eingenommen, und die Einwohner, zur Strafe ihrer Widersetzlichkeit, 30,000 an der Zahl, als Sclaven verkauft;

8000 waren bei der Einnahme niedergehauen worden. — Dann zog Alexander durch das jüdische Land, ließ Jerusalem seitwärts liegen*), und wurde in Aegypten mit offenen Armen empfangen. Denn die Aegypter freuten sich, daß er komme, sie aus der Abhängigkeit von den ihnen so verhaßten Persern zu befreien. Nachdem er in Memphis sich und sein Heer erholt hatte, legte er den Grund zu einer neuen Stadt am Meere, die er nach sich Alexandria nannte, und die noch steht. Denn es reute ihn, Tyros zerstört zu haben; darum rief er auch alle Tyrier, welche während der Zerstörung abwesend gewesen waren, herbei.

Jetzt unternahm er eine sehr unnöthige und abenteuerliche Reise nach dem Tempel des Jupiter Ammon, welcher auf einer Oase mitten in der lybischen Sandwüste lag, und große Berühmtheit hatte. Nachdem er mit allen seinen Begleitern fast verdurstet wäre, kam er endlich an, und befragte das Orakel. Was ihm dieses geantwortet habe, weiß man nicht; aber die Priesterin, hieß es, habe ihn einen Göttersohn genannt. Schlimm genug! denn dieser Ausspruch machte ihn so stolz, daß er seitdem ganz verändert war. Dennoch liebten ihn die Soldaten überaus, weil er freigebig war, und jede Last und Beschwerde mit ihnen theilte. Auch zeigte er in der That sehr edle Gesinnungen. So sagte er einmal, als er die übertriebene Verschwendung seiner Generale bemerkte: „Ich wundere mich, daß Leute, welche so manche große Gefahr bestanden haben, nicht einsehen, daß nichts knechtischer ist als Ueppigkeit, und nichts königlicher als Arbeit. Wißt ihr nicht, daß der Zweck unsrer Siege der ist, das nicht zu thun, was die Ueberwundenen thun?" Und als er einmal, wie oft, für die ertheilten Wohlthaten mit Undank belohnt wurde, sprach er: „Es liegt etwas Königliches darin, Andern Gutes zu thun, und sich Böses nachsagen zu lassen." Wenn Jemand einen Andern bei ihm verklagte, so pflegte er sich das eine Ohr zuzuhalten, um es, wie er sagte, für den Angeklagten aufzubehalten. Wahrlich! Alexander war mehr als ein großer Eroberer!

Nachdem Alexander Aegypten verlassen hatte, und nach Phönicien zurückgekehrt war, wurden wieder prachtvolle Feste gegeben. Dareios hatte ihm schon nach der Eroberung von Tyros sagen lassen, er sei bereit, ihm 12 Millionen Thaler Lösegeld für die Gefangenen, eine seiner Töchter zur Frau, und alle auf der linken Seite des Euphrat gelegene Länder zu geben, wenn er mit ihm Friede machen wollte. „Was meinst du dazu?" fragte Alexander den Parmenio. „Ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre!" antwortete dieser. — „Ich würde es auch thun, wenn ich Parmenio wäre," erwiederte Alexander. Die Anträge des Dareios wurden zurückgewiesen, aber er ließ ihm damals sagen, er solle nur zu ihm kommen und gewiß die beste Aufnahme finden; sonst würde er ihn aufsuchen.

Bald darauf starb Statira, die schöne Frau des Dareios, im persischen Lager, und wurde von Alexander königlich beerdigt und aufrichtig beweint. Einer ihrer Diener, der mit ihr gefangen genommen war, entkam, um dem Dareios die traurige Botschaft zu bringen. Dieser war außer sich, schlug sich

---

*) Der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt, zwar, Alexander sei nach Jerusalem gekommen, habe die Tempel besucht, und den Gott der Juden angebetet; aber die Sache bleibt ungewiß.

zu wiederholten Malen vor die Stirn, und rief: „O großes Unglück! war es denn nicht genug, daß des Königs Gemahlin im Leben gefangen wurde? Mußte sie auch noch im Tode ein königlich Begräbniß entbehren?" — „O König," antwortete ihm der Diener, „du irrst; es hat weder ihr, noch deiner Mutter, noch deinen Töchtern etwas von ihrem vorigen Glücke gefehlt, als daß sie nicht bei dir sein konnten. Ebenso ist sie auch mit aller nur möglichen Pracht, ja unter vielen Thränen der Feinde, begraben worden. Denn Alexander ist eben so menschenfreundlich als Sieger, als fürchterlich in der Schlacht." Und nun pries der Diener die erhabenen Tugenden Alexanders, für die er nicht Worte genug finden konnte. Da hob Dareios die Hände betend gen Himmel: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige," sprach er gerührt, „helft mir doch den Thron der Perser wieder aufrichten, und ihn ebenso meinen Nachkommen überliefern, wie ich ihn erhalten habe, damit ich dem Alexander die Wohlthaten vergelten kann, die er denen, die meinem Herzen am theuersten sind, während meiner Trübsale erwiesen hat. Sollte aber die Zeit gekommen sein, wo das Reich der Perser endigen soll, o so laßt wenigstens keinen Andern den Thron des Kyros besteigen, als den Alexander!"

Nun hatte Alexander schon alle Länder diesseit des Euphrats eingenommen. Er setzte also hinüber, um dem Dareios eine Schlacht zu liefern Bei Gaugamela und Arbela in Assyrien trafen beide Heere zusammen (331). Dareios hatte wieder ein ungeheures Heer zusammengebracht, und die makedonischen Feldherren, die darüber betroffen waren, riethen dem Alexander, lieber des Nachts einen Angriff zu thun. „Nein," antwortete dieser, „ich will den Sieg nicht stehlen." Dann legte er sich am Abend vor der Schlacht schlafen, und schlief bis an den Morgen so fest, daß Parmenio ihn wecken mußte. „Du schläfst ja so fest, o König," sprach er, „als wenn du schon gesiegt hättest." — „Glaubst du denn nicht, Parmenio," war des Königs Antwort, „daß wir schon so gut wie gesiegt haben, da wir nun nicht mehr Wüsteneien durchlaufen müssen, um den Dareios aufzusuchen?" — Uebrigens war der Sieg nicht ganz leicht; denn Dareios hatte auch griechische Söldner in seinem Dienste, und 200 Sichelwagen und 15 Elephanten drohten dem Phalanx Verderben. Dennoch erfocht Alexander auch in dieser dritten Schlacht einen glänzenden Sieg *). Dareios mußte, da sein Wagen ganz von Leichen

*) Ein alter griechischer Geschichtschreiber (Plutarch) beschreibt uns, wie Alexander in dieser Schlacht, wie zum Siege geschmückt, erschienen sei: sein Helm war von Stahl, und blitzte wie reines Silber. Um den Hals trug er ein stählernes, mit Edelsteinen besetztes Halsband, und in der rechten Hand einen ungemein harten Degen. Das Gehenk dazu war mit bewundernswerther Kunst gemacht. Sein Leib war in einen zugeschnürten Oberrock gehüllt, über dem er noch einen doppelten Panzer von Leinwand trug. So lange er die Reihen ordnete, ritt er nicht den Bukephalos, den er wegen seines Alters schonte, sondern andere Pferde. Neben ihm ritt ein Wahrsager in einem schneeweißen Gewande, einen goldenen Kranz im Haare. Er zeigte auf einen Adler, der zuerst über Alexanders Haupte schwebte, dann aber zum feindlichen Heere flog, ein Umstand, der die Makedonier so mit Muth und Vertrauen erfüllte, daß die Reiter sogleich, seiner Richtung folgend, auf die Perser einhieben, und der Phalanx ihnen folgte. Nun erst schwang sich Alexander auf seinen Bukephalos, auf den er sich verlassen konnte. Alexander selbst sprengte auf den Dareios los, der hoch auf seinem Wagen saß, um welchen die auserlesenste Reiterschaar aufgestellt war.

umgeben war, diesen im Stich lassen; er schwang sich auf ein schnelles Pferd, und entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Alexander brachte nun den Göttern reichliche Opfer, und schenkte die reiche Beute mit vollen Händen fort, so daß ihm seine Mutter einst schrieb, er belohne seine Freunde nicht nur, sondern mache sie zu Königen. Dem alten Parmenio schenkte er das Haus eines reichen Persers, in welchem jener allein an Kleidern einen Schatz von 1200 Talenten (1,200,000 Thalern) fand. Nun stand dem Sieger ganz Persien offen. Zuerst hielt er seinen Einzug in Babylon, dann ging er nach Persiens Hauptstadt Susa, und endlich, nach manchem Kampf mit den Eingebornen, nach Persepolis. In diesen beiden Städten erbeutete er die königlichen Schatzkammern, deren Reichthümer so ungeheuer waren, daß er allein zur Wegschaffung des Goldes 20,000 Maulesel und 5000 Kameele gebrauchte! — Alexander verweilte vier Monate in dieser Gegend, um sich und sein Heer auszuruhen. Vor dem Aufbruche gab er seinen Freunden in Persepolis noch ein großes Fest. Als Alle berauscht waren, fiel es einem Weibe, welches dabei war, ein, es müsse sich schön ausnehmen, wenn der große Palast brenne; überdies gezieme es sich, ihn zu zerstören, da Xerxes, der Feind der Griechen, ihn erbaut hätte. Alle fanden den Vorschlag herrlich, ergriffen brennende Fackeln, und setzten das Schloß in Brand. Die Ruinen stehen noch jetzt, und setzen durch ihre Großartigkeit und Schönheit die Beschauer in Erstaunen.

Alexander hörte jetzt, daß Dareios, der nach Ekbatana in Medien geflohen war, sich entschlossen hätte, ihm noch eine Schlacht auf Tod und Leben zu liefern. Daher brach er mit dem Heere auf, ihm in die entferntesten Provinzen des persischen Reichs, hinter dem caspischen Meere, zu folgen. Da erfuhr er unterwegs, daß sich die persischen Krieger gegen ihren Herrn empört, und daß ein treuloser Statthalter, Bessos, sich der Person seines Herrn bemächtigt hätte, um sich selbst zum König über jene Gegenden zu machen. Dies trieb den Alexander zu noch größerer Eile an. Dabei mußte er durch die rauhesten und unwegsamsten Gegenden ziehen, und litt ungeheure Beschwerden, die er aber willig mit seinen Soldaten theilte. Einmal kam er in eine große Sandwüste, wo kein Wasser zu finden war, und Alle vor Durst fast verschmachteten. Da sah er einige Soldaten, die mühsam einen Schlauch mit Wasser gefüllt hatten. Einer brachte ihm einen Trunk in einem Helme. „Für wen habt ihr das Wasser gefüllt?" fragte er. — „Für unsere Kinder!" antworteten sie; „aber sollten die auch vor Durst verschmachten, so kann uns ja der Himmel andere schenken, wenn du nur am Leben bleibst." Alexander nahm den Helm; da er aber sah, wie Alle umher vor Ermattung die Köpfe hängen ließen, gab er ihnen den Helm zurück, und sprach: „Nehmt! wenn ich allein tränke, so würdet ihr Alle den Durst nur noch mehr fühlen." — Da riefen die Reiter alle: „Führe uns getrost weiter, o König! wir sind nicht müde, wir achten des Durstes nicht, ja wir halten uns für unsterblich, so lange wir einen solchen König haben!" Alexander ließ endlich, um schneller vorwärts eilen zu können, das Fußvolk zurück, und nahm nur die schnellsten Reiter mit. So erreichte man die Hütten, in denen Dareios und Bessos die letzte Nacht zugebracht hatten. Eilig flog man ihnen nach. Da aber Bessos die Staubwirbel der Verfolger aufsteigen sah, gab er die Hoffnung auf, mit dem Könige zu entkommen. Er versetzte dem Unglück-

lichen mehrere Messerstiche, und eilte schnell davon. Die vordersten makedonischen Reiter erreichten endlich den Wagen, auf welchem der sonst so mächtige König der Perser lag, sonst von Tausenden von Dienern umgeben, jetzt von Allen verlassen. Um seinen brennenden Durst zu lindern, bat er einen der Makedonier um einen Trunk Wassers. Dieser wurde ihm sogleich gereicht. „Freund!" sprach er mit schwacher Stimme, „ich betrachte das als mein größtes Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann. Aber Alexander wird dich belohnen, und die Götter werden ihm, dem ich durch dich die Hand reiche, die Großmuth vergelten, die er meiner Mutter, meiner Statira und meinen Kindern bewiesen hat." Nach diesen Worten verschied er. Eben kam Alexander herangesprengt. Gerührt betrachtete er die Leiche des Mannes, den er, ohne ihn zu hassen, so eifrig bekriegt und, ohne es zu wollen, so unglücklich gemacht hatte. Er zog seinen Mantel aus, und bedeckte ihn damit. Dann aber brach er schnell wieder auf, den schändlichen Mörder zu verfolgen, und er ruhte nicht eher, bis er ihn in Baktrien erreicht und grausam hatte hinrichten lassen; die Leiche des Dareios aber ließ er herrlich geschmückt der Mutter desselben übergeben.

Aber mit der Besiegung des Dareios war der Krieg keineswegs geendigt. Der persische Satrap von Baktrien und Sogdiana, den östlichen Provinzen des Reichs, Spithamenes, und die wilden Bergvölker waren noch zu bezwingen. Dabei mußte er mit unglaublichen Beschwerden kämpfen, bald über breite Flüsse setzen, bald Bergfestungen erstürmen, bald Gebirge oder Wüsteneien durchziehen. Er drang bis zum Jaxartes (Sir) vor. Ueberall war er der Thätigste und Unermüdetste; sonst hätten auch seine Soldaten bald den Muth verloren. Aber darüber murrten sie, daß er sich jetzt zu den Gewohnheiten der Asiaten hinneigte. Er fing an die medische Kleidung zu tragen, ließ 30,000 junge Perser in griechischer Sprache und makedonischer Kriegskunst unterrichten, und sahe sogar scheel, wenn man ihn nach gewohnter treuherziger Art, und nicht mit Kniebeugen anredete. Sein Freund Hephästion fügte sich ganz in des Königs Wünsche, Kráteros dagegen, ein anderer Feldherr, hielt streng auf die makedonischen Gebräuche, gleichviel ob er dadurch dem Könige mißfiele oder nicht. Daher liebte Alexander jenen am meisten, diesen aber achtete er vor Allen. — Alexander sagte daher einmal: „Hephästion ist des Alexanders Freund, Kráteros aber der Freund des Königs." Jetzt, wo Schmeichler sein Gemüth immer mehr verdarben, kamen öfters Beispiele von Härte vor. So hatte er in seinem Heere einen jungen Feldherrn, den Philotas, einen Sohn des alten Parmenio. Aber der junge Mann war überaus stolz, und führte oft unbesonnene Reden über Alexander gegen Leute, von deren Verschwiegenheit er nicht versichert war. Als daher eine Verschwörung entdeckt wurde, welche einige Jünglinge gegen des Königs Leben gemacht hatten, so wurde auch Philotas gefangen genommen und endlich gar hingerichtet, weil er um dieselbe gewußt, und sie dem Könige nicht angezeigt hätte. Diese Hinrichtung führte einen Meuchelmord herbei, der einen Flecken auf Alexanders Charakter wirft. Er fürchtete nämlich, Parmenio könne sich vielleicht, beleidigt durch den Tod seines Sohnes, am Könige rächen wollen. Darum schickte er Meuchelmörder ab, die ihn umbringen mußten.

Noch weniger Entschuldigung aber verdient die Undankbarkeit gegen Kli=

tos, der ihm am Granikos das Leben gerettet hatte. Es entstand zwischen ihm und Alexander bei einem Trinkgelage, als beide berauscht waren, ein heftiger Wortwechsel; denn er gehörte zu den Wenigen, die auf die alten Sitten hielten, und nie konnte er sich entschließen, dem Könige zu schmeicheln. Jetzt hatte ihn der König feige gescholten. „So?" rief Klitos aufgebracht, „meinst du etwa die Feigheit, mit der ich einst am Granikos dem schon fliehenden Göttersohn das Leben rettete? Nur durch das Blut und die Wunden der Makedonier bist du der geworden, der du bist, und nun weißt du dich vor Stolz nicht zu lassen, so daß du deinen Vater Philipp verläugnest, und dich für einen Göttersohn hältst!" — „Wie?" schrie Alexander, „du Bösewicht! glaubst du, daß dir solche Reden so hingehen sollen?" — Der Wortwechsel wurde immer heftiger; endlich ergriff der König einen Apfel von der Tafel, warf ihn dem Klitos an den Kopf, und suchte nach dem Schwerte, welches aber bereits auf die Seite gebracht war. Einige Freunde des Klitos brachten diesen aus dem Zimmer; wüthend stürzte er aber zu einer andern Thüre wieder hinein, schrie ärger als zuvor, und überhäufte den König mit Schmähungen, bis dieser, außer sich vor Zorn, aufsprang, einer Wache den Spieß wegriß, und diesen dem Klitos durch den Leib rannte. Röchelnd stürzte Klitos nieder, und war in wenigen Augenblicken todt. Sogleich verschwand des Königs Zorn und Rausch. Er warf sich, seine rasche That schmerzlich bereuend, auf den Sterbenden nieder, rief ihn beim Namen, und hätte sich selbst erstochen, hätte man ihn nicht gehalten. Man führte ihn in sein Zimmer. Hier brachte er die ganze Nacht in trostloser Verzweiflung zu. Er erinnerte sich, wie des Klitos Schwester ihn so liebevoll erzogen, und er selbst ihm das Leben gerettet hätte, und diesen Mann hatte er nun ermordet! Man hörte die ganze Nacht, wie er auf dem schlaflosen Lager mit dumpfer Verzweiflung den Namen: „Klitos! Klitos!" rief. In diesem Zustande brachte er mehrere Tage zu; dann zerstreuten ihn nach und nach neue Züge und Arbeiten.

Nun unternahm er 326 von Baktrien aus den abenteuerlichsten aller seiner Feldzüge. Es ging nach Indien, das heißt denjenigen Theil Ost-Indiens, der diesseit des Ganges liegt, und jetzt Vorder-Indien heißt. Eine tollkühne Unternehmung, ein von Makedonien 700 Meilen weit entferntes Land, welches von tapfern und zahlreichen Völkern bewohnt war, mit einigen tausend Menschen, die nicht einmal an das heiße Klima gewöhnt waren, erobern zu wollen! Aber je größer die Schwierigkeiten, desto heftiger war Alexanders Begier, und er zeigte wie Demosthenes, nur in einem ganz verschiedenen Sinne, was der Mensch Alles vermöge, wenn er seine ganze Kraft an die Erringung Eines Zielpunktes setzt. Wirklich waren die Schwierigkeiten, ehe er nur an die Gränze dieses weiten Landes kam, ungeheuer. Er mußte über ein steiles Gebirge (Paropamisos, jetzt Hindukusch), welches von wilden Thieren bewohnt wurde, ziehen, über breite Ströme setzen, feste Städte belagern und sich beständig mit feindseligen Völkern herumschlagen. Aber das Alles schreckte ihn nicht ab; denn er hatte es sich einmal vorgenommen, nicht eher zu rasten, bis er den großen Ocean, den er gleich hinter Indien vermuthete, erreicht hätte. Die Inder waren damals, wie sie jetzt noch sind, sanft und gutartig, aber zum Theil sehr kriegerisch. Sie standen unter einzelnen Fürsten. Alexanders Kühnheit kannte keine Gränzen. Einst kam er zu einer Stadt, Nysa, welche jenseit eines breiten Flusses lag, und die Makedonier fürchteten

sich hinüber zu schwimmen. „O, ich Unglücklicher!" rief er aus, „warum habe ich doch in meiner Jugend nicht schwimmen gelernt." Plötzlich aber legte er seinen Schild auf den Leib, sprang ins Wasser, und schwamm auf jenem hinüber. Nun folgten die Makedonier ihm nach; die Einwohner verzweifelten an der Möglichkeit, einem so kühnen Krieger widerstehen zu können, und schickten Abgeordnete in sein Lager. Da diese gewohnt waren, ihren Fürsten nicht anders als in königlichem Prunke auf weichen Polstern ruhend zu erblicken, so erstaunten sie, als man ihnen einen kleinen, ganz geharnischten, mit Staub und Schweiß bedeckten, jungen Mann zeigte, und ihnen sagte, das sei der König. Dieser empfing sie, selbst stehend — auch etwas bei ihnen Unerhörtes — ließ aber dem Akuphis, so hieß der Anführer, ein Polster reichen, weil er ein alter Mann war. Als dieser nach den Bedingungen des Friedens fragte, antwortete Alexander: „Sie sollen dich zum Fürsten machen, und mir hundert ihrer redlichsten Bürger als Geiseln schicken." — „O König," erwiederte Akuphis lächelnd, „ich würde besser regieren können, wenn ich dir, statt der besten, hundert der schlechtesten schicken dürfte." Alexander lobte ihn wegen der klugen Antwort, und ließ sich weniger Geiseln gefallen.

Ein anderer und sehr mächtiger indischer Fürst, Taxiles, kam dem Alexander entgegen, und redete ihn mit folgenden verständigen Worten an: „Wozu haben wir nöthig uns zu bekriegen, Alexander, wenn du nicht kommst, uns das Wasser und den zum Leben nöthigen Unterhalt zu nehmen: denn nur darum sollten muthige und verständige Menschen sich streiten. Habe ich mehr Geld und sogenannte Glücksgüter als du, so bin ich gern bereit, dir einen Theil davon abzugeben; dagegen werde ich mich nicht schämen, von dir etwas anzunehmen, wenn ich weniger besitze, als du." — Diese verständige Rede hörte Alexander mit Vergnügen an. Er umarmte den wackern Mann, und sprach: „Glaubst du wirklich, daß es unter uns ohne allen Streit abgehen werde? Da irrst du dich; denn ich werde mit dir im Wohlthun wetteifern, damit du mich nicht an Großmuth und Freigebigkeit übertreffest." Darauf nahm er zwar des Taxiles Geschenke an, aber er gab ihm noch weit bedeutendere, und dabei eine Summe Goldstücke. Durch diese Großmuth gewann er die Feinde mehr als durch die Waffen, obgleich seine Makedonier damit nicht zufrieden waren.

Indessen war Alexander bereits über den breiten Indos gegangen, und setzte auch, obgleich oft mit Lebensgefahr, über die großen Nebenflüsse desselben, den Hydaspes, Akesines und Hydraotes. Als er so tiefer in das Land vordrang, kam ihm Poros, ein andrer König, mit großer Heeresmacht entgegen, und lieferte ihm eine Schlacht, in welcher er aber den Makedoniern in die Hände fiel. Alexander ließ ihn vor sich kommen, und bewunderte die außerordentliche Länge des Mannes. „Wie soll ich dich behandeln?" fragte ihn Alexander. „Königlich!" antwortete Poros. „Verlangst du sonst nichts?" fragte jener weiter. „Nein!" sprach Poros; „denn in dem Worte „königlich" ist schon alles Uebrige begriffen." Alexander schenkte ihm nicht nur die Freiheit, sondern gab ihm auch sein Reich wieder, und noch dazu ein anderes Land, welches er als makedonischer Statthalter regieren sollte. Um diese Zeit starb auch der treue Bukephalos. Er hatte in einem Treffen viele Wunden bekommen, und diese waren schlecht zugeheilt worden. Das Thier hatte keinen andern Reiter aufsitzen lassen als Alexander, und dieser liebte es so, daß er ganz untröstlich war,

als die Feinde es einmal gefangen genommen hatten. Er drohte, sie Alle mit Weibern und Kindern niederhauen zu lassen, wenn sie es ihm nicht gleich wiederbrächten. Endlich brachte man das Thier. Alexander freute sich sehr, und machte dem Ueberbringer ein ansehnliches Geschenk. Nun war es todt. Er beweinte es wie einen lieben Freund, und ließ ihm zu Ehren an der Stelle eine Stadt bauen, die er Bukephalia nannte.

Die Schlacht mit Poros, die recht hartnäckig gewesen war, hatte den Makedoniern alle Lust benommen, noch weiter in Indien vorzudringen. Jetzt waren sie bis an den Hyphasis gekommen. Sie erschraken sehr, als der König sich merken ließ, er wolle sogar noch über den Ganges gehen. Keiner hatte Lust, ihm bis dahin zu folgen; denn sie hatten sich erzählen lassen, dieser Fluß sei wenigstens eine Stunde breit, und jenseit ständen ungeheuere Heere mit 6000 Elephanten; ja es wäre dort eine ganz andere Erde, eine ganz andere Sonne. Als der König die allgemeine Unzufriedenheit merkte, versammelte er die Anführer, schilderte ihnen das vor ihnen jenseit des Hyphasis liegende Land als reizend, und machte ihnen glänzende Versprechungen. „Nun?" fragte er, „was meint ihr? Redet!" Aber es folgte eine lange Stille. Endlich trat ein alter Krieger (Koinos) auf, und antwortete für Alle: „Bedenke, o König, wie wenig noch von uns, welche mit dir Makedonien verlassen haben, übrig sind. Schlachten, Krankheiten, Beschwerden aller Art haben die Meisten hingerafft. Die nun noch Lebenden wünschen die erworbenen Reichthümer mit den Ihrigen zu verzehren, und sehnen sich nach Hause." Alexander wurde unwillig, und ließ sie auseinander gehen. Am folgenden Tage versammelte er sie noch einmal, und sprach: „Ich werde, wißt ihr's, weiter gehen. Es werden gewiß Viele von euch mir gern folgen; die andern mögen nach Hause gehen, und den Ihrigen sagen, daß sie ihren König mitten unter ihren Feinden gelassen haben!" Mit diesen Worten ging er in sein Zelt, und ließ sich drei Tage lang nicht sehen, hoffend, die Soldaten würden sich eines Bessern besinnen. Aber das geschah nicht. Da trat er am vierten heraus, ließ opfern, und erklärte nun, er wolle umkehren, weil die Anzeichen unglücklich ausgefallen wären. Alle zeigten ihm durch ein lautes Freudengeschrei, wie glücklich er sie durch diesen Entschluß mache. Um von den Göttern durch ungewöhnlich feierliche Opfer eine glückliche Rückkehr zu erflehen, ließ er zwölf ungeheure, thurmähnliche Altäre erbauen, und stellte Kampfspiele an. Dann wandte er sich nach Persien zurück.

Aber der Rückweg war mit noch größeren Gefahren und Leiden verknüpft. Er ließ nämlich, als er einen der großen Nebenflüsse des Indos (den Hydaspes) erreicht hatte, eine Flotte erbauen, auf welcher ein Theil des Heeres den Indos hinabfuhr, während zwei andere Haufen auf beiden Seiten des Stromes, von Krateros und Hephästion geführt, hinzogen. Mit Staunen sahen die Inder die Flotte hinabfahren. Mehrere Völker widersetzten sich der Durchfahrt. Unter allen waren die Maller das kriegerischste Volk. Alexander machte Halt, und ließ ihre Festung bestürmen. Er stieg selbst auf einer Leiter bis auf die Zinne der Mauer, und als die Leiter hinter ihm brach, schwang er sich mit noch Zweien hinunter in die Stadt. Hier entstand ein wüthender Kampf. Zwar stellte er sich mit dem Rücken an die Mauer, und hieb kräftig um sich herum; aber Pfeil auf Pfeil traf seinen Panzer; einer fuhr ihm tief in das Brustbein, und warf ihn besinnungslos zu Boden. Jetzt wäre er verlo-

ren gewesen, hätten nicht seine beiden Begleiter ihn mit ihren Schilden so lange bedeckt, bis er wieder zur Besinnung kam. Aber der Schlag einer Keule, der seinen Kopf traf, lähmte wieder seinen Arm. Zum Glücke hatten seine Makedonier indessen die Mauer überstiegen, und kamen ihm nun zu Hülfe. Man trug ihn halb todt ins Lager, und verzweifelte an seiner Genesung; denn er warf Ströme von Blut aus, und der Pfeil steckte so tief, daß er kaum herausgezogen werden konnte. Dennoch konnte er sich nach einigen Tagen wieder den Soldaten zeigen, und seine Reise fortsetzen.

Als er an die Mündung des Indos kam, theilte er sein Heer. Der eine Theil fuhr auf den Schiffen in den persischen Meerbusen. Nearch, ein geschickter Seemann, mußte die Entdeckungsreise unternehmen, und obgleich jetzt ein Schiff mit gutem Winde die Fahrt in einigen Tagen zurücklegen kann, so brauchte doch Nearch zwei Monate, ehe er die Mündungen des Euphrat und Tigris erreichte. Mit dem andern Theile zog Alexander selbst längs der Meeresküste hin. Er wußte nicht, daß hier zwischen Indien und Persien eine lange, ganz wasserlose Sandwüste liegt. Hier standen er und die Seinigen gränzenlose Qual aus. Die Sonne hatte den Sand so erhitzt, daß sie kaum den Fuß auf den Boden setzen konnten; die senkrecht fallenden Strahlen drohten ihnen das Gehirn zu versengen. Nirgends ein Baum, noch weniger eine kühlende Quelle. Bei jedem Schritte sanken sie tief in den dürren Sand ein, der ihnen das Gehen noch beschwerlicher machte. Dazu kam noch die in der heißen Zone gewöhnlich schneidende Kälte während der Nacht. Haufenweise erkrankten die Unglücklichen. Anfangs lud man die Kranken und Schwachen auf Wagen; aber zuletzt mußte man diese sammt ihnen in der Wüste stehen lassen, weil die Zugthiere vor Hunger und Durst umfielen. Schweigend und in sich gekehrt schritt Alexander vor den Seinigen her, und diese schöpften allein daraus noch einigen Muth, daß sie den König alle Beschwerden mit ihnen theilen sahen. Eines Tags brachten ihm einige Soldaten etwas schmutziges Wasser, welches sie in einer halbvertrockneten Quelle gefunden hatten. Er dankte ihnen, goß es aber dann, so sehr ihn auch dürstete, auf die Erde. Diese Entsagung gab Allen Muth und Kräfte; denn Jeder glaubte das dulden zu können, was der König freiwillig übernahm. Endlich nach 60 langen Tagen erreichte man wieder die fruchtbaren Gefilde Persiens; aber zwei Drittheile der Leute waren dahin, und die Geretteten schlichen wie Leichen umher. Doch schnell ertränkte man die Erinnerung an die ertragenen Leiden in dem Becher der Freude. Alexander stellte nun zur Erholung die fröhlichsten Feste an. Sieben Tage lang soll er mit seinen Freunden auf herrlich geschmückten Wagen im Lande umhergefahren sein. Alle waren bekränzt und saßen an Tafeln, die auf den Wagen befestigt waren, und von Speisen und Flaschen nie leer wurden. Die Soldaten zogen mit unter dem Schalle lärmender Musik, und schmausten und zechten. „Bacchos,“ sagten die Leute, „hält seinen Umzug.“

In Persien fand er viele Gelegenheit, Strafen über schlechte Verwalter zu verhängen. Denn die meisten zurückgelassenen Statthalter hatten geglaubt, er würde nie zurückkehren, und sich deswegen viele Bedrückungen und andere Schändlichkeiten erlaubt, einige sogar sich zu Königen ausrufen lassen. So hatte einer derselben das Grab des Kyros geöffnet, um den darin gehofften Schatz zu rauben. Alexander ließ den Mann hinrichten, und las mit Rührung

die Schrift, welche man unten im Grabgewölbe gefunden hatte: „O Mensch, wer du auch bist und woher du auch kommst: ich bin Kyros, der sich die Herrschaft der Perser verschafft hat. Beneide mich nicht um dieses Stückchen Erde, welches meine Gebeine bedeckt.“ Alexander starrte nachdenklich in das Grab hinunter, und mochte wohl denken, wie wenig Erde doch auch der Mächtigste nach dem Tode bedürfe, auch wenn er im Leben nie genug bekommen konnte.*)

Um diese Zeit gab ein Brahmane, Kalanos, den Alexander aus Indien mitgebracht hatte, ein seltenes Beispiel von Todesverachtung. Er erklärte nämlich, als er erkrankte, daß er zu sterben wünsche, und ließ, trotz alles Einredens, einen Scheiterhaufen errichten. Dann verrichtete er sein Gebet, ließ sich die Haare abschneiden, und legte sich, in Gegenwart einer unzähligen Menge neugieriger Zuschauer, in seinen Mantel gehüllt, nieder. Auch als die Flammen ihn berührten, bewegte er sich nicht, und man hörte ihn so lange, bis der Dampf seine Stimme erstickte, noch fröhliche Lieder singen. Das vermag der Mensch, wenn er will! An demselben Tage gab Alexander ein Gastmahl, dessen hier erwähnt werden soll, um zu zeigen, wie der Mensch sich durch den Trunk zum Thiere erniedrigt. Es wurde nämlich ein Preis für den ausgesetzt, der am meisten trinken könnte. Der, welcher den Preis erhielt, starb schon nach drei Tagen, und 41 seiner edlen Mitbewerber folgten ihm bald darauf.

Alexander nahm nun immer mehr die Einrichtungen und Gewohnheiten der früheren persischen Könige an und lebte nach morgenländischen Sitten. Nachdem er schon früher die schöne Baktrierin Róxane geheirathet hatte, vermählte er sich noch mit einer der Töchter des Dareios, und richtete seinen Offizieren und Soldaten, die Perserinnen heirathen wollten, eine prächtige Hochzeit an einem und demselben Tage aus. Es waren 80 Offiziere und 9000 Soldaten, die sich dazu meldeten, und jeder erhielt ein Hochzeitgeschenk. Auch versprach er, für alle die Seinigen alle Schulden zu bezahlen, und das machte eine große Summe aus. Daher zweifelten Einige, ob er auch sein Wort halten würde; denen gab er die wahrhaft königliche Antwort: „Ein König muß immer halten, was er seinen Unterthanen versprochen hat, und diese dürfen nie daran zweifeln.“

Trotz dieser Freigebigkeit waren seine alten Makedonier mit ihm unzufrieden, weil er die Perser so sichtlich vorzog, und die Unzufriedenheit brach endlich aus, als er einen großen Theil der Makedonier nach Hause schicken wollte, weil sie der Ruhe zu bedürfen schienen. Sie erklärten das für Undankbarkeit, und verlangten alle den Abschied. Sogleich befahl er seiner Leibwache, die Hauptschreier zu ergreifen, und 13 davon hinzurichten. Dann hielt er eine feurige Rede an das Heer, in welcher er ihnen bewies, daß sie die Undankbaren wären, und wie er sie bereichert hätte. Alle Beschwerden habe er mit ihnen

---

*) Dieselbe Lehre hatten ihm schon in Indien einige Brahmanen gegeben. Er sah nämlich mehrere von ihnen auf einer Wiese stehen, und, als er vorbeizog, mit den Füßen auf die Erde stampfen. Auf seine Frage, was das bedeuten sollte, ließen sie ihm durch den Dolmetscher Folgendes sagen: „Jeder Mensch hat so viel Erde, als er braucht, um darauf zu stehen. Du scheinst zwar eine unersättliche Begierde zu haben, mehr zu besitzen; aber nach deinem Tode wirst du doch nicht mehr behalten, als nöthig ist, deine Gebeine zu bedecken.“

getheilt, ja mehr Gefahren und Lasten getragen als sie. Aber sie könnten nur alle gehen. Darauf schloß er sich ein, und am dritten Tage vertheilte er die Offizierstellen an die vornehmsten Perser. Das wirkte, wie er es wollte. Die Makedonier bereuten, ihn beleidigt zu haben, und lagen so lange weinend vor der Schwelle seines Palastes, bis er sich erbitten ließ und heraustrat. Die Liebe seiner Makedonier rührte ihn zu Thränen; er umarmte, die ihm am nächsten standen, und rief: „Ihr seid ja alle meine lieben Verwandten!" und so war die Versöhnung gemacht. Darauf entließ er 10,000 Invaliden, von Krateros geführt, mit reichen Geschenken nach ihrem Vaterlande. Antipater, der bisher die Statthalterschaft in Makedonien geführt hatte, aber mit Alexanders Mutter, Olympias, sich nicht vertragen konnte, sollte dagegen die Ersatzmannschaft nach Asien führen.

Darauf zog Alexander nach Ekbatana, und stellte Feste auf Feste an. Bei einem derselben übernahm sich Hephästion so, daß er an den Folgen starb. Alexander überließ sich dem größten Schmerze, und ließ ihn mit beispielloser Pracht verbrennen.

Nun durchreiste er sein weites Reich, machte viele große Anordnungen, entwarf den Plan zur Umschiffung Afrika's, und empfing Gesandtschaften aus entfernten Ländern. Babylon sollte, als ungefähr in der Mitte seines Reichs gelegen, seine Residenz werden. Aber es war ihm geweissagt worden, er werde hier sterben. Darum betrat er die Stadt mit sichtlicher Aengstlichkeit. Um sich die Sorgen zu vertreiben, schwelgte er mehr wie sonst, wodurch seine Gesundheit, welche durch die unendlichen Beschwerden seiner Feldzüge schon sehr geschwächt war, endlich untergraben werden mußte. Zuletzt befiel ihn ein heftiges Fieber, an welchem er zu großer Betrübniß seiner Makedonier 323, kaum 33 Jahr alt, starb. Sein Leichnam ist zu Alexandria beigesetzt worden.

Er hinterließ einen blödsinnigen Halbbruder, Philipp Arrhidäos, einen noch unmündigen Sohn von des Dareios Tochter, Hercules, und bald nach seinem Tode gebar Roxane einen Sohn, der Alexander genannt wurde. Der verstorbene König hatte sich über seinen Nachfolger nicht erklärt, sondern nur geäußert, der Würdigste sollte ihm folgen. Sogleich begann unter den Generalen Alexanders ein heftiger Kampf, nicht nur über die Wahl des Königs, sondern vorzüglich über die Bestimmung des Reichsverwesers. Endlich wurde beschlossen, den Hercules ganz auszuschließen, und den Arrhidäos und den kleinen Alexander zu Königen auszurufen, den Perdikkas aber und den Leonnat zu Reichsverwesern einzusetzen. Die andern Generale wurden mit Statthalterschaften abgefunden. Allein die Ruhe währte nicht lange, und nun begann ein Krieg, der 22 Jahre währte, ehe ein nur einigermaßen geordneter Zustand hervorging. In diesem scheußlichen Kriege (323—301) sehen wir die einzelnen Feldherren Alexanders bald mit, bald gegen einander kämpfen, und jedes Mittel gebrauchen, sich zu bereichern und die Entgegenstehenden aus dem Wege zu räumen. Uneingedenk der Pflichten der Dankbarkeit gegen ihren verstorbenen König, der sie groß gemacht, wurden seine nächsten Verwandten, selbst seine Kinder, ermordet. So fielen der geistesschwache Arrhidäos; dessen Frau, eine Schwestertochter Philipps von Makedonien; der erst 12jährige Alexander und seine Mutter Roxane; der 17jährige Hercules; eine Halbschwester Alexanders des Gr., Thessalonike; endlich sogar die alte Olympias, die An=

stifterin vieles Bösen. Die Generale selbst rieben sich unter einander auf; die meisten fielen in Schlachten, andere wurden ermordet. Nur ein Einziger unter ihnen zeigte sich als Feldherr und Mensch zugleich achtungswerth, Eumenes, während Antigonos nur als Krieger glänzt. Aber selbst jener unterlag endlich, indem seine meuterischen Soldaten ihn an seinen Gegner Antigonos auslieferten, der ihn durch Hunger tödtete! Mehrmals versöhnten sich die Generale, und vertheilten die Länder des großen makedonischen Reichs aufs Neue; aber immer ohne Beistand, weil Jeder nach Mehrerem strebte. Einige Ruhe trat erst ein, als der ehrgeizigste, der alte Antigonos, der sich nebst einigen Andern den königlichen Titel beigelegt hatte, in der Schlacht bei Ipsos in Phrygien 301 gefallen war.

Das große Reich Alexanders des Großen war mittlerweile in einzelne Reiche zerfallen, die von den wenigen noch lebenden Generalen des Königs oder deren Söhnen regiert wurden. Die Hauptreiche waren: 1) Makedonien, von dem auch Griechenland, das einer Scheinfreiheit genoß, abhängig war. Es kam nach wechselnder Beherrschung und schrecklichen Kriegen endlich (272) an Antigonos Gonatas, den Enkelsohn des alten Antigonos, und dessen Nachkommen, bis es 168 in die Gewalt der Römer fiel; 2) Thrakien, nur vorübergehend selbstständig unter Lysimachos; 3) Aegypten, das dem Ptolemäos (Lagi oder Soter) zugefallen war, dessen Nachkommen, die den Namen der Ptolemäer führten, das Reich bis 30 vor Christus regierten; 4) Syrien, das sich auch über einen Theil Klein-Asiens, über Phönicien, Babylonien erstreckte, und dem Seleukos (Nikator) zugefallen war, dessen Nachkommen das Reich bis 64 vor Christus behaupteten, wo es, wie Aegypten, mit dem Römerreiche vereinigt wurde. Sie werden Seleuciden genannt, und führten theils den Namen Seleukos, theils Antiochos. 5) Judäa, das anfangs bald zu Syrien, bald zu Aegypten gehörte, bis es sich (167) unter den Makkabäern von der syrischen Herrschaft (Antiochos Epiphanes) frei machte. 6) Verschiedene kleine Reiche in Klein-Asien, von denen Bithynien und Pergamum die wichtigsten waren.

Von diesem traurigen Schauplatze verwirrter Streitigkeiten und kleiner Kriege eilen wir zu wichtigern Begebenheiten.

20. Die Römer. — Pyrrhos und Fabricius 280. — Manius Curius Dentatus.

(Dritter Samniterkrieg 298—290. Publius Decius Mus. — Krieg mit Tarent und mit Pyrrhos, König von Epeiros, 282—272. Schlachten bei Herakleia, Asculum und Benevентum. Fabricius. Manius Curius Dentatus.)

Wir verließen die Römer nach Beendigung zweier gefährlicher Kriege: des zweiten Samniterkrieges (326—304) und des Etruskerkrieges (311—308). Allerdings kam Rom dabei manchmal in große Bedrängniß. Aber theils die strenge Kriegszucht des Heeres, theils die moralische Kraft so vieler trefflicher Männer rettete es, und verschaffte ihm zuletzt immer den Sieg. Dies war auch der Fall im dritten Samniterkriege (298—290), mit denen die Etrurier, die Umbrer und die Gallier gemeinschaftliche Sache machten. Die Beschreibung der hier vorfallenden Schlachten übergehen wir, und berichten

nur, daß in einer derselben (bei Sentinum in Umbrien 295) Publius Decius Mus, ein Sohn des oben beim latinischen Kriege genannten, sich auf dieselbe Weise, wie damals sein Vater, für das Vaterland dahingab. Der römische Flügel, den er befehligte, wich vor den Galliern. Da rief der wackre Mann den Pontifex herbei, und befahl ihm, ihn und die Feinde den Todesgöttern zu weihen, und nachdem der Priester die Weihung vollzogen, spornte er sein Pferd in den dichtesten Haufen der Feinde, wo er den Tod fand. Während nun die Gallier erstaunt um seinen Leichnam herumstanden, faßten die fliehenden Römer wieder Muth, griffen den erschrockenen Feind an, und besiegten ihn. — Doch setzten die Samniter den Krieg fort und kämpften nicht ohne Erfolg. Aber als 292 in einer verlorenen Schlacht ihr großer Feldherr Pontius gefangen und von den Römern hingerichtet wurde, konnten sie sich nicht länger behaupten. Sie unterwarfen sich, und büßten ihre Unabhängigkeit ein. Länger — bis 280 — währte der Krieg mit den 3 andern Völkern, die aber auch endlich, durch die Verwüstung ihrer Länder erschöpft, Frieden schlossen, und nun ruhige Nachbarn der Römer blieben.

Alle Kriege, welche Rom bisher geführt hatte, waren in Italien geführt worden, und hatten ihm die Herrschaft über die meisten italischen Völker verschafft; aber es gab doch noch mehrere, welche unabhängig waren, namentlich im jetzigen Königreiche Neapel, welches damals Groß-Griechenland hieß, dessen Küsten mit vielen blühenden Seestädten, die griechische Sprache und Bildung hatten, besetzt waren. Eine der reichsten darunter war Tarent, auch eine griechische Colonie, dessen Einwohner einen sehr einträglichen Handel trieben. Die Tarentiner waren so schwelgerisch, daß man von ihnen erzählt, sie hätten mehr Feste gehabt als Tage im Jahre, und sie sahen verächtlich auf die unbegüterten Römer, deren Gebiet immer näher rückte, herab. Beide Völker hatten sich schon lange mißtrauisch beobachtet; endlich brach der Krieg zwischen ihnen aus. Es bestand nämlich zwischen Rom und Tarent ein Vertrag, daß die römischen Schiffe nicht über das Vorgebirge Lakinion, welches am Eingange des tarentinischen Meerbusens liegt, hinausfahren dürften. Zehn römische Schiffe näherten sich dennoch einst dem Hafen von Tarent. Die Einwohner, welche sich gerade im Theater befanden, von wo sie das Meer übersehen konnten, warfen sich sogleich in ihre Schiffe, fuhren den Römern entgegen, nahmen mehrere Schiffe weg, versenkten andere, und die übrigen mußten die Flucht ergreifen. Dann fielen sie über die benachbarte Stadt Thurii, worin eine römische Besatzung lag, her, plünderten sie, und verjagten die Römer. Diese schickten sogleich eine Gesandtschaft nach Tarent, und forderten Genugthuung. An der Spitze stand der alte Posthumius, ein hochgeehrter Mann, der schon drei Mal Consul gewesen war. Man führte ihn ins Theater, wo sich das Volk versammelte, um seinen Antrag zu hören. Die Leute waren aber, weil sie eben ein Fest gefeiert hatten, berauscht. Dies vermehrte ihren Uebermuth. Er hielt eine Rede in griechischer Sprache; da er aber als Römer das Griechische anders aussprach, als die Tarentiner, so erhoben diese ein schallendes Gelächter, so daß der Mann endlich schweigen mußte, und empfindlich die Versammlung verließ. Das Volk drängte ihm nach, und ein Schauspieler war gar so unverschämt, seinen Mantel von hinten zu begießen, worüber das Volk wieder laut jubelte. Aber Posthumius wandte sich zornig um, und

rief: „Lacht nur jetzt! lacht nur! euer Lachen soll sich bald in Weinen verwandeln; denn diese Flecken kann nur Tarentiner Blut auswaschen!" — Und so beschloß denn Rom den Krieg gegen Tarent, 282—272.

Die Tarentiner sahen wohl ein, daß sie es allein mit den Römern nicht aufnehmen könnten, und baten daher den Pyrrhos, König von Epirus (Epeiros), um Hülfe. Dieser König, verwandt mit dem makedonischen Königshause und kriegsgeübt durch seine Theilnahme an den Feldzügen der Generale Alexanders d. Gr., war erfüllt von der Begierde nach Ruhm und Eroberungen. Um Makedonien kämpfend unterlag er eben zu dieser Zeit seinen Gegnern. Er hatte schon lange gewünscht, einmal mit den viel besprochenen Römern zusammenzutreffen, und ging schnell über das ionische Meer nach Italien über. Er hatte einen sehr klugen und beredten Mann an seinem Hofe, Kinéas. Dieser hatte ihn gewarnt, nach Italien zu gehen; denn die Römer wären sehr kriegerisch. „Gesetzt auch, du siegst, Pyrrhos," sprach er, „was soll dir der Sieg helfen?" — „Nun," antwortete dieser, „dann erobere ich mir ganz Italien." — „Und was dann?" — „Dann gehe ich nach Sicilien über." — „Gut! und nun?" — „Auch Afrika wird dann von mir erobert. Wer soll es dann wohl noch mit mir aufnehmen!" — „Du hast Recht, Pyrrhos; aber was wirst du dann thun, wenn du das Alles wirst vollendet haben?" — „Dann wollen wir alle Tage gut trinken und schmausen, und immer lustig und fröhlich sein." — „So? nun, und was hindert denn uns jetzt, dasselbe zu thun, da wir schon so viel haben, als wir dazu brauchen? Warum sollen wir denn erst deshalb unnützes Blut vergießen, und Andere unglücklich machen?" — Wie vernünftig diese Rede auch war, so hat doch Pyrrhos nicht darauf geachtet.

Schon unterwegs auf dem Meere wäre Pyrrhos durch einen Sturm beinahe umgekommen. Endlich landete er mit 25,000 guten Soldaten und 20 Elephanten, und ging auf die Römer los. Aber da er großes Selbstvertrauen hatte, so war er unvorsichtig, und das hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Als die Heere schon einander gegenüberstanden, so sprach einer seiner Begleiter: „Siehst du wohl, Pyrrhos, jenen feindlichen Reiter auf dem schwarzen Pferde? Er scheint etwas Großes im Sinne zu haben; denn er sieht unverwandt nach dir hin. Nimm dich in Acht!" — „O!" rief Pyrrhos, „es kann zwar Keiner seinem Schicksale entgehen; aber, glaube mir, er soll schlimm wegkommen, wenn er sich an mich macht." Sie hatten kaum ausgeredet, so legte der Römer die Lanze ein, stürzte auf den König los, und rannte sein Pferd nieder. Zu des Pyrrhos Glück hieb man schnell des Römers Pferd und dann ihn selbst nieder; aber jener erkannte nun, daß die Vorsicht die Mutter der Weisheit sei, und vertauschte geschwind, um unkenntlich zu sein, seine Kleidung und seine Waffen. Als es zur Schlacht bei Herakleia am Flusse Siris (280) kam, scheuten sich die römischen Pferde vor den Elephanten, bäumten sich und warfen ihre Reiter ab; darum wurden die Römer geschlagen; aber Pyrrhos hatte viel verloren, und war so von Achtung für die römische Tapferkeit erfüllt, daß er ausrief: „Mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!" —

Ungeachtet des Sieges und seiner Vereinigung mit den meisten Völkern Unter-Italiens — auch die Samniter hatten wieder die Waffen ergriffen — wurde doch dem Pyrrhos vor dem Ende des Kriegs bange, und er wünschte sich

lieber mit den Römern zu vertragen, und sich ehrenvoll aus der Sache zu ziehen. Darum sandte er den gewandten Kineas nach Rom, der zuvörderst die angesehensten Senatoren durch Geschenke zu bestechen suchte. Aber diese wurden sämmtlich zurückgewiesen. Seine Vorschläge waren für die Römer so vortheilhaft, daß die meisten Stimmen im Senate schon für den Frieden waren. Da erhob sich ein alter Senator, Appius Claudius, der schon wegen Blindheit lange nicht mehr in die Versammlung gekommen war, sich aber heute in einer Sänfte hatte hintragen lassen, und rief: „Wie? sind das Rathschläge der sonst so großherzigen Römer? Bisher habe ich den Verlust meiner Augen betrauert; nun möchte ich auch taub sein, um nicht eure unwürdigen Rathschläge zu hören. Vor dem Pyrrhos zittert ihr, der sich einst die Gunst der Generale Alexanders erschmeichelte, und sich kaum in seinem eigenen Lande vor seinen Feinden zu retten weiß? O ihr Unwürdigen!" — Diese Rede wirkte so, daß Kineas zur Antwort erhielt, es sei nicht eher an einen Frieden zu denken, bis der König Italien verlassen habe. „Wie hast du Rom gefunden?" fragte Pyrrhos den zurückgekehrten Kineas. — „Wahrlich!" antwortete dieser, „Rom kam mir wie ein großer Tempel, und der Senat als eine Versammlung von Göttern vor." —

Bald darauf schickten die Römer eine Gesandtschaft an den König, um ihm die Auswechslung der Gefangenen anzutragen. Unter den Gesandten war auch Fabricius, ein Römer von ausgezeichneter Rechtschaffenheit. Da der König wußte, daß er in Rom in großem Ansehen stehe, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den ersehnten Frieden zu bewirken. Er ließ ihn daher allein zu sich kommen, und sprach: „Ich weiß, Fabricius, daß du ein kriegserfahrener und tugendhafter Mann, aber dennoch arm bist; das thut mir leid. Erlaube mir daher, daß ich dir von meinen Schätzen so viel gebe, daß du reicher seiest, als die andern Senatoren; denn das ist die beste Anwendung, welche Fürsten von ihren Reichthümern machen können, daß sie großen Männern damit aushelfen. Ich verlange von dir dafür nichts Entehrendes, sondern nur, daß du deinem Volke zum Frieden rathest. Ich brauche einen tugendhaften Mann und treuen Freund, und du einen König, welcher dich durch seine Freigebigkeit in den Stand setzt, mehr Gutes als bisher zu stiften." — Fabricius antwortete: „Ich danke dir, König, für die gute Meinung, die du von mir hast, aber ich wünsche auch, daß du sie behaltest. Darum schlage ich deine Reichthümer aus. Du hast ganz Recht, daß ich arm bin. Ich habe nur einen kleinen Acker und ein Häuschen. Ich lebe nicht von Zinsen und der Arbeit der Sclaven. Aber dennoch bin ich glücklich. Denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet, gehe mit den Reichsten und Angesehensten als mit Brüdern um, und werde für rechtschaffen gehalten. Mein Acker giebt mir das Nothwendigste fürs Leben. Jede Speise schmeckt mir, weil sie der Hunger würzt, und der Schlaf ist mir nach der Arbeit sanft. Mein Rock schützt mich gegen die Kälte, und mein schlechter Hausrath ist mir bequemer, als wenn er kostbar wäre. Freilich kann ich Nothleidenden nicht beistehen; aber ich gebe von dem Wenigen, was ich habe, gern, so viel ich vermag. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, als Consul ohne Verbrechen Reichthümer zu sammeln; ich machte die Soldaten reich, aber ich selbst blieb arm, weil ich so glücklich bin. Behalte also dein Geld, und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behal-

ten." — Pyrrhos ärgerte sich über diesen Stolz, und wollte auf eine andere Art versuchen, ihn zu beugen. „Vielleicht wirkt die Furcht auf ihn," dachte er. Er ließ daher, als am andern Tage eine zweite Unterredung stattfinden sollte, seinen größten Elephanten hinter eine Tapete stellen, und sorgte, daß Fabricius gerade vor ihm seinen Platz erhielt. Plötzlich flog der Vorhang auf, und der Elephant streckte seinen Rüssel brüllend über des Fabricius Kopf hin. Dieser aber wendete sich unerschrocken um, sah das Thier ruhig an, und sprach: „So wenig als mich gestern dein Geld rührte, schreckt mich heute dein Elephant." — Pyrrhos erstaunte über den eben so unerschockenen als unbestechlichen Mann, und wollte zwar die Gefangenen nicht auswechseln, erlaubte aber allen gefangenen Römern zu dem gerade bevorstehenden Feste der Saturnalien nach Rom zu gehen, um sich dort mit ihren Verwandten zu freuen, wenn sie versprechen wollten, danach wieder zurückzukehren. Sie kamen auch wirklich sämmtlich wieder, ja der Senat bestimmte die Todesstrafe für die, welche etwa zurückbleiben würden.

Bald darauf hatte Fabricius noch eine Gelegenheit, dem Könige einen Beweis von seiner Rechtschaffenheit zu geben. Er war nämlich zum Consul erwählt. Da bekam er vom Leibarzt des Pyrrhos einen Brief, in welchem dieser sich erbot den König zu vergiften, wenn die Römer ihm dafür eine Belohnung geben wollten. Fabricius entsetzte sich über diese Schändlichkeit des Menschen, und sandte den Brief sogleich an den König, der sich über den Edelmuth des Römers nicht genug wundern konnte. „Welch ein Mann ist dieser Fabricius!" rief er aus, „eher würde die Sonne aus der Bahn treten, als dieser Mann vom Wege der Redlichkeit abweichen!" Den Arzt ließ er hinrichten; den Römern schickte er aber, um sich dankbar zu bezeigen, die Gefangenen zurück, und ließ die Friedensanträge erneuern. Aber die Römer wollten von ihrem Feinde weder eine Gnade annehmen, noch auch für eine selbst dem Feinde schuldige Gerechtigkeit sich belohnen lassen, und ließen eben so viele Gefangene frei. Die Anträge wurden, wie das erste Mal, zurückgewiesen.

In einer zweiten Schlacht, bei Asculum (279), östlich von Neapel, siegte Pyrrhos wieder durch seine Elephanten; aber er büßte dabei so viele Leute ein, daß er ausrief: „Gewinne ich noch eine solche Schlacht, so bin ich verloren!" Es war ihm daher recht gelegen, daß ihn die Einwohner von Sicilien nach dieser Insel riefen. Einige Zeit nach dem Tode des Timoleon hatte sich Agathokles, früher ein Töpfer, zum Herrscher von Syrakus emporgeschwungen. Nach seinem Tode zogen seine Söldnerschaaren, die Mamertiner, plündernd und verwüstend durch das Land, und in dieser Angst und Noth der Einwohner drangen auch die Karthager wieder vor. Gegen diese vielfältigen Feinde rief Syrakus den Pyrrhos zu Hülfe, aber da man merkte, daß er selbst nach der Herrschaft strebe, nöthigte man ihn nach zwei Jahren zum Abzuge. Er kehrte nach Unter-Italien zurück. Nun kam es zu einer dritten Schlacht, bei Beneventum (275), in welcher er wieder seine bepanzerten Elephanten anrücken ließ. Aber die Römer hatten indessen ein Mittel erfunden, sie sich abzuwehren. Es war eine Art großer Wurfspieße, die inwendig hohl, und mit Pech und andern brennbaren Dingen angefüllt waren. Sobald sich nun die Ungeheuer näherten, warfen die Römer ihnen die Feuerpfeile entgegen, die hie und da stecken blieben, und sie so scheu machten, daß sie sich um-

wandten, und in die Reihen des Pyrrhos einbrachen. Dadurch verlor dieser die Schlacht völlig; die meisten seiner Leute wurden erschlagen; sein Lager fiel den Römern in die Hände, und diese lernten daraus erst ein Lager ordentlich befestigen. Pyrrhos ging mit den Trümmern seines Heeres eilig nach Epeiros zurück, und fand bald darauf in Griechenland seinen Tod.

Noch muß hier Manius Curius Dentatus genannt werden, der den Pyrrhos in jener dritten Schlacht besiegt hatte. Er ist an Genügsamkeit und Rechtschaffenheit dem Cincinnat und Fabricius an die Seite zu setzen. Als er zum ersten Male Consul war, kamen Abgesandte der Samniter zu ihm, die ihn baten, den Frieden zwischen ihnen und Rom zu vermitteln, und ihm deshalb bedeutende Geschenke anboten. Sie fanden ihn gerade am Herde sitzen, und sich ein Gericht Rüben kochen. Er wies ihre Geschenke gleichgültig ab, und sagte: „Der so wenig bedarf, wie ich, braucht nicht so vieles Geld. Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein.“ — Jetzt hielt er nach der Besiegung des Pyrrhos einen feierlichen Triumph, bei welchem vier gefangene Elephanten, die ersten, die man in Rom sah, aufgeführt wurden.

Die Tarentiner kamen noch ziemlich gut weg. Die Römer behielten sich die Oberhoheit vor, und ließen ihnen, damit sie sich nicht an die Karthager anschließen möchten, ihre Freiheit; aber die übrigen Völker Unter-Italiens mußten sich unterwerfen, und so wurde die Unterwerfung von ganz Mittel- und Unter-Italien vollendet.

21. Die beiden ersten punischen Kriege. — Regulus. — Hannibal und Scipio.

(Veranlassung zum ersten punischen Kriege 264—241. Mamertiner in Syrakus. Eroberung von Agrigent. Seeschlacht bei Mylä. Duilius. Seeschlacht bei Eknomos. Attilius Regulus in Afrika. Sieg des Cäcilius Metellus bei Panormos. Seesieg des Luctatius Catulus bei den ägatischen Inseln 242. Zweiter punischer Krieg 218—201. Hannibals Siege am Ticinus, an der Trebia und am trasimenischen See. Qu. Fabius Maximus Cunctator. Schlacht bei Cannä 216 Claudius Marcellus in Syrakus. Archimedes. Untergang des Asdrubal bei Sena Gallica am Metaurus. P. Corn. Scipio in Afrika. Syphax, Masinissa und Sophonisbe. Schlacht bei Zama 202. — Bündniß Hannibals mit Philipp III. von Makedonien und Antiochos dem Großen von Syrien. Phokion. Achäischer Bund. Philopömen. Erster makedonischer Krieg 200—197. Des Quinctius Flamininus Sieg bei Kynoskephalä. — Krieg mit Antiochos dem Großen. Schlacht bei Magnesia am Sipylos 190. — Tod des Hannibal und des P. Corn. Scipio 183. — Zweiter makedonischer Krieg 172—168 gegen Perseus. Sieg des Aemilius Paulus bei Pydna 168. Makedonien eine römische Provinz.)

Bis jetzt hatten die Römer nur mit den Völkern Italiens gekämpft. Dabei hatte es nicht viel zu erbeuten gegeben, und es herrschte also noch in Rom eine große Einfachheit. Man hatte nicht einmal Silbergeld, sondern bediente sich des Kupfers. Jenes wurde erst nach dem Kriege mit Pyrrhos eingeführt. — Aber von nun an wurden die Römer nach und nach auch den auswärtigen Völkern bekannt. Die Karthager hatten schon früher mit ihnen Handelsbündnisse geschlossen, und der König von Aegypten ließ ihnen zu ihrem Siege über Pyrrhos Glück wünschen.

Das erste auswärtige Volk, mit welchem sie in feindliche Berührung kamen, waren die Karthager. Es ist schon gesagt worden, daß die Phönicier

ums Jahr 888 die Stadt Karthago auf der Küste von Nord-Afrika, in der Gegend des jetzigen Tunis, erbaut hatten. Nach und nach war diese Stadt immer mächtiger und durch den Handel blühender geworden, und hatte den größten Theil des phönicischen Handels an sich gezogen. Seine Lage war dazu äußerst vortheilhaft. Zahlreiche Karawanen führten die reichen Producte des mittlern Afrika nach Karthago, und hier warteten schon Schiffe, sie einzunehmen, und gegen die Erzeugnisse anderer Länder umzutauschen. Die Karthager trieben daher nicht nur auf dem mittelländischen Meere ausgebreiteten Handel, sondern befuhren auch das atlantische Meer, und hatten in vielen Ländern Handelscomptoire errichtet. Namentlich war das auch auf den Inseln Corsica, Sardinien und Sicilien geschehen. So lange die Römer nur in Italien Eroberungen machten, waren beide Völker einander nicht in den Weg gekommen; aber nun änderte sich die Lage der Dinge. Sicilien lag den Römern zu nahe, um nicht ihre Habsucht zu reizen. Die Veranlassung zu dem Kriege gaben die Mamertiner. Das war jener Haufe italischer Miethsoldaten, die in Diensten des Tyrannen von Syrakus, Agáthokles, gewesen waren, und nach ihrer Abdankung sich der Stadt Messana verrätherisch bemächtigt, die Männer todtgeschlagen und deren Weiber geheirathet hatten. Endlich belagerte sie Hiero, der sich um diese Zeit zum Könige von Syrakus gemacht hatte. Schon wollten sie die Stadt dem Hiero ergeben, da bot der karthagische Feldherr Hanno, der dem Hiero die Eroberung nicht gönnte, Beistand an. Nachdem aber die Mamertiner ihm die Burg eingeräumt hatten, merkten sie, daß Hanno ihnen nur aus Eigennutz zu Hülfe gekommen wäre, und die Stadt für die Karthager gewinnen wollte. Sie verlangten daher den Abzug der Karthager, die aber nun die Maske abwarfen, und mit Hiero gemeinschaftlich Messana angriffen. In ihrer Noth riefen die Mamertiner die Römer zu Hülfe, welche den Antrag annahmen. So entstand der Krieg. Man nennt ihn den ersten punischen Krieg, weil die Karthager auch Punier genannt wurden. Solcher Kriege sind drei geführt worden.

Der erste währte von 264—241. Es war von den Römern sehr gewagt, mit einer Seemacht Krieg anzufangen, ohne selbst nur leidliche Schiffe zu besitzen. Mit einer Flotte, die nur aus Brettern zusammengeschlagen war, setzten sie nach Sicilien über und es glückte. Schnell eroberten sie eine Stadt nach der andern, und schlossen mit Hiero gegen die Karthager ein Bündniß. Endlich fiel auch Agrigent, die wichtigste karthagische Stadt dieser Insel, in ihre Hände, so daß der größte Theil Siciliens bereits von ihnen besetzt war. Aber um ihren Feind weiter verfolgen zu können, mußten sie eine Flotte haben, und doch verstanden sie den Bau der Kriegsschiffe noch nicht. Jedoch das Glück, welches nun schon einmal mit ihnen war, fügte es, daß der Sturm ein karthagisches Kriegsschiff an die Küste Italiens warf. Geschwind bauten sie nach dem Muster desselben binnen 60 Tagen eine Flotte von 120 Schiffen, und die Mannschaft mußte auf dem Lande im Rudern geübt werden. Trotz ihrer Unerfahrenheit wagten sie sich aufs Meer, und 17 ihrer Schiffe wurden gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Karthagern weggenommen. Aber der Anführer der übrigen, Duilius, wußte zu helfen. Er ließ eiserne Haken mit Krallen machen, und als nun die karthagische Flotte mit der römischen bei Mylä an der Nordostspitze Siciliens zusammentraf, warfen die

Römer jene hinüber auf die feindlichen Schiffe, zogen diese heran und kletterten hinüber. Nun standen Karthager und Römer Mann gegen Mann einander gegenüber, und da waren die Römer freilich die Stärkeren. Die ganze feindliche Flotte wurde erobert, und in Rom war darüber eine unbeschreibliche Freude. Dem Sieger Duilius wurde dafür eine Ehrensäule von weißem Marmor errichtet, von welcher ein Theil noch übrig ist, und die Schnäbel der eroberten Schiffe rings herum aufgestellt (columna rostrata). Auch bekam er die Erlaubniß, sich jeden Abend, wenn er wollte, mit Musik und Fackeln nach Hause begleiten zu lassen, — ein Zeichen von der Einfachheit der Römer. — Wir können nicht allen wechselnden Begebenheiten dieses Krieges folgen; nur hier die Hauptsachen. Ein neuer Seesieg der Römer bei dem Vorgebirge Eknomos (ungefähr in der Mitte der Südküste Siciliens) 256 brachte sie auf den kühnen Gedanken, mit einem Heere unter dem Consul Attilius Regulus nach Afrika selbst überzusetzen. Schon standen sie vor dem erschrockenen Karthago, schon flehten die Karthager um Frieden, den ihnen aber Regulus nur unter den ungünstigsten Bedingungen gewähren wollte, als — ein Heer Spartaner unter Xántippos den Bedrängten zu Hülfe eilte, die Römer schlug, und den Regulus gefangen nahm. Ein Sturm vollendete die Niederlage, indem er die meisten römischen Schiffe auf ihrer Rückkehr nach Italien zerstörte. Schon fielen wieder mehrere Städte in Sicilien, auch Agrigent, den Karthagern in die Hände. — Aber die Römer verloren nicht so leicht den Muth. Sie bauten schnell eine neue Flotte, schickten darauf ein Heer nach Sicilien, eroberten die Stadt Panormos auf der Nordküste und mehrere andere, und wagten sogar, die Flotte nach der afrikanischen Küste zu schicken. Hier machten sie zwar große Beute; als aber die Schiffe nach Italien zurückkehren wollten, brach an der Küste Italiens ein so wüthender Sturm los, daß der größte Theil der Schiffe und der Mannschaft von den Wellen verschlungen wurde (253).

Endlich erfochten die Römer wieder einmal einen großen Landsieg bei Panormos (250) unter Cäcilius Metellus, der dafür einen prächtigen Triumph mit 13 punischen Heerführern und 104 Elephanten in Rom hielt. Diese Niederlage wirkte so auf die Karthager, daß sie Frieden zu schließen begehrten. Sie wandten sich daher an den gefangenen Regulus, und forderten ihn auf, mit ihren Friedensboten nach Rom zu reisen, und den Römern zuzureden, Frieden zu schließen. Käme dieser nicht zu Stande, so würde es sein Schaden sein. Auf jeden Fall aber mußte er gleich wiederzukommen versprechen. Er kam nach Rom, und wurde sogleich, ohne erst zu den Seinigen zu gehen, in den Senat geführt. „Die Karthager," sprach er, „wünschen ihre Gefangenen gegen die unsrigen auszuwechseln; aber ich muß dies abrathen; denn Soldaten, die sich dem Feinde ergeben haben, verdienen kein Mitleid. Auf mich nehmt dabei keine Rücksicht; ich bin alt, an mir ist nichts verloren. Dagegen habt ihr junge, rüstige karthagische Generale in der Gefangenschaft; die laßt ja nicht los." Es hätte ihm nur Ein Wort gekostet, so wäre er ausgelöst und seiner Familie wiedergegeben worden; aber er war ein wackrer Mann, der das eigne Wohl dem Wohle des Ganzen nachsetzte, und nichts gegen sein Gewissen thun wollte. Als er aus der Versammlung trat, stürzten ihm seine Frau und seine Kinder entgegen, welche auf die Nachricht, daß er angekommen sei, herbeigeeilt waren, um ihn in sein Haus zu führen. „Nein!" sprach der streng

gewissenhafte Mann, „nein! ich darf nicht. Ich habe geschworen, blos meinen Auftrag auszurichten, und dann sogleich wieder zurückzukehren. Ich kann nicht anders. Lebt wohl!“ Noch einmal drückte er sie an seine Brust, zum letzten Mal; dann riß er sich los. — Die Karthager, aufgebracht, daß er ihren Wünschen entgegen gehandelt hatte, sollen ihn zu Tode gequält haben. Man sagt, sie hätten ihm, um ihn recht zu martern, die Augenlider abgeschnitten, ihn der Sonne gegenüber angebunden, bis seine Augen erblindet waren, und ihn dann in eine Tonne gesteckt, welche inwendig mit spitzigen Nägeln ausgeschlagen war. Von Zeit zu Zeit hätten sie dieselbe angestoßen, damit er keinen Augenblick Ruhe habe, und ihn zuletzt ans Kreuz geschlagen. Indessen ist wohl zu glauben, daß die Römer diese Barbarei den Karthagern nur aus Haß nachgesagt haben.

Dieser Regulus war einer der ächten Römer, die Armuth mit strenger Rechtschaffenheit verbanden. Im Kriege hatte er jede Gelegenheit, sich zu bereichern, verschmäht. Nachdem sein Jahr vorüber gewesen, und er nach Rom hatte zurückkehren wollen, schrieb ihm der Senat, den Oberbefehl noch eine Zeitlang fortzuführen. Dagegen schrieb er zurück, das sei ihm unmöglich, weil sonst seine Frau und seine Kinder verhungern müßten; denn es habe ihm ein Schelm alles Ackergeräth gestohlen, mit welchem sein Pachter bisher das Feld bebaut hätte. Der Senat befahl darauf, ihm neues Geräth zu kaufen, den Acker auf öffentliche Kosten zu bebauen, und seine Familie aus der öffentlichen Kasse zu unterhalten. Zu seinem Unglück war er darauf beim Heere geblieben.

Der Krieg währte mit abwechselndem Glücke noch einige Jahre. Unter den karthagischen Feldherren that sich besonders **Hamilkar Barkas** hervor, der in Sicilien die römischen Heere durch beständige kleine Gefechte 5 Jahre lang ermüdete. Endlich erlitten die Karthager bei den **Aegatischen Inseln** (an der Westspitze Siciliens) unter **Hanno** durch die römische Flotte, welche der Consul **Luctatius Catulus** befehligte, 242 eine solche Niederlage, daß sie an der Möglichkeit, den Krieg fortzusetzen, verzweifelten, und um Frieden baten. Die Römer bewilligten diesen zwar, aber unter demüthigenden Bedingungen. Die Karthager mußten ganz Sicilien verlassen, die römischen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen, für die ihrigen aber binnen 10 Jahren eine Summe von 2½ Mill. Thalern bezahlen.

Das in diesem Kriege erfahrene Glück machte die Römer leider immer übermüthiger, und der Uebermuth verleitete sie zur Ungerechtigkeit gegen ihre Feinde. Es schien, als wenn sie jede Treulosigkeit gegen andere Völker für erlaubt hielten, am meisten gegen die Karthager. Denn als sie wenige Jahre nach dem Friedensschluß merkten, daß die Karthager mit ihren Nachbarn beschäftigt wären, schickten sie nach Corsika und Sardinien eine Flotte, diese Inseln wegzunehmen. Die Karthager rüsteten sich, dieselben zu behaupten. Da kündigten die Römer ihnen den Krieg an. Allein diese waren zu schwach, ihn zu führen, und mußten den Frieden wieder mit 1½ Mill. Thalern erkaufen. Kein Wunder, daß die Rache in den Herzen der Karthager kochte. Auch das nördliche Italien unterwarfen sich nach einem schweren Kriege mit den dort wohnenden gallischen Stämmen die Römer und machten es 220 zur Provinz (Gallia cisalpina). — Um sich für den Verlust der großen Inseln zu entschädigen, fingen die Karthager

an, sich in Spanien auszubreiten. Hamilkar Barkas und nach ihm Hasdrubal dehnten die früheren Besitzungen der Karthager weiter nach der Ostküste hinauf aus, gründeten blühende Niederlassungen (Neu-Karthago) und hoben die Macht ihres Vaterlandes empor. Darüber wurden die Römer mißgünstig, und setzten ihnen den Ebro zur Gränze, verboten ihnen auch, Sagunt zu erobern, eine Stadt an der Südostküste Spaniens, welche doch noch auf der karthagischen Seite des Ebro lag. Hierüber kam es zum Kriege.

Der zweite punische Krieg währte von 218—201, also 17 Jahre. Die Karthager hatten damals einen Mann, der wenige seines Gleichen gehabt hat. Es war Hannibal, der Sohn des Hamilkar. Als dieser nach Spanien überging, hatte ihn sein 9jähriger Sohn Hannibal flehentlich gebeten, ihn mitzunehmen. „Es sei!" antwortete ihm der Vater, „wenn du mir schwören willst, ein ewiger Feind der Römer zu bleiben." Der Knabe folgte dem Vater in die Kapelle, kniete nieder, umfaßte den Altar und schwur, und ist je ein Schwur pünktlich gehalten worden, so ist es dieser. — Jetzt war jener Knabe Mann geworden; ihn schickten die Karthager nach Hasdrubals Ermordung als Feldherrn nach Spanien. Selten sind so viele Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn vereinigt gewesen, wie in ihm. Er hatte einen schönen, wohlgebauten Körper, ein Auge, das gleich beim ersten Anblick den Herrscher verrieth, und in der Schlacht den kleinsten Fehler des Feindes sogleich entdeckte. Sein Gang war edel, seine Stimme gebieterisch. Keine Beschwerde konnte seinen Körper ermüden. Frost und Hitze zu ertragen, zu hungern und zu dursten, ganze Nächte im Kriegsmantel auf der harten Erde zuzubringen, war er mit gleicher Ausdauer gewohnt. Dabei war er bei jeder Gefahr, in jeder Schlacht der Erste und der Letzte, so daß auch die Soldaten mit ganzer Liebe und mit unbegränztem Vertrauen an ihm hingen. Es schien, als wenn ein neuer Alexander aufgestanden sei.

Hannibal, den Krieg mit Rom suchend, hatte Sagunt angegriffen und nach achtmonatlicher Belagerung erobert. Die Einsprache einer römischen Gesandtschaft hatte er nicht beachtet; auch wies der Senat zu Karthago die Beschwerde derselben ab. Noch einmal schickten die Römer eine Gesandtschaft nach Karthago. Der Gesandte, Quintus Fabius, trat vor den Senat, faltete seine Toga in einen Bausch, und sprach trotzig: „Ihr Karthager, ich trage hierin den Krieg und den Frieden; wählt euch eins von beiden." — „Gieb uns, was du willst!" antworteten diese. — „So nehmt den Krieg!" sprach jener, indem er den Mantel fallen ließ. — „Wir nehmen ihn," war die Antwort, „und werden ihn ehrenvoll zu führen wissen." — So begann der Krieg.

Hannibal stand damals in Spanien, und die Römer erwarteten daher, er werde sein Heer einschiffen, und über das Meer nach Italien oder Sicilien führen. Danach nahmen sie ihre Maßregeln. Plötzlich aber erfuhren sie, er stehe bereits an der Gränze Italiens. Er war nämlich im Frühling 218 aus Spanien aufgebrochen, war durch Gallien gegangen, über die breite Rhone gesetzt, und rüste sich nun, die himmelhohen, in Wolken gehüllten, mit Schnee und Eis bedeckten Westalpen, welche sich wie eine Mauer zwischen Frankreich und Italien hinziehen, zu übersteigen. Welche Beschwerden er auch schon ausgestanden hatte, mit einem schwerbepackten Heere von fast 60,000 Mann, vielen

Pferden und 37 Elephanten über die Pyrenäen zu ziehen, so waren sie doch nichts gegen das, was er bei dem Uebergange über die Westalpen erfuhr. Damals war hier kein Weg und Steg zu finden. Zu den Schrecknissen der Natur kam noch die Feindseligkeit der Einwohner, welche hinter Felsenwänden lauerten, und Pfeile, Felsenstücke und Bäume auf die Kletternden hinabschleuderten. Die Packpferde wurden dann scheu, rissen die Führer mit fort, und stürzten mit ihnen zugleich in die Abgründe hinab. Dann und wann ließ Hannibal die Feinde angreifen und verjagen; gleich erschienen sie aber auf einer andern Stelle wieder, und brachten die Soldaten in Verzweiflung. Dazu denke man sich Leute, welche an die Hitze Spaniens und Afrika's gewöhnt, und zu einem solchen Winterfeldzug nicht eingerichtet waren, mehrere Tausend Pferde, welche am Zaume geführt werden mußten, oft ausglitten, und ihre Führer in die Abgründe mit hinabgezogen, und Elephanten, die bei jedem Schritte sich sträubten, weiterzugehen. Ein andrer Mann als Hannibal hätte diesen Zug weder gewagt, noch ausgeführt.

Endlich nach neun Tagen unermüdeten Kletterns war der Gipfel des Gebirges erreicht. Alles war hier mit Schnee und Eis bedeckt. Dennoch mußte hier zwei Tage lang geruht werden; so ermüdet war das Heer. Aber man war froh, nun — wie man glaubte — das Schwerste überstanden zu haben. „Seht!" sprach Hannibal, und zeigte ihnen die tief unten liegenden grünen Gefilde Italiens, „seht! das herrliche Land ist euer, wenn ihr nun noch die kleine Mühe des Hinuntersteigens überwunden habt. Dorthin liegt Rom! Bald werden wir vor seinen Thoren stehen!" Diese Worte wirkten auf die ermüdeten Soldaten mit Wunderskraft. Sie dachten nicht an die überstandenen und noch bevorstehenden Beschwerden, und hatten nur die Herrlichkeit Italiens im Sinne. — Uebrigens war das Hinabsteigen fast noch beschwerlicher, besonders für die Pferde. Die Felsen waren oft so steil, daß man nicht wußte, wie man hinunterkommen sollte. Einmal kamen sie an eine senkrechte Felsenwand, die nicht zu umgehen war, und nun mußten Alle Hand anlegen, den Felsen zu sprengen, und einen Schneckenweg anzulegen. So kam man endlich nach 15 Tagen in die Ebene hinab; aber mit wie vielen Verlusten! Es war nicht mehr die Hälfte der Soldaten übrig, und nur ein einziger Elephant.*)

Die Römer waren indessen über die unvermuthete Erscheinung nicht wenig bestürzt; denn der eine Consul, Publius Cornelius Scipio, der ein Heer nach Spanien zu führen bestimmt war, stand bereits in Gallien in der Gegend von Massilia (Marseille), als er erfuhr, Hannibal sei eben über die Rhone gesetzt. Er schickte sogleich seinen Bruder Cnejus Cornelius Scipio nach Spanien, um dort Hannibals Bruder Asdrubal zu bekämpfen; er selbst kehrte schnell nach Italien zurück, um sich Hannibals weiteren Fortschritten entgegenzustellen. Nördlich vom Po, am Flusse Ticinus (jetzt Tessino) kommt es zur Schlacht, die Römer werden geschlagen, Scipio wird verwundet, und nur durch die Tapferkeit seines Sohnes, desselben, der nachher den Ehrennamen des Afrikaners erhielt, gerettet. Ein zweites Heer, das der Consul Sempro-

---

*) Wo Hannibal die Alpen überstiegen hat, war schon im Alterthum nicht zuverlässig bekannt. Wahrscheinlich hat er das Heer über den kleinen Bernhard geführt und ist dann durch das Thal von Aosta an der Dora Baltea hin in Italien eingedrungen.

nius eilig herbeigeführt, hat südlich vom Po, an der Trebia, dasselbe Schicksal, und die gallischen Völkerschaften dieser Gegenden unterwerfen sich dem milden Sieger; denn die Römer waren wegen ihrer Härte überall verhaßt. Im folgenden Frühjahr (217) dringt Hannibal in Mittelitalien ein, obgleich die Ströme ausgetreten sind, und er einmal vier Tage lang (im Arno) im Wasser waten muß. Er verliert durch Entzündung ein Auge, den Pferden faulen die Hufe ab. Aber nichts hält ihn auf; er kommt Rom immer näher. Ein drittes Heer unter dem Consul Flaminius Nepos eilt ihm entgegen, und greift ihn am trasimenischen See (im jetzigen Toscana) an. Aber der schlaue Karthager lockt es in ein Thal, schließt es von allen Seiten ein, und vernichtet es fast völlig. Der Consul und 15,000 Römer lagen todt auf dem Schlachtfelde! — Welche Bestürzung in Rom! Laut weinend liefen die Frauen auf den Straßen hin und her, und fragten jeden Vorübergehenden nach den nähern Umständen des Unglücks. Selbst die Mienen der Senatoren verriethen die äußerste Betrübniß. Die Magistratspersonen konnten das Unglück nicht leugnen „Ja," sprachen sie zum Volke, „wir haben eine große Schlacht verloren! der Consul ist todt, die Meisten sind erschlagen, nur Wenige entkommen!" Am andern Morgen sammelten sich Männer und Frauen vor dem Thore, zu dem die Flüchtlinge hereinkamen, und forschten ängstlich nach Nachrichten von den Ihrigen. Welcher Jammer unter den Müttern und Frauen, welche den Tod der Ihrigen erfuhren! Eine Frau, welche plötzlich unter den Geretteten ihren Sohn erblickte, stürzte vor Entzücken todt zu Boden. Einer andern hatte man den Tod ihres Sohnes gemeldet, und sie bejammerte ihn zu Hause, als die Thüre sich öffnete und er wohlbehalten eintrat. Ein Schrei der Freude, — und sie sank in seinen Armen entseelt nieder.

Aber das machte die Römer groß und mächtig, daß die, welche das Volk leiteten, nie, auch nicht in der größten Bedrängniß, den Muth verloren; denn nicht eher geht der Mensch unter, als bis er sich selbst aufgiebt. Auch jetzt trat der Senat zusammen, und faßte männliche Beschlüsse. Es wurde ein Dictator gewählt, Quintus Fabius Maximus, ein tüchtiger Mann, voll ruhiger Weisheit, ganz diesen schwierigen Zeiten gewachsen. Er erkannte, daß es jetzt darauf ankomme, jede Schlacht zu vermeiden, und durch Märsche und kleine Gefechte den Karthager zu ermüden, der, fern von seinem Vaterlande, die Verluste nicht so leicht ersetzen konnte. Hannibal war indessen nicht nach Rom gegangen; denn er fürchtete den verzweifelten Muth der zahlreichen Volksmenge. Er zog in das Land der Samniter nach Unter-Italien, gegen das adriatische Meer hin. Fabius folgte ihm immer zur Seite, doch so, daß jener ihn nie zur Schlacht, die er so sehr wünschte, zu bringen vermochte. Marschirten die Karthager, so zog Fabius auf den Anhöhen neben ihnen hin, und ließ sie dabei nie aus den Augen; lagerten sie sich, so lagerte er sich auch, und alle Versuche Hannibals, ihn zur Schlacht zu reizen, waren vergebens. Die Römer, besonders sein Unterfeldherr (magister equitum) Minucius, ein heftiger und stolzer Mann, schalten ihn deswegen, und nannten ihn einen Cunctator (Zauderer). Er aber ließ sie reden, und der Erfolg zeigte, wie richtig sein Betragen war. Denn die Römer gewöhnten sich nun täglich an den Anblick der so gefürchteten Karthager, und diese wurden durch die unzähligen Ueberfälle und Neckereien, durch das Abschneiden der Lebensmittel, und die vielen ermüdenden Märsche

endlich ungeduldig. Einst wäre Hannibal fast mit dem ganzen Heere von den Römern gefangen worden. Er war durch eigne Unvorsichtigkeit und durch einen Mißverstand seiner Wegweiser in ein enges Thal gerathen, und sah zu seinem Schrecken, daß Fabius alle Ausgänge hatte besetzen lassen. Es schien der Augenblick zu kommen, wo er sich den Römern ergeben müßte. Aber eine List rettete ihn. Er ließ einer großen Anzahl Ochsen, die er mit sich führte, Reisbündel zwischen die Hörner binden, und sie, als es recht dunkle Nacht war, gegen die Anhöhen treiben, wo die meisten Römer standen. Diese glaubten, als sie die zerstreuten Feuer sahen, das ganze karthagische Heer sei mit Fackeln in Anmarsch. Man wußte nicht, was man machen sollte, und während der allgemeinen Verwirrung entkam Hannibal aus der Verlegenheit. — Bald ersann er eine neue List, sich von dem verhaßten Fabius zu befreien. Er kam nämlich in eine Gegend, wo Fabius ein Landgut hatte, und befahl nun, dies unberührt zu lassen, aber alle Aecker umher zu verwüsten. Das wirkte. Das römische Volk glaubte nun, daß der Dictator mit dem Feinde einverstanden wäre, und als bald darauf Minucius, der überdies in Rom über die Zaghaftigkeit des Dictators Klage geführt, einen kleinen Vortheil über die Karthager davon trug, so erhielt Fabius zu seinem Schmerze den Befehl, dem Minucius dieselben Rechte einzuräumen. Er mußte gehorchen, und theilte das Heer. Kaum sah sich der unbesonnene Minucius unabhängig, als er auch gleich auf das karthagische Lager hinabstürmte. Aber Hannibal hatte das erwartet, und einen Hinterhalt gelegt, der zur rechten Zeit dem Minucius in den Rücken fiel. Dieser hielt sich für verloren. Fabius sah das aus der Ferne mit an. Er eilte hinab, und schlug die Karthager zurück. „Das hab' ich immer gefürchtet," rief Hannibal, „daß uns die Wolke da auf dem Berge einmal ein Ungewitter bringen würde." Und Minucius? — Dieser erfocht gleich darauf einen großen Sieg, aber nicht über den Feind, sondern über sich selbst. Kaum war er wieder im Lager, so zog er mit allen seinen Soldaten zum Zelte des Fabius, pflanzte hier seine Fahne auf, und sprach: „Großer Dictator, du hast mir und Allen hier das Leben gerettet. Du bist weiser als ich; ich lege meine Feldherrnwürde wieder in deine geschickteren Hände nieder."

Im folgenden Jahre (216) ernannten die Römer zwei neue Feldherren: den verwegenen und unbesonnenen Terentius Varro und den umsichtigen Aemilius Paulus. Gegen den Rath des letztern wurde eine Schlacht bei Cannä in Apulien, nicht weit vom adriatischen Meere, geliefert, in welcher die Römer eine größere Niederlage als je erlitten. Viele Senatoren, Ritter und an 50,000 Krieger wurden erschlagen; der Consul Aemilius Paulus war auf den Tod verwundet. So fand ihn ein römischer Kriegsoberster auf einem Steine sitzen, und bot ihm seine Hülfe an. „Ich danke dir, wackrer Mann," sprach Aemilius, „verbringe hier deine Zeit nicht mit unnützem Mitleid. Gehe vielmehr nach Rom, und sage den Vätern, daß sie für die Rettung der Stadt Sorge tragen, dem Fabius aber, daß ich bis an den Tod seinen Lehren treu geblieben sei. Jetzt laß mich sterben unter diesen Todtenhaufen, damit ich nicht nöthig habe, als Ankläger gegen meine Collegen aufzutreten." Gleich darauf kam eine Schaar Feinde, und tödteten ihn vollends, da sie ihn nicht erkannten. — In Rom war zwar die erste Bestürzung sehr groß; aber der Senat benahm sich eben so kräftig als nach der Schlacht am trasimenischen See, hob sogleich

ein neues Heer aus, und antwortete den Friedensboten des Hannibal, es sei an keinen Frieden zu denken, so lange noch Ein Karthager in Italien sei. Auch diesmal wurde Rom durch diese männliche Standhaftigkeit gerettet. Dem demüthig zurückkehrenden Terentius wurde sogar eine Gesandtschaft entgegengeschickt, die ihm — freilich fast ironisch — dankte, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe. Hannibal wußte seinen Sieg nicht zu benutzen. Er rückte zwar bis in die Gegend von Rom vor, und setzte die Einwohner in solches Schrecken, daß selbst die Mütter und Kinderwärterinnen noch lange Zeit danach die schreienden Kinder mit den Worten: „Hannibal kommt!“ zur Ruhe bringen konnten; aber die Karthager unterstützten diesen größten ihrer Generale aus lauter Mißtrauen so schlecht, daß er den Angriff nicht wagte. Noch einen Blick finstern Unmuths warf er auf die ihm verhaßte Stadt; dann zog er sich zurück. Nach der Schlacht von Cannä waren zwar die meisten Völker Unter-Italiens von Rom abgefallen, und zu Hannibal übergegangen; aber bald rückten die Römer, geführt von einem der ausgezeichnetsten Feldherren, Claudius Marcellus, wieder siegreich vor, drängten die Karthager immer weiter nach dem südlichen Italien zurück, und brachten die abgefallenen Städte wieder in ihre Gewalt. Hannibal sah sich genöthigt, nur vertheidigungsweise zu verfahren. Er konnte nicht einmal hindern, daß die Römer (214) ein Heer unter dem unternehmenden Marcellus nach Sicilien sandten. Dieser belagerte das große und reiche Syrakus. Lange konnte er es nicht einnehmen, weil Archimedes, ein unvergleichlicher Kopf und großer Mathematiker, immer neue Maschinen erfand, die römischen Schiffe zu zerstören. So gelang es ihm, durch große Maschinen Steine und große Pfeile auf die Schiffe zu schleudern. Auch hatte er eine Art eiserner Haken erfunden, die wie Ziehbrunnen auf die feindlichen Schiffe herabgelassen wurden, die Vordertheile derselben wie mit einer Hand umklammerten, in die Höhe hoben, und dann aus der Luft wieder ins Wasser fallen ließen, daß sie untersinken mußten. Daß er Brennspiegel gehabt habe, durch welche er die Schiffe in weiter Ferne in Brand gesteckt, ist wohl übertrieben. Endlich wurde Syrakus nach dreijähriger Belagerung, während die Einwohner von einem Feste ermüdet und trunken im Schlafe lagen, erstürmt; aber Marcellus verbot streng, den Archimed zu tödten; denn ein solcher Mann sei unersetzlich. Aber seinem Geschick entrinnt Niemand. Ein römischer Soldat trat, ohne ihn zu kennen, in sein Zimmer, und fand ihn, wie er mit dem Stabe Figuren in den Sand malte. „Störe mir meine Zirkel nicht!“ rief der mürrische Gelehrte dem Römer zu; dieser aber wurde unwillig und spaltete ihm den Kopf. Marcell beklagte den Verlust tief, und errichtete ihm ein herrliches Denkmal, welches noch nach Jahrhunderten stand.

Nach vielen Bitten brachte es Hannibal endlich dahin, daß die Karthager ihm frische Truppen zu schicken beschlossen. Sein Bruder Asdrubal sollte sie (207) bringen. Er zog denselben Weg, welchen Hannibal vor 11 Jahren genommen hatte. Recht innig freuten sich die Brüder, einander wiederzusehen. Da flog eines Tages ein Kopf über die Verschanzung des Hannibal in sein Lager. Es war des Asdrubal Kopf. „Wehe!“ rief jener, „an diesem grausamen Unfalle erkenne ich Karthago's Geschick! Alle Hoffnung, alles Glück ist mit Asdrubal dahin!“ Die römischen Consuln Marcus Livius und Clau-

dius Nero hatten nämlich alle Briefe Asdrubals aufgefangen, und während Claudius den Hannibal bei Venusia durch eine zurückgelassene Heeres-Abtheilung beobachten ließ, hatte er sich rasch mit Livius vereinigt. Nun waren beide dem Asdrubal entgegengegangen, hatten ihm am Flusse Metaurus (der in Umbrien ins adriatische Meer mündet) unweit Sena Gallica (Sinigaglia) eine Schlacht geliefert, und das ganze Heer aufgerieben. Hier war Asdrubal gefallen. — Auch in Spanien waren die Römer Sieger. Nachdem die beiden obengenannten Scipionen den Krieg daselbst glorreich 6 Jahre hindurch geführt hatten, waren sie kämpfend gefallen. Da nun die Lage der Römer in Spanien sehr mißlich war, hatte kein Feldherr Lust, dahin zu gehen, wo so wenig Ehre zu holen war. Da bot der erst 24jährige Publius Cornelius Scipio, ein Sohn des am Ticinus verwundeten Feldherrn gleiches Namens, seine Dienste an. Binnen vier Jahren eroberte er ganz Spanien, und was er nicht durch das Schwert bezwang, gewann er durch seine Freundlichkeit.

Vierzehn Jahre lang war nun der Krieg schon geführt, und Rom sah die Früchte seiner Standhaftigkeit reifen. Scipio setzte (204) mit einem Heere nach Afrika über. Ein innerer Krieg kam ihm hier sehr zu Statten. Die Karthager hatten nämlich einen mächtigen Bundesgenossen an Syphax, dem Könige von West-Numidien, einem großen neben Karthago am Gebirge Atlas gelegenen Reiche. Dagegen trat Masinissa, der kriegerische König von Ost-Numidien, dem aber Syphax kurz vorher sein Reich genommen hatte, auf die Seite der Römer. Es kam zur Schlacht. Syphax wurde vollständig geschlagen, auf der Flucht eingeholt, gefangen in das römische Lager gebracht, und zum künftigen Triumphe aufgespart. Bald darauf eroberte Masinissa eine Stadt, in welcher ihm des Syphax Frau, die schöne Sophonisbe, in die Hände fiel. Sie war früher seine Braut gewesen; ihr Vater aber hatte sie dem Syphax gegeben, und darüber waren beide Könige Feinde geworden. Jetzt, als er sie an dem Thore des Palastes empfing, erwachte seine Liebe wieder, und er vermählte sich mit ihr. Scipio tadelte ihn deshalb; denn Sophonisbe sei als Frau des Syphax eine Gefangene der Römer, und müsse daher nach Rom gebracht werden. Aber Masinissa konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie in die Hände der Römer fallen sollte; er sandte ihr daher Gift, und ließ sie wissen; daß sie nur so der Schande der Gefangenschaft entgehen könne. Sie trank den Giftbecher heldenmüthig, und Masinissa wurde für seine Entsagung zum Könige von ganz Numidien ernannt.

Die Karthager sahen sich nun in größter Bedrängniß. Sie riefen den Hannibal aus Italien zurück, und bereuten nun zu spät, ihn nicht besser unterstützt zu haben. Mit welchen Gefühlen mochte er das Land verlassen, welches der Schauplatz seiner schönsten Siege gewesen war! Nicht weit von Karthago, bei Zama, trafen sich die Heere der beiden größten Feldherren ihrer Zeit. Hannibal begehrte eine Unterredung mit Scipio. Anfangs betrachteten sich beide eine Zeitlang mit stiller Bewunderung; dann nahm Hannibal das Wort, und schlug einen Frieden vor. „Denke," sprach er, „o Scipio, an die Veränderlichkeit des Glückes, die ich seit dem Tage bei Cannä so oft erfahren habe!" — „Hättest du so gesprochen, ehe ich nach Afrika ging," antwortete Scipio, „so wären wir den Frieden eingegangen; jetzt ist es zu spät. Eine Schlacht

muß entscheiden. Wer könnte auch euch Karthagern trauen! ihr habt uns das Wort schon so oft gebrochen!" Mit schwerem Herzen kehrte Hannibal zum Heere zurück. Die Schlacht bei Zama 202 war entscheidend; Hannibal konnte den Sieg nicht erkämpfen. Die Karthager mußten um Frieden bitten, und sich jeder Bedingung unterwerfen. Die Römer zwangen sie, alle ihre Besitzungen bis auf die in Afrika fahren zu lassen, alle Gefangene unentgeltlich loszugeben, alle Kriegselephanten und alle Kriegsschiffe, bis auf zehn, auszuliefern, die Kriegskosten zu bezahlen und das Versprechen zu geben, nie ohne Erlaubniß der Römer einen Krieg anzufangen. Was mochten sie nicht empfinden, als die Römer vor ihren Augen 500 schöne karthagische Schiffe verbrannten! — Man erzählt, daß die Senatoren in Karthago Thränen vergossen hätten, als die erste Zahlung den Römern geleistet werden sollte, und das Geld nicht aufzutreiben war. Da lachte Hannibal bitter, und sprach: „Als man uns unsre Waffen nahm, unsre Schiffe verbrannte, und dem besiegten Karthago seine Herrlichkeiten entriß, da hättet ihr weinen sollen! Jetzt ist es zu spät!" — Scipio hielt einen prachtvollen Triumph, und erhielt den Beinamen Africanus.

Hannibal blieb noch einige Jahre in Karthago, und suchte es in aller Stille wieder stark zu machen. Auch verabredete der nimmer ruhende Mann eine Unternehmung gegen die Römer mit dem König Philipp III. von Makedonien und dem Könige von Syrien, Antiochos dem Großen. Alle Drei wollten zugleich die Römer angreifen. Aber diese hatten überall ihre Kundschafter, und kamen bald hinter das Geheimniß. Sie kannten recht wohl den Anstifter, und verlangten von den erschrockenen Karthagern die Auslieferung des Hannibal. Dieser kam ihnen aber zuvor, und entkam durch eine schlaue List nach Syrien.

Schon lange hatten die Römer eine Veranlassung zu einem Kriege mit Makedonien gewünscht. Dieses Reich, größer in seinen Erinnerungen als in seiner wirklichen Macht, reizte dennoch den römischen Siegerstolz und das herabgekommene Griechenland mußte der Beute zufallen. Was war doch aus diesem Lande des Ruhmes geworden! Athen hatte mehrmals vergeblich versucht, sich der makedonischen Oberherrschaft zu entledigen und in diesem Wechsel der Dinge hatte der Athener Phokion, ein redlicher, aber den makedonischen Einfluß begünstigender Mann, als Greis von 85 Jahren den Giftbecher trinken müssen. Als die punischen Kriege anfingen, vollendete Makedonien die Unterwerfung Athens. In Sparta waren die einfachen und strengen Einrichtungen Lykurgs nach dem peloponnesischen Kriege in Uebermuth und Reichthum untergegangen; umsonst rüttelten die Spartaner noch bei Alexanders Lebzeiten am makedonischen Joche (330 Schlacht bei Megalopolis) und eben so fruchtlos bemühten sich später zwei edle Könige Agis III. um 240 und Kleomenes III. um 230, Kraft und Geist der alten Zeiten wieder zu beleben. Während dieser Zeiten, gegen 250, hatten die ätolischen Städte ein Bündniß geschlossen; kräftiger noch und erfolgreicher bemühte sich der achäische Bund, griechische Kraft und Nationalgefühl zu wecken. Aber Neid und Eifersucht vereitelten alle dauernden Erfolge, die beiden Bündnisse geriethen selbst in Streit und nur in Philopömen, dem trefflichen Feldherrn des achäischen Bundes (trinkt den Giftbecher 183) trat noch einmal eine der alten Zeit würdige

Heldengestalt auf. So war Griechenland in sittliche Entartung und Kraftlosigkeit versunken, als der makedonische König seinen Sinn zu einer Unternehmung gegen die Römer erhob. Sie kündigten dem Philipp also den Krieg an (200—197), den man den ersten makedonischen Krieg nennt. In den beiden ersten Jahren wurde nichts Entscheidendes ausgeführt. Während dessen hielten sich die Griechen, namentlich die beiden großen Städte-Vereine, der achäische und ätolische Bund, neutral, um erst abzuwarten, für wen sich der Sieg erklären würde. Im letzten Kriegsjahre erfochten die Römer unter Quinctius Flamininus einen entscheidenden Sieg bei den Hügeln Kynoskephalä (197), und Philipp mußte den Frieden durch Auslieferung seiner Flotte, Verzichtleistung auf alle seine Besitzungen in Klein-Asien und Griechenland, und das Versprechen, ohne Wissen der Römer keinen Krieg zu führen, erkaufen. Die Griechen harrten indessen ängstlich auf die Entscheidung ihres Schicksals. Da erschien Flaminin auf den isthmischen Spielen, und ließ durch einen Herold ausrufen: daß alle griechische Staaten vollkommen frei sein sollten. Die Griechen jubelten, und priesen die Großmuth der Römer, ahnten aber nicht, daß ihre Unterwerfung nur aufgeschoben sei.

Bald darauf folgte ein Krieg der Römer mit Antiochos dem Großen, König von Syrien. Hannibal, der sich an seinem Hofe befand, redete ihm zu, die Römer in Italien anzugreifen. Aber dazu war der König zu feig; er verwarf Hannibals Rath, und setzte mit einem geringen Heere nach Griechenland über, um hier Eroberungen zu machen, und den Einfluß der Römer auf die Griechen zu zerstören. Was Hannibal vorausgesehen hatte, geschah. Es setzte ein römisches Heer nach Griechenland über, und drängte die Syrer immer weiter und weiter zurück, bis er endlich nach Klein-Asien zurückgehen mußte. Die Römer, angeführt von Lucius Cornelius Scipio, den sein Bruder, der Afrikaner, begleitete, folgten ihm nach, bis sie ihn erreichten. Die Schlacht bei Magnesia am Berge Sipylos 190 entschied sein Schicksal. Er mußte im Frieden versprechen, fast ganz Klein-Asien abzutreten, das die Römer theils dem Eumenes, Könige von Pergamum, theils den Rhodiern schenkten, eine große Geldsumme zu bezahlen, und seinen Gast auszuliefern. Glücklich entkam dieser auch diesmal noch, und floh nach Bithynien, einem Lande im nordwestlichen Winkel Klein-Asiens, wo König Prusias ihn aufnahm. Aber auch hier ließ man dem alten Manne keine Ruhe. Nach wenigen Jahren erschienen römische Gesandte, und ließen dem Könige nur die Wahl zwischen Krieg oder Auslieferung des Hannibal. Dessen Haus wurde nun von Wache umringt. Nur Ein Ausweg blieb ihm noch, um nicht mit Schimpf und Hohn als Gefangener nach Rom geschleppt zu werden. Er trank ein Giftfläschchen aus, welches er für diesen Fall längst bei sich trug, und fiel todt vor seinen Verfolgern nieder. — Scipio erhielt zum Lohne seines Sieges den Ehrennamen Asiaticus.

In demselben Jahre, 183, starb auch der große Scipio Africanus. Auch gegen ihn war sein Vaterland undankbar gewesen. Man hatte ihn nämlich angeklagt, öffentliche Gelder unterschlagen zu haben. Zu stolz, diese erniedrigende Anklage zu widerlegen, hatte er dagegen in der Volksversammlung an seine Thaten erinnert. Da aber die ihm feindseligen Tribunen die Klage immer erneuerten, hatte er Rom verlassen, und sich auf sein Landgut Lin-

ternum bei Neapel zurückgezogen, wo er geräuschlos und glücklicher als sonst im Getümmel des Lagers und der großen Welt lebte, indem er sein Feld selbst bebaute. Wie gleich, und doch auch wie verschieden war sein Schicksal und das des Hannibal! Beide lebten ihre letzten Jahre ausgestoßen von ihrem Vaterlande; aber dieser, weil er bei allen seinen großen Gaben ein unredliches Gemüth besaß, in steter Unruhe bis an seinen gewaltsamen Tod. Scipio dagegen erlebte ein glückliches, heiteres Alter, und ein alter Philosoph, der 200 Jahre später sein Grab erblickte, rief aus: „Ich zweifle nicht, daß die Seele dieses großen Mannes in den Himmel, als in sein wahres Vaterland, gewandert sei, und zwar nicht, weil er große Heere führte, sondern wegen der Mäßigung und Ruhe, mit welcher er Rom verließ. Ich fühle ein inniges Vergnügen, wenn ich die Sitten des Scipio mit unsern jetzigen vergleiche. Dieser große Mann, das Schrecken Karthago's und der Schild Roms, pflegte sich, nachdem er von Feldarbeiten ermüdet war, in diesem Winkel der Erde zu baden; unter diesem Dache wohnte er, und begnügte sich mit diesem schlecht gepflasterten Saale! Wer würde in unsern Tagen so leben wollen?" Die schönste Lobrede auf den vortrefflichen Mann; aber er verdient sie auch durch hohe Tugenden und wahre Frömmigkeit, und diese ließ ihn alle Wechsel seines Schicksals ruhig ertragen.— Trauriger war das Schicksal seines Bruders, des Asiaten. Nach des Afrikaners Tode klagten ihn die Tribunen auch der Unterschlagung öffentlicher Gelder an, und das Volk verurtheilte ihn zu einer hohen Geldstrafe. Da er diese nicht bezahlen wollte, so fehlte wenig, daß man ihn ins Gefängniß gesetzt hätte. Aber man zog sein Vermögen ein, wobei man erst erkannte, daß er sich keine Reichthümer erworben habe. Dennoch machte das undankbare Volk das Unrecht nicht wieder gut, und Scipio mußte bis an seinen Tod von den Wohlthaten seiner Freunde leben. So belohnte man in Republiken die verdientesten Männer!

Gänzlichen Friedenszustand findet man indessen in Rom nicht leicht. Kleine Kriege, entweder um neue Länder zu erobern, oder Empörungen zu unterdrücken, kamen fast immer vor. Wichtiger war der zweite makedonische Krieg 172—168. Philippos III. hatte während der Kriege der Römer mit Syrien benachbarte Städte sich unterworfen, auch Festungen angelegt, und sich gerüstet. Die Römer wurden aufmerksam, und sahen gern, daß die bedrängten Städte Klagen über ihn in Rom anbrachten. Nun war damals gerade der jüngere Sohn Philipps, der junge liebenswürdige Demetrius, in Rom. Dieser vertheidigte den Vater vor dem Senat, so daß zwar dem Philipp diesmal noch verziehen wurde, aber nur um des Sohnes willen, und unter der Bedingung, daß er alles Eroberte wieder herausgäbe. Philipp gehorchte murrend, und ließ sich verlauten, es sei noch nicht aller Tage Abend. Indessen hatte der ältere Sohn, der nichtswürdige Perseus, mit Unmuth die Auszeichnung bemerkt, die Demetrius in Rom gefunden, und daraus den Argwohn gefaßt, daß dieser wohl zum Thronfolger bestimmt sein könnte. Darum verleumdete er ihn beim Vater, und machte diesen durch einen erdichteten Brief glauben, daß Demetrius ihm nach dem Leben trachte. Philipp ließ sich täuschen; er befahl, den unschuldigen Sohn festzunehmen und heimlich hinzurichten. Da er aber bald darauf die Unschuld des Jünglings erkannte, war er trostlos, und der bitterste Gram brachte endlich den alten Mann ins Grab (179). Perseus, der nun König wurde, hatte mit dem Thron auch seines Vaters Pläne gegen Rom geerbt. Er

rüstete sich heimlich, und trat mit mehreren Fürsten, selbst mit Karthago, in Verbindung. Die Römer, die ihn nicht aus den Augen gelassen, hatten indessen von allen diesen Umtrieben Kenntniß, besonders durch den König Eumenes von Pergamum in Klein-Asien, und dieser kam jetzt selbst nach Rom, um als Ankläger gegen Perseus aufzutreten. Rom schickte eine Gesandtschaft nach Makedonien, und da Perseus dieselbe verächtlich und drohend abwies, so wurde der Krieg erklärt. Nachdem Perseus einige Jahre nicht ohne Glück gekämpft hatte, wurde er 168 in der Schlacht bei Pydna in Makedonien von Aemilius Paulus, einem Sohne des bei Cannä gefallenen Feldherrn, gänzlich besiegt. Er wurde auf der Flucht eingeholt, und nachdem er und seine Kinder den Triumph des Siegers in Rom geschmückt hatten, wurde er in den Kerker geworfen, in dem er sein Leben geendet hat. Makedonien wurde nun in genaue Aufsicht genommen, und, da 20 Jahre darauf eine Empörung ausbrach, zur römischen Provinz gemacht. Auch Griechenland erfuhr bei der Gelegenheit, daß seine vermeintliche Freiheit nicht viel bedeute. Weil mehrere Städte sich der Theilnahme an des Perseus Unternehmung verdächtig gemacht hatten, wurden sie ausgeplündert, und 1000 angesehene Männer als Geiseln nach Rom geführt.

Die Besiegung der Karthager, der Makedonier und andrer Völker war der alten Zucht und Sitte der Römer in der That sehr schädlich. Denn sie hatten so große Schätze erbeutet, daß den Bürgern alle Abgaben erlassen werden konnten, und auch in den Häusern einzelner Bürger große Schwelgerei entstand. Mit der alten Einfachheit verlor sich zugleich die alte Zufriedenheit und Tugend. Die Bestellung der Feldarbeiten wurde auch den geringeren Bürgern eine Last, sie drängten sich lieber zu dem Kriegsdienst mit seinem lockeren Leben und Beutegewinn. Unermeßliche Schätze kamen in den Besitz der vornehmen Familien (Optimaten); die römische Regierung aber wurde durch die Gewohnheit des Sieges herrschsüchtig und ungerecht nicht allein gegen Feinde, sondern auch gegen verbündete Völker.

Nichts aber ist himmelschreiender, als das Benehmen der Römer gegen die Karthager.

22. Dritter punischer Krieg. — Zerstörung Karthago's und Korinths 146.

(Der dritte punische Krieg 149—146. Eroberung von Karthago durch Scipio den Jüngern, und von Korinth durch Mummius 146.)

Karthago hatte sich seit jenem unglücklichen Frieden wieder etwas erholt, und fing an, lebhafteren Handel zu treiben. Sogleich wachte auch die Eifersucht der Römer auf, und obgleich die Karthager pünktlich jede Friedensbedingung erfüllt hatten, und sich sehr vorsahen, die Römer nicht zu beleidigen, so drang doch besonders der alte, finstre Cato in Rom auf Zerstörung der Stadt. Er hielt keine Rede im Senat, welche er nicht mit den Worten beschlossen hätte: „Und endlich muß ich noch ernstlich erinnern, daß Karthago zerstört werde.“ — Indessen machte der alte Masinissa, vielleicht selbst von den Römern dazu aufgeregt, einen Einfall in das karthagische Gebiet, und nahm ein Stück Land weg. Die Karthager durften sich nicht selbst wehren; sie schickten also nach

Rom, und baten um Verhaltungsbefehle. Aber man achtete nicht darauf. Sie baten wiederholt um Gesandte, die den Streit schlichten möchten. Die Entscheidung derselben beschönigte Masinissa's Verfahren. Die Bedrängten mußten sich endlich selbst helfen; sie griffen zu den Waffen gegen Masinissa, schickten aber dann gleich nach Rom, und entschuldigten den erzwungenen Schritt. „Ihr mögt zusehen," antwortete der Senat, „welche Genugthuung ihr uns gebt!" Die Antwort erschreckte sie; sie schickten daher neue Gesandte nach Rom, welche Vollmacht hatten, Alles anzunehmen, was die Römer nur befehlen würden, ja im schlimmsten Falle das ganze Volk der Karthager ihrer Gnade zu überlassen. Diesmal nahm der Senat sie gnädiger auf. „Ihr habt wohlgethan," hieß es nun, „und wir gestatten euch daher eure Gesetze, eure Freiheit, euer Eigenthum. Aber binnen einem Monat müßt ihr 300 der vornehmsten Jünglinge als Geiseln stellen, und Alles thun, was die Consuln euch noch etwa zu befehlen hätten." — Als sie die Antwort nach Karthago brachten, entstand unter den Eltern der Jünglinge, welche ausgewählt wurden, ein großer Jammer. Die Mütter baten aber vergebens, sie ihnen nicht zu entreißen; dem Senate mußte gehorcht werden. Als die Geiseln nach Sicilien gebracht waren, fand man hier schon das römische Heer im Begriff, sich nach Afrika einzuschiffen, und die Consuln erklärten, die karthagischen Gesandten sollten sich die weitern Befehle in Utica (einer Stadt unweit Karthago) holen, wohin das Heer jetzt übersetzen würde. Man gehorchte pünktlich; sie erschienen wieder. Jetzt hieß es: „Ihr sollt alle eure Waffen ausliefern." — „Aber wer soll uns denn gegen unsern alten Feind schützen?" — „Das laßt unsre Sorge sein!" antworteten die Consuln. Auch jetzt noch gehorchten die Karthager, und eine unendliche Reihe von Wagen führte die Waffen ins römische Lager. Diesmal machten die Consuln ein freundliches Gesicht, und sprachen: „Wir müssen wirklich euern Gehorsam loben. Aber Eins ist noch übrig: der Senat verlangt, daß ihr eure Stadt verlaßt — denn die muß zerstört werden — und erlaubt, daß ihr euch, wo ihr wollt, nur nicht näher als zwei Meilen von der See, wieder anbaut." Diese Worte machten die Gesandten sprachlos. Als sie sich gefaßt hatten, baten sie flehentlich, doch nicht ein Volk, welches sich ja in Alles gefügt habe, zu Grunde zu richten. Da alles Flehen vergeblich war, riefen sie mit Blicken der Verzweiflung: „Bedenkt, ihr Römer, daß die Götter noch leben, und daß sie Rächer der Treulosigkeit sind!" — „Wir bedauern euch!" war die Antwort, „aber der Senat befiehlt es durchaus, und kein Aufschub kann euch gestattet werden."

Der dritte punische Krieg 149—146. — Als die Gesandten die Nachricht nach Karthago brachten, erhob sich ein klägliches Geschrei durch die ganze Stadt. Dann aber ging der Schmerz in den festen Entschluß über, nicht ohne Kampf zu fallen, und wenigstens das Aeußerste zu versuchen. Es schien, als wenn plötzlich alle Plätze und Straßen zu Waffenfabriken geworden wären. Alles Metall wurde herbeigeschleppt, um Waffen zu schmieden; Häuser riß man ein, um die Balken zum Schiffbau zu gebrauchen; überall wurde gehämmert, geschmiedet und gearbeitet, und da es an Bogensehnen fehlte, schnitten die Frauen ihr schönes Haar ab, um es zu Schnüren zu drehen. Auch ein Heer wurde schnell ausgehoben und den Römern entgegengeschickt, die zwei Jahre lang vor der Stadt lagen, ohne sie einnehmen zu können. Endlich im dritten

Jahre übernahm Scipio der Jüngere (ein Sohn des Aemilius Paulus, und Adoptiv-Enkel des Scipio Africanus) den Oberbefehl über die Römer. Er ließ die Mauern Karthago's erstürmen. Dennoch wehrten sich die Karthager noch sechs Tage lang, und vertheidigten Straße für Straße. Man sahe Bäche von Blut rinnen, und es waren 6 Tage und 6 Nächte nöthig, die Leichen in große Gruben zu werfen, in welche auch mancher noch Lebende in der Eile geworfen wurde. Von 700,000 Einwohnern hatten nur 50,000 diesen Tag des Grausens überlebt. Diese hatten sich in die Burg geflüchtet, und erhielten von Scipio Vergebung. Aber etwa 1000 derselben zogen den Tod der Gefangenschaft vor. Sie verschanzten sich in einem hochgelegenen Tempel, und verbrannten sich mit demselben. Die Frau des karthagischen Feldherrn Asdrubal, unwürdige Rettung mehr verabscheuend als ihr Gemahl, der die Gnade des Siegers anflehte, erwürgte ihre Kinder mit eigener Hand; dann warf sie die kleinen Leichen in die Flamme, und stürzte sich selbst nach. Das vermag der Mensch in der Verzweiflung! Siebzehn Tage lang brannte die Stadt, und Scipio betrachtete von einer Anhöhe die fürchterliche Scene. „Einst," sprach er wehmüthig, „wird auch die Zeit kommen, wo das mächtige Rom hinsinkt!" Auch sie ist gekommen, und Scipio, dem selbst vor der Größe des römischen Staats bange wurde, ließ späterhin, da er Censor war, nicht mehr für die Vergrößerung, sondern nur für die Erhaltung des römischen Gebiets in den Tempeln beten. Das Jahr, wo Karthago so schrecklich endete, war 146. Scipio erhielt den Beinamen Africanus Minor.

In demselben Jahre wurde auch Korinth von den Römern zerstört. Die Griechen hatten nämlich, wie oben schon erzählt ist, längst schon die Einmischung der Römer erdulden müssen; doch hatten diese ihnen eine Art von Scheinfreiheit gelassen. Statt nun zusammenzuhalten, und sich im Frieden zu stärken, hörten die Streitigkeiten unter dem leichtsinnigen Volke nicht auf. Die Römer benutzten diese schlau, um dem achäischen Bunde Vorschriften zu machen. Da raffte sich der achäische Bund noch einmal männlich auf, empörte sich gegen die Anmaßung der Römer, und hoffte, von den andern Griechen unterstützt zu werden. Aber vergebens! Ein römisches Heer unter dem rohen Mummius rückte herbei, eroberte und zerstörte Korinth. Zwar ist die Stadt, ebenso wie Karthago, nachmals wieder aufgebaut, doch nie zu dem alten Glanze emporgestiegen. Mit der Eroberung von Korinth hörte auch die Scheinfreiheit der Griechen auf. Hellas und Peloponnes wurden unter dem Namen Achaja in eine römische Provinz verwandelt, die einen Tribut an Rom bezahlen mußte, und alle Städtebündnisse wurden aufgelöst.

23. Die Gracchen 133 und 123. — Der Jugurthinische Krieg 112—106.

(Verarmung und Sittenlosigkeit in Rom. Krieg der Celtiberier und Lusitanier unter Viriathus. Zerstörung von Numantia 134. Sclavenaufruhr in Sicilien unter Eunus 132. Ackergesetz des Tiberius Gracchus 133. Erste Vergießung römischen Bürgerbluts. Cajus Gracchus Tribun 123. — Jugurthinischer Krieg 112—106, geendet durch Metellus Numidicus, Marius und Sylla.)

Hatte schon die Eroberung von Syrakus Rom sehr bereichert, so geschah dies noch weit mehr durch die von Karthago und Korinth, wodurch ungeheure

Reichthümer und herrliche Kunstschätze nach Rom kamen. Der Reichthum der Optimaten wurde immer größer, mit ihm wuchs der gefühllose Eigennutz in Behauptung und Vermehrung der Schätze. Der niedere Bürgerstand, von fast allen redlichen Erwerbsquellen zurückgedrängt, verarmte ganz; der Abstand zwischen Arm und Reich stieg schreckenerregend; nur die willenlose Dürftigkeit oder der übermüthige Reichthum wurde in der Hauptstadt gesehen. Dadurch aber wurde die Sittenlosigkeit immer größer, und zugleich ging die Moralität der Staatsregierung immer mehr verloren. Rom hielt von nun an keine Gewaltthat mehr für Unrecht, achtete nicht mehr auf das Urtheil der Welt, und so wie es früher durch die Tugenden seiner Bürger und durch die Rechtlichkeit, mit welcher man die Verträge achtete, hoch gestiegen war, so begann es von nun an zu sinken, wenn auch dieser Verfall anfangs nicht sichtbar war, indem der Umfang des Staats noch immer zunahm.

Auch nach der Zerstörung Karthago's und Korinths hörten die Kriege nicht auf. Ueber 20 Jahre beschäftigte der spanische Krieg die römischen Heere. Die die Freiheit liebenden Celtiberier (Spanier) und Lusitanier (Portugiesen) sträubten sich mit großer Hartnäckigkeit gegen das römische Joch, und der kriegskundige und tapfere Anführer der Lusitanier, Viriathus, vereitelte 9 Jahre lang alle Anstrengungen der Römer, sich im jetzigen Portugal festzusetzen, durch einen sehr geschickt geführten kleinen Krieg, bis der römische Feldherr (Servilius Cäpio) ihn durch bestochene falsche Freunde im Schlafe ermorden ließ (140). Besonders hat die tapfere Vertheidigung und der Untergang der spanischen Stadt Numantia (an den Quellen des Duero, also im mittleren Theile des nördlichen Spaniens) den spanischen Krieg berühmt gemacht. Der große Scipio (Africanus Minor) war als Consul nach Spanien geschickt worden, da die früheren Feldherren den Spaniern nicht gewachsen gewesen waren. Er zog, um die Stadt auszuhungern, einen doppelten Wall und Graben um sie herum, und erzeugte dadurch eine solche Hungersnoth, daß die Einwohner Gras aßen, das Lederwerk ihrer Waffen zernagten, selbst Leichname verzehrten, und zuletzt sogar Kinder schlachteten. Sie baten um Frieden; da aber Scipio Uebergabe auf jede Bedingung verlangte, und ihr Versuch, sich durchzuschlagen, gescheitert war, öffneten sie die Thore, baten aber, daß die Römer erst den dritten Tag von der Stadt Besitz nehmen möchten. Als nun die Römer einzogen, zeigte sich ihnen ein gräßlicher Anblick: die meisten Einwohner hatten sich auf die verschiedenste Weise das Leben genommen; auf allen Straßen, in allen Häusern lagen die Leichname umher. Darauf ließ Scipio die noch Lebenden als Sclaven verkaufen, Numantia aber völlig zerstören (134).

Zu derselben Zeit war über Sicilien ein großer Schrecken gekommen. Durch die vielen Eroberungen der Römer war die Zahl der Sclaven unendlich vermehrt worden. Die Reichen bedienten sich ihrer zur Bebauung ihrer Landgüter, und besonders war Sicilien so voll von ihnen, daß sie bei Weitem zahlreicher waren als die Freien. Plötzlich erhoben 400 Sclaven, an ihrer Spitze Eunus der Syrer, einen Aufstand. Ihre Zahl wuchs mit jedem Tage; sie bewaffneten sich mit Sicheln, Aexten und Allem, was ihnen der Zufall in die Hände gab, ermordeten die Freien, schlugen ein heranziehendes römisches Heer, und bald standen 200,000 Sclaven unter den Waffen. Mehrere Jahre lang erfüllten sie Sicilien mit Schrecken, bis es endlich einem Feldherrn (Rupilius)

gelang, sie durch Hunger zu überwinden. Was dieser nicht weggerafft hatte, wurde niedergehauen; auch Eunus wurde ergriffen, und starb im Gefängnisse (132).

Mit jedem Jahre wurden die Schätze vermehrt, die aus den eroberten Ländern nach Rom flossen. Aber dadurch wurden, wie es zu geschehen pflegt, die schon bisher Reichen nur noch reicher, doch das gemeine Volk hatte davon wenig Gewinn; ja die Noth desselben wuchs noch mehr durch die unaufhörlichen Kriege, durch welche die Römer verhindert wurden, den Acker zu bebauen oder sonst nach Verdienst zu gehen. Auch wurden der Wittwen und Waisen immer mehr, und die vielen freigelassenen Sclaven hatten auch kein Brot. Die Zahl der Brotlosen wurde noch größer, als nach Beendigung der großen Kriege die Legionen nach Rom zurückkehrten. Da nahm sich ein wackrer Mann der ärmeren Klasse an. Es war Tiberius Gracchus, ein Enkel des älteren Scipio und ein Schwager des jüngern Afrikaners. Mit dem redlichsten Willen, dem Uebermuth der Reichen zu wehren, und dem armen Volke zu helfen, trat er auf; doch führten seine Maßregeln Rom an die Pforten des Bürgerkrieges. Als er zum Volkstribun gewählt war, erneuerte er die Vorschläge der alten Ackergesetze, indem er 133 verlangte, daß kein Römer mehr als 500 Morgen Staatsacker besitzen sollte. Wer mehr habe, solle es herausgeben, und dafür eine billige Geldentschädigung erhalten. Die herausgegebenen Aecker sollten unter die besitzlosen Bürger vertheilt werden. Darüber entstand unter den Reichen, welche jene Staatsländereien längst als ihr Eigenthum ansahen, eine große Bewegung; alle erklärten sich mit Einer Stimme dagegen, und als das Volk sich versammelte, um abzustimmen, verbot der Tribun Octavius, den die Vornehmen auf ihrer Seite hatten, die Vorlesung des Vorschlags. Tiberius wurde durch den Widerstand noch ungestümer, wiegelte das Volk auf, bewirkte ganz gegen die bestehende Verfassung, die nie ohne großen Schaden durch Gewalt abgeändert werden kann, daß sein College abgesetzt wurde, und war dadurch Schuld, daß sich alle Ordnung auflöste. Zwar ging nun der Vorschlag durch; aber die Reichen hatten die Absicht, den Gracchus zu belangen, sobald sein Tribunatsjahr vorüber wäre. Das wußte er recht gut, und daher mußte er Alles daransetzen, um für das nächste Jahr wiedergewählt zu werden. Er ging daher in Trauerkleidern, seine Kinder an der Hand, auf dem Markte umher, und bat die Bürger, ihn seinen Feinden nicht preiszugeben. Am Tage der Wahl war die Aufregung allgemein. Der Senat hatte sich im Tempel der Treue versammelt, und da er die große Gefahr, die den Reichen drohte, sah, entschloß er sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Als Tiber auf dem Capitol mitten vom Volke umgeben war, drang der Senat von vielen hundert Anhängern unterstützt, und geführt von Scipio Nasica, dem reichsten Güterbesitzer, auf Tiber ein. Das Volk wich bestürzt zurück; die Senatoren aber ergriffen Knittel, Schemmelbeine und andere zur Hand liegende Holzstücke, und schlugen damit den Tiber und 300 seiner Anhänger todt. Wie Schade um den trefflichen Mann!

Das Ackergesetz war zwar durchgegangen; aber die Reichen fuhren fort, sich der Ausführung desselben zu widersetzen. Besonders heftig erklärte sich Scipio der jüngere Afrikaner dagegen. Dadurch verlor dieser sonst so beliebte Mann ganz die Liebe des Volks, und da das Gerücht ging, daß der Senat ihn zum

Dictator ernennen wollte, fand man ihn eines Morgens todt im Bette; er war von unbekannten Händen erdrosselt worden.

Zehn Jahre später trat des Tiberius Bruder, Cajus Gracchus, sobald er zum Tribun gewählt war, mit denselben Vorschlägen auf, und brachte das Volk durch noch kühnere, die ganze Verfassung umändernde Forderungen auf seine Seite. Alle vornehme Bürger erkannten, daß dies nur zur Auflösung des ganzen Staats führen konnte, und setzten sich ihm einmüthig entgegen. Cajus sah, daß das Volk ihm anhing, und ging daher immer weiter; jetzt glaubte er den Reichen Alles abtrotzen zu können, und man sah deutlich, daß er nur darauf ausging, dem Pöbel die Herrschaft über Rom zu verschaffen. So lange er Tribun war, konnte der Senat ihm nichts anhaben. Aber als er nach zwei Jahren nicht wieder gewählt wurde, und die Liebe des Volks bereits etwas erkaltet war, bewaffneten sich 123 die Vornehmen; es entstand ein Bürgergefecht; Gracchus zog sich mit seinem Anhange auf den aventinischen Hügel, wo der Consul ihn angreifen ließ. 3000 von der Volkspartei wurden erschlagen; Gracchus selbst fiel in sein eigenes Schwert.

So war zwar diese Gefahr glücklich vorüber; aber der Pöbel hatte seine Kraft kennen gelernt, sah die Reichen als seine Peiniger an, und war an Vergießung von Bürgerblut gewöhnt worden. Für die Zukunft war das von den traurigsten Folgen.

Der Jugurthinische Krieg 112—106. — Einen Beweis von der großen Verdorbenheit Roms gab auch der Krieg mit Jugurtha, einem Enkel Masinissa's. Nach dem Tode des Sohnes Masinissa's (Micipsa) sollten zwei Söhne des Verstorbenen (Adherbal und Hiempsal) und deren Vetter Jugurtha regieren. Aber der Letztere, ein kluger und gewandter, aber lasterhafter Mensch, räumte beide nach einander aus dem Wege, bemächtigte sich des ganzen Numidiens, und da die Römer ihm den Krieg erklärten und ein Heer nach Afrika schickten, bestach er den Consul, und erhielt dadurch einen vortheilhaften Frieden. Der Senat, Jugurtha's Golde nicht unzugänglich, war schon geneigt, diese Schändlichkeiten ungerügt hingehen zu lassen; aber ein Tribun (Memmius) trat gegen den Consul (Calpurnius Piso) auf, und setzte durch, daß Jugurtha vor das römische Volk nach Rom geladen wurde. Er kam ganz keck, brauchte auch hier Bestechungen, um seiner Verurtheilung zuvorzukommen, und ließ endlich einen Urenkel des Masinissa (Massiva), der sich in Rom aufhielt, und auf Numidien Ansprüche machte, meuchlings ermorden. Das war denn doch zu stark, und er bekam die Weisung, Italien sofort zu verlassen. „Wahrlich!" rief er im Gehen aus, „Rom wäre feil, wenn sich nur ein Käufer fände!" Jetzt wurde die Erneuerung des Kriegs gegen ihn beschlossen; aber Jugurtha wußte den Krieg geschickt in die Länge zu ziehen, und endlich gelang es ihm sogar, das römische Heer einzuschließen, und es zu nöthigen, unter dem Joche wegzugehen. Ganz Rom war über diesen Schimpf erbittert, und der Senat schickte nun den umsichtigen Metellus (nachher Numidicus genannt) nach Afrika, der die Sache eifriger und geschickter anfing. Er drang in das Innere ein, und brachte den Jugurtha sogar so weit, um Frieden zu bitten, der aber nicht angenommen wurde. Schon war der Krieg seinem Ende nahe, da wurde die Ehre, ihn beendigt zu haben, dem Metellus entrissen. Er hatte nämlich einen Legaten (Unterfeldherrn), den

C. Marius, bei seinem Heere, der seinen Vorgesetzten in Rom verleumdete: er ziehe absichtlich den Krieg in die Länge. Mit Metell's Erlaubniß nach Rom gereist, bewarb er sich hier um das Consulat, wurde gewählt und erhielt den Auftrag, den Metell abzulösen, der eben den Jugurtha in einer Hauptschlacht besiegt, und zur Flucht nach Mauritanien zu seinem Schwiegervater Bocchus genöthigt hatte. Gekränkt verließ Metell den Schauplatz seiner Siege, und der ihm bewilligte Triumph und die Beilegung des Ehrennamens Numidicus konnte ihn nicht entschädigen.

Mit erneuertem Nachdrucke wurde nun der Krieg weitergeführt, und Marius zeigte hier sein hohes Feldherrntalent. Dieser Marius war eines armen Landmanns Sohn aus Arpinum; er war aufgewachsen ohne Unterricht, ohne Pflege seines Geistes und Herzens, aber gegen jede Beschwerde abgehärtet. Früh schon ins Heer getreten, hatte er bald durch seine colossale Gestalt, mehr noch durch seinen ausgezeichneten Muth die Aufmerksamkeit des Scipio Africanus bei der Belagerung von Numantia auf sich gezogen, und als man diesen einst gefragt, wer ihn wohl künftig werde ersetzen können, hatte er, auf Marius hindeutend, gesagt: „dieser hier!" Durch Eifer im Soldatendienst, durch glückliche Auffindung der geeignetsten Mittel, den Feind zu besiegen, und durch das Vertrauen, das er den Soldaten einzuflößen verstand, hatte er dies Vertrauen gerechtfertigt; aber sein ungezähmter Ehrgeiz, seine Neigung für gewaltsame Mittel, seine Vorliebe für den Pöbel machten aufmerksame Männer wegen der Zukunft besorgt. Mit überraschender Schnelligkeit eroberte Marius mehrere für unüberwindlich geglaubte Bergfestungen, unterwarf sich bald ganz Numidien, und da auch ein letzter Versuch Jugurtha's, ihn mit seiner und des Bocchus vereinter Macht zu schlagen, gescheitert war, so floh Jugurtha in die Wüsten des Atlasgebirges, und Bocchus bat um Frieden. Marius antwortete: zuvörderst solle er seine Aufrichtigkeit durch einen wichtigen Dienst, durch die Auslieferung des Jugurtha, beweisen. Bocchus wies den Antrag zwar nicht ganz von der Hand, aber er schwankte noch. Darum schickte Marius den Sylla, der als Quästor in seinem Heere diente, an den Hof des Bocchus, um diesen zur Auslieferung zu bewegen, ein gefährliches Unternehmen, da sich Sylla dabei in die Hände des treulosen Afrikaners begab. Aber er benahm sich dabei so gewandt, und verstand es so, den König einzuschüchtern, daß dieser endlich in die Gefangennehmung seines Schwiegersohnes willigte. Jugurtha wurde zu einer Unterredung eingeladen; der sonst so schlaue Mann ging in die Falle. Er wurde festgenommen, und damit dieser gefährliche Krieg beendigt **105.** Auf diese geschickte Ausführung that sich Sylla viel zu Gute, und so war dies der erste Grund des Hasses, den Marius auf Sylla warf, und der nachher den blutigsten Bürgerkrieg erzeugte. Numidien wurde unter Bocchus und die Nachkommen Masinissa's getheilt, Jugurtha aber nach Rom gebracht, wo er, nachdem er vor dem Triumphwagen des Marius gefesselt vorgeführt worden war, in einem unterirdischen Gefängniß in Raserei gestorben ist.

24. Cimbern und Teutonen 113. — Marius und Sylla.

(Erscheinung der Cimbern und Teutonen in den Alpen. Ihr Zug nach Gallien. Niederlage der Römer an der Rhone. Vertilgung beider Völker in den Schlachten bei Aix und Verona 102 und 101. — Zweiter Sclavenkrieg in Sicilien 103—99. Umtriebe des Saturninus und Glaucia 100. Bundesgenossen- oder Marserkrieg 91—88. Bürgerkrieg des Sylla und Marius 88—82. Syllanische Proscriptionen. Krieg Sylla's gegen Mithridat 87—85. Marius und Cinna in Rom. Des Marius Tod 86. Sylla's Rückkehr nach Rom. Neue Proscriptionen. Sylla Dictator. Sein Tod 78.)

Während Roms Macht von Tage zu Tage wuchs, aber die Sitten der Römer immer mehr verfielen, sah es in unserm Deutschland noch sehr wüst aus, und die Römer kannten es kaum dem Namen nach. Dunkle Wälder, in denen Bären, Wölfe, Auerochsen und andere wilde Thiere hausten, bedeckten das Land, und die Menschen waren rauh, wie das Klima ihres Landes. Sie waren groß und stark, mit wildblitzenden Augen, abgehärtet gegen jede Witterung, streitsüchtig, dem Trunke ergeben, in Thierfelle gekleidet, nur mit Krieg oder Jagd beschäftigt. Die andere Arbeit überließen sie den Frauen. Ihre großen Gestalten, ihr wilder, trotziger Blick, die zottigen Haare ihrer Bekleidung, ihre Kopfbedeckung, die oft aus der Kopfhaut eines Bären, Ebers, Hirsches, oder eines andern wilden Thieres bestand, und ihre rohen Waffen gaben den alten Deutschen ein so furchtbares Ansehen, daß die Römer jede Berührung mit ihnen gern vermieden, und in den Pässen der Alpen Wachtposten ausgestellt hatten, ihnen jeden Uebergang zu wehren. Aber im Jahre **113** erschienen hier an diesen Pässen (in Kärnthen) zwei deutsche Volksstämme, die sich **Cimbern** und **Teutonen** nannten, und vermuthlich von der Ostsee hergekommen waren. Sie sagten, sie wären gekommen, um neue Wohnsitze zu suchen, und ließen sich von dem römischen Consul Papirius Carbo bewegen, nach Gallien zu ziehen. Er überfiel sie aber in ihrem Lager bei Noreja (im jetzigen Illyrien) heimtückisch, und wäre dafür mit seinem ganzen Heere erschlagen worden, hätte nicht ein heftiges Donnerwetter seine Flucht begünstigt. Dennoch zogen sie nach Gallien, und wollten sich da niederlassen. Die Römer schickten acht Jahre hinter einander Heere hin, um sie wieder zu vertreiben, erlitten aber nichts als Niederlagen, ja zuletzt in einer Doppelschlacht (105 an der Rhone) eine solche, daß in Rom die Bestürzung allgemein war. Achtzigtausend Soldaten, und **40,000** vom Troß sollen erschlagen worden sein, und der Schrecken war so groß, daß sie im Geiste die wilden Deutschen schon in Rom sahen.

In dieser großen Noth glaubten die Römer nur von Einem Manne Rettung erwarten zu können, von **Marius**. Dieser zog eilends nach Gallien, und traf die wilden Schwärme nicht mehr. Sie waren über die Pyrenäen nach Spanien gezogen, und kehrten erst nach 2 Jahren zurück. In der Zeit errichtete er (in der jetzigen Provence) ein festes Lager, und übte seine Soldaten durch Kämpfe mit gallischen Völkern. Als die Cimbern und Teutonen zurückgekehrt waren, hütete er sich wohl, den fürchterlichen Feind anzugreifen, so sehr auch seine Römer zur Schlacht geführt zu werden wünschten, um den Tod ihrer Brüder zu rächen. Erst sollten sie sich an den Anblick der Barbaren gewöhnen. Endlich theilten sich die Barbaren, nachdem sie erfolglos das römische Lager

bestürmt hatten, in zwei Haufen. Der eine, die Cimbern, wandte sich über den Rhein, um, Helvetien umgehend, durch Tyrol in Italien einzufallen. Die Teutonen dagegen zogen nach den Seealpen zu. Als sie aufbrachen, und bei den Römern vorbeizogen, riefen sie höhnisch zu den Verschanzungen der Römer hinauf: „Wir ziehen nach Italien; habt ihr etwas an eure Weiber und Kinder zu bestellen?“ — Marius ließ sie ziehen, und folgte ihnen dann nach. Bei Aquä Sextiä (Aix), unweit der Rhone, holte er sie ein. Es war eine fürchterliche Schlacht 102. Schon wurden die Römer zurückgedrängt; da stürzte eine Reiterschaar — so hatte es Marius angeordnet — in den Rücken der Teutonen, und nun war der Sieg für die Römer entschieden. Die meisten Teutonen wurden erschlagen, wenige gefangen; die Weiber tödteten sich selbst, weil sie ohne Freiheit ihre Männer nicht überleben wollten. Unter den Gefangenen war ihr Fürst Teutoboch, ein stattlicher Mann, und so gewandt, daß er 6 Pferde zu überspringen vermochte.

Indessen waren die Cimbern über den Rhein und durch Tyrol nach Italien gezogen. Weil es Winter, und die Berge mit Eis und Schnee bedeckt waren, so fuhren sie, auf ihren Schilden sitzend, die schroffen Felsen scherzend hinab, und trieben das Römerheer unter Luctatius Catulus, das ihnen das Eindringen in Italien verwehren sollte, an der Etsch in die Flucht. Aber das milde Italien mit seinen schönen Früchten gefiel ihnen; nicht minder das Wohnen in guten Häusern und der Gebrauch der warmen Bäder. Sie verweilten hier, und fingen schon an, weichlicher zu werden. Plötzlich war Marius da, und ging ihnen über den Po entgegen. Sie aber schickten Gesandte an ihn, und baten um Land für sich und ihre Brüder. „Welche Brüder?“ fragte Marius. — „Die Teutonen!“ antworteten sie. — „O!“ sprach Marius, „denen ist schon ein Land angewiesen, was sie nimmer verlassen werden.“ Die Gesandten schalten ihn wegen dieses Hohnes, und meinten, die Teutonen würden früh genug da sein. „Meint ihr?“ erwiederte Marius, „nun ja, sie sind schon da, und es wäre nicht hübsch von mir, wenn ich euch ziehen ließe, ohne euch eure Brüder zu zeigen.“ Auf seinen Wink führte man Teutoboch und die andern Gefangenen in Ketten herein. Da eilten die Gesandten voll Wuth und Rachegefühl fort. Es wurde die Schlacht bei Verona oder Vercelli*) gekämpft 101. Zwar hatten sich die Vordersten mit den Gürteln aneinander gekettet, dennoch konnten sie den Andrang der Römer nicht aufhalten, die ihrer bei Tausenden erschlugen, und die Fliehenden bis ins Lager verfolgten. Hier standen die Weiber auf Wagen, und schlugen erst auf ihre fliehenden Männer, dann auf die Römer los, und ließen nicht eher ab, bis sie niedergehauen waren. Einige tödteten sich unter einander, andere erwürgten sich mit ihren eigenen Haaren. So starben hier alle Cimbern, wie die Teutonen dort.

Der wilde Marius, zum 6ten Mal zum Consul ernannt, kehrte zurück, und hielt einen herrlichen Triumph. Aber schon war ein neuer Schrecken über Rom gekommen: ein zweiter Sclavenaufruhr in Sicilien (103—99). Der Senat hatte befohlen, daß alle, die widerrechtlich in die Sclaverei gera-

---

*) Bei welchem dieser Orte, ist durch die neuesten Untersuchungen noch nicht entschieden.

then wären, freigelassen werden sollten. Das brachte auch unter die Nichtberechtigten eine große Aufregung. Die Sclaven rotteten sich zusammen, schlugen die römischen Heere, richteten einen förmlichen Staat nach dem Muster des römischen ein, und verwüsteten die Insel furchtbar. Endlich wurden sie dennoch durch Hunger und Schwert besiegt, und die Metzelei war so groß, daß mehr als eine Million derselben umgekommen sein soll.

Noch vor Beendigung des Krieges zeigten sich in Rom die traurigen Folgen der Begünstigung des Pöbels durch Marius. Auf die Demüthigung des Senats wollte er seine künftige Größe bauen, und verband sich dazu 100 mit zwei frechen Demagogen, dem Tribun Saturninus und dem Prätor Glaucia. Um zum zweiten Mal gewählt zu werden, ließ Saturnin durch des Marius Soldaten einen seiner Gegner ermorden, und trat nun mit Vorschlägen hervor, durch welche die Macht des Senats geschwächt, die Pöbelherrschaft aber gehoben werden sollte, z. B. monatliche unentgeltliche Austheilung von Getreide an das Volk; Vertheilung von Staatsländereien an die ausgedienten Soldaten des Marius, u. A. Durch diese Soldaten, die mit Knitteln und Steinen am Tage der Volksversammlung seine Gegner vertrieben, und durch den Pöbel setzte Saturnin seine Vorschläge durch, denen selbst der Senat, durch Drohungen betäubt, sich nicht zu widersetzen wagte. Der einzige Metellus Numidicus hatte Muth genug, seine Einstimmung entschieden zu verweigern, und sollte dafür aus Rom verbannt werden. Um Unruhen zu vermeiden, die seine zahlreichen Anhänger darüber leicht hätten erregen können, verließ der edle Mann freiwillig und heimlich die Stadt, und begab sich bis auf bessere Zeiten nach der Insel Rhodus. — Als im folgenden Jahre (99) neue Consuln gewählt werden sollten, bewarb sich Glaucia um eine der Stellen. Da er aber merkte, daß ein Andrer (Memmius), ein wackrer Mann, gewählt werden würde, so sandten er und Saturnin die Wildesten ihrer Anhänger auf den Markt, die den Memmius, als er auf dem Markte erschien, vor den Augen der Volksversammlung todtschlugen. Diese Schandthat schrie zu laut nach Rache, als daß sie ungestraft bleiben konnte, und die Erbitterung war allgemein. Marius war zwar ohne Zweifel auch jetzt noch mit den beiden Demagogen einverstanden; aber er durfte nicht offen für sie handeln, wenn er nicht seine ganze Volksgunst aufs Spiel setzen wollte. Als daher der Senat ihm, der noch das Consulat bekleidete, den Auftrag ertheilte, für die Sicherheit des Staats Sorge zu tragen, konnte er nicht umhin, die allgemeine Bewaffnung gegen die Rotte des Saturnin und Glaucia gut zu heißen. Diese flüchteten nun auf das Capitol, und setzten sich in Vertheidigungsstand. Da man sie aber hier förmlich belagerte, und ihnen das Wasser abschnitt, sank ihnen der Muth, und im Vertrauen auf den Schutz des Marius, boten sie Uebergabe an, wenn man ihres Lebens schonen wollte. Marius versprach ihnen dies, und ließ sie mit einer Sicherheitswache abführen. Allein die Erbitterung des Volks war zu groß; es erstürmte den Vorhof des Rathhauses, wo sie verwahrt wurden, und warf beide nebst vielen ihrer Anhänger mit Steinen todt. Die darauf erfolgte Zurückrufung Metells war dem Marius so kränkend, daß er sich auf 2 Jahre von Rom entfernte. Er ging nach Asien.

Von da an folgte ein öffentliches Unglück auf das andere. Zunächst brach der Bundesgenossen- oder Marsische Krieg aus (91—88). Die klei-

nen Völker in Italien, die früher selbstständig gewesen waren, und nach und nach die Oberherrschaft der Römer hatten anerkennen müssen, waren mit Rom sehr unzufrieden. Unter dem Namen von Bundesgenossen mußten sie den Römern zu ihren Kriegen Soldaten stellen, außerdem hohe Steuern bezahlen, und andere Lasten tragen. Jetzt traten sie mit der Forderung auf, das römische Bürgerrecht zu erhalten. Dazu mochten sie jetzt besonderes Verlangen haben, weil ein Tribun in Rom, Livius Drusus, neben andern Gesetzvorschlägen, durch die er die Liebe des Volks gewinnen wollte, auch den aufgestellt hatte, daß man ihnen das römische Bürgerrecht ertheilen sollte. Durch seine Vorschläge aber hatte er die Partei der Vornehmen gegen sich erbittert, und er war, mitten in der Ausübung seines Amtes, meuchlings erstochen worden, worauf seine Gegner sogleich seine Gesetze vernichtet hatten. An der Spitze der Bundesgenossen standen die Marser (daher der Marsische Krieg). Fast alle Völker Italiens, von den Alpen bis zu der Meerenge von Sicilien, erhoben sich im Zorn, und das Loos des Kriegs sollte entscheiden. Einen so gefährlichen Krieg hatte Rom noch nie gehabt, da die Feinde von allen Seiten her aufstanden, und sie die Kriegskunst so gut wie die Römer verstanden. Auch verhieß der Anfang des Kriegs nichts Gutes; die Römer erlitten mehrere empfindliche Niederlagen. Endlich aber wandte sich das Glück auf die Seite der Römer, besonders seit ihnen gelungen war, einige der mächtigsten Völker dadurch auf ihre Seite zu bringen, daß sie ihnen das ersehnte Bürgerrecht verliehen. Dies Beispiel lockte; es traten immer mehrere mit Rom in Unterhandlung; man gewährte auch ihnen das Bürgerrecht; die Uebrigen wurden nun leicht besiegt, und erhielten wenigstens bedeutende Erleichterungen.

Bürgerkrieg des Marius und Sylla 88—82. — Um dieselbe Zeit hatte sich im hintern Theile Klein-Asiens ein neuer Krieg entzündet. Der König von Pontus, einem Reiche im nördlichen Klein-Asien an dem Fuße des Kaukasus, Mithridat, hatte einige kleinasiatische Könige, seine Nachbarn, die unter römischem Schutze standen, vertrieben, um sein Reich zu erweitern, und da ein römisches Heer herbeieilte, so schlug er dies nicht nur, sondern ließ auch an ein und demselben Tage alle Italier, die sich in Klein-Asien befanden, ermorden (an 80,000). Marius und Sylla bewarben sich um die Oberbefehlshaberstelle über das nach Asien zu schickende Heer. Marius hatte den Verdruß, daß Sylla gewählt wurde. Dieser Sylla war aus einer vornehmen, aber verarmten Familie, hatte eine gute Erziehung genossen, und einen durch wissenschaftliche Beschäftigungen ausgebildeten Verstand. Aber seine Jugend war zugleich durch Lasterhaftigkeit vergiftet worden, in welcher die edleren Gefühle untergegangen waren. Seine Seele wurde durch die kälteste Selbstsucht und einen nicht zu sättigenden Ehrgeiz geleitet, und so konnte es nicht fehlen, daß er in seinen Bestrebungen mit Marius feindlich zusammentraf, der die Ehre, der erste Feldherr Roms zu sein, keinem Andern lassen wollte.

Indessen war Sylla von Rom nach Nola in Campanien gegangen, wo die Legionen standen, die er gegen Mithridat führen sollte, die aber damals noch Nola, das von Samnitern besetzt war, und die Thore nicht öffnen wollte, belagerten. Da erfuhr er, daß Marius seine Abwesenheit benutzt habe, im Einverständniß mit dem Tribun Sulpicius die Ernennung des Sylla zum Anführer im Pontischen Kriege zu vernichten, und sich diese Befehlshaberstelle zuzueig-

nen. Sylla versammelte seine Legionen, und erzählte, was in Rom geschehen sei. Da riefen Alle: „Sei nur unverzagt, und führe uns nach der Stadt!“ Sogleich brach Sylla auf; vergebens kamen mehrere Gesandtschaften ihm entgegen, und baten, nicht weiter vorzurücken. Er versprach zwar, stehen zu bleiben; doch sobald die Gesandten fort waren, rückte er schnell bis an die römischen Thore. Hier fand er Widerstand; da befahl er, die nächstgelegenen Häuser in Brand zu stecken; er selbst ergriff eine Fackel, und schritt den Soldaten voran. So drang man stürmend in Rom ein. Nicht lange, so kamen Marius und Sulpicius mit eilig zusammengerafften Soldaten den Eindringenden entgegengestürzt. Schon fingen die Syllaner an zu wanken; da ergriff Sylla eine Fahne, und führte seine Soldaten wieder vor, die endlich die Marianer in die Flucht schlugen. Während nun Marius und Sulpicius schnell Rom verließen, besetzte Sylla die Stadt, hob alle Gesetze des Sulpicius wieder auf, stellte die Macht des Senats wieder her, und ließ durch den Senat den Marius und dessen vornehmste Anhänger in die Acht erklären. Der Erste, an dem die Acht vollzogen wurde, war Sulpicius. Man entdeckte ihn in einem Landhause versteckt, und ermordete ihn. Glücklicher entkam Marius, obwohl erst nach unsäglichen Gefahren. Zunächst war er eine Zeit lang zu Schiffe an der Küste umhergeirrt, dann wieder gelandet, und hatte eine Nacht schlaflos in einem Gebüsche zugebracht. Dann trieb ihn die Angst wieder auf ein Schiff. Da er aber vor Hunger ganz ermattet war, so redeten ihm die Schiffer zu, wieder ans Land zu steigen, um etwas Speise zu genießen. Während er dies that, segelten die Schiffer davon. Verlassen von Allen, verbarg er sich in Gebüschen und Gräben bis er zu der Hütte eines alten Mannes kam, der Mitleiden mit ihm hatte, und ihn in einem Erdloche, das er mit Reisern und Schilf zudeckte, verbarg. Indessen mußte doch sein Aufenthalt verrathen worden sein; denn Marius vernahm den Ruf mehrerer Männer, die dem Alten Schuld gaben, daß er den geächteten Marius gewiß bei sich verborgen halte. Jetzt sprang der Mann, der so oft dem Tod ins Auge gesehen und größeren Gefahren getrotzt hatte, in einen schilfigen Sumpf, und tauchte unter bis an die Schultern, den Kopf im Schilfe verbergend. Aber man entdeckte ihn doch, zog ihn hervor, und brachte ihn nach der nahegelegenen Stadt Minturnä. Der Magistrat sperrte ihn einstweilen ein, und überlegte, was mit ihm zu machen sei. Aus Furcht vor dem römischen Senat wurde endlich sein Tod beschlossen, und, da kein Einwohner sich dazu hergeben wollte, einem Gallier der Auftrag, ihn mit einem Dolch niederzustoßen, gegeben. Aber bald kam dieser Mensch mit Entsetzen aus dem Zimmer des Marius wieder herausgestürzt, indem er den Dolch wegwarf, und erklärte, er vermöge nicht, den Marius umzubringen; als er eingetreten, sei es ihm vorgekommen, als wenn die Augen desselben geleuchtet hätten, und da jener ihm zugerufen: „Wie? du wagst es, den Marius zu tödten?“ so habe er alle Fassung verloren. Die Einwohner von Minturnä hielten das für einen Wink der Götter, ihn ungekränkt zu entlassen. Sie gaben ihm nicht nur die Freiheit, sondern begleiteten ihn auch bis an die Küste, und verschafften ihm ein Schiff, auf welchem er nach Afrika ging. Hier verbarg er sich in der Gegend, wo einst Karthago gestanden hatte. Indessen hatte sich das Gerücht im Lande verbreitet, daß er sich hierher geflüchtet habe. Der Statthalter, der ihn schonen wollte, sandte einen Lictor aus, ihn aufzusuchen, und ihm den Be-

fehl zu überbringen, Afrika sogleich zu verlassen, weil er ihn sonst als Geächteten festnehmen müsse. Marius antwortete: „Sage dem Prätor, daß du den verbannten Marius auf Karthago's Trümmern habest sitzen sehen!" Indessen zog er sich doch aus dieser Gegend fort, und irrte auf den Inseln der afrikanischen Küste umher.

Indessen war Sylla, nachdem in Rom zwei neue Consuln, Octavius und Cinna, jener aus den Freunden des Sylla, dieser aus denen des Marius, gewählt worden waren, mit einem Heere nach Griechenland zur Bekämpfung des Mithridat abgegangen. Obgleich Cinna vorher dem Sylla zugeschworen hatte, er wolle in seiner Abwesenheit nichts gegen ihn vornehmen, so erneuerte er doch sogleich die Vorschläge des Sulpicius, und suchte wieder die Macht des Senats niederzudrücken. Darüber erhob sich ein großer Tumult, indem Cinna mit Gewalt seine Vorschläge durchsetzen wollte. Octavius eilt herbei; es kommt zum blutigen Handgemenge, zehntausend von Cinna's Partei werden erschlagen, Cinna selbst wird vertrieben und des Consulats entsetzt, und ein Andrer an seine Stelle gewählt. Cinna floh indessen in das Lager von Nola, erzählte sein Unglück, weinte, flehte, und gewann dadurch die Soldaten so, daß sie ihn als Feldherrn anerkannten, und ihm nach Rom zu folgen versprachen. Als er dies erreicht, schickte er an Marius Boten, und rief ihn nach Italien zurück. Dieser kam; vereint zogen sie vor Rom, und belagerten die Stadt. Hier fing bald der Hunger zu wüthen an, und die Noth wurde so groß, daß der Senat eine Friedensbotschaft ins Lager des Cinna sandte. Dieser empfing die Gesandten feierlich in der Amtstracht als Consul, während Marius schweigend, aber höhnisch lächelnd hinter ihm stand. Der Senat versprach, den Cinna wieder als Consul anzuerkennen; dagegen bat er, daß Cinna Niemand am Leben bestrafen wollte, worüber sich dieser aber nicht bestimmt erklärte. Darauf beschlossen er und Marius, daß alle Syllaner in Rom getödtet werden sollten. Jetzt hielten sie ihren Einzug, Marius an der Spitze von 4000 Illyriern, die den Auftrag hatten, Alle niederzuhauen, deren Gruß er nicht erwiedern würde. Sobald sie eingezogen waren, ließen Cinna und Marius die Thore schließen, und das Morden begann. Der Consul Octavius wurde auf seinem Amtssessel niedergehauen, und gleiches Schicksal hatte eine große Zahl der ausgezeichnetsten Männer; Andere gaben sich selbst den Tod. Fünf Tage und fünf Nächte lang währte das Morden; Rom schwamm in Bürgerblut, und die Illyrier wütheten so fürchterlich, daß ihnen nicht mehr Einhalt gethan werden konnte, und Cinna genöthigt war, sie in der Nacht überfallen und sämmtlich niederhauen zu lassen. Zuletzt ernannten sich Marius und Cinna selbst zu Consuln. Aber schon hatte der alte Marius sein Ziel erreicht. Seine Unruhe vor der Rückkehr des Sylla, mehr wohl noch die Qualen seines Gewissens, führten ihn zur Trunksucht, durch die er sein Leben abkürzte. Er starb noch in demselben Jahre, 86.

Während dessen hatte Sylla den Krieg gegen Mithridat (87—85) glorreich geführt. Er fand in Griechenland ein zahlreiches Heer des Königs unter des Archelaos Anführung, für den die leichtsinnigen Griechen Partei genommen hatten, so daß Sylla mit seinem kleinen Heere gegen die vereinte Macht von Klein-Asien und Griechenland kämpfen mußte. Er drängte darauf seine Feinde bis nach Attika zurück, und belagerte Athen und den Hafen Peiräeus, wohin Archelaos seine Macht zusammengezogen hatte. Aber beide Plätze

vertheidigten sich hartnäckig, obgleich bald eine so gräßliche Hungersnoth darin herrschte, daß selbst Leichen verzehrt wurden. Endlich erspähte man (86) eine unbewachte Stelle in der Mauer; man erstieg sie in einer dunkeln Nacht, und bemächtigte sich so der Stadt. Nun wurde sie gänzlich ausgeplündert und unter den Einwohnern so fürchterlich gemetzelt, daß das Blut in Strömen floß. Sylla war Willens, die ganze Stadt zu zerstören; nur die flehentlichsten Bitten konnten ihn davon abbringen. Später wurde auch der Peiräeus erstürmt. Archelaos selbst war entkommen, und hatte sich an die Spitze eines neuangekommenen Heeres gestellt, dem Sylla nur eine kleine Macht entgegenstellen konnte. Dennoch wagte er eine Schlacht bei Chäronea in Böotien 86 v. Chr. Zwar gewann er einen entscheidenden Sieg, aber schon rückte ein anderer Feldherr des Mithridat (Dorylaos) mit einem zahlreichen Heere herbei. Es kam zur Schlacht bei Orchomenos in Böotien. Schon fingen die Soldaten des Sylla an zu weichen. Da sprang er vom Pferde, ergriff eine Fahne, und stürzte sich, indem er rief: „Hier will ich sterben! Fragt man euch, wo ihr euern Feldherrn gelassen habt, so sagt: In der Schlacht bei Orchomenos!" an der Spitze seiner Leibwache in die Feinde — und siegte. Dann überfiel er das feindliche Lager, wo 40,000 Feinde niedergemetzelt wurden. Diese wiederholten Siege des Sylla stimmten den Mithridat zum Frieden, den auch Sylla wünschen mußte, da die Vorgänge in Rom seine Gegenwart nöthig machten. Mithridat erhielt den Frieden unter der Bedingung, daß er alle Eroberungen herausgebe, sich mit Pontos begnüge, und Geld und Schiffe liefere.

Aber schon zeigte sich dem Sylla ein neuer Feind. Valerius Flaccus, der an des Marius Stelle zum Consul ernannt war, hatte ein Heer nach Klein-Asien geführt, um den Mithridatischen Krieg zu führen, da die Marianische Partei den Sylla nicht anerkannte. Aber kaum war er gelandet, als er von seinem Legaten Fimbria erschlagen wurde. Dieser machte sich zum Feldherrn, während Sylla den Frieden mit Mithridat abschloß, und verheerte Neu-Ilium (das alte Troja), das er gänzlich zerstörte, und dessen sämmtliche Einwohner er niedermetzeln ließ. Aber jetzt erschien Sylla als Rächer, und umschloß des Fimbria Lager mit einem Graben. Dieser verlor den Muth, sich zu retten, und gab sich selbst in Pergamum den Tod, worauf alle seine Soldaten zum Sylla übergingen.

Während dessen war Cinna ermordet worden. Er hatte ein Heer nach Griechenland führen wollen, um den Sylla zu bekriegen. Da die Soldaten sich aber der Einschiffung widersetzten, und Cinna Gewalt gebrauchen wollte, entstand ein Aufruhr, bei dem Cinna erschlagen wurde. Nachdem Sylla in Klein-Asien ungeheure Summen erpreßt, und die Schätze der griechischen Tempel in Delphi, Epidauros und Olympia geraubt hatte, setzte er nach Italien über, wo sich der junge Pompejus an ihn anschloß, und ihn als Imperator begrüßte. Die Marianische Partei, an deren Spitze der junge Marius und Sertorius standen, schickte ihm mehrere Heere entgegen, die aber theils zu ihm übergingen, theils zurückgeschlagen wurden. Sertorius ging nach Spanien über, wo er noch ferner das Haupt der Marianer blieb. Der junge Marius hatte sich nach einer verlorenen Schlacht in Pränefte eingeschlossen; hier wurde er bei der Einnahme der Stadt, als er eben durch einen unterirdischen Gang

entfliehen wollte, erschlagen, und Sylla ließ Präneste zerstören, alle männlichen Einwohner (12,000) niederhauen, und schenkte blos den Weibern und Kindern das Leben. Andere Städte, die sich ihm widersetzten, hatten dasselbe Schicksal. Dann zog Sylla (82) nach einer mörderischen Schlacht vor den Thoren Roms in diese Stadt ein. Er versammelte sogleich den Senat in dem Tempel der Bellona; nahe dabei war eine Rennbahn; hier hatte er 8000 Gefangene einsperren lassen. Jetzt traten die von ihm abgeschickten Soldaten da ein, und hieben und stachen die wehrlosen Gefangenen nieder, und als die Senatoren, die das Geschrei der Sterbenden und das Knirschen der Schwerter hörten, vor Entsetzen erblichen, sprach er ganz ruhig: „Laßt euch das nicht stören; es werden dort nur einige Uebelthäter auf meinen Befehl bestraft!" Darauf ließ er nach den Marianern Haussuchung anstellen, und die Aufgefundenen abschlachten. Jeden Morgen wurde eine Liste der in die Acht erklärten Römer auf dem Markte ausgehängt; wer einen Verurtheilten auslieferte, erhielt 2 Talente; wer ihn verbarg, wurde mit dem Tode bestraft; auch wurde das Vermögen aller Verurtheilten eingezogen. Daher kamen Manche blos ihres Reichthums wegen auf die Liste der Proscribirten; Andere wurden von ihren Feinden als Marianer angegeben, ohne es zu sein. Kurz, ganz Rom wurde mit Mord und Jammer erfüllt. Aber nicht allein in Rom, auch im übrigen Italien wurden unzählige Proscriptionen vorgenommen. Darauf ließ er sich vom Volk zum Dictator auf unbestimmte Zeit ernennen, und hatte nun erreicht, was er erreichen wollte: unumschränkter Gebieter über das römische Reich zu sein. Nachdem er einen zweitägigen Triumph wegen der Besiegung des Mithridat gehalten, hielt er eine Rede an das Volk, erzählte darin ruhmredig seine Thaten, und legte sich den Beinamen des Glücklichen bei. Dann bildete er sich eine Leibwache aus 10,000 Sclaven, denen er die Freiheit geschenkt, und nannte sie die Cornelier. Darauf folgten neue Verfolgungen der Marianischen Partei; viele Städte, die dahin gehörten, besonders in Samnium und Etrurien, wurden zerstört, andere an die Meistbietenden verkauft, und zuletzt allen Städten, die es nicht mit ihm gehalten, das Bürgerrecht und die Aecker genommen.

Zwei Jahre nur behielt Sylla seine Dictatur und gab während derselben eine Reihe Gesetze, durch welche die bestehende Verfassung größtentheils geändert, dem Senat aber wiederum die meiste Gewalt eingeräumt wurde. Nachdem dies vollendet war, gab er die ihm übertragene Macht zurück, sei es aus Ueberdruß an der Herrschaft, oder durch Siechthum gequält. Er erschien eines Tages (79) unerwartet in der Volksversammlung auf dem Markte, und rief laut aus: daß er sich entschlossen habe, seine Dictatur niederzulegen. Er schritt dazu auf der Stelle, entließ seine Leibwache und die Lictoren, verließ die Rednerbühne, und ging als gemeiner Bürger unter dem Volke umher. Aus alter Gewohnheit gingen ihm die Bürger scheu aus dem Wege, er aber kehrte ruhig in seine Wohnung zurück, und hielt sich seit der Zeit gewöhnlich auf seiner schönen Villa in der Nähe von Neapel auf, wo er sich mit Schwelgereien und allerlei Zerstreuungen die Zeit vertrieb. Indessen nagte eine ekelhafte Krankheit, die Läusesucht, an seiner Lebenskraft, die er sich durch seine wüste Lebensart zugezogen hatte, und der er schon im folgenden Jahre 78 nach großen Schmerzen unterlag. Nach einem prachtvollen Leichenbegängniß wurde seine Leiche in Rom verbrannt, was seit der Zeit allgemeine Sitte geworden ist.

In den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sylla waren 150,000 römische Bürger umgekommen, und ganz Italien war verwüstet!

25. Innerer Zustand Roms.

(Verfall der Sitten in Rom. Bestechlichkeit. Erpressungen der Statthalter. Luxus der reichen Römer. Schauspiele. Patrone und Clienten.)

Was war jetzt aus dem sonst so kleinen Rom geworden, welches sich anfangs kaum gegen die ihm benachbarten Völker zu halten vermochte! Seine Besitzungen reichten jetzt schon weit nach Asien und Afrika hinein. Wo war die unbestechliche Rechtschaffenheit und die zufriedene Genügsamkeit der Cincinnatus, Fabricius, Curius Dentatus, Regulus und vieler Anderer! Durch die ungeheuren Reichthümer, die von allen Seiten nach Rom geschleppt wurden, waren Einzelne so reich geworden, daß ein recht reicher Mann unsrer Zeit dort eine klägliche Rolle gespielt haben würde.

Das gemeine Volk in Rom bestand meist aus Freigelassenen oder aus dem Auswurf andrer Städte, der nach Rom gekommen war, um in Müßiggang und Lasterhaftigkeit zu leben. Der ächten Bürger, die sich still mit Ackerbau beschäftigten, gab es nur noch sehr wenige. Die Soldaten, die sonst der Ehre wegen für das Vaterland fochten, dienten jetzt nur des Soldes wegen, und um durch Plünderung Geld zu erwerben. Die Feldherren vertheilten, um sie sich geneigt zu machen, oft reiche Geschenke unter sie, zu 300—900 Thaler für den Einzelnen, und da diese Krieger Zeitlebens Soldaten blieben, so wurde ihnen das Vaterland zuletzt ganz gleichgültig, und sie schlossen sich nur an ihren Feldherrn an, von dem sie sich zu Allem gebrauchen ließen. Der bei Weitem größte Theil des Pöbels bestand aus Bettlern und Leuten, die von günstigen Umständen lebten. Besonders brachte ihnen der Verkauf ihrer Stimme bei den Magistratswahlen vieles Geld ein; denn jeder Bürger hatte das Recht, seine Stimme zu geben, und wer ihm das Meiste bot, der bekam sie. Auch erhielten sie oft unentgeltliche Brot- und Oelaustheilungen. Die vornehmen Römer mußten nämlich, wenn sie zu ansehnlichen Ehrenstellen gelangen wollten, dem gemeinen Volke schmeicheln, und bedienten sich dazu ganz eigener Mittel. Sie gingen einige Zeit vor dem Wahltage in weißen Mänteln umher, und wurden daher Candidaten genannt, grüßten Jeden freundlich, redeten jeden Bekannten an, nannten ihn beim Namen, und wußten sie diesen nicht, so mußte der Sclave, der hinter ihnen herging, ihnen denselben zuflüstern; denn jeder vornehme Römer hielt sich einen Sclaven, der die Namen möglichst aller Bürger wissen mußte. Der gemeine Bürger freute sich dann, wenn der Vornehme so herablassend war, und gar seinen Namen kannte. Dann und wann gaben auch die Vornehmen der ganzen Stadt große Feste. Sylla tractirte einmal das ganze Volk auf dem Markte an langen Tafeln, wobei der Wein in Strömen floß. Das Fest dauerte mehrere Tage, und des Essens war so viel, daß das Uebriggebliebene jeden Abend in die Tiber geworfen wurde.

Durch die Bürgerkriege war das Gefühl der Menschlichkeit und Menschenliebe in den Herzen der Römer fast ganz erloschen, und Jeder that nur das, was ihm selbst Vortheil zu bringen schien. Ein Bruder tödtete nicht selten den andern, um nur ein reicheres Erbtheil zu erhalten. Während in Rom geschwelgt

wurde, schwärmten die Einwohner ganzer Dörfer, die aus ihren Häusern von den Soldaten getrieben waren, als Räuber umher, und um den Ackerbau bekümmerte man sich so wenig, daß jedes Mal eine fürchterliche Hungersnoth entstand, wenn die Kornschiffe aus Sicilien und Aegypten ausblieben.

Das ganze Streben der Vornehmen ging nur darauf, solche Aemter zu erlangen, die recht einträglich waren. Die einträglichsten waren aber die in den Provinzen. Die Statthalter mißbrauchten gewöhnlich ihre Macht trotz aller entgegenstehenden Gesetze auf die frechste und grausamste Weise, und wer auch arm und mit Schulden hingegangen war, kam nach Verlauf eines Jahres als Millionär zurück. Redliche und gerechte Verwaltung in den Provinzen wurde in steigender Verderbniß der Zeiten zur rühmlichen Ausnahme. Meist war jedes Recht hier käuflich. Die Erhebung der Steuern war verpachtet, gewöhnlich an Mitglieder des Ritterstandes*) (General-Pächter), welche dann durch ihre Unterbeamten die Provinzen mit den härtesten Erpressungen drückten. Gieriger Wucher vollendete das Elend, indem man den bedrängten Unterthanen Geld zu übertriebenen Zinsen ausborgte. Das durch Ungerechtigkeit zusammengescharrte Geld wendete man dann in Rom zu ungeheurer Verschwendung an. Die Häuser wurden aus Marmor gebaut; Thüren, Decken und Wände bestanden aus Elfenbein, Silber, Gold, Schildpatt und dergl. Nichts glich besonders der Pracht der Villen (Landhäuser). Jeder vornehme Römer hatte deren mehrere. Am berühmtesten waren die des Lucullus. In ihnen fand man die reizendsten Gärten, marmorne Bäder, Schlafcabinette, durch welche kühlende Bäche geleitet waren, um Kühlung zu verbreiten, und durch sanftes Murmeln den Müden in den Schlaf zu lullen; die herrlichsten Bildsäulen aus Griechenland, große Teiche mit Seefischen, die ungeheure Summen kosteten; und die gewöhnlichsten Gefäße waren aus Silber oder Gold. Derselbe Lucull hatte mehrere Tausende von Kleidungsstücken in seinen Magazinen hängen. Zwei seiner Freunde ließen sich einmal bei ihm zum Essen melden, und zwar erst denselben Morgen, damit er keine Umstände machen möchte. Und doch fanden sie eine herrliche Mahlzeit, die sie auf 10,000 Thaler schätzten; dennoch entschuldigte er sich, und bat, daß sie so vorlieb nehmen möchten. Es war diesen Verschwendern nicht genug, lecker zu essen, sondern jedes Gericht mußte auch aus einer andern Gegend her sein; es kam weniger auf den schönen Geschmack, als auf die Seltenheit der Gerichte an. Um recht viel essen zu können, war man wohl viehisch genug, vor der Mahlzeit ein Brechmittel einzunehmen. Einer der größten Schlemmer war Apicius. Der Mensch hatte von seinem ungeheuren Vermögen so viel durchgebracht, daß er bei der Nachrechnung, die er einmal anstellte, nur noch 250,000 Thaler fand, ein für unsre Zeit recht artiges Vermögen. Er aber — nahm sich das Leben, weil er mit einer solchen Kleinigkeit kein Jahr mehr auskommen zu können glaubte.

Das größte Vergnügen des Volks bestand im Schauspiele. Man hatte

---

*) Der Ritterstand war schon von Romulus gegründet, später aber zahlreicher geworden; er war zum Reiterdienst im Heere ohne Sold verpflichtet. Diese Verpflichtung hörte allmählig auf, dagegen erlangten die Ritter durch ihre ungeheuren Reichthümer und durch die ihnen zugestandene Befähigung zum Richteramte großes Ansehen und Einfluß.

in Rom große runde Plätze, welche ringsum mit steinernen Sitzreihen umbaut waren, so daß immer eine Reihe höher als die andere, und hinter der unteren war. Die Eingänge zu diesen Sitzen waren außerhalb. In solchen Amphitheatern nun wurden dem Volke auf Kosten der Reichen große Schauspiele gegeben, oder Thierhetzen gehalten. Auch mußten wohl Verbrecher mit Thieren kämpfen, oder es wurden Gefechte gegeben, zu denen die Fechter besonders abgerichtet wurden. Dabei wurde vieles Blut vergossen; je mehr, desto lieber war es dem Volke; ein trauriges Vergnügen! denn dadurch gewöhnte es sich, ohne Theilnahme Blut fließen zu sehen. Dergleichen Schauspiele kosteten ungeheures Geld. Der Schwiegersohn des Sylla ließ einmal ein Amphitheater bauen, auf welchem 80,000 Menschen Platz hatten, und welches mit 300 Marmorsäulen und 3000 Bildsäulen und Gemälden verziert war, und doch wurde es schon nach einem Monate wieder eingerissen.

Bei der fast allgemeinen Verworfenheit des römischen Pöbels wurde es einzelnen herrschsüchtigen Männern nicht schwer, sich Anhang zu verschaffen. Denn das Volk hatte ja nichts zu thun, und wußte, daß es bei Bürgerkriegen am meisten zu gewinnen gab. Jeder vornehme Römer pflegte daher einen Haufen ärmerer Bürger um sich zu haben. Er hieß ihr Patron, und sie seine Clienten. Der Patron mußte seine Clienten vor Gericht vertheidigen, und ihnen in der Noth aushelfen; dafür kamen die Clienten jeden Morgen, sich im Vorzimmer nach dem Befinden des Patrons zu erkundigen, und zu fragen, ob er etwas befehle. Ging er über die Straße, so pflegten die Clienten ihn zu begleiten, und hatte er eine Feindschaft mit einem Andern, so bewaffneten sie sich für ihn. Dergleichen Fälle sind in Rom vorgekommen, wo förmliche Gefechte in den Straßen zwischen den Clienten zweier Parteien geliefert wurden.

So war damals das römische Volk. Es konnte nicht fehlen, daß es von Jahr zu Jahr fauler, vergnügungssüchtiger, schwelgerischer, mit Einem Worte nichtswürdiger wurde, und so wie der einzelne Mensch, sobald er sich der Lasterhaftigkeit ergiebt, seinem Verderben zueilt, so ist es auch mit den Völkern. Nach außen zu erweiterte sich zwar der römische Staat noch immer mehr, aber ein unheilbarer Krebsschaden nagte bereits an seinem Herzen. Mit der alten römischen Größe war es nun aus.

26. Sertorius. Spartacus. Mithridat. Cicero. Pompejus. Cäsar.

(Sertorius in Spanien, von Pompejus besiegt 72. Sclavenkrieg in Italien unter Spartacus 71. Seeräuberkrieg, durch Pompejus beendigt, 67. Mithridatischer Krieg 74—64. Lucullus Siege bei Kabira, Tigranocerta und Artaxata. Fortsetzung und Beendigung des Kriegs durch Pompejus. — Cicero. Verschwörung des Catilina 62. Julius Cäsar. Triumvirat des Cäsar, Pompejus und Crassus 60. Cäsar in Gallien. Ariovist. Cäsar am Rubicon. Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. Schlacht bei Pharsalos 48. Des Pompejus Tod. Cäsar in Aegypten. Schlacht bei Thapsos. Cato von Utica. Verbesserung des Calenders. Sextus Pompejus in Spanien. Schlacht bei Munda. Ermordung Cäsars 44.)

Sylla hätte nicht vermocht, die Partei der Marianer ganz zu vertilgen, Sertorius, einer der größten Feldherren aller Zeiten, hatte sich und die Trümmer derselben nach Spanien gerettet. Hier wurde er von einem Syllani=

schen Heere angegriffen und so gedrängt, daß er schon im Begriff war, das Land zu verlassen, und nach den canarischen Inseln zu fliehen, als die Lusitanier (Portugiesen) ihn einluden, ihr Anführer gegen die Römer zu werden. Mit ihnen drang er wieder in Spanien ein, und behauptete sich gegen die Feldherren, welche Sylla gegen ihn sandte, indem er große Schlachten, denen sein kleines Heer nicht gewachsen war, vermied, und mit großer Geschicklichkeit einen kleinen Krieg gegen die Römer führte. In seinem Lager fand man Klein-Rom; denn er hatte aus den Verständigsten einen Senat von 300 Personen gebildet. Nach Sylla's Tode war, da seine Fortschritte Besorgniß erregten, ein neuer Feldherr, der junge Pompejus, gegen ihn geschickt worden. Aber Sertorius blieb in Kriegslisten unerschöpflich, nach erlittener Niederlage selbst noch furchtbar, und bald verzweifelte man, ihn besiegen zu können. Zuletzt wurde sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Vielleicht war es die für ihn dadurch entstehende Unsicherheit des Lebens, die ihn härter und mißtrauisch gegen seine Untergebenen machte, und dadurch wieder verlor er die allgemeine Liebe seiner Soldaten. Darauf bauend, brachte 72 sein Unterfeldherr Perperna, der nach dem Oberbefehl lüstern war, eine Verschwörung gegen den großen Mann zusammen, und übernahm die Ausführung des Bubenstücks. Er lud ihn zu einem Gastmahl ein, besetzte das Haus mit Bewaffneten, und während der Traulichkeit und der Freude des Mahls fielen auf seinen Wink drei Verschworene über den Feldherrn her, und stachen ihn nieder. Aber der Nichtswürdige erreichte seinen Zweck nicht. Kaum vermochte er den allgemeinen Unwillen über die That durch Geschenke und Verheißungen einigermaßen niederzudrücken. Bald darauf wurde Perperna von Pompejus geschlagen, und auf der Flucht gefangen. Er hoffte sein Leben dadurch zu retten, daß er die Brieftasche des Sertorius, die über dessen Verbindungen mit vielen angesehenen Männern in Rom Aufschluß geben konnte, dem Pompejus auslieferte. Aber dieser dachte so edel, alle Briefe ungesehen zu verbrennen, und ließ darauf den elenden Perperna niederstechen, damit er durch mündliche Angaben Keinem mehr schaden könne. Nach seinem Tode hielt es nicht mehr schwer, Spanien zu beruhigen.

In dem folgenden Jahre 71 wurde Rom wieder durch einen Sclavenkrieg in Schrecken gesetzt. Spartacus, ein Thrakier, der als Kriegsgefangener in einer Fechterschule in Capua eingeübt wurde, vermochte 74 andere Fechter mit ihm zu entfliehen. Diese starken, verwegenen Menschen brachen aus, bewaffneten sich mit dem, was die Gelegenheit bot, und erhielten von allen Seiten Zuwachs. Noch stärker wurde der Zulauf, nachdem sie über die gegen sie ausgeschickten Truppen Siege erfochten hatten. Mit dem Erfolge wuchs ihre Kühnheit; das ganze südliche und mittlere Italien wurde ausgeplündert, und Rom zitterte vor der nahen Gefahr. Spartacus, dem die Freiheit über Alles ging, schlug den Sclaven jetzt vor, sich bis zu den Alpen durchzuschlagen; dann könnte Jeder nach seiner Heimath zurückkehren. Ein Theil schloß sich ihm an, Andere zogen vor, ihre Raubzüge durch Italien fortzusetzen. Schon war Spartacus über Rom hinaus bis nach Ober-Italien gekommen, da verlegte ihm ein römisches Heer den Weg. Dies bewog ihn umzukehren, und den Schrecken nach Rom selbst zu tragen. Noch nie war diese Stadt in solcher Gefahr gewesen, als jetzt, wo 120,000 wilde Sclaven sich ihr näherten, und kein römischer Feldherr den Oberbefehl übernehmen wollte. Endlich entschloß sich Li-

cinius Crassus zu dem gefährlichen Geschäft. Spartacus gab seinen Plan auf Rom auf, und kehrte nach Unter-Italien zurück. Hier erlitten die Sclaven zwei große Niederlagen; Spartacus selbst fiel, 40—60,000 wurden erschlagen, 6000 ans Kreuz genagelt. Nur ein kleiner Haufe war entronnen, und irrte umher. Als sie sich nach Ober-Italien zogen, um über die Alpen zu entkommen, fielen sie dem Pompejus in die Hände, der eben aus Spanien zurückkehrte, und wurden sämmtlich niedergehauen. Da rühmte sich der stolze Mann: den Sclavenkrieg mit der Wurzel ausgerottet zu haben.

Vier Jahre darauf hatte Pompejus, einer der größten Männer jener Zeit, edelmüthig, tapfer, frei von Blutdurst und Grausamkeit, aber eitel, ehrsüchtig und nicht ohne Verstellung, Gelegenheit, seinem Vaterlande einen noch größeren Dienst zu erweisen: nämlich dem Seeräuberkrieg ein Ende zu machen, 67. Die Verarmung Klein-Asiens und anderer Länder am mittelländischen Meere durch die Bedrückung Sylla's und andrer Römer hatte die Küstenbewohner bewogen, zur See ihr Glück zu suchen, und da die ersten Versuche der Seeräuber glücklich abliefen und reichliche Beute abwarfen, so war bald das Meer mit ihren Schiffen bedeckt. Der Seehandel wurde dadurch gestört, selbst die Seereisen gefahrvoll gemacht; Rom gerieth wegen des Ausbleibens der Getreideflotten in Noth, und da die Korsaren auf der See nicht genug Beute fanden, so landeten sie, plünderten Städte, Dörfer und Villen aus, und schleppten gar Menschen fort. Ihre Hauptsitze hatten die Räuber in den Häfen der Südküste Klein-Asiens, auf einigen kykladischen Inseln und auf Kreta. Man hatte zwar versucht, ihre Raubnester zu zerstören; aber da Rom keine große Seemacht hatte, so war so gut wie nichts ausgerichtet worden. Da machte der Tribun Gabinius den Vorschlag, daß man einen Feldherrn bestimme, der gegen die Seeräuber ausziehen sollte, und dazu auf 3 Jahre mit unumschränkter Gewalt über alle Meere und alle Küsten bis auf 13 Meilen ins Land hinein bekleidet würde. Jeder wußte, daß Gabinius den Pompejus dabei im Sinne habe, und Viele erhoben sich daher, weil es zu gefährlich schien, so viele Macht in die Hände eines Einzigen zu legen, gegen den Vorschlag, der aber doch endlich durchging. Jetzt entwickelte Pompejus sein großes Feldherrntalent. Er brachte bald ein großes Heer und 270 Seeschiffe zusammen, umstellte das ganze mittelländische Meer mit einzelnen Schiffsabtheilungen, und war selbst bald dort bald hier, so daß die Korsaren, überall verfolgt, nach ihren Zufluchtsörtern flohen. Als nun Pompejus sich bereitete, auch hier sie aufzusuchen, eilten die Räuber, sich freiwillig zu unterwerfen, und so hatte er in drei Monaten den so schwierigen Krieg beendigt. Zehntausend Räuber waren dabei umgekommen, viele ihrer Schiffe zerstört; die noch lebenden Korsaren wurden als Kolonisten nach entvölkerten Gegenden geführt. Kreta dagegen, wo sich die Seeräuber am längsten hielten, wurde, zum Verdruß des Pompejus, von Metellus eingenommen, der davon den Beinamen Creticus erhielt.

Kaum war dieser Krieg beendigt, so erhielt der glückliche Pompejus einen neuen ehrenvollen Auftrag: den Mithridatischen Krieg zu beendigen, 66. Der alte, mehr als 70jährige Mithridat hatte schon 8 Jahre vorher den Krieg erneuert, indem er seinem Schwager Nikomedes Bithynien (im nordwestlichen Klein-Asien) wegnahm. Ein römisches Heer, welches dem Nikomedes zu Hülfe eilte, wurde besiegt. Jetzt erschien Lucullus, und schlug den Mithri-

dat, so daß er fast sein ganzes Heer einbüßte, und nach Pontos zurückfliehen mußte. Aber bald hatte der unermüdete Greis ein neues Heer beisammen, und lieferte damit dem Lucull die Schlacht bei Kabira (71) im nördlichen Klein-Asien. Auch hier erlitt Mithridat eine gänzliche Niederlage. Kaum konnte er sich selbst durch die schleunigste Flucht zu Fuß retten; sein Lager fiel den römischen Soldaten mit sehr reicher Beute in die Hände. Lucull verfolgte ihn auf dem Fuß. Eine der pontischen Städte wurde von dem fliehenden Feinde angezündet. Lucull befahl seinen Soldaten, das Feuer zu löschen; aber diese hörten nicht auf seine Befehle, sondern plünderten noch dazu die armen Einwohner aus. „Wie unglücklich bin ich doch," rief Lucull mit nassen Augen aus, „daß ich nicht, wie einst Sylla Athen, diese der Zerstörung geweihte Stadt retten kann!" Nachdem das Feuer ausgebrannt war, ließ er auf seine Kosten die zerstörten Häuser wieder aufbauen. Mithridat war zu seinem Schwiegersohne, dem Könige Tigranes von Armenien, geflohen. Lucull brach ein in dies Reich, besiegte beide Könige in einer großen Schlacht bei Tigranocerta, der Hauptstadt des Reichs, und eroberte sie. Dann verfolgte er sie noch weiter, bis er sie an der Spitze eines neugesammelten Heeres bei der Residenz Artaxata traf. Auch hier gewann er einen großen Sieg, und eben war er im Begriff, durch gänzliche Eroberung Armeniens den Krieg zu endigen, als seine Soldaten ihm den Gehorsam aufsagten. Sie weigerten sich, noch weiter nach Norden vorzudringen, und zwangen ihn, Winterquartiere zu beziehen. Dadurch gingen alle schon errungenen Vortheile wieder verloren. Denn Mithridat schöpfte wieder Muth, drang aufs Neue in sein Reich Pontos ein, und eben so bemächtigte sich Tigranes Armeniens wieder. Lucull hatte, als er noch siegreich vordrang, zu voreilig nach Rom gemeldet, der Krieg sei beendigt; der Senat möchte Commissarien schicken, um das eroberte Land in Verwaltung zu nehmen. Da nun die Commissarien erschienen, fanden sie Alles anders, als sie erwartet hatten, und berichteten ungünstig über Lucull nach Rom. Des Pompejus Freunde hatten längst gewünscht, diesem den Oberbefehl zu verschaffen. Daher wurden Lucull's Verdienste heruntergesetzt, und er großer Fahrlässigkeit beschuldigt. Der Tribun Manilius machte den Vorschlag, den Pompejus mit Beendigung des mithridatischen Krieges zu beauftragen. Der Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen, und Pompejus löste den verdienstvollen Lucull ab.

Pompejus erschien mit einer großen Macht, und trieb den Mithridat wieder aus Pontos heraus bis in die Gegend von Armenien, wo die Quellen des Euphrats sind. Hier überfiel er den König in der Nacht, und richtete unter seinen Soldaten eine so große Niederlage an, daß Mithridat sich kaum mit 800 Reitern retten konnte. Er eilte nach Kolchis im Kaukasus, und Pompejus ihm nach. Aber der alte Mithridat war noch nicht ermüdet. Sein nie ruhender Geist hatte den abenteuerlichen Plan ausgesonnen, mit den neuangeworbenen skythischen Völkern durch das heutige Rußland und Ungarn nach Italien vorzudringen. Doch seine Stunde war gekommen. Sein Sohn Pharnaces sagte ihm den Gehorsam auf, und bewog einen Theil des Heeres von ihm abzufallen. Dieser Schlag fiel dem königlichen Greis so hart, daß ihm das Leben als eine Last erschien; er ließ sich von einem seiner Diener niederstechen, 64. Pompejus entschied darauf über den Besitz der Länder Vorder-Asiens. Selbst

kein König, stand er doch über den Königen, die ehrerbietig auf seine Befehle horchten. Auch das Schicksal Judäa's wurde damals entschieden. Seitdem sich die Juden von dem syrischen Könige Antiochos Epiphanes 167 losgerissen hatten, waren sie von der Familie der Makkabäer regiert worden. Jetzt stritten sich zwei Brüder aus dieser Familie um die Herrschaft. Pompejus machte den Schiedsrichter; er entschied für Hyrkan, den er zum Hohenpriester und Fürsten (Ethnarch) ernannte, gegen Aristobul, und machte die Juden von Rom abhängig.

Das letzte Jahrhundert vor Christi Geburt war ganz vorzüglich reich an ausgezeichneten Männern, die bei den großen Talenten, die sie besaßen, Rom recht glücklich hätten machen können, wenn sie nicht der Ehrgeiz getrieben hätte, nur für sich selbst zu arbeiten. Dadurch machten sie ihre Zeitgenossen, und zuletzt sich selbst unglücklich. Denn es kann nicht oft genug gesagt werden, daß der für sich am besten sorgt, der für das Glück Andrer arbeitet.

Einer dieser großen Männer war Cicero, in Arpinum geboren, schon als Knabe so lernbegierig, daß seine Lehrer ihn als ein Wunderkind betrachteten; dabei machte sein herrliches Gedächtniß ihm jede Arbeit leicht. Als er heranwuchs, legte er sich auf die Beredtsamkeit, und machte bald als der vorzüglichste Redner großes Aufsehen. Nicht leicht wurde Jemand verurtheilt, dessen Sache er vor Gericht geführt hatte. Als ein Freund der Wahrheit und ein eifriger Feind jeder Ungerechtigkeit griff er diese an, wo er sie fand, und mehrere seiner Reden, die wir noch übrig haben, zeigen uns, mit welcher edeln Wärme er die Lasterhaften entlarvte. Ob er gleich aus keiner angesehenen Familie war, so stieg er doch, durch seinen eigenen Werth gehoben, zu allen Staatsämtern empor; er verwaltete sie mit Uneigennützigkeit, damals ein höchst seltener Fall, und als er einmal Quästor in Sicilien gewesen war, so verließ er die Insel, begleitet von den Segnungen der Einwohner. Endlich wurde er Consul, 62, und hier erwarb er sich das große Verdienst, die gefährliche Verschwörung eines höchst bösen Menschen, des Catilina, zu entdecken und zu unterdrücken. Dieser Catilina, einer vornehmen Familie zugehörend, hatte sein ganzes Vermögen in Liederlichkeit durchgebracht, bei den Syllanischen Proscriptionen sich durch Ermordungen hervorgethan, seinen Schwager und leiblichen Bruder ermordet, ja sein eignes Kind getödtet, um eine neue Heirath eingehen zu können — solche Ungeheuer waren damals in Rom nicht selten, — und war wegen Erpressungen bereits in Untersuchung gewesen. Nun wollte er, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, den Consul Cicero und andere Staatsbeamte ermorden, die Stadt anzünden, eine Schreckensregierung wie unter Sylla einführen, und sich und seine Mitverschworenen mit den einträglichsten Statthalterschaften versorgen. Dazu hatte er bereits selbst ein Heer angeworben. Da entdeckte der thätige Consul die ganze Verschwörung, versammelte sogleich den Senat, und hielt, da er hier auch den Catilina erblickte, der unverschämt genug gewesen war zu kommen, eine der feurigsten Reden gegen diesen Menschen, der auch noch denselben Abend Rom verließ, und zu seiner Bande ging, die von dem Heere bei Pistoria in Etrurien angegriffen und nach tapferem Widerstande geschlagen wurde. Catilina fand im Treffen seinen Tod. Die Entdeckung dieser Verschwörung erwarb dem Cicero großen Ruhm, und er sagte nachmals oft, das sei sein glücklichster Tag gewesen,

als ihn das Volk zum Danke für die Rettung der Stadt mit Fackelmusik nach Hause begleitet, und einen Vater des Vaterlands genannt hätte.

Der größte Mann dieses Jahrhunderts war aber unstreitig Julius Cäsar, ein unvergleichlicher Kopf. Er war 6 Jahre jünger als Pompejus, und hätte Rom bei seinem außerordentlichen Verstande recht glücklich machen können, wenn er nicht einen gränzenlosen Ehrgeiz besessen hätte. In seiner Jugend hatte er von seiner Mutter Aurelia — den Vater hatte er schon früher verloren — eine sorgfältige Erziehung erhalten, und da er ein blasses Ansehen hatte, und schwächlich war, so härtete sie ihn durch Bewegung und Anstrengung ab. Zugleich war er mäßig und nüchtern, wußte sich mit großer Gewandtheit in alle Menschen zu schicken, und war höflich und bescheiden. Aber desto stärker hatte sich schon früh in ihm die Leidenschaft der Ehrsucht entwickelt, die ihn sein ganzes Leben hindurch umhertrieb, und ihm endlich einen gewaltsamen Tod zuzog.

Als Sylla in Rom herrschte, war Cäsar ein junger, eben erst aufgeblühter Mann, der schon die Blicke der Römer auf sich zu ziehen anfing. Da er mit der Tochter des Marianers Cinna verheirathet war, so verlangte Sylla, er solle sich von ihr trennen. Aber Cäsar erklärte mit edlem Muthe, daß nichts ihn bewegen könnte, auf das Geheiß eines Andern eine Handlung zu begehen, die er verabscheute. Lieber ließ er sich mit auf Sylla's Aechtungsliste setzen, und verließ Rom, um der Lebensgefahr zu entgehen. Seine Freunde baten den Sylla so lange, bis er ihn endlich wieder ausstrich. „Ich thue es ungern," sagte Sylla, „denn in diesem jungen Manne steckt mehr als ein Marius!" Während einer Reise, die er um diese Zeit nach Klein-Asien machte, wurde er auf der Rückkehr nach Rom von den Seeräubern gefangen genommen. Als diese von ihm ein Lösegeld von 20 Talenten forderten, lachte er, und sagte, er wolle ihnen 50 geben; denn sie wüßten nicht, was für ein bedeutender Mann er wäre. Als sie ihn in die Nähe von Klein-Asien gebracht hatten, schickte er seine Leute nach der Küste, um das Lösegeld bei seinen Freunden aufzutreiben; er selbst blieb bis zu ihrer Rückkehr fünf Wochen lang unter ihnen, und behandelte sie so, als wenn er ihr Herr, und sie seine Sclaven wären. Endlich kam das Geld an, und nun setzten sie ihn an die Küste. Sogleich eilte er nach Milet, fuhr ihnen mit einigen Schiffen nach, nahm ihnen alle ihre Schätze ab, und machte nun die Drohung wahr, indem er sie insgesammt kreuzigen ließ.

Ehe Cäsar nach Rom zurückging, besuchte er die Insel Rhodos an der Südwestspitze von Klein-Asien, wo eine berühmte Rednerschule war, um sich in der Beredtsamkeit zu üben. Auch besaß er wirklich von Natur herrliche Rednergaben, obgleich er den Cicero nie erreicht hat. In Rom nahm er zwar gleich lebhaften Antheil an den Staatsgeschäften; aber er kleidete sich dabei wie ein Stutzer, ordnete seinen Mantel mit Sorgfalt, und seine gelockten Haare dufteten nach schönen Salben, Alles, damit Pompejus und andre Männer von Ansehen nicht merken sollten, daß er nach höheren Dingen strebe. Zugleich aber schmeichelte er ihnen, und bewarb sich durch sein einschmeichelndes Wesen und seine Freigebigkeit so um die Liebe des Volks, daß er täglich mehr der Liebling desselben wurde. Sein Vermögen ging dabei freilich darauf, ja er machte 1200 Talente (1,500,000 Thaler) Schulden, aber das machte ihm

keine Sorge; denn er wußte wohl, daß die Liebe des Volks ihm einträgliche Aemter verschaffen könnte, durch die er sich bald ein großes Vermögen erwerben würde.

Das erste Amt, welches er bekleidete, war das eines Quästors. Als solcher wurde er nach Lusitanien geschickt. Hier betrieb er seine Geschäfte mit solchem Eifer, daß er selbst, wenn er auf Reisen in der Sänfte oder im Wagen saß, arbeitete, oder seinen Schreibern dictirte. Nachdem er nach Rom zurückgekehrt war, stieg er von einer Stufe zur andern. Er gab als Aedil dem Volke prächtige Schauspiele, die seine Schulden freilich sehr vermehrten; aber dafür konnte er auf die Liebe desselben sicher rechnen. Das zeigte sich recht, als die Stelle eines Pontifex Maximus vergeben werden sollte. Dies Amt pflegte man nur alten, langgedienten Männern zu übertragen; dennoch war Cäsar so keck, sich dazu zu melden, und fest entschlossen, seine Wahl durchzusetzen. Am Wahltage begleitete ihn seine Mutter, vor Besorgniß weinend, bis an die Hausthüre. „Sei ruhig," sprach er, „entweder siehst du mich als Pontifex oder als Verbannten wieder." Er wurde gewählt. Nachdem er noch die Prätur bekleidet hatte, erhielt er Spanien zur Provinz; aber seine Gläubiger wollten ihn nicht fortlassen; denn er hatte so viele Schulden, daß er einmal sagte: „Ich brauche 12,000 Talente, um sagen zu können, daß ich nichts habe." Er wandte sich daher an den reichsten Mann in Rom, Licinius Crassus, und dieser sagte gut für ihn*). Auf seiner Reise nach Spanien kam er am Fuße der Alpen durch ein unbedeutendes Städtchen. Einer seiner Begleiter meinte, ob man sich hier auch wohl verfolge und beneide und Ränke schmiede. „Gewiß!" rief Cäsar, „und glaubt mir, ich wollte hier lieber der Erste, als in Rom der Zweite sein." Schon hieraus konnte man erkennen, was er zu werden Willens war. Als er nach Cadiz kam, fand er in einem Tempel unter andern Bildsäulen großer Helden auch die Alexanders des Großen. Er blieb sinnend vor ihr stehen, und rief dann schmerzlich aus: „Der hatte in meinem Alter schon eine Welt erobert, und ich habe noch nichts Großes gethan!"

Cäsar kam nach Ablauf des Jahres als ein reicher Mann nach Rom zurück, bezahlte seine Schulden, und machte nun kein Hehl mehr daraus, daß er sich so gut als jeder Andre zum Herrschen berufen fühlte. Er bewarb sich um das Consulat, und erhielt es; darauf schloß er sich eng an den Pompejus, den damals Angesehensten in Rom, an, und brachte eine Aussöhnung zwischen diesem und Crassus zu Stande. Alle drei schlossen nun 60 eine geheime Verbindung, Triumvirat (Dreiherrschaft) genannt, wie sie sich in die Herrschaft über das römische Reich theilen wollten. Um diese Verbindung noch fester zu machen, wurde Pompejus des Cäsar Schwiegersohn. Welch eine Verbindung! Was vermochten nicht der Reichste, der Angesehenste und der Klügste, wenn Einer dem Andern forthalf!

Das Erste, was diese Dreimänner durchsetzten, war, daß Cäsar auf

*) Dieser Crassus hatte sich zur Zeit des Sylla ein so ungeheures Vermögen erworben, daß die Hälfte der römischen Bürger seine Schuldner waren. Er hatte nämlich damals, wo die Häuser wohlfeil waren, eine Menge derselben gekauft, ließ die schlechten einreißen, und durch die Handwerker, deren er unter seinen Tausenden von Sclaven von aller Art hatte, neue aufbauen, die er an die Bürger vermiethete.

5 Jahre die Verwaltung von Gallien (Ober-Italien und Frankreich) erhielt; während dessen wollten die beiden Andern das römische Reich nach Belieben regieren. Aber vorher mußte man zwei Männer entfernen, von denen man, weil es Ehrenmänner und Vaterlandsfreunde waren, mit Recht heftigen Widerstand erwarten mußte: Cato (später Uticensis beigenannt) und Cicero. Jenen schickte man mit einem Auftrage nach Cypern, diesen aber beschloß man, in die Verbannung zu schicken. Dazu bediente man sich eines durch seinen wüsten Lebenswandel und seine Unverschämtheit berüchtigten, aber beim Pöbel beliebten Mannes, des Clodius, der als Tribun ein Gesetz durchsetzte: daß Keiner einen Bürger ohne Prozeß dürfe hinrichten lassen. Dies Gesetz wurde nun gegen Cicero angewendet, der mehrere in die Verschwörung des Catilina verwickelte Bürger im Gefängnisse hatte erdrosseln lassen. Dies, was damals gebilligt worden war, wurde ihm nun als Verbrechen angerechnet, und da er sah, daß alle seine Bitten bei Pompejus und andern Großen nichts fruchteten, ging er freiwillig in die Verbannung nach Makedonien. Man schleuderte ihm das Verbannungsurtheil nach. Aber schon im folgenden Jahre erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr, und hatte die Freude, von allen Seiten die aufrichtigsten Beweise von Achtung zu erhalten. Seit dieser Zeit schloß er sich an Pompejus an, um an ihm einen Beschützer zu haben.

Cäsar war indessen nach Gallien gegangen. Er hatte diese Provinz nicht ohne Absicht gewählt; denn Gallien, damals von vielen kriegerischen Volksstämmen bewohnt, gab ihm Gelegenheit, seine Soldaten durch Krieg und Märsche abzuhärten, und ganz an sich zu gewöhnen. Und verstand Einer die Kunst, die Gemüther zu gewinnen, so war er es. Die Soldaten hingen an ihm wie an einem Vater. Er durchzog seine Provinz in allen Richtungen, unterwarf wilde Völker, überstieg rauhe Gebirge, und lieferte siegreiche Gefechte. Es ist fast unglaublich, welche Beschwerden er hier zu überwinden hatte; denn kaum verließ er eine Gegend, so empörten sich auch die Einwohner wieder. Auch nach Deutschland kam er zwei Mal, indem er ungefähr bei Bonn und Andernach über den Rhein setzte; aber sogleich zogen sich die Deutschen in ihre dichten Wälder zurück, in welche Cäsar ihnen nicht zu folgen wagte. Selbst nach England ist er zwei Mal geschifft, ohne aber dort lange zu verweilen, weil die Wildheit seiner Bewohner ihn zurückschreckte. Von seinen vielen Kriegen in Gallien mögen hier nur zwei erwähnt werden. Die Helvetier, vier Stämme, waren aus ihren Sitzen aufgebrochen, und wollten sich in Gallien neue Sitze suchen. Sie baten Cäsar 58 um freien Durchzug; er schlug es ab. Da sie aber doch kamen, folgte er ihnen, und holte sie an der Saone (Arar) ein. Drei Stämme waren schon übergesetzt; aber die Tiguriner, die noch diesseits waren, griff er an, und sprengte sie auseinander. Die Andern setzten ihren Zug bis Bibracte fort. Hier lieferte ihnen Cäsar eine Schlacht, die sich mit ihrer gänzlichen Niederlage endigte. Die nicht erschlagen waren, überließen ihm die Entscheidung ihres Geschicks. Er befahl ihnen darauf, in ihr Land zurückzukehren. — Die Sequaner und Aeduer, zwei gallische Völker, hatten mit einander Krieg. Jene riefen Hülfsvölker aus Deutschland herbei, die ihnen Ariovist, ein Häuptling aus Süddeutschland, zuführte. Die Aeduer wurden nun zwar überwunden; da aber immer mehr Deutsche kamen, so wurde auch den Sequanern vor den Gästen bange, die nun in Gal-

lien festen Fuß faßten. Sie und mehrere andere gallische Stämme schickten zu Cäsar, und baten um Hülfe gegen Ariovist. Cäsar versuchte erst den Weg der Güte, erhielt aber von dem stolzen Deutschen eine abweisende Antwort. Dies machte den Krieg nöthig. Als Cäsar den Feinden näher rückte, zeigten seine Römer eine unerwartete Furcht vor einem Zusammentreffen mit dem Feinde. Er versammelte darauf seine Soldaten, und sprach: „Ich erfahre, daß ihr euch vor dem Feinde fürchtet. Ich will euch nicht zwingen; ihr könnt nach Hause ziehen. Die zehnte Legion wird mich nicht verlassen; mit ihr allein werde ich den Feind angreifen, der nicht tapfrer ist als die Cimbern, so wie ich mich für keinen schlechteren Feldherrn halte als Marius." Diese Rede wirkte; Alle versicherten ihn ihrer Bereitwilligkeit. Jetzt verlangte Ariovist eine Zusammenkunft mit Cäsar. Sie fand statt, aber ohne Erfolg. Die Schlacht bei Vesontio (Besançon) 57 entschied den Streit. Die Deutschen erlitten eine große Niederlage; Ariovist floh über den Rhein zurück in sein Vaterland, und wurde nicht wieder gesehen.

Während dessen war die Freundschaft zwischen den Triumvirn lauer geworden, und der Bund schien sich auflösen zu wollen. Da hielten sie (56) in Lucca eine Zusammenkunft, und erneuerten den Bund. Sie beschlossen: daß Cäsar auf neue 5 Jahre Gallien behalten, Crassus und Pompejus das Consulat erhalten, und sich dann mit Provinzen versorgen sollten. Trotz des Widerspruchs Cato's und andrer Freiheitsfreunde setzten jene die Bestätigung ihrer Vorschläge beim römischen Volke durch; Pompejus erhielt Spanien, und Crassus Syrien auf 5 Jahre.

Aber bald löste sich das Freundschaftsband zwischen Cäsar und Pompejus ganz auf; denn Cäsars Tochter, die an Pompejus verheirathet war, starb, und beide Triumvirn erkannten nun wohl, daß Jeder nur für sich arbeite, und Jeder der Erste in Rom werden wollte. Ungeachtet seiner unermüdlichen Thätigkeit hatte Cäsar nicht unterlassen, den Pompejus in Rom genau zu beobachten. Seine Freunde gaben ihm von Allem, was in Rom vorging, genaue Nachricht. Crassus war auf einem Feldzuge gegen die Parther erschlagen worden, und Pompejus ließ Spanien durch Legaten verwalten, während er selbst in Rom blieb, weil er wohl einsah, daß es mit Cäsar bald zum Bruche kommen werde. Darum bemühte er sich ganz in der Stille, die Herzen der Senatoren und des Volks zu gewinnen, und gegen Cäsar einzunehmen, was ihm auch wenigstens zum Theil gelang, und der unbesonnene Mann war seiner Sache so gewiß, daß er, als ihn Jemand einst vor Cäsar warnte, sagte: „Laßt ihn nur kommen! ich brauche ja nur auf die Erde zu stampfen, um ein Heer zu schaffen." Endlich glaubte Cäsar, die rechte Zeit sei gekommen. Er schickte nach Rom, und hielt um das Consulat an. Die Antwort lautete nicht nur verneinend, sondern der Senat befahl ihm sogar, seine Soldaten zu entlassen und ohne sie nach Rom zu kommen. Das hieß, sich seinen Feinden wehrlos in die Hände liefern. Cäsar antwortete, er sei bereit, die Statthalterschaft niederzulegen, wenn Pompejus dasselbe thue, wozu dieser aber keine Lust hatte. Jetzt kam es darauf an, entschlossen und schnell zu handeln. Auf die Treue seiner Soldaten konnte er rechnen, und durch seine Reichthümer, die er mit vollen Händen austheilte, hatte er sich in Rom viele der einflußreichsten Personen zu Freunden gemacht.

Als er jenen Befehl vom Senat erhielt, war er schon in Ober-Italien. Dies gehörte, wie gesagt, noch zu seiner Provinz, und ein Flüßchen, welches ins adriatische Meer fließt, der Rubicon, machte die Gränze zwischen einer Statthalterschaft und dem eigentlichen römischen Gebiete. Jetzt ließ er seine Soldaten zusammenkommen. „Hört!" sagte er, nachdem er ihnen das Schreiben des Senats vorgelesen hatte, „wollt ihr zugeben, daß euer Feldherr so beleidigt werde?" — „Nein! nimmermehr!" riefen Alle. „Gut," fuhr er fort, „so geht jetzt aus einander. Morgen wollen wir uns am Rubicon wieder treffen!" — Am folgenden Tage (49) waren er und sein Heer da. Noch einmal überlegte er, ob er gehorchen sollte oder nicht. Setzte er mit dem Heere über den Fluß, so hatte er den Befehl des Senats übertreten, und konnte nicht mehr zurück; der Bürgerkrieg war dann entschieden. Noch war es Zeit. Endlich rief er: „Wohlan! laßt uns hinübergehen! der Würfel ist geworfen!" Er setzte hinüber, und ging mit dem Heere auf Rom los.

Sobald die Kunde davon das Land durchflog, entstand eine ungeheure Bewegung. Ganze Ortschaften flohen vor ihm her nach Rom; denn noch wußte Niemand, wie er seine Feinde behandeln würde. In Rom selbst aber war die Bewegung noch größer. Während seine Freunde sich rüsteten, ihm entgegen zu gehen, packten seine Feinde ihre Kostbarkeiten zusammen, und eilten hinweg. Pompejus spielte dabei eine traurige Rolle. Er war so fest überzeugt gewesen, daß Cäsar nicht wagen würde, ungehorsam zu sein, daß er Einem, der die Möglichkeit davon behauptet, geantwortet hatte: „das wäre ja, als wenn mir mein Sohn Stockschläge anbieten wollte!" Darum war nun für nichts gesorgt, und es blieb ihm und seiner Partei nichts als eine schleunige Flucht übrig. Er, mit ihm der größte Theil des Senats und eine Menge der vornehmen Römer, eilte zunächst nach Capua, wo seine ganze Macht, 2 Legionen, standen, die er mit Mühe bis auf 6 vermehrte, dann aber, ohne an Gegenwehr zu denken, durch Unter-Italien nach dem adriatischen Meere zu. Hier warfen sie im Hafen von Brundusium sich in die Schiffe, um nach Griechenland zu gehen. Cäsar hatte indessen mehr durch milde Freundlichkeit, als durch die Waffen alles Land bis nach Rom unterworfen, und eilte dem Flüchtling nach, der eben erst abgefahren war. Er ließ ihn fahren: „denn," sprach er, „erst will ich das Heer ohne Feldherrn schlagen, und dann mich gegen den Feldherrn ohne Heer wenden." Er meinte unter jenem die Pompejaner, die in Spanien zum Kriege bereit standen, und unter Letzterem die vornehmen jungen Römer, welche mit dem Pompejus geflohen waren, und ihm unkriegerisch schienen. Also eroberte er erst binnen 60 Tagen ganz Italien, dann ging es im Fluge nach Sicilien, Sardinien und Spanien; das letztere eroberte er binnen 40 Tagen, indem er die Pompejaner so einschloß, daß sie sich ergeben mußten. Die Meisten gingen zu ihm über; die Andern entließ er. Nun erst, 48, fuhr er mit einigen Legionen nach Griechenland über. Daß das Glück mit ihm sei, erkannte Cäsar sehr wohl, und darauf verließ er sich auch. Als die Schiffe mit den in Italien zurück gebliebenen Legionen zu lange säumten, fuhr Cäsar auf einem Boote noch einmal nach der italischen Küste zurück. Da überfiel ihn ein Sturm; es schien unmöglich, das Ufer wieder zu gewinnen, und die Schiffer sahen sich bedenklich an. Cäsar aber rief dem Steuermann zu: „Sei gutes Muthes! wir werden nicht untergehen. Du fährst den Cäsar und sein

Glück.“ Und wirklich legte sich der Sturm bald, und sie kamen glücklich ans Land. — Viel half ihm freilich auch die Ungeschicklichkeit seiner Feinde. Einmal wurde er von Pompejus überfallen, seine Soldaten flohen auf allen Punkten, und Cäsar gab schon Alles verloren; aber Pompejus verfolgte ihn nicht, sondern zog sich zurück. „Heute,“ sprach Cäsar, „würden die Feinde einen vollständigen Sieg gewonnen haben, wenn sie einen Anführer hätten, der zu siegen verstände.“

Endlich trafen beide Heere zu einer entscheidenden Schlacht auf einander bei Pharsálos in Thessalien, 48. Die Schlacht wurde hauptsächlich durch Cäsars Reiterei (es waren darunter deutsche Schaaren) entschieden, welcher er befohlen hatte, den Reitern des Pompejus nicht nach Brust und Schultern zu stechen, sondern nach dem Gesichte, weil er wußte, daß diese Reiter nichts so sehr als eine Wunde im Gesichte fürchteten; denn es waren fast lauter vornehme Jünglinge, die ihr glattes Gesicht nicht wollten entstellen lassen. Als daher die Reiter Cäsars anrückten, und thaten, wie ihnen ihr Herr befohlen hatte, ergriffen jene Jünglinge vor Schrecken bald die Flucht. Mehr als dieser Sieg ehrt den Cäsar die Menschlichkeit gegen die besiegten Feinde. Er behandelte sie mit äußerster Milde, wies keinen von sich, der zu ihm überging, und als er in des Pompejus Lager kam, und hier die vielen Todten erblickte, rief er seufzend aus: „Das haben meine Feinde so gewollt; mit Gewalt haben sie mich dazu gezwungen!“ und nach Rom schrieb er: „unter allen Früchten meines Sieges ist mir der der herrlichste und süßeste, daß ich alle Tage einigen Bürgern, die vorher meine Feinde waren, das Leben schenken kann.“

Die meisten Pompejaner hatten nach der Schlacht seine Verzeihung angefleht, die erbittertsten flohen nach Afrika oder Spanien. Am unglücklichsten war aber Pompejus selbst. Dieser einzige Tag hatte ihm Alles, seine Anhänger, seine Macht, seine Reichthümer geraubt. Nur von Wenigen begleitet, floh er verkleidet der Küste des Archipels zu, übernachtete in einer elenden Fischerhütte, und fuhr dann nach der Insel Lesbos über, um seine Frau Cornelia abzuholen. Wo sollte er nun hin? Da fiel ihm ein, daß er wohl in Aegypten Schutz finden werde, dessen König, der 13jährige Ptolemäos, ihm viele Verbindlichkeiten schuldig war. Er warf an der ägyptischen Küste die Anker aus, und ließ den König nm Aufnahme bitten. Aber die Rathgeber des Königs riethen diesem, den Pompejus lieber umzubringen; das würde Cäsar gewiß sehr gut aufnehmen. Der königliche Knabe ließ sich leicht überreden. Man schickte ein Boot ab, den Römer ans Land zu holen. Sobald aber das Boot ans Land stieß, und Pompejus aussteigen wollte, fielen die Mörder über ihn her, und stachen ihn nieder, vor den Augen seiner Frau, die vom Schiffe aus die gräßliche That sah, und nicht helfen konnte. Schnell lichteten die Schiffer die Anker, und segelten mit ihr fort.

Cäsar folgte nach der Schlacht bei Pharsalos seinem Feinde nach Aegypten. Als er drei Tage nach dessen Ermordung ans Land trat, brachten ihm jene Rathgeber des Königs den Kopf des Pompejus entgegen, und hofften dafür von ihm eine große Belohnung zu erhalten. Er aber wandte sich mit Abscheu ab. Mit Thränen betrachtete er dann die Züge des Mannes, den er einst geliebt hatte, und dessen Freund er bis an den Tod geblieben wäre, wenn nicht

die Ehrsucht sie getrennt hätte. Er ließ den Kopf mit köstlichen Specereien verbrennen, und die Asche in einem Tempel beisetzen, die schändlichen Mörder aber büßten nachmals mit dem Tode. — In Aegypten war damals ein Thronstreit zwischen jenem Ptolemäos und seiner älteren Schwester, der schönen Kleopatra. Diese wußte in einer persönlichen Zusammenkunft den Cäsar für sich zu gewinnen. Aber das Volk erklärte sich für den Ptolemäos, und es erhob sich in Alexandrien ein so furchtbarer Aufruhr gegen die Römer, daß sich Cäsar, der selbst in Lebensgefahr gerieth, nur dadurch retten konnte, daß er die ägyptischen Schiffe im Hafen in Brand steckte, wodurch aber zugleich ein Theil der Stadt niederbrannte. Dadurch ging auch die berühmte alexandrinische Bibliothek in Flammen auf. Erst als eine neue Legion in Aegypten landete, bekam er die Oberhand. Bald darauf ertrank Ptolemäos im Nil; Kleopatra wurde nun als Königin anerkannt, und Aegypten unterwarf sich. Während Cäsar sich noch in Aegypten verweilte, wo er keinen Augenblick vor Meuchelmord sicher war, hörte er, daß sich Phárnaces, König von Pontos, wider ihn empört habe. Schnell eilte er nach Asien, überwand den Feind in einer einzigen Schlacht (bei Zela in Klein-Asien), und schrieb nach Rom die drei Worte, die Schnelligkeit seines Siegs auszudrücken: „ich kam, ich sah, ich siegte!“ Das Reich des Pharnaces, der auf der Flucht erschlagen war, gab er dem Könige von Pergamum, Mithridat, der ihm in Aegypten zu Hülfe gekommen war.

Pompejus war zwar todt, aber seine Söhne und viele seiner eifrigsten Anhänger lebten noch. Gegen diese mußte nun Cäsar zu Felde ziehen, nachdem er in Rom die Regierung geordnet hatte. Zuerst ging er nach Afrika. Hier hatten die Pompejaner ein großes Heer, an dessen Spitze Metellus Scipio stand. Auch der eifrige Republikaner Cato war dabei, und Juba, König von Numidien, kam mit ansehnlicher Hülfsmannschaft. Die Schlacht bei Thapsos (46) entschied für Cäsar. Die Geschlagenen flohen nach Spanien. Scipio, auf der Flucht eingeholt, gab sich selbst den Tod, weil er den Fall der Republik nicht überleben wollte. Dasselbe that Cato in Utika, nachdem er in Plato's Buch über die Unsterblichkeit gelesen hatte. Auch Juba entleibte sich selbst. Nun erst konnte Cäsar nach Rom gehen, und die Früchte seiner Schlachten genießen. Aber ob er wohl auf dem Throne weich geruht haben mag, den er mit Bürgerblut erkauft, und auf die Leichen vieler Tausende gegründet hatte? Von seinen zahlreichen Freunden und Schmeichlern wurde nun der Sieggekrönte in Rom empfangen, und zum Dictator auf zehn Jahre und zum alleinigen Consul ernannt. Der Triumph, welchen er über besiegte Mitbürger hielt, dauerte vier Tage, und übertraf an Pracht Alles, was man bisher von der Art gesehen hatte. Unter den Gefangenen, die vor seinem Wagen herschritten, sah man Könige, Prinzen und Prinzessinnen, und große Reichthümer wurden in die Staatskasse gelegt.

Cäsar ließ, um das Volk nicht gegen sich aufzubringen, die alten Formen der Republik stehen. Der Senat, das Consulat und die obrigkeitlichen Aemter blieben; aber nur zum Schein: er herrschte unumschränkt. Gern hätte er sich König genannt; aber als einmal einer seiner wärmsten Anhänger, Antonius, ihm auf öffentlichen Markte eine Königskrone überreichte, murrte das Volk, und darum wies er sie zurück. Auch Kaiser war er noch nicht, obgleich das Wort „Kaiser“ aus seinem Namen, griechisch ausgesprochen, entstanden ist.

Alle gehorchten ihm, Manche freilich nur ungern; aber die Soldaten, die ihm ganz ergeben waren, unterdrückten jeden Laut des Unmuths. Gegen seine Kriegsgefährten war er auch in der That königlich freigebig. Jeder Fußsoldat erhielt zum Geschenk 20,000 Sestertien (1,300 Thaler), jeder Hauptmann das Doppelte, und jeder höhere Offizier das Vierfache. Auch das Volk wurde beschenkt, indem er es an 20,000 Tischen öffentlich speiste, und noch dazu jeder Bürger 10 Scheffel Korn, 10 Pfund Oel und noch 15 Thaler erhielt. Welches Vermögen gehörte dazu, solche Austheilungen zu machen!

Zu den vielen Verbesserungen Cäsars gehört auch die des Calenders. Schon bei Numa Pompilius ist gesagt worden, daß dieser König dem Jahre die 12 Monate gegeben habe, die wir noch haben, doch so, daß der Januar der erste, der März der zweite, und der Februar der zwölfte Monat war. Die Decemvirn machten die Veränderung, daß der Februar die zweite Stelle bekam, und also alle Monate die noch jetzt bestehende Ordnung erhielten. Aber es war in Hinsicht der Tage des Jahres nachher eine solche Unordnung entstanden, daß man um ein ganzes Vierteljahr zurückstand, und also der Winter in den März und April fiel. Da nahm sich Cäsar der Sache an, ließ einen gelehrten Mathematiker, Sosigenes, aus Alexandrien kommen, und durch diesen das Jahr richtiger eintheilen. Man rechnete nun das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden, und ließ das nächste Jahr, um wieder in Ordnung zu kommen, 15 Monate dauern. Aber der Mathematiker hatte sich doch um einige Minuten geirrt, und daher kommt es, daß die Russen, welche noch den Calender des Cäsar gebrauchen (den julianischen), um 12 Tage uns nach sind, so daß wir den 13. schreiben, wenn in Rußland erst der erste ist. Wer unsern Calender geordnet habe, davon unten zu seiner Zeit.

Noch einen Feldzug hatte Cäsar zu unternehmen. Die Söhne des Pompejus, Cnejus und Sextus Pompejus, hatten in Spanien die Reste der Partei ihres Vaters gesammelt, und ihre Zahl wuchs immer mehr. Da eilte Cäsar nach Spanien, und traf seine Feinde in der Schlacht von Munda (45) im südlichen Spanien (zwischen Malaga und Gibraltar). Der Sieg schwankte; die Schlacht schien verloren; da sprang er vom Pferde, und focht zu Fuß wie ein gemeiner Soldat. Das brachte seine Soldaten zur Besinnung; sie strengten die äußersten Kräfte an, und besiegten den Feind. Die Pompejaner waren theils erschlagen, theils zersprengt; Cnejus wurde auf der Flucht getödtet; Sextus entkam; aber nie konnte sich die Partei wieder erholen. Cäsar kehrte triumphirend nach Rom zurück, wurde Vater des Vaterlandes und Imperator genannt, man weihte ihm Tempel, und errichtete ihm Bildsäulen.

Cäsar war ein überaus kluger Kopf, und doch konnte er der Macht der Schmeichelei nicht widerstehen. Sein gränzenloses Glück, seine unbeschränkte Macht, und die Lobpreisung, die er täglich aus dem Munde seiner Schmeichler hörte, umnebelten ihn so, daß er nach und nach übermüthiger wurde, und sich für besser hielt, als die andern Römer. Man murrte darüber, daß er nicht mehr so herablassend sei, wie sonst, und als er einst bei einem Besuche, den ein Theil der Senatoren ihm machte, nicht einmal von seinem elfenbeinernen Sessel aufstand, sondern nur Jedem die Hand reichte, — schalt man seinen Stolz unerträglich. Die vielen Freunde der alten Verfassung und des Pompejus traten

daher zusammen, und einige ungestüme Köpfe beriethen sich, wie man ihn wohl durch Mord auf die Seite bringen könnte. An die Spitze der Verschwörung stellten sich Brutus und Cassius. Beide hatten in der Schlacht bei Pharsalos unter Pompejus gefochten, waren aber nach derselben von Cäsar nicht nur begnadigt, sondern selbst mit Wohlthaten überhäuft worden. Brutus war überdies Cäsars Pflegesohn, und von ihm immer recht innig geliebt worden. Aber es war das Gemüth dieses jungen Römers so von dem Gefühl für die sogenannte Freiheit eingenommen worden, daß er alle Pflichten der Liebe und Dankbarkeit vergaß. Die Verschwörung war bald reif, und der 15. März 44 wurde zur Ausführung bestimmt. Wenn Cäsar an diesem Tage in den Senat käme, so sollte er unter den Dolchen der Verschworenen fallen.

Uebrigens hatte Cäsar verschiedene Warnungen erhalten; er war nur gar zu sicher. Er wußte wohl, daß seine Feinde geheime Versammlungen hielten; nur konnte er der Sache nicht recht auf den Grund kommen. Besonders traute er dem Cassius nicht. Er fragte mehrmals seine Freunde: „Was haltet ihr vom Cassius? Mir gefällt er wegen seiner Blässe nicht.“ Am Abende vor dem 15. März war Cäsar bei einem Freunde zu Gaste. Während er einige Briefe unterschrieb, unterhielten sich die Andern über die beste Todesart. Plötzlich hielt er mit Schreiben inne, und rief: „Der unerwartetste Tod ist der beste!“ Und diesen Tod hat er gefunden.

Am Morgen des 15. März wollte er zu Hause bleiben; denn er fühlte sich unwohl, und seine Frau hatte einen schweren Traum gehabt, der sie sehr ängstigte; sie bat ihn daher, zu Hause zu bleiben. Da trat einer der Verschworenen zu ihm ein, und redete ihm zu, doch ja zu kommen; „der Senat ist schon versammelt, und will dir die Königskrone antragen; was würde er denken, wenn du nicht kämest?“ Cäsar ließ sich bereden, und ging. Unterwegs sah er einen Wahrsager, der ihn vor diesem Tage gewarnt hatte; diesem rief er zu: „Nun, siehst du? der 15. März ist da!“ — „Wohl!“ antwortete ihm jener: „er ist aber noch nicht vorüber.“ — Als er auf den Markt kam, drängte sich ein Grieche, den Cäsar kannte, eilig heran, und überreichte ihm einen Brief, in welchem die ganze Verschwörung auseinander gesetzt war. „Cäsar, lies diesen Brief allein und geschwind,“ raunte er ihm zu: „er enthält sehr wichtige Dinge, die dich betreffen!“ Schon wollte er ihn lesen, da drängten die Verschworenen sich heran, und beschäftigten ihn mit Reden so lange, bis er in die Rathsversammlung trat. Sobald er sich gesetzt hatte, näherten sich ihm die Verschworenen mit verborgenen Dolchen. Einer von ihnen, Tullius Cimber, trat vor ihn hin, und bat ihn zum Scheine um die Zurückberufung seines Bruders, der aus Rom verbannt worden war. Da Cäsar dies abschlug, drängten sich die Andern heran, als wenn sie die Bitte jenes unterstützen wollten, und griffen nach seinen Händen. Er aber wollte aufstehen, da er das Gedränge sah. Jetzt faßte ihn Cimber bei seiner Toga, und suchte ihm diese vom Halse zu reißen; das war das verabredete Zeichen. Alle drängten stärker, und Cäsar schrie laut: „Das sind nicht Bitten! das ist Gewalt!“ Bei diesen Worten stieß ihm Casca von hinten den Dolch in die Schulter. „Nichtswürdiger Casca!“ rief Cäsar, und schlug nach ihm, „was machst du?“ — Casca aber rief seinem Bruder zu: „Mein Bruder, komm mir zu Hülfe!“ Noch einmal versuchte Cäsar aufzustehen und durchzubrechen; aber von allen Seiten blitzten ihm Dolche und Schwerter

entgegen. Mit blinder Wuth stachen und hieben die Verschworenen auf den Unglücklichen ein, der eine Zeitlang mit vorgehaltenem Arme die Stöße abhielt. Als er aber auch den Brutus auf ihn eindringen sah, rief er wehmüthig aus: „O mein Sohn! auch du, auch du bist unter ihnen?“ hüllte das Gesicht in den Mantel, und sank, ohne weitere Gegenwehr, mit 23 Wunden bedeckt, todt neben der Bildsäule des Pompejus zu Boden. Während dieser Schandthat saß der Senat, von Schrecken gelähmt, theilnehmungslos da. Als sich aber Brutus wandte, um eine Rede zu halten, verließen alle bestürzt den Schauplatz des Mordes.

Die Verschworenen wußten nun selbst nicht recht, welche Einrichtung sie dem Staate geben wollten. Kaum bemerkte man ihre Unentschlossenheit, so bekamen die Freunde des Cäsar wieder Muth. Indessen hielten es die Vernünftigern, unter ihnen auch Cicero, für das Beste, da ja doch die That einmal geschehen war, sich mit den Mördern auszusöhnen, aber die Verordnungen Cäsars bestehen zu lassen. Aber die Leichenrede, welche der Consul Antonius dem Verstorbenen hielt, änderte Alles. Auf einem hohen Gerüste war die Leiche prachtvoll ausgestellt. Antonius stand zu den Häupten des Sarges. Er hielt dem Volke vor, welche Liebe Cäsar für sie Alle gehabt, und wie er diese zuletzt durch sein Testament bewiesen habe, in welchem jedem Bürger ein Legat von 300 Sestertien (20 Thalern) ausgesetzt, und seine Gärten zum öffentlichen Gebrauche bestimmt waren. Zuletzt hob er das blutige Gewand des Ermordeten in die Höhe, und zeigte ihnen die von den Dolchstichen zurückgelassenen Spuren. Länger hielt sich das Volk nicht. Es stürmte wüthend durch die Straßen der Stadt, suchte die Mörder auf, zerriß einen Unschuldigen, den es für einen der Mörder hielt, und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, die Häuser derselben niederzureißen. Brutus, Cassius und ihre Freunde verließen eiligst Rom; Brutus ging nach Makedonien, Cassius nach Spanien, welche Provinzen ihnen von Cäsar bestimmt worden waren.

27. Octavius, Antonius und Lepidus. — Schlacht bei Actium 31.

(Octavius und Antonius. Schlacht bei Mutina. Triumvirat des Antonius, Octavius und Lepidus 43. Proscriptionen. Cicero's Tod. Ende des Brutus und Cassius in der Schlacht bei Philippi. Antonius und Kleopatra in Tarsos. Fulvia und Octavia. Zusammenkünfte in Brundusium, Misenum und Tarent. Schlacht bei Actium 31. Tod des Antonius und der Kleopatra.)

Der Haupterbe des ungeheuern Vermögens Cäsars war seiner Schwester Enkel, der junge erst 18jährige Octavius. Er kam aus Apollonia in Illyrien, wo er den Studien obgelegen hatte, nun nach Rom, sein Erbe in Besitz zu nehmen. Aber Antonius war ihm bereits zuvorgekommen, hatte sich zum Herrn von Rom gemacht, sich des baaren von Cäsar hinterlassenen Geldes bemächtigt, und sich eine Leibwache von 6000 Mann zugelegt, so daß die Römer zu ihrem Schrecken sahen, daß sie schon wieder einen Herrscher hätten. So jung auch Octavius (oder Octavian) war, so besaß er doch eine seinem Alter selten eigene Schlauheit und Verstellungsgabe, und war fest entschlossen, nach dem Beispiele seines Großoheims sich zum Ersten in Rom zu machen. Daß er sich mit Anto-

nius nicht lange vertragen würde, ließ sich erwarten. Gleich bei dem ersten Besuch, den ihm Octavius machte, schlug er diesen die Herausgabe der Gelder ab, und behandelte ihn so geringschätzig, daß Octavius zwar höfisch freundlich, aber mit dem Entschlusse von ihm ging, nun seinen eigenen Weg zu gehen. Vor Allem legte er es darauf an, sich zum Liebling des Volks zu machen. Er verkaufte seine Güter, um das dem Volke vermachte Legat auszahlen zu können, gab köstliche Spiele, und war so freundlich und bescheiden, daß alle den anspruchslosen Jüngling recht lieb gewannen. Den Cicero behandelte er mit tiefer Hochachtung, nannte ihn seinen Vater, und bat sich seinen weisen Rath aus, so daß der alte eitle Mann den Bürgern Roms in seinen philippischen Reden den Octavius als einen ganz ausgezeichneten Mann schilderte, vor Antonius dagegen warnte. Dieser sah das Alles mit heimlichem Ingrimme an, und wollte dem Octavius gar die große Freigebigkeit gegen das Volk verbieten. Endlich kam es zum Bruch. Antonius verließ Rom, um Truppen zu werben, und Oberitalien, das ihm als Provinz zugefallen war, das aber bereits Decius Brutus, einer der Mörder Cäsars, in Besitz genommen hatte, einzunehmen. Kaum war er fort, so wurde er vom Senat für einen Feind Roms erklärt, und der Krieg gegen ihn beschlossen. Auf Cicero's dringende Empfehlung ernannte man den Octavius zu einem der Feldherren (Proprätor), und schickte ihn und die beiden Consuln (Hirtius und Pansa) mit einem Heere gegen Antonius. Es kam zu einer Schlacht bei Mutina (Modena). Antonius wurde geschlagen, die Consuln verloren, dem Octavius sehr zur gelegenen Zeit, das Leben, und dieser verlangte nun triumphirend in Rom einziehen zu dürfen, ob er sich gleich während des Gefechts nicht tapfer gezeigt hatte. Der Senat schlug es ihm aber ab, und der gekränkte Octavius nahm sich nun fest vor, sich zur gelegenen Zeit an dem Senate empfindlich zu rächen.

Antonius war indessen mit unsäglichen Beschwerden über die Alpen nach Gallien geflohen, wo Lepidus Statthalter war, und hatte durch seinen kläglichen Aufzug und viele Bitten die Soldaten desselben bewogen, sich für ihn zu erklären. Mit ihnen und Lepidus ging er nun wieder nach Italien zurück, gerade auf Rom los. In der ersten Bestürzung ernannte man hier den Octavius zum Feldherrn, und er zog gegen Antonius aus. Vom Lager aus verlangte er, man solle ihn zum Consul ernennen. Da ihm das aber abgeschlagen wurde, so zeigte er, daß er nicht mehr der Mann sei, der sich etwas abschlagen ließe. Er kehrte schnell um, zog wieder in Rom ein, und — wurde nun zum Consul erwählt. Nachdem er die Mörder Cäsars, auch den Sextus Pompejus, geächtet, ging er aufs Neue auf den Antonius und Lepidus los. Sie trafen auf einer kleinen Insel des Rhenus bei Bononia (Bologna) zusammen, und — lieferten eine Schlacht? Keineswegs! sondern sie vertrugen sich, und trafen 43 die Verabredung, das ganze römische Reich, wie einst Pompejus, Crassus und Cäsar, unter sich zu theilen; also ein zweites Triumvirat. Die Soldaten, denen sie den Plan vortrugen, und für ihre Beihülfe achtzehn Städte mit allen dazu gehörigen Dörfern und Landhäusern verhießen, versprachen dagegen, sich zu Allem gebrauchen zu lassen. Um das nöthige Geld zu erhalten, wurde beschlossen, Aechtungslisten, wie unter Sylla, zu verfertigen. Jeder schrieb die auf, welche ihm verhaßt waren; daß man besonders die Reichen dazu wählte, verstand sich von selbst (vorläufig 300 Senatoren und

2000 Ritter). Sie sollten hingerichtet und ihr Vermögen ihnen genommen werden. Antonius verlangte vor Allen Cicero's Kopf. Octavius widersprach: „Unmöglich! den schätze ich wie meinen Vater!" — „Was kommt darauf an," antwortete Antonius; „du hast ja auch deinen Vormund, und ich habe meinen Oheim aufgeschrieben." — „Und ich," rief Lepidus, „gar meinen eignen Bruder!" So mußte also Octavius nachgeben, und Cicero's Tod wurde beschlossen, weil er die philippischen Reden gegen Antonius gehalten hatte.

Jetzt setzte sich das vereinigte Heer gegen Rom in Bewegung. Ein Haufen zu allen Verbrechen fähiger Soldaten wurde vorausgeschickt, um mit der Ermordung von 17 Personen den Anfang zu machen. Als sie durch die Straßen zogen — es war schon Abend — begegneten ihnen vier Senatoren, die mit auf der Liste standen. Sogleich fielen sie über sie her, und ermordeten sie. Die Nachricht von diesen Greueln verbreitete sich schnell durch die Stadt; Jeder verriegelte sein Haus, Manche flüchteten sich, oder brachten wenigstens die Ihrigen in Sicherheit. Eine schreckliche Nacht! Hier und da hörte man das Aufschlagen der Hausthüren, das Schreien der Verfolgten, oder das Röcheln der Sterbenden. Dazu kam die Dunkelheit und der Feuerlärm über die an verschiedenen Orten ausbrechenden Brände, um das Schrecken der geängstigten Bürger zu vollenden.

Am folgenden Tage hielten die Triumvirn, jeder an der Spitze eines Heeres, ihren gefürchteten Einzug in die Stadt. Die Mörderschaaren wurden nun ausgeschickt, die erkornen Schlachtopfer aufzusuchen. Es wurde in diesen schrecklichen Tagen in Rom, außer jenen geächteten Rittern und Senatoren, eine ungezählte Menge gemeiner Bürger ums Leben gebracht. Damit aber ja keiner der Geächteten entrinne, wurden jedem Mörder für den Kopf 5000 Thaler gezahlt, und den Sclaven die Freiheit und Bürgerrechte versprochen, wenn sie die Schlupfwinkel ihrer Herren anzeigten. Aber neben unzähligen Handlungen der Verworfenheit hat uns die Geschichte auch nicht wenige des größten Edelmuthes und der liebevollsten Aufopferung hinterlassen. So trug ein Römer seinen geächteten und kranken Vater auf dem Rücken aus der Stadt. Ein Anderer, sonst Feldherr, hatte sich als Kohlenführer verkleidet, und wollte eben aus dem Thore gehen, als ihn ein Soldat, der sonst unter ihm gedient hatte, erkannte. Er konnte sich leicht den Sündenlohn verdienen, wenn er ihn anhielt, aber er that es nicht. „Glück auf den Weg, mein Feldherr!" flüsterte er ihm nur zu. Ein Dritter gab vor, sein Vater habe sich selbst ums Leben gebracht, ließ ihn in einen Sarg legen, und brachte ihn so glücklich aus der Stadt. Ein Vierter hatte seinen Sclaven erst kurze Zeit vorher ungerechter Weise brandmarken lassen; dennoch verrieth dieser ihn nicht, und besorgte seine Rettung. Mehrere wurden durch ihre Frauen gerettet, und die Mutter des Antonius, Julia, verbarg ihren von dem Sohne geächteten Bruder in ihrem Hause, und erklärte ihrem Sohne und der Wache, welche zu seiner Ermordung abgeschickt war, daß sie selbst lieber den Tod leiden, als zugeben würde, daß ihr Bruder ermordet werde. Antonius antwortete verdrießlich: „Du bist eine bessere Schwester als Mutter," — strich aber den Oheim von der Liste aus.

Die Ermordung keines Mannes aber war mehr zu beklagen, als die des herrlichen Redners Cicero. Als er erfuhr, daß er und sein Bruder geächtet

sei, wollte er über die See entfliehen; da es ihm aber an baarem Gelde fehlte, so reisten sein Bruder Quintus und dessen Sohn heimlich nach Rom, sich Geld zu holen. Sie waren bald verrathen, und die Wache erschien. Der Sohn trat den Mördern entgegen, während der Vater sich verbarg. Da jener den Schlupfwinkel desselben nicht verrathen wollte, marterten sie ihn so gräßlich, daß er das Wimmern nicht unterdrücken konnte. Bei diesen Tönen konnte sich der Vater nicht länger halten. Er lieferte sich selbst den Soldaten aus, die Beide ums Leben brachten. Indessen wurde der Redner Cicero von der größten Unentschlossenheit gepeinigt. Bald wollte er fliehen, bald bleiben. Schon war er auf einem Schiffe gewesen; da besann er sich wieder anders, und ließ sich auf eins seiner Güter in der Nähe von Cajeta (Gaeta) bringen. Auch hier hatte er keine Ruhe. Eben hatte er sich in die Sänfte gesetzt, um sich forttragen zu lassen, da holte ihn die Wache ein, und ein Hauptmann (Popilius Länas), den er früher gegen die Schuld des Vatermordes vor Gericht vertheidigt hatte, hieb ihm, indem er aus der Sänfte heraussah, mit drei Hieben den Kopf ab. Diesen und die rechte Hand brachte er dem Antonius, der bei diesem Anblicke freudig ausrief: „lebt nun, ihr Römer, lebt! ihr habt nun nichts mehr zu fürchten!" Seine schändliche Frau Fulvia ließ sich den Kopf auch bringen, bezeugte ihre große Freude über seinen Tod, und durchstach seine Zunge mit tausend Nadelstichen, weil er einmal über ihre Schlechtigkeit unumwunden gesprochen hatte.

Jetzt erklärten die Triumvirn, die Aechtungen wären beendigt, und nun erst athmeten diejenigen frei auf, die noch am Leben waren. Dann reisten Antonius und Octavian nach Griechenland ab, um die östlichen Länder des römischen Reichs den Mördern des Cäsar zu entreißen. Diese hatten indessen Zeit gehabt, sich alle diese Länder zu unterwerfen. Bei jeder Gelegenheit zeigte Brutus, der von Makedonien nach Klein-Asien übergegangen war, und sich hier mit Cassius vereinigt hatte, einen so milden, menschenfreundlichen Sinn, und eine so große Uneigennützigkeit, daß man bedauern muß, daß seine unüberlegte Freiheitsliebe ihn zu jener Schandthat hingerissen hatte. Als er noch in Klein-Asien war, heißt es, saß er einst des Nachts in tiefer Einsamkeit in seinem Zelte. Er konnte nicht schlafen; die ungewisse bedenkliche Zukunft beunruhigte sein Gemüth. Eine Lampe erleuchtete das Zelt nur schwach. Da hörte er plötzlich ein Geräusch. Er wandte sich, und sah mit Grausen eine riesenhafte Gestalt vor sich stehen, und ihn wild anstieren. „Wer bist du?" rief Brutus auf: „ein Gott oder ein Mensch?" — „Ich bin dein böser Geist!" antwortete das Ungethüm, „bei Philippi siehst du mich wieder!" — Beide Feldherren gingen von Klein-Asien nach Griechenland zurück. Bald darauf (42) kam es bei **Philippi**, einer Stadt in Makedonien, zu zwei Schlachten. In der ersten wurde Cassius von Antonius geschlagen, verzweifelte an seinem Glück, und stürzte sich in sein Schwert. Brutus hatte an dem Tage gesiegt, und kam eben seinem Freunde zu Hülfe, als dieser Alles verloren gab. Zwanzig Tage darauf wurde die zweite Schlacht geliefert. In der Nacht vorher erschien dem Brutus, sagt man, das Gespenst wieder, ihn stumm angrinsend, und daran erkannte er, daß er fallen würde. Die Schlacht fiel für ihn unglücklich aus; er sah seine besten Freunde um sich herum fallen, und wäre selbst gefangen worden, hätte sich nicht einer seiner Freunde für ihn ausgege-

ben, und ihm dadurch Zeit verschafft, sich zu retten. Dennoch wurde er wieder von den Feinden umringt. Er bat einen Freund, ihm das Schwert vorzuhalten; dann stürzte er sich mit Gewalt hinein. Die Meisten der Besiegten gingen zu den Siegern über, die aber, welche entweder keine Verzeihung hoffen durften, oder deren Haß zu groß war, flohen nach Sicilien zu Sextus Pompejus, der sich dieser Insel bemächtigt hatte, und die nach Rom bestimmten Kornschiffe auffing.

Jetzt kehrte Octavius nach Rom zurück, während Antonius nach dem Morgenlande ging, um die Verwaltung desselben einzurichten. Dieser nahm zunächst in Tarsos, der Hauptstadt von Cilicien, der südöstlichen Provinz Klein-Asiens, seinen Sitz. So thätig, unternehmend und kraftvoll auch Antonius, wenn die Noth ihn drängte, verfahren konnte, so schlaff, vergnügungssüchtig und weichlich war er, wenn die Gefahr vorüber war. Seine große Sinnlichkeit hatte die edelsten Anlagen seines Geistes getödtet, und es war jetzt schon vorauszusehen, daß, wenn es einmal zwischen ihm und Octavius zum Kampfe käme, er unterliegen müsse, weil Octavius immer Herr seiner Neigungen war, und die Geschäfte dem Vergnügen vorzog. Das Geld zu den ungeheuren Schwelgereien des Antonius mußten die Einwohner der Provinzen schaffen; so legte er den Klein-Asiaten auf, eine Summe von 20,000 Talenten und zwar binnen einem Jahre zu schaffen, und als man ihm die gänzliche Unmöglichkeit davon vorstellte, ließ er nur wenig ab. In Tarsos fiel ihm ein, daß die Königin von Aegypten, Kleopatra, den Cassius mit ihren Schiffen unterstützt habe, und deshalb beschied er sie zu sich, um von ihrem Betragen Rechenschaft abzulegen. Sie, eine äußerst schöne, reizende und zugleich sehr kluge Frau, damals 25 Jahre alt, entwarf nach dem Charakter des Antonius ihren Plan. Als einst Antonius in Tarsos auf dem Markte zu Gericht saß, kam die Nachricht, Kleopatra nähere sich der Stadt; sogleich lief Alles fort, das neue Schauspiel zu sehen, und Antonius sah sich allein. Wirklich war es ein neues Schauspiel. Ihr Schiff hatte purpurrothe Segel, das Hintertheil war vergoldet, und die Ruder von Silber, und wurden nach dem Tacte der Flöten, Schalmeien und Harfen bewegt. Kleopatra selbst lag hingestreckt auf einem goldenen Ruhebette unter einem golddurchwirkten Baldachin. Neben ihr standen kleine, liebliche Knaben als Liebesgötter verkleidet, und schöne Mädchen, Wassernymphen und Grazien vorstellend, standen am Steuerruder und an den Schiffssäulen. Ein köstliches Räucherwerk verbreitete die herrlichsten Wohlgerüche. So fuhr sie den Fluß (Kydnos) hinauf, an dessen Ufern die Stadt lag. Schon bei der ersten Zusammenkunft mit Antonius hatte sie ihn so völlig gewonnen, daß er nur für sie zu leben schien. Seine Frau Fulvia in Rom, seine Geschäfte, Alles war vergessen. Täglich gaben sie einander Feste, und zu seinem Erstaunen sah Antonius, daß die ihrigen die seinigen an Pracht und feinem Geschmack bei Weitem übertrafen. Wenn er bei ihr speiste, so erhielt er nachher alle goldene Gefäße, aus denen Beide gegessen und getrunken, und alle Teppiche und Polster, auf denen sie geruht hatten, in sein Haus geschickt; ebenso alle Gäste das, was auf ihrem Tische gestanden hatte; ja selbst die Bedienten und Sänftenträger wurden nicht vergessen. Die Verschwendung jener Beiden war so groß, daß selbst der Sohn des Antonius, ein junger Mensch, einst einem seiner Gäste für einen witzigen Einfall alle goldene

Gefäße, die gerade auf dem Tische standen, schenkte, und als der Gast das Geschenk nicht annehmen wollte, sagte ihm der Bediente: „Warum weigerst du dich, das Geschenk anzunehmen? Weißt du nicht, daß der Geber ein Sohn des Antonius ist, der dir das Alles schenken kann?" Als Antonius einst zu ihr kam, fand er den Fußboden des Saales, in welchem sie speisten, so hoch mit Rosen bestreut, daß sie bis an die Knöchel reichten. Einst wetteten Beide, wer den Andern am kostbarsten bewirthen könnte. Antonius bot Alles auf, was die feinste Kochkunst nur vermochte, und ließ die Zuthaten durch eigene Boten aus den entferntesten Gegenden zusammen holen. Kleopatra dagegen bewirthete ihn ganz einfach, zuletzt aber löste sie eine vorzüglich große Perle, die wohl eine halbe Million Thaler werth sein mochte, in Essig auf, und so hatte sie die Wette gewonnen. Einem seiner Köche schenkte er einmal, weil er eine Abendmahlzeit gut zugerichtet hatte, das Haus eines wohlhabenden Bürgers, obgleich dieser nichts verbrochen hatte. Die größten Summen, die er den unglücklichen Einwohnern abgepreßt hatte, waren daher bald verthan, und dann verlangte er neue. Selten wagte einmal Einer zu widersprechen. Als er einst den Städten in Klein-Asien in Einem Jahre zwei Mal die ungeheuren Abgaben abforderte, sagte ihm ein Bürger ganz freimüthig: „Wenn du die Steuern in einem Jahre zwei Mal fordern kannst, so mache uns auch zwei Mal Winter und Sommer. Hast du jene 20,000 Talente nicht erhalten, so fordere sie von denen, die sie in Empfang genommen haben. Wenn du sie aber empfangen und schon durchgebracht hast, so sind wir verloren!" Diese Rede machte für den ersten Augenblick einen großen Eindruck auf ihn; denn er hatte wirklich nie Rechnung gehalten, und seinen Leuten Alles überlassen.

Nachdem er in Tarsos mit Kleopatra eine Zeitlang geschwelgt hatte, und Kleopatra wieder nach Aegypten reiste, begleitete er sie dahin, und gleich ging hier wieder dasselbe üppige Leben an. Da er sich um die Geschäfte gar nicht bekümmerte, so konnte es nicht fehlen, daß ihm die Zeit oft lang wurde. Daher verfiel er auf allerhand Possen. Er schwärmte, besonders des Abends, in der Stadt Alexandrien umher, neckte die Leute, die an den Thüren und Fenstern saßen, und bekam dabei auch manchmal Schläge, was viel Gelächter erregte. Oft verkleideten sie sich auch, er als Sclave, und Kleopatra als Sclavin, um ungestörter ihre Possen ausüben zu können. Einst angelten Beide im Nil, und Antonius konnte keinen Fisch fangen. Darüber ärgerte er sich, weil ihn Kleopatra auslachte. Er ließ daher, ohne daß man es sehen konnte, einen Taucher unter dem Wasser Fische, die schon vorher gefangen waren, an seinen Angelhaken stecken, und zog nun zwei oder drei Mal die Angel frohlockend heraus. Kleopatra merkte das. Als sie nun am andern Tage wieder angelten, befahl sie einem ihrer Fischer, unter dem Wasser an die Angel hinzuschwimmen, und einen gesalzenen Seefisch anzuhängen. Antonius merkte kaum, daß sich die Angel bewegte, als er sie geschwind herauszog, und — da hing der gesalzene Fisch. Alle lachten, nur Antonius nicht. Schon wollte er empfindlich werden; da besänftigte ihn Kleopatra durch die Worte: „Laß uns kleine Könige Fische angeln; du dagegen, Antonius, weißt Städte, Könige und Provinzen zu fangen!"

Wer weiß, wie lange Antonius noch dies Leben fortgesetzt hätte, wäre

nicht die Nachricht eingegangen, daß Octavius seine Macht bedeutend vermehre, und ganz eigenmächtig verfahre. Des Antonius Bruder, damals Consul, von Fulvia noch mehr aufgeregt, hatte Truppen gesammelt, und damit den Lepidus aus Rom vertrieben, war aber bald von Octavian wieder verjagt worden. Er und Fulvia hatten sich in Perusia eingeschlossen, und waren durch Hunger zur Uebergabe genöthigt worden. Jener erhielt Verzeihung, diese aber war nach Griechenland geflüchtet, und traf mit ihrem Manne, der sich sogleich auf den Weg nach Italien gemacht hatte, in Athen zusammen. Schon schien es zwischen den Triumvirn zum Kriege kommen zu sollen; da schlossen sie 40 in Brundusium, wo sie zusammenkamen, einen Vergleich, nach welchem sie eine neue Vertheilung der Provinzen vornahmen: Octavius übernahm Rom und die westlichen Provinzen, Antonius die östlichen, so daß durch Dalmatien und Illyrien die Gränze lief; Lepidus wurde, als der Unbedeutendste, mit Afrika abgefunden. Zugleich heirathete Antonius, dessen Frau Fulvia eben gestorben war, des Octavius Stiefschwester Octavia, eine eben so schöne, als tugendhafte Frau. Auch mit Sextus Pompejus wurde in Misenum (unweit Neapel) eine Zusammenkunft gehalten, weil er fortwährend die Getreidezufuhren nach Rom aufgehalten hatte. Gegen das Versprechen, dieselben nicht mehr aufzufangen, wurden ihm die Inseln Sicilien, Sardinien, Corsika und der Peloponnes überlassen. Antonius reiste darauf wieder in die Morgenländer. Octavia begleitete ihn, und blieb mit ihm ein ganzes Jahr in Athen.

Nach einiger Zeit entstanden wieder Zwistigkeiten zwischen beiden Schwägern, und Antonius hielt es für nöthig, wieder nach Italien zu reisen. Octavia bat ihren Mann, sobald sie ans Land gestiegen waren, zu ihrem Bruder voranreisen, und den Weg der Güte versuchen zu dürfen. Die Zusammenkunft fand in Tarent statt, und so wie sich Octavius und Antonius umarmten, stürzten sich auch ihre Soldaten, die schon feindlich gerüstet einander gegenüber standen, in die Arme. Dann ging Antonius wieder nach Asien, und ließ die Octavia in Rom zurück, weil sie — wie er vorwandte — die Beschwerden des Feldzugs nicht würde ertragen können. So schwer ihr die Trennung auch wurde, so fand sie sich doch darein, weil sie ihrem Manne bei ihrem Bruder gute Dienste zu leisten hoffte.

Indessen hatte Pompejus die Feindseligkeiten zur See wieder erneuert. Octavius besiegte ihn durch seinen Feldherrn Agrippa in der Seeschlacht bei Mylä. Pompejus entfloh nach Klein-Asien, wurde hier aber von seinen eigenen Leuten dem Antonius überliefert, der ihn nach Milet bringen ließ, wo er — man glaubt auf des Antonius Befehl — hingerichtet wurde. Sein Untergang führte auch die Entsetzung des Lepidus herbei. Octavius hatte diesen zur Hülfe gegen Pompejus nach Sicilien gerufen; hier aber nahm Lepidus, auf seine zahlreichen Legionen vertrauend, einen stolzen Ton gegen Octavius an. Da zeigte ihm Octavius seine Ueberlegenheit; ohne Waffen und Soldaten trat er in das Lager des Lepidus, schwang einen Kriegsadler in die Höhe, und sogleich erklärten sich alle Soldaten für ihn. Der verlassene Lepidus warf sich auf die Kniee, und flehte um sein Leben. Es wurde ihm geschenkt, aber er wurde nach Circeji verwiesen, wo er sich mit dem Titel eines Pontifex Maximus begnügen mußte.

Octavius dachte nun daran, die Herrschaft des ganzen römischen Reiches zu gewinnen, und des Antonius sich zu entledigen. An Veranlassung zum Streite ließ es der unbesonnene Antonius nicht fehlen. Er war wieder nach Asien gegangen. Hier kam ihm Kleopatra schon entgegen, und sogleich wachte seine alte Liebe zu ihr mit ganzer Stärke wieder auf. Er ging so weit, ihr und ihren Kindern ganze Länder zu schenken, die ja doch nicht ihm gehörten, sondern nur von ihm verwaltet wurden; er nannte sich einen König der Könige, und was der Unbesonnenheiten mehr waren. Niemand betrübte sich darüber aufrichtiger, als Octavia. Sie suchte ihn indeß bei ihrem Bruder möglichst zu entschuldigen, und bat um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen; denn sie hoffte, ihn vielleicht auf bessere Gedanken zu bringen. Antonius erfuhr das, und erschrak; denn sein böses Gewissen erlaubte ihm nicht, sie zu sehen. Er schrieb ihr, sie möchte nicht zu ihm kommen, sondern in Athen bleiben; er habe jetzt eben einen Krieg vor. Octavia war tief erschüttert. Sie schrieb ihm wieder: „Wenn du mich nicht sehen willst, so schreibe mir wenigstens, wo ich die Soldatenkleidungen, die Pferde und Maulthiere und das Geld, womit ich dich überraschen wollte, lassen soll. So viel Güte rührte das Herz des Antonius. Schon wollte er sie kommen lassen, und sich reuevoll in ihre Arme werfen. Da trat Kleopatra als ein böser Geist zu ihm und sprach: „Wie? du wolltest mich verstoßen, die ich dir überall hin gefolgt bin, und dir so viel aufgeopfert habe?" Dabei vergoß sie Thränen, so daß Antonius sie zu beruhigen suchte, und ihr versprach, er wolle die Octavia nicht nur nicht kommen lassen, sondern ganz verstoßen, um sie, die Kleopatra, heirathen zu können.

Tiefbetrübt reiste nun Octavia nach Rom zurück, und fuhr noch immer fort, den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Mann und Bruder zu verhindern. Octavius verlangte durchaus, sie solle den ihr angethanen Schimpf rächen, und wenigstens das Haus des Antonius sogleich verlassen. Aber das that sie keineswegs; im Gegentheil widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer und des Antonius Kinder, und nahm alle Freunde ihres Mannes, die in Geschäften nach Rom kamen, freundlich bei sich auf. Aber, ohne es zu wollen, schadete sie dadurch dem Antonius mehr, als sie ihm nützte. Denn das Volk, welches Zeuge ihrer Tugend war, verachtete ihn nun desto mehr.

Endlich glaubte Octavius, die rechte Zeit sei erschienen, gegen Antonius loszubrechen. Er bewirkte einen Senatsbeschluß, nach welchem das Morgenland dem Antonius abgesprochen, und der Kleopatra der Krieg erklärt wurde. Antonius rüstete sich schnell, schied sich nun ganz von der Octavia, und befahl ihr, sein Haus sogleich zu verlassen. Octavia gehorchte weinend. Sie dachte so edel, daß sie ihre Stiefkinder nicht verstieß, sondern selbst, als Antonius und Kleopatra todt waren, deren Tochter zu sich nahm und mütterlich erzog. Alle ihre Söhne wurden nachmals angesehene und geachtete Männer. Antonius dagegen heirathete die Kleopatra; sein guter Geist war von ihm gewichen.

Beide Triumvirn zogen nun gegen einander. Bei Actium, einer Stadt und einem Vorgebirge an der Westküste Griechenlands, an der Mündung des ambracischen Meerbusens, trafen sich die Landheere und Flotten im Jahre 31. Während jene unthätig einander gegenüber standen, griffen die Schiffe sich an.

13*

Agrippa's Anordnungen für die Flotte des Octavius bewährten sich auch in dieser Schlacht. Kleopatra hatte ihre Flotte mit der des Antonius vereinigt. Das Glück schien sich auf seine Seite zu wenden, als Kleopatra plötzlich, — Niemand wußte warum? — mit ihren 60 Schiffen umkehrte, und mit vollen Segeln nach Aegypten zusteuerte. Anfangs starrte ihr Antonius nach; dann befahl er seinem Steuermann, schnell zu wenden, und ihr nachzueilen. Er bat sie flehentlich, ihn doch nur wenigstens mitzunehmen. Durch dies unbegreifliche Betragen gab er seinen Vortheil auf. Zwar fochten seine Soldaten, die seine baldige Rückkehr erwarteten, bis an den Abend; als aber der Wind dann ihre Schiffe zerstreute, und sie den Antonius nicht zurückkehren sahen, ergaben sie sich dem Octavius. Dasselbe thaten die Landsoldaten, nachdem sie 7 Tage vergebens auf Antonius gewartet hatten, und so sah sich Octavius nun durch sein Glück und die Muthlosigkeit seines Feindes zum Herrn des römischen Reichs erhoben.

Antonius floh indessen voll Verzweiflung nach Aegypten, und schickte mit der Kleopatra Gesandte mit demüthigen Anträgen an Octavius, der ihnen nicht antwortete, der Kleopatra aber heimlich sagen ließ, er würde ihr gnädig sein, wenn sie den Antonius ihm ausliefern wollte. Das that sie zwar nicht; aber sie wurde täglich kälter gegen ihn, und wäre seiner gern los gewesen. Erst im folgenden Jahre 30 rückte Octavius gegen Aegypten an. Antonius schickte ihm die Aufforderung entgegen, sich mit ihm im Zweikampf zu messen; aber jener hatte nicht Lust, sein Leben der Spitze des Schwertes anzuvertrauen, und ließ ihm antworten: „Willst du so gern sterben, so giebt es ja genug Mittel und Wege dazu.“ Noch einen Versuch wollte Antonius machen; er ging seinem Feinde mit Flotte und Landheer entgegen; aber beide gingen sogleich zum Octavius über, und dem unglücklichen Verlassenen blieb nichts übrig, als sich nach Alexandrien zu flüchten. Er fragte nach der Kleopatra. „Sie,“ hieß es, „hat sich den Tod gegeben, und ist schon ins Todtenhaus gebracht.“ Die Wahrheit aber war, daß sie sich in einen großen Begräbnißthurm, den sie sich für diesen Fall hatte bauen lassen, begeben hatte. Antonius war außer sich. „Daß ich dich verloren habe,“ rief er schmerzlich aus, „betrübt mich nicht; denn ich folge dir; aber daß mich eine Frau an Muth übertroffen hat!“ Mit diesen Worten stieß er sich das Schwert in den Leib, und wand sich in seinem Blute, bis Kleopatra ihm sagen ließ, sie lebe noch, und wünsche ihn zu sehen. Sterbend brachte man ihn zu ihr. Bei seinem Anblicke rang sie verzweiflungsvoll die Hände; ihr Gewissen mochte ihr sagen, daß sie an dem Verderben des Antonius Schuld sei. Unter tausend Liebkosungen starb er unter ihren Händen. Jetzt zog Octavius in die Stadt ein, ließ Kleopatra gefangen nehmen, eben als sie sich erstechen wollte, und sie genau bewachen. Er besuchte sie selbst, und that recht freundlich zu ihr, um sie sicher zu machen; denn er wollte sie in Rom als Gefangene im Triumphe aufführen. Aber das schlaue Weib erfuhr das, und zwar, daß sie schon nach drei Tagen eingeschifft werden sollte. Sie beschloß daher zu sterben. Noch einmal wallfahrtete sie zum Grabe ihres Antonius, warf sich weinend auf seinen Sarg, bekränzte ihn mit Blumen, und eilte nun, zum Sterben entschlossen, nach Hause. Hier ließ sie sich, unter Blumen versteckt, in einem Korbe eine giftige Natter bringen, bat den Octavius schriftlich, sie

neben Antonius zu begraben, und ließ sich dann in die Brust beißen. Octavius schickte, sobald er den Brief erhielt, eilig zu ihr, aber der Bote fand sie schon todt, im königlichen Putze auf ihrem Ruhebette ausgestreckt. So starb eine Frau, die so glücklich hätte leben, und ihr Volk so glücklich machen können, wenn in ihrem schönen Körper eine schönere Seele gewohnt hätte.

Vierte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis zum Untergange des abendländischen Römerreichs, 31 vor Christus — 476 nach Christus.

---

28. Augustus und sein Haus. — Jesus Christus.

(Octavius als Augustus römischer Kaiser 30 vor — 14 n. Chr. Umfang des römischen Reichs. Bezwingung der Asturer und Cantabrer. Jesus Christus. Rhätier, Vindelicier und Noriker 25—15. Drusus in Norddeutschland 12, 10 und 9. Armin und Varus. Schlacht im Teutoburger Walde 9. Marobod und die Markomannen. Unglückliche Ereignisse in des Augustus Haus. — Tiberius, 14—37. Majestätsverbrechen. Germanicus in Deutschland 14—16. Sejanus. Tiber auf Capreä. Caligula 37—41. — Claudius 41—54. Messalina. Narcissus und Pallas. Agrippina. — Nero 54—68).

Was mit Verbrechen beginnt, kann nur unglücklich enden. So mit Octavian und seinem Hause, auf welchem der Fluch des Himmels recht sichtlich ruhte.

Octavius war nun unumschränkter Herr des Römerreichs (30 vor — 14 nach Christus); und mit banger Erwartung sahen die Römer den kommenden Ereignissen entgegen. Nach seiner Herrschsucht, seiner Verstellungskunst und den mit Ermordungen verbundenen Aechtungen, an denen er doch auch vielen Antheil hatte, ließ sich nicht vieles Gute von ihm erwarten. Er kehrte nach Rom zurück. Senat und Volk beugten sich vor dem mächtigen Sieger und kein Laut der alten Freiheitsliebe ließ sich mehr hören; denn die alten Römer lebten nicht mehr; die jetzigen waren durch Weichlichkeit und Schwelgerei so entartet, daß sie willig jedes Joch trugen. Man begrüßte ihn als Herrn, und es stand nur bei ihm, ob er sich König nennen wollte. Aber er war klug genug, das nicht zu thun, weil er wußte, wie verhaßt dieser Name den Römern sei. Nachdem er mit seinen beiden Rathgebern, dem Feldherrn Agrippa und dem Freunde der Wissenschaften Mäcenas, berathschlagt hatte, ob er die bisherige Republik stehen lassen oder eine Alleinherrschaft einführen solle, und Agrippa für jenes, Mäcen dagegen für dieses sich entschieden, beschloß er dem Mäcen zu folgen, aber die republikanischen Formen bestehen zu lassen. Demnach nahm er nach und nach die höchsten Würden des Staats an sich; er war Imperator, Consul, Pontifex Maximus und Tribun. Der Name Cäsar war eigentlich nur Familienname, da Octavius des Jul. Cäsar Adoptivsohn war, aber seit ihm bezeichnete das Wort die höchste Würde, und

da hieraus der Name Kaiser entstand, so war er also der erste römische Kaiser. Auch gab man ihm freiwillig den Namen Augustus, d. i. der Erhabene, Große, und dieser gefiel ihm so, daß er ihn beibehielt. So wollen wir ihn auch nennen. Die Römer erkannten bald zu ihrer großen Ueberraschung und Freude, daß Augustus ein guter und milder Regent sei. Er gab gute und milde Gesetze, verbot die grausamen Fechterspiele, wehrte dem übertriebenen Luxus, so viel wie er vermochte, und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Er lebte überaus mäßig, kleidete sich nur in solche Gewänder, welche ihm seine Frau und seine Töchter gewebt hatten, wohnte 40 Jahre lang in einem und demselben Zimmer, und litt nicht einmal, daß seine Familie Schwelgereien trieb. Er saß täglich zu Gericht; selbst als er schon alt und kränklich war, ließ er sich in einer Sänfte hintragen, und entschied mit Gerechtigkeit. Auch ließ er den Senat fortbestehen, dessen Mitglieder auf die Zahl von 600 herabgesetzt, und der nun oberster Gerichtshof wurde, und selbst das Volk wurde zuweilen versammelt, aber nur zur Wahl der Beamten, die der Kaiser vorher empfohlen hatte. Wenn ihn Jemand zu seinem Erben einsetzte, so nahm er es nur an, wenn keine Kinder oder bedürftige Verwandte da waren; dagegen erhielt er von jeder Erbschaft eines römischen Bürgers den 20sten Theil. Kurz es schien, als wolle er durch gute Handlungen seine früher begangenen Verbrechen wieder gut machen.

Das Römerreich hatte nun schon eine sehr große Ausdehnung, und fast alle Länder, welche damals bekannt waren, gehörten dazu, ungefähr also folgende: Portugal, Spanien, Frankreich, von Deutschland nur der südlichste Theil bis an die Donau, die Niederlande, England, Helvetien, Italien mit seinen Inseln, die ganze jetzige europäische Türkei, Griechenland, Klein-Asien, Vorder-Asien bis in die Gegend des kaspischen Meeres und bis über den Euphrat und Tigris hinaus, Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika. Zur Behauptung dieses weiten Reichs wurden von nun an stehende Heere gehalten, die Legionen in die einzelnen Provinzen vertheilt, und an den Gränzen Standlager (castra) errichtet, aus denen nachher Städte entstanden sind, namentlich am Rheine und an der Donau. Die Kriege, die Augustus führte, sollten weniger das Reich erweitern, als die Gränzen befestigen, und ungehorsame Völker zum Gehorsam zwingen. Dahin gehört sein Zug nach Nord-Spanien gegen die tapfern Bergvölker, die Cantabrer und Asturer. Nachdem er vergebens durch Gefechte sie zu bezwingen gesucht hatte, schloß er sie auf den Anhöhen, auf welche sie sich zurückgezogen hatten, so eng ein, daß bald die größte Hungersnoth entstand. Zuerst boten die Asturer Uebergabe an; da aber die Römer sie nicht annahmen, tödteten sie sich vor den Augen der Römer selbst mit Weibern und Kindern. Kurz darauf legten die Cantabrer, weniger entschlossen, die Waffen nieder, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade (25 v. Chr.).

Nach obiger Uebersicht des römischen Reichs stand auch das kleine Paläſtina unter römischer Gewalt. Es hatte nach Alexanders des Großen Tod bald zu Syrien, bald zu Aegypten gehört. Die grausame Verfolgung des jüdischen Gottesdienstes durch Antiochos Epiphánes hatte die Juden zur Verzweiflung gebracht; sie hatten sich unter Anführung der Makkabäer 167 von der syrischen Herrschaft losgerissen, und wurden von Prinzen aus dieser Familie

regiert, bis Streitigkeiten in derselben die Römer herbeiriefen. Durch den Einfluß und Schutz des Antonius wurde Herodes der Große König der Juden, einer der grausamsten und nichtswürdigsten Menschen, der es über sein Herz vermochte, außer andern Verwandten seine Frau und zwei liebenswürdige Söhne hinrichten zu lassen. Unter seiner und Augusts Regierung wurde Jesus Christus von armen Eltern, unter auffallenden, seine hohe Bestimmung andeutenden Umständen, geboren. Seine Lebensgeschichte ist bekannt; hier nur die Hauptsachen und etwas von dem Geiste seiner Lehre. Von seiner Kindheit und Jugend wissen wir nichts, als daß er als Säugling den Verfolgungen des Königs Herodes durch Gottes Beistand glücklich entging, und im 12ten Jahre durch seinen reifen Verstand Aufmerksamkeit erregte. Als er 30 Jahre alt war, wollte ihn Johannes nicht taufen; „denn," sprach er, „du bedarfst keiner Sinnesänderung; du bist der Reine; eher solltest du mich taufen." Aber Jesus bestand darauf, weil er dadurch zu seinem Lehramte eingeweiht sein wollte. Da senkte sich sichtlich der Geist des Höchsten auf ihn herab, der sein ganzes Leben hindurch mit ihm war. Nun ging Jesus hin, das Volk zu lehren, aber nicht die Juden allein, sondern auch die Heiden; denn allen Menschen sollte das Heil gepredigt werden, weil Alle ja Kinder Eines Vaters im Himmel sind. Aber das konnte er nicht allein verrichten; seines Bleibens auf der Erde sollte ja auch nicht lange sein. Darum suchte er sich Schüler und Gehülfen auf, aber nicht unter den Gelehrten, die das Elend des Volks nicht fühlten, und nur für ihren Ruhm sorgten, sondern unter dem Volke selbst. „Folgt mir nach," sprach er zu ihnen, „ihr sollt die Menschen gewinnen für das Reich meines himmlischen Vaters." Aber das sinnliche Volk hätte auf die bloßen Worte nicht gehört; denn der jüdische Glaube war ja bequemer; es war den Leuten ja leichter zu opfern und zu fasten, als streng gegen sich selbst zu sein, und alle Unlauterkeit abzuthun. Darum mußte er auf die Sinnlichkeit des Volks wirken. Er that daher Wunder, und bekräftigte dadurch die Wahrheit seiner Lehre, daß sie nicht seine eigne, nicht Menschenwerk sei, sondern, von dem komme, der allein Wunderkraft verleihen kann. Das Volk sah die Wunder, und staunte; aber Viele liefen ihm mehr nach um der Wunder, als um seiner Lehre willen. Solche Menschen schalt er ihres verkehrten Sinnes wegen. „Thut den Willen Gottes," sprach er, „den ich euch verkündige; dann werdet ihr an euch selbst sehen, daß meine Lehre von Gott sei, und daß ich nicht aus mir selber rede." Seine Lehre ging aber nicht auf äußerlichen Gottesdienst, sondern auf strenge Erfüllung des Willens Gottes. „Nicht Alle," sprach er, „die zu mir Herr! Herr! sagen, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Aber Gott liebt euch auch; „ja also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, damit Alle, die an ihn glauben, selig werden." Er kennt ja alle eure Bedürfnisse, und wird euch geben, was ihr bedürft, wenn ihr nur das Eurige thut. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen und ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?" Es ist wahr, Gottes Forderung ist streng. Er fordert von euch ein reines Herz; ihr dürft euer Herz nicht theilen zwischen ihm und der Sünde; ganz ihm soll es geweiht sein; denn die Liebe zur Sünde verträgt sich nicht mit der Liebe zu ihm. Erreichen werdet ihr ihn, den Vollkommnen,

zwar nie, aber ihr müßt unablässig danach streben. Seid daher barmherzig, so wie Gott es ist! Seid heilig! denn Gott ist heilig. „Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt ja auch seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Sagt nicht, daß es unmöglich sei, so zu handeln. Würde er von euch Dinge verlangen, die ihr nicht verrichten könnt? Nur Muth gefaßt! Betet nur zu eurem himmlischen Vater um Kraft, und er wird euch seinen heiligen Geist geben, den alle die erhalten, die mit ganzem Ernste das Gute wollen und ihn darum nur anrufen. — Oder hast du dich vielleicht schon verirrt? Glaubst du vielleicht nun, es sei zu spät oder zu schwer umzukehren? Gott könne oder werde dir nicht verzeihn? Verzage nicht. „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." „Auch sage ich euch, es wird Freude sein im Himmel vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut." Aber glaube nicht, es habe nun nichts auf sich mit der Sünde, weil Gott gern vergiebt; der stets gehorsame Sohn ist doch besser als der begnadigte. — Auch glaube nicht, mit dem äußeren Gottesdienst sei es abgethan. „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." Die Ceremonien, der Besuch der Kirche, sind nur Mittel, den innern und eigentlichen Gottesdienst zu befördern. Dein ganzes Leben muß ein Gottesdienst sein. Bete fleißig zu Gott, aber mehr um Erleuchtung, um Kraft zu guten Werken, als um irdisches Glück; „denn es vergeht die Welt mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst; du bist dir also nicht selbst der Nächste. Denn was du deinen Brüdern thust, das hast du mir gethan. Fragst du aber, welcher Lohn dir dafür wird? — Ein seliges Bewußtsein, eine ungetrübte Heiterkeit, die Gewißheit, daß du da oben einen Vater hast, der mit Freude auf dich herabsieht, und dich mit seiner Hand leitet. Sterbend kannst du freudig deine Seele in seine Hände befehlen. Ist das nichts? Womit er dich noch weiter belohnen will, hier und erst jenseits, das überlaß ihm mit Zuversicht; er wird dir mehr geben, als du denkst. Die Erde hat nicht immer Lohn und Strafe, wenigstens nicht so sichtbar. Aber jenseits! „da wird ein Jeder offenbar werden vor meinem Richterstuhl, wie er gehandelt hat bei seinem Leben, es sei gut oder böse."

Das ungefähr war der Geist der Lehre Jesu. So lehrte er, und ging mit seinem Beispiele voran. Noch nie war vor ihm ein Mensch gefunden worden ohne Sünde; er aber war so rein, daß nicht einmal seine Feinde ihn einer Sünde zeihen konnten. Das Volk hing an ihm; aber es begriff seinen hohen Beruf nicht ganz, und glaubte, er sei gekommen, sie von der Herrschaft der Römer zu befreien. Die gelehrten Juden aber, die Pharisäer und andere Secten, haßten ihn, weil er sie scharf tadelte und ihr verkehrtes Wesen aufdeckte, und sie verfolgten ihn. Er hatte beschlossen, schon nach dreijährigem Lehramte die Erde zu verlassen. Sein großes Werk war ja nun vollbracht; viele vom Volke waren für seine Lehre gewonnen, für's Gute erwärmt; seine

Schüler waren von Gottes Willen hinlänglich unterrichtet, und jetzt noch in den Jahren der Kraft, aller Welt die neue Lehre zu verkündigen; er aber erkannte, daß er durch seinen Tod seine Lehre besiegeln müßte. So ging er also in den schmerzvollsten Tod. Aber nach einem kaum 36stündigen Todesschlafe rief ihn Gott wieder hervor aus dem Grabe, und der Glaube seiner Schüler an ihn, den Sohn Gottes, wurde neu belebt. Endlich sahen sie ihn auffahren gen Himmel, nachdem sie sich 40 Tage lang von seiner Wiederbelebung oft überzeugt hatten. *)

Doch wir kehren zum Kaiser Augustus zurück. Unter ihm erst wurde Deutschland den Römern näher bekannt, aber zu ihrem großen Nachtheil. Vor Augustus hatten die Römer von Deutschland noch nichts besessen, und Cäsar selbst hatte die Wildheit der Einwohner und das Dickicht ihrer Wälder gescheut. Selten durchwanderten nur Kaufleute die unwegsamen Straßen des Landes. Waren die Deutschen auch noch roh, so hatten sie doch eine innige Liebe zum Vaterlande, und die Freiheit war ihnen über Alles theuer. Im Jahr 25 vor Christus begann der Krieg der Römer gegen die Rhätier, Vindelicier und Noriker. Rhätien war das heutige Graubündten und Tyrol, Vindelicien das Land um die Iller und den Lech, Norikum lag östlich daneben, also in Baiern, bis hinein nach Oestreich. Den ersten Anlaß gaben wohl diese Bergvölker; aber nachdem sie Frieden versprochen hatten, besetzten die Römer die Päße, fielen über die harmlosen Thalbewohner her, und verkauften an 38,000 in die Knechtschaft. Von nun an verbreitete sich der Krieg durch den ganzen Alpengürtel; alle Bergvölker waren in Bewegung. Entschieden wurde der blutige Kampf 15. Während Drusus, Augusts Stiefsohn, von Italien aus in die Thäler Tyrols eindrang, that dasselbe dessen Bruder Tiberius von Norden her, und bezwang die tapfern Rhätier in einer großen Schlacht. Dennoch kämpften sie so lange, wie sie einen Pfeil hatten, und da ihnen auch dieser fehlte, schlugen Mütter ihre Kinder auf die Erde, und schleuderten die blutigen Leichname den Römern ins Gesicht. So wurden die tapfern Bergvölker weniger unterjocht als vernichtet.

Auch Gallien drohte fortwährend mit Empörungen und gehorchte nur unwillig. Drusus glaubte des Landes sicherer zu sein, wenn er das angränzende Norddeutschland erobere. Augustus willigte ein. Von den Niederlanden aus fiel er ein, im Jahre 12, zog an der Lippe entlang, und trieb die Deutschen vor sich her. So kam Drusus dreimal über den Rhein (12, 10 u. 9). Aber seine Eroberungen halfen ihm nicht viel. Denn die Deutschen wichen ohne Schlacht zurück, und verbargen sich in ihre Wälder. Kam dann der Herbst, so mußten die Römer eiligst zurück, weil es ihnen am Unterhalt gebrach. Nun ersten kamen die Deutschen wieder hervor, fielen die einzeln Ziehenden und die Nachhut unaufhörlich an, und tödteten den Römern viele Mannschaft.

---

*) Nicht gleich nach Jesus Tode fingen die Christen an, die Jahre nach seiner Geburt zu rechnen, sondern erst im 6ten Jahrhunderte rechnete ein fleißiger Mönch, Dionysius der Kleine, das Jahr seiner Geburt aus, und nach seiner Angabe rechnet man die Jahre noch. Aber neuere Gelehrte haben ihm nachgerechnet, und ein gelehrter Bischof in Kopenhagen, Friedrich Münter, hat gefunden, daß sich jener Mönch um sechs Jahre verrechnet habe; denn Jesus sei 6 Jahre früher geboren. Allein wir bleiben mit Recht bei der alten Rechnung, weil eine Abänderung endlose Verwirrung verursachen würde.

Vielleicht wäre es dem Drusus doch noch zuletzt gelungen; denn er erbaute an den Mündungen und den Zusammenflüssen der Ströme Festungen, um das umliegende Land in Gehorsam zu erhalten. Aber er starb auf dem dritten Zuge; denn als er bis an die Elbe gekommen war, und einsam am Ufer ging, trat ein Weib von fast übermenschlicher Größe vor ihn hin und sprach: „Unersättlicher! bis wie weit drängst du vorwärts? Nicht dir ist alles das bestimmt! Eile hinweg! denn dein, deiner Thaten und Tage Ziel steht nah!" Drusus eilte zurück. Unterwegs stürzte sein Pferd; er selbst zerschellte sich den Schenkel; die Soldaten trugen ihn weiter; er starb am 30sten Tage, erst 30 Jahre alt.

Als Augustus von des Drusus Unfall Nachricht erhielt; mußte Tiberius in größter Eile nach dem Rheine reisen, wo er den Bruder sterbend traf. Er setzte den Krieg gegen die Deutschen fort, und da diese Friedensboten sandten, so berief er die Fürsten der Volksstämme zu sich, um mit ihnen über den Frieden zu handeln; als sie kamen, nahm er sie gefangen, fiel über die verlassenen Völker her, verpflanzte an 40,000 nach Gallien, und unterwarf sich nun alles Land zwischen Rhein und Weser. Tiber ließ die Wälder lichten, Straßen anlegen, Castelle erbauen, und führte römische Sprache und Gerichtspflege ein, zum großen Widerwillen der Deutschen, die das fremde Joch mit verbissenem Ingrimme trugen. Darum führten die Römer die edelsten Jünglinge nach Rom, um zu Unterpfändern der Treue ihrer Väter zu dienen.

Unter diesen Geiseln war auch Armin oder Hermann, der Sohn des Sigimer, eines Fürsten der Cherusker, damals in der Blüthe der Jahre, voll Körperkraft, doch voll klugen Rathes, die Feuerseele im Gesicht. August zeichnete ihn aus, gab ihm das römische Bürgerrecht, und ernannte ihn zum römischen Ritter; aber Armin lernte auch die Verworfenheit der Römer, ihre Trägheit, ihren Uebermuth und ihre Feigheit kennen, und baute darauf die Hoffnung der Befreiung seines Vaterlandes. Heiße Sehnsucht trieb ihn endlich nach Deutschland zurück. Hier lernte er die Tochter des Römerfreundes Segest, eines Heerführers der Cherusker, Thusnelda, kennen, und warb um sie. Aber dem Segest gefiel der feurige junge Mann nicht, weil er auf die Römer geschmäht hatte, und er wies ihn zurück. Da entführte Armin ihm die Tochter. Bald sammelten sich wackere Männer um ihn; sein Muth erweckte ihr Vertrauen, und heimlich wurde ein Bund gemacht auf Leben und Sterben.

Damals war römischer Statthalter in Deutschland Quinctilius Varus, ein Mann von großem Geize. Schon früher war er Statthalter in Klein-Asien gewesen, und war arm hingegangen; aber als er zurückkehrte, war er reich, und das Land war arm. Dieser Mann sah, wie gehorsam die Deutschen seinen Befehlen waren, und schrieb dies den Beilen und Ruthenbündeln zu, die seine Gerichtsdiener vor ihm hertragen mußten. Aber man wollte ihn nur sicher machen, und der übermüthige Mann ging in die Falle, obgleich Segest ihn warnte; denn er hielt die Deutschen für viel zu roh, um einen Plan lange zu verbergen.

Endlich war der Anschlag reif, 9 nach Christus. Der Verabredung gemäß empören sich entfernte Stämme an der Ems. Varus bricht auf aus seinem Standlager (an dem Zusammenflusse der Fulda und Werra), um sie zu züchtigen. Armin und die Gefährten nehmen Abschied von ihm, und versprechen zweideutig, bald wiederzukommen. Jetzt fliegt der Freiheitsruf durch

alle Gaue; die Deutschen eilen herbei, das Römerheer zu vertilgen. Varus war indessen, noch immer nichts ahnend, bis in die Gegend des Teutoburger Waldes gekommen, und Soldaten, Troßbuben, Knechte, Weiber und Kinder zogen, wie im tiefen Frieden, sorglos durch einander. Ein fürchterliches Wetter fiel ein. Der Regen fiel in Strömen herab, der Sturm heulte in den Gipfeln der Bäume, und der Boden war so uneben und schlüpfrig, daß Pferde und Menschen ausglitten. Niemand wußte, wo aus und wo ein; denn die Wegweiser waren entflohen. In dieser großen Noth erscheinen plötzlich Armin und seine Gefährten auf den Anhöhen und schleudern Pfeile und Steine auf die Bedrängten. Aus jedem Dickicht funkeln die wilden Augen der racheburstenden Deutschen. Varus sucht die Seinen zu ordnen; vergebens! Wald und Wetter verhindern es, und er ist nur froh, endlich auf einer waldigen Höhe ein Lager aufschlagen zu können. — Am andern Morgen wurde die Noth noch größer. Der Regen goß noch immer herab, noch immer brauste der Sturm, und die Deutschen drangen immer heftiger und kühner ein. Auch die folgende Nacht verging unter ängstlicher Erwartung, daß die Deutschen angreifen würden; denn fortwährend hörte man ihr widerliches Kriegsgeheul. — So beginnt der dritte Tag, und mit ihm neue Noth. Denn nun treffen auch aus den entfernten Gauen die Deutschen ein; immer unwiderstehlicher wird der Andrang, immer schwieriger der Marsch, den bald umgestürzte Bäume, bald brausende Waldbäche hemmen. Jetzt ordnet Armin die Haufen der Deutschen, die von allen Seiten mit Kriegsgeheul eindringen. Varus sieht sie heranstürmen, verzweifelt an der Rettung, und stürzt sich in sein eigenes Schwert. Als die Römer den Führer fallen sehen, bemächtigt sich ihrer eine unnennbare Angst. Alle Ordnung löst sich auf; Einige tödten sich selbst, Andere werfen die Waffen fort, und lassen sich wie Schlachtthiere niedermachen. Am unglücklichsten waren die, welche den erbitterten Deutschen lebendig in die Hände fielen. Viele wurden gleich den Todten in Gruben geworfen, Andere an Bäume gehenkt, die Hauptleute aber den Göttern zu Ehren geschlachtet. Am furchtbarsten wüthete ihr Zorn gegen die römischen Advocaten; denn sie hielten die Gerichtsverwaltung dieser Leute für Rechtsverdrehung. Sie stachen ihnen die Augen aus, und hieben ihnen die Hände ab; dem einen rissen sie die Zunge heraus, stopften ihm den Mund zu, und schrieen: „Nun zische noch, du Natter!“ Ein römischer Anführer, der gefesselt diese Greuel sah, nahm die Ketten und schlug sie gegen seinen Kopf, daß das Gehirn fortspritzte. Während die Deutschen das erbeutete Lager plünderten, entkamen einige wenige Römer; aber erst nach langer Zeit kamen sie, abgehungert, Leichen ähnlich, nach Rom. Einige Gefangene, zum Theil reicher Eltern Kinder, mußten den Deutschen das Vieh hüten oder des Nachts die Dörfer bewachen. Die Schlacht im Teutoburger Walde war im Jahre 9 nach Jesu Geburt.

Als die Nachricht nach Rom kam, erstarrte man vor Entsetzen, am meisten die, welche die Ihrigen bei dem Heere gehabt hatten. Die schönsten Legionen waren gefallen. August war trostlos. Er lief in wildem Grame mit dem Kopf gegen die Wand, und rief: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Tiber wurde schnell mit einem neuen Heere nach dem Rhein gesandt; aber er fand die Deutschen ruhig. Sie hatten nur das Vaterland befreien, aber nicht Rom erobern wollen. Dem Armin verdanken wir es also vorzüglich,

daß fremde Sitte in Deutschland nicht einheimisch werden konnte, daß wir unsere eigene Sprache erhalten haben, und die deutsche Nation unvermischt erhalten ist.

Noch nach einer andern Seite Deutschlands hin hatten die Römer ihre Blicke gewendet. Am Oberrhein, im jetzigen Badenschen und Würtembergischen, wohnte ein Gränzvolk, die Markomannen. Marobod, der Sohn eines Häuptlings, war, wie Armin, als Geisel nach Rom geführt worden, und hatte da die Verdorbenheit der Römer, aber auch ihre Pläne, die Deutschen sich zu unterwerfen, kennen gelernt. Nachdem er mit römischer Bildung, aber mit deutschem Herzen, ins Vaterland zurückgekehrt, beredete er sein Volk, mit ihm nach Böhmen, wo sie vor den Römern sicher sein würden, zu ziehen. Hier sah er sich bald an der Spitze einer großen Völkerverbindung, und stand nun den Römern trotzig gegenüber. Eben wollte Tiberius gegen ihn zu Felde ziehen, da empörten sich plötzlich die Pannonier (in Ungarn) und Dalmatier; Tiber mußte sich erst gegen sie wenden, und Marobod bekam noch Frist. Erst nachdem Tiber Kaiser geworden war, wurde dem Reiche der Markomannen ein Ende gemacht, indem Tibers Sohn, Drusus, den Marobod zwar nicht mit Gewalt überwand, aber mit List so umstrickte, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als dem Kaiser sein Schicksal zu überlassen. Dieser wies ihm Ravenna zum Wohnplatz an, wo er erst nach 18 unrühmlichen Jahren starb.

Wir haben vorher des Augusts Glück gepriesen, daß er sich zum Herrn des großen Römerreichs machen konnte, und alle seine Feinde besiegte. Aber dieses Glück war nur scheinbar. Ihm fehlte, was eigentlich das Glück des Menschen ausmacht, Friede mit sich selbst, Friede im Hause, und Freude an seinen Kindern. Die Strafe für die Verbrechen seiner Jugend kam also noch im Alter nach. Als dritte Frau hatte er die Livia, die Wittwe eines vornehmen Römers, geheirathet, und sich dadurch einen Fluch über sein Haus gebracht. Von den beiden Söhnen, die sie ihm zubrachte, starb, wie wir wissen, der beste, Drusus, ein hoffnungsvoller Mann, in Deutschland. Tiberius, der andere, war ein sehr böser, heuchlerischer, zu allen Verbrechen fähiger Mensch, und dabei der Liebling seiner Mutter. Augustus hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, Julia, ein liebenswürdiges Mädchen. Er verheirathete sie an einen trefflichen jungen Mann, den Marcell, seinen Schwestersohn. Dieser wurde der Liebling des Kaisers und des ganzen Volks, und sollte einmal des Augustus Nachfolger werden. Aber kaum waren sie 5 Jahre vermählt, als er starb, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung durch Livia, die — wie man meinte — dadurch dem Tiber den Weg zum Throne bahnen wollte. August, ja ganz Rom, war untröstlich, und dem Dichter Virgil, der seinen Tod in 27 Zeilen*) besang, schenkte er dafür 10,000 Thlr.; so hatte er ihn geliebt! — Bald darauf vermählte er sie an seinen alten verdienten General Agrippa; eine sehr ungleiche Ehe! Doch erfreute sie den Kaiser ungemein, da ihm nach einander 2 Enkel geboren wurden, Cajus und Lucius Cäsar. Die Knaben wuchsen zu blühenden Jünglingen heran. Sie waren sehr hoffnungsvoll, und man glaubte, daß einer von ihnen dem Kaiser auf dem Throne folgen werde. Aber beide starben, kaum zu Jünglingen herangewachsen, fern

*) Aeneide, sechstes Buch S. 860 ff.

vom Vaterhause, der eine in Gallien, der andere in Klein-Asien, und allgemein beschuldigte man die Giftmischerkünste der Livia. Der trostlose Augustus schloß sich nun um so inniger an seine geliebte Tochter an; aber auch diese Freude wußte ihm Livia zu rauben. Julia wurde nämlich nach Agrippa's Tode an den schändlichen Tiber vermählt. Das gab eine höchst unglückliche Ehe. Jeder Theil wohnte für sich, und Julia, ganz sich selbst überlassen, beging allerhand leichtsinnige Handlungen, die ihr aufs Schlimmste ausgelegt wurden. Sie hatte herrliche Paläste, in denen sie täglich ihre Freunde köstlich bewirthete. Alles das, was sie gethan, und Vieles, was sie nicht gethan hatte, wurde von der lauernden Livia dem Kaiser erzählt, und sie und ihr Lebenswandel mit den schwärzesten Farben geschildert, so daß Augustus zuletzt — das Traurigste, was einem Vater widerfahren kann — sein eignes Kind verachten mußte. Ja er glaubte, ein so öffentliches Aergerniß nicht ungestraft lassen zu dürfen, und verbannte sie auf eine kleine einsame Insel (Pandataria), nicht weit von Gaeta im jetzigen Neapel, wo sie fast ganz verlassen und mit allen Entbehrungen kämpfend fünf Jahre lang leben mußte. Dann wurde sie nach Rhegium, heute Reggio (sprich Redscho), an der untersten Spitze von Italien verwiesen, wo sie nach Augusts Tode auf Tibers Befehl durch Hunger ums Leben gebracht wurde. — Indessen war des Agrippa und der Julia dritter Sohn, Agrippa Posthumus, herangewachsen; aber er zeigte früh schon Anlagen, ein böser Mensch zu werden; wie konnte es auch bei solchen Beispielen anders sein? August sah sich endlich genöthigt, auch ihn auf eine Insel, unweit der Insel Elba, zu verweisen, wo Tiber auch ihn späterhin ermorden ließ. Nun lebte noch eine Enkelin des Kaisers, Julia, eine Tochter der ältern Julia. Sie war noch leichtsinniger als ihre Mutter, und im hohen Grade verschwenderisch. Livia trug dem Kaiser auch über sie so viel Böses zu, daß sie nach einer wüsten Insel im adriatischen Meere wandern mußte. Nun stand der arme alte Mann ganz allein, und wohin er in seinem Hause sah, begegneten seinen Blicken nur die unheilbringenden Gesichter der Livia und des Tiber. „Wollte der Himmel," rief er einmal mit Thränen aus, „ich hätte nie geheirathet, und wäre ohne Kinder und Enkel geblieben!" Aber Livia triumphirte nun; denn ihrem Sohne Tiber stand Niemand mehr im Wege, und August nahm ihn zu seinem Sohne und Nachfolger an. In den letzten Jahren seines Lebens war er oft hart, gab strenge Gesetze, legte drückende Abgaben auf, und achtete wenig mehr auf den Senat, wohl Alles eine Folge seines so oft gekränkten Gemüths. Endlich starb der lebensmüde Mann 76 Jahre alt, dem Krone und Scepter nicht den Mangel an häuslichen Freuden hatten ersetzen können, auf einer Reise, in Nola. Das Jahr 14 nach Christus Geburt ist sein Todesjahr.

Tiber (14—37), zu Augusts Nachfolger im Voraus bestimmt, stellte sich, als wolle er die Last der Regierung nicht annehmen, gab aber bald den Bitten des Senats nach. Er war einer der scheußlichsten Menschen, sein Charakter aus Selbstsucht, Heuchelei und Grausamkeit zusammengesetzt. Er gab das Gesetz, daß Alle, die über den Kaiser und seine Verwaltung unehrerbietig sprächen, hart bestraft, und Jeder belohnt werden sollte, der sie anzeigte. Der Angeklagte wurde hingerichtet und sein Vermögen fiel dem Kaiser zu. Ein furchtbares Gesetz! denn nun war Niemand mehr seines Lebens sicher. Einen ehrlichen

Mann um Vermögen und Leben zu bringen, dazu bedurfte es nur, daß irgend ein schlechter Mensch, von Haß und Eigennutz getrieben, aussagte, daß Jener die Bildsäule des Kaisers verächtlich angesehen, oder gehört, daß er bei Nennung des Kaisers gelächelt habe. Eine Mutter z. B. wurde hingerichtet, weil sie über die Hinrichtung ihres Sohnes Thränen vergossen hatte. So verging fast kein Tag, wo nicht Todesurtheile vollzogen wurden, und daß die Reichsten und Edelsten zuerst daran kamen, versteht sich von selbst. Mit jedem Jahre wurde Tiber grausamer und mordsüchtiger. Er wohnte den Hinrichtungen oft zum Vergnügen bei, und nahm zuletzt eine völlige Tigernatur an. Seine Mutter ließ er gar nicht mehr vor sich, besuchte sie binnen drei Jahren nur Ein Mal, und in ihrer letzten Krankheit kam er gar nicht zu ihr.

Um die am Rheine stehenden Legionen, die zur Empörung geneigt waren, zu zerstreuen, unternahm G e r m a n i c u s, der allgeliebte Sohn des ältern Drusus (also Tibers Neffe), 14—16 einige Züge nach Deutschland. Der erste Zug ging ins Land der M a r s e n, die er bei der Feier eines Festes überfiel. Armin, der von seinem Schwiegervater Segest gefangen gehalten worden, aber nun freigegeben war, eilte herbei und trieb schnell die Römer über den Rhein zurück. Im folgenden Jahre rief Segest den Germanicus zu Hülfe, denn er wurde in einer Festung, in welcher er die Thusnelda ihrem Gatten vorenthielt, von diesem belagert. Germanicus kam und befreite Segest; aber dabei fiel auch T h u s n e l d a in seine Hände; sie wurde abgeführt über den Rhein, um den Triumph des Germanicus in Rom zu schmücken. Armin, ergriffen von Wuth und Schmerz, rief die Cherusker in die Waffen. Sie und die benachbarten Stämme erhoben sich, und rüsteten sich, nach dem Rheine zu ziehen. Germanicus erschrak; durch einen eiligen Einbruch suchte er ihnen zuvorzukommen. Während er mit einem Theile des Heeres zu Schiffe ging, an der Küste der Nordsee hinsegelte, und dann die Ems aufwärts bis nach Westphalen, zog sein Feldherr C ä c i n a über den Niederrhein eben dahin. Als sie nun gemeinsam weiter zogen, gelangten sie in dem Teutoburger Wald an die Stelle, wo 6 Jahre früher ihre Brüder gefallen waren. Noch standen die Ueberreste des römischen Lagers, noch lagen die Gebeine der Erschlagenen umher. In tiefem Schmerze beerdigten die Soldaten die Ueberreste ihrer Brüder; e i n e Grube umschloß die Gebeine Aller, und Germanicus legte die erste Scholle zu dem Grabhügel. Gleich darauf erschienen die Deutschen unter Armin. Ihr erster Anprall war so heftig, daß Germanicus augenblicklich umzukehren befahl. Er nahm wieder den Weg zur See, litt heftigen Sturm und kam erst nach großen Gefahren nach Gallien zurück. Noch übler ging es dem Heerhaufen unter Cäcina. Wie einst Varus wurde er drei Tage lang von den Deutschen durch Wälder und Moore verfolgt, bis er endlich, glücklicher als jener, den Rhein erreichte. Tiber, eifersüchtig auf Germanicus, weil dieser der Abgott der Soldaten war, befahl ihm zurückzukehren; doch bevor Germanicus diese Gegend verließ, wollte er den Ruhm erwerben, Deutschland besiegt zu haben. Darum unternahm er seinen Zug im Jahre 16. Nachdem er die Weser überschritten hatte, kam es zu zwei S c h l a c h t e n b e i I d i s t a v i s u s. In der ersten siegten die Römer, in der zweiten die Deutschen, und als nun die Römer zurückkehrten, überfiel den Germanicus auf der See ein so fürchterlicher Sturm, daß die meisten seiner Schiffe untergingen, und er selbst nur

mit Mühe gerettet wurde. Jetzt kehrte er nach Rom zurück, hielt hier einen glänzenden Triumph, wurde dann nach Syrien geschickt, und starb hier bald darauf an Gift, das ihm wahrscheinlich Tiber hatte reichen lassen.

Die letzten zehn Jahre brachte Tiber auf der Insel Capri, der Stadt Neapel gegenüber, zu, theils um vor Nachstellungen sicher zu sein, theils um ungestört seinen Ausschweifungen und Grausamkeiten nachhängen zu können. Denn es war Jedem streng verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß hinzukommen. Indessen regierte Sejanus, der Oberst der Prätorianer (Leibwache), für ihn in Rom, und machte sich durch Grausamkeiten und Stolz so gefürchtet, daß man seine Bildsäule in die Tempel stellte, und göttlich verehrte. Er war der Einzige, dem der mißtrauische Kaiser traute. Endlich erfuhr er, daß auch dieser Einzige ihn hintergehe, und daran arbeite, sich zum Kaiser zu machen. Zu diesem Zwecke hatte er des Kaisers einzigen Sohn Drusus durch Gift aus dem Wege geräumt. Wie erschrak Tiber! Wie verzogen sich die Muskeln seines boshaften Gesichts! Er schrieb an Sejan die freundlichsten Briefe, befahl aber heimlich dem Senate, sich seiner schnell zu bemächtigen, und ließ ihn nun mit seiner ganzen Familie, selbst mit seinen unschuldigen Kindern, hinrichten. Seit der Zeit war ihm das Morden Bedürfniß geworden. Er ließ oft Verbrecher nach Capri bringen, um sie vor seinen Augen foltern und zu Tode martern zu sehen; oder er ließ sie die hohen Felsen hinab ins Meer stürzen, und unten standen Fischerknechte, welche mit langen Stangen die, welche sich durch Schwimmen retten wollten, zerschmettern mußten. Dann und wann wachte wohl sein Gewissen auf, so daß er kaum wußte, was er that und sprach; aber durch neue Wuth suchte er es wieder zu betäuben. Tiber regierte 24 Jahre, wurde 78 Jahre alt, und hätte vielleicht noch länger gelebt, wenn ihn nicht einer seiner Offiziere (Macro, Oberst der Leibwache) im Bett erstickt hätte.

Nun folgte Cajus Caligula (37—41), Sohn des Germanicus, ein Mann von 25 Jahren, den Tiber selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Der Anfang seiner Regierung war gut, er gab dem Volke seine Rechte zurück, setzte die Steuern herab, und hob das Gesetz des Tiber wegen Majestätsverbrechen auf. Aber seine wilden Ausschweifungen zogen ihm schon nach 8 Monaten eine gefährliche Krankheit zu. Das Volk, das ihn liebte, flehte zu den Göttern um Erhaltung seines Lebens. Er genas, zeigte sich aber von da an ganz verändert, so daß man wohl annehmen darf, daß die Krankheit einen Wahnsinn zurückgelassen habe. Seit dieser Zeit betrug er sich so, daß man nicht weiß, ob man mehr seine Nichtswürdigkeit verachten, oder seine Thorheiten belachen soll. Nur einige Proben von beiden. Menschen blos hinrichten zu lassen, war ihm zu wenig; er ließ sie vor seinen Augen zu Tode peinigen, und verlangte immer neue Opfer. Er klagte einmal, daß unter seiner Regierung sich keine großen Unglücksfälle, Seuchen oder Erdbeben ereigneten, damit die Menschen in Masse umkämen. Einst rief er aus: „O wenn doch das römische Volk nur Einen Kopf hätte, den ich auf Einen Hieb herunterschlagen könnte!" Er ließ eine Brücke über den Meerbusen von Bajä, unfern Neapel, bauen, die eine Menge Wirthshäuser, Springbrunnen u. s. w. enthielt, blos um einmal hinüberzufahren und zurückzureiten. Am Abend gab er hier einen ungeheuern Schmaus, ließ die ganze Gegend durch Fackeln glänzend erleuchten, und befahl dann, um eine Lust zu haben, daß viele mit Zuschauern besetzte Schiffe in den

Grund gebohrt würden. Wer sich durch Schwimmen retten wollte, wurde mit Stangen wieder ins Wasser gestoßen. Sein Liebling war -- ein Pferd. Es stand in einem Stalle von Marmor, fraß aus einer Krippe von Elfenbein, lag auf einer purpurnen Decke, und hatte das kostbarste Sattelzeug. Eine Mahlzeit des Kaisers kostete einmal 350,000 Thlr., und wenn der Schatz erschöpft war, so verauctionirte er seine alten Sachen; und wehe dem Reichen, der dann nicht kam, und recht viel bot. Um auch einmal einen Triumph halten zu können, unternahm er einen Feldzug nach Gallien, um, wie er sagte, die Deutschen zu bekämpfen. Er kam aber nur bis an den Rhein, über den er eine Brücke schlagen ließ. Damit er Gefangene vorzeigen könnte, mußten sich einige Deutsche, die unter seiner Leibwache dienten, jenseits in ein Gebüsch verstecken. Dann wurde ihm gemeldet, es hätten sich Feinde sehen lassen. Mit vielem Lärmen setzte er sich nun in Bewegung, ritt über den Strom, ließ den Busch umzingeln, und nahm jene Deutschen gefangen. Darauf wandte er sich nach der Nordküste, um, wie er sagte, gegen die Briten zu Felde zu ziehen. Angekommen an der Seeküste, die England gegenüber liegt, ließ er wie zum Angriff blasen, und befahl, jeder Soldat sollte Muscheln auflesen. „Seht!" rief er, „diesen kostbaren Tribut muß uns das Meer zollen!" Den wollen wir im Capitolium niederlegen!" Dann kehrte er nach Rom zurück, um wegen Besiegung der Deutschen und des Oceans einen Triumph zu halten. — Nach einer vierjährigen Regierung wurde er von einigen Obersten der Prätorianer niedergestochen.

Die Prätorianer — denn der Senat wurde nicht mehr gefragt — wählten nun den schon 50jährigen Oheim des Caligula, Claudius (41—54), einen Mann, der wegen seiner Einfalt längst das Gespötte des ganzen Hofes gewesen war. Er hatte sich, als er von der Ermordung des vorigen Kaisers gehört, unter dem Dache hinter eine Thüre versteckt. Da fanden ihn die Soldaten, und riefen den Geängsteten, einen Bruder des Germanicus, zum Kaiser aus. Er war von Herzen nicht böse, und hatte selbst anfangs recht guten Willen; aber er ließ sich ganz von seinen Weibern und Günstlingen leiten, die ihn Alles machen und befehlen ließen, was sie wollten. Auswärts waren die Römer glücklich; sie legten unter ihm den ersten Grund zu ihrer Herrschaft in England. Seine erste Frau, Messalina, ein Scheusal von einem Weibe, ließ Alle, die ihr im Wege standen, hinrichten, und zog dann ihre Güter ein; Andere mußten ihr Leben durch große Summen erkaufen. Sie und die Freigelassenen Narcissus und Pallas verkauften, um sich zu bereichern, Statthalterschaften und Würden. Endlich, als es Messalina zu arg machte, erpreßte man vom schwachen Kaiser den Befehl, sie hinrichten zu lassen. Seine zweite Frau, Agrippina, war nicht viel besser. Sie hatte ihm einen Sohn, den Nero, zugebracht, und da sie merkte, daß Claudius seinen eignen Sohn, Britannicus, zu seinem Nachfolger machen wollte, so vergiftete sie ihren Mann nach einer 13jährigen Regierung.

Nun wurde jener Nero Kaiser (54—68), ein Jüngling von 16 Jahren, von dem die Römer eine glückliche Regierung sich versprachen, weil er recht gut anfing und die ersten 5 Jahre meist mild regierte, oder vielmehr seine Erzieher Seneca und Burrhus regieren ließ. Aber bald wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß er an Grausamkeit und Verruchtheit den Tiber und

Caligula noch übertreffe. Seinen Stiefbruder Britannicus ließ er vergiften, weil Agrippina, mit welcher er zerfallen war, ihm mit Britannicus gedroht hatte; der Giftmischerin schenkte er dafür mehrere Landgüter, und gab ihr Schüler, damit die edle Kunst ja nicht etwa ausstürbe. Oft lief er des Nachts mit Andern seines Gleichen in der Stadt umher, fiel die Leute an, schlug und verwundete sie, oder brach in die Häuser ein, und raubte die Sachen, die er nachher verauctionirte. Wer sich merken ließ, daß er ihn erkannt habe, war augenblicklich des Todes. Seine Frau — Poppäa hieß sie — war nicht viel besser als er, und beredete ihn leicht, seine Mutter Agrippina aus dem Wege zu schaffen, weil sie sich der unschuldig verstoßenen ersten Frau Nero's angenommen hatte. Er wollte sie erst auf einem besonders dazu gebauten Schiffe auf dem Meere ertränken lassen; da das aber nicht gelang, ließ er sie mit Knütteln todtschlagen. Seitdem folterte ihn sein Gewissen, so daß er sich aus einer Thorheit und Grausamkeit in die andere stürzte, und besonders des Nachts keine Ruhe hatte. Um sich zu zerstreuen, sang und tanzte er öffentlich auf dem Theater. Seine erste verstoßene Frau (Octavia, eine Tochter des Claudius) ließ er in einem heißen Bade ersticken, und die Poppäa trat er einmal im Zorne so heftig, daß sie davon starb. Um einmal einen großen Brand zu sehen, zündete er die ungeheure Stadt Rom an, die auch größtentheils abbrannte, und da die Bürger laut über ihn murrten, so gab er vor, die in der Stille lebenden Christen hätten den Brand verursacht, und ließ sie zu Tode martern; viele wurden mit Schwefel, Pech und Werg überzogen, mit den Füßen in die Erde gegraben, und dann angezündet, um wie Fackeln langsam abbrennend dem Nero beim Wagenrennen zu leuchten. Welch ein Mensch! — Seinem Erzieher, Seneca, einem als Schriftsteller berühmten Mann, ließ er die Adern öffnen, und seinen eignen Sohn, einen unschuldigen Knaben, ertränken, weil er gern Soldaten spielte, und dies sein Mißtrauen rege machte. — Nachdem Nero über 13 Jahre lang die Plage Roms gewesen war, schlug auch seine Stunde. Mehrere seiner Generale in Gallien und Spanien (Vindex und Galba) empörten sich, und gingen auf Rom los. Er verlor bei dieser Nachricht alle Fassung, setzte sich zu Pferde, und flüchtete sich, von Angst gefoltert, auf das Gut eines seiner Freigelassenen. Der Senat schickte ihm sein Absetzungsurtheil nach, und verdammte ihn, zu Tode gepeitscht zu werden. Aber er kam der Ausführung dieser Strafe durch einen Selbstmord zuvor. Dies geschah im Jahre 68. Mit diesem Bösewicht starb das Geschlecht Cäsars und Augustus aus; aber beide Namen blieben fortan die Titel der Kaiser.

29. Die Kaiser des 1sten, 2ten und 3ten Jahrhunderts. — Zerstörung Jerusalems 70. — Herculanum und Pompeji 79.

(Galba. Otho. Vitellius. — Vespasian 69 — 79. Colosseum. Zerstörung von Jerusalem 70. — Titus 79—81. Untergang Herculanums und Pompeji's 79. — Domitian 81 — 96. — Nerva 96 — 98. — Trajan 98 — 117. — Hadrian 117 — 138. — Antoninus Pius 138 — 161. — Antoninus Philosophus 161 — 180. — Commodus 180 — 193. — Schlechte Kaiser des 3ten Jahrhunderts.)

Nach Nero's Ermordung wurden fast alle Kaiser nur durch die Soldaten, meist durch die Prätorianer, bestimmt. Manchmal wählten sie den, der ihnen

der Würdigste schien, oft aber den, der ihnen das größte Geschenk bot. Hielt der neue Kaiser sein Versprechen nicht, oder verlor er sonst die Liebe der Soldaten, so ermordeten sie ihn, und wählten einen andern, und so geschah es, daß manche Kaiser nur einige Wochen regierten. Von den vielen Kaisern, die Rom in dem zweiten und besonders dritten Jahrhundert hatte, sind leider nur wenige gute zu rühmen. Viele waren roh, oder nur dem Genusse ergeben, ja manche wahre Ungeheuer. Galba, der 72 Jahre alte Statthalter von Spanien, der den Nero gestürzt hatte, machte sich durch Geiz und Habsucht verhaßt, und da er den Prätorianern das beim Regierungsantritte gewöhnliche Geschenk verweigerte, so empörten sie sich, ermordeten ihn nach einer 7monatlichen Regierung und wählten den Otho zum Kaiser. Aber auch dieser behauptete sich nicht lange, nur 3 Monate; denn die deutschen Legionen hatten indessen ihren Feldherrn Vitellius zum Kaiser ausgerufen, und führten ihn nach Italien. Bei Bedriacum (zwischen Cremona und Verona) erlitt der ihnen entgegenziehende Otho eine Niederlage. Er durchstach sich dann mit einem Dolche. „Ich will nicht," sagte er, „daß um meinetwillen der Bürgerkrieg fortdaure." Vitellius zog nach Rom, behauptete sich aber nur 8 Monate. Seine große Schwelgerei und Freßsucht machten ihn verächtlich; die Legionen in Aegypten riefen den Feldherrn Vespasian, der gerade Jerusalem belagerte, zum Kaiser aus, und auch andere Legionen (in Syrien, Mösien und Pannonien) stimmten der Wahl bei. Ein Theil derselben zog nach Rom; die Stadt wurde erstürmt; die Soldaten zogen fechtend ein, und ermordeten Vitellius, der sich ängstlich verkrochen hatte.

Von nun an folgte eine Reihe guter Kaiser. Obenan steht Vespasian (69—79), ein recht wackrer Mann. Er gab strenge Gesetze gegen alle Unsittlichkeiten, stellte den innern Frieden wieder her, besiegte auswärtige Feinde, schaffte die Majestätsgerichte ab, lebte mäßig und sparsam, und übte Gerechtigkeit. Er erbaute viele noch von Nero's Brand her in Trümmern liegende Häuser, ließ die zerstörten Tempel und Denkmäler prachtvoll wiederherstellen, und errichtete das große steinerne Amphitheater in Rom, dessen mächtige Ruine noch steht, und von allen Reisenden bewundert wird, in welchem 60—80,000 Menschen sitzen konnten. Es wird das Colosseum oder Colifeo genannt. — Unter ihm ist auch Jerusalem im Jahre 70 zerstört worden. Die Juden standen, wie schon gesagt, unter der Herrschaft der Römer; aber sie waren ein unruhiges Volk, wurden dabei von den römischen Statthaltern hart bedrückt, und hatten sich schon öfters empört. Das war auch unter des Nero Regierung wieder geschehen, und Vespasian wurde geschickt, sie zu züchtigen. Aber das war nicht leicht; denn sie wehrten sich mit äußerster Hartnäckigkeit. Vor einer Stadt (Jotapata) mußten die Römer 6 Wochen lang liegen, und als sie erobert wurde, hieben sie 40,000 Juden nieder! Vierzig hatten sich in eine Höhle geflüchtet; 38 davon tödteten sich lieber selbst, ehe sie sich in die Hände der Römer lieferten. Eben fing Vespasian an, Jerusalem zu belagern; da wurde er zum Kaiser ausgerufen, mußte nach Rom, und übertrug nun seinem Sohne Titus die Fortsetzung der Belagerung. Die Stadt lag auf zwei steilen Bergen, hatte feste Mauern, und war daher schwer zu bezwingen. Titus schloß sie ganz ein, um sie auszuhungern. Das gelang. Es entstand eine gräßliche Hungersnoth. Eine Mutter schlachtete ihr eignes Kind, und aß es auf. Als

Titus das hörte, hob er die Hände gen Himmel, und rief Gott zum Zeugen an, daß er nicht Schuld an dieser Noth sei; er habe den Juden so oft Gnade angeboten. Endlich ließ er stürmen, und eroberte so einen Theil nach dem andern. Aber die Hartnäckigsten unter den Juden (die Zeloten, Eiferer) hatten sich in den steinernen Tempel geflüchtet, und glaubten, hier wären sie ganz sicher; Gott werde sie hier schützen. Gern hätte Titus das schöne Gebäude geschont; aber alle Vorstellungen waren vergebens. Da befahl er endlich, Feuer hineinzuwerfen, und nun verbrannte die ganze schöne Stadt zu einem Aschenhaufen, und unzählige Einwohner wurden erschlagen. Furchtbar ging auf diese Art die Prophezeihung Jesu in Erfüllung, und der Fluch, den die Juden selbst über sich herbeigerufen hatten, als sie zu Pilatus sprachen: „Jesu Blut komme, wenn er unschuldig ist, über uns und unsre Kinder!" Ja wohl ist es über sie und ihre Kinder gekommen; denn über eine Million war in diesem Kriege umgekommen, und die noch Lebenden wurden als Sclaven verkauft. Seit dieser Zeit zerstreuten sich die Juden in alle Welt, und blieben unter hartem Drucke, bis auf unsere Tage, wo man ihnen in den meisten Ländern freundlich die Hand reicht, die aber Viele nicht annehmen, weil sie von den durch spätere jüdische Lehrer eingeführten Speisegesetzen und anderen Gebräuchen nicht lassen wollen.

Nach Vespasian regierte sein noch vorzüglicherer Sohn Titus (79—81), dessen größte Freude war, Menschen glücklich zu machen. Und wer hat dazu wohl mehr Gelegenheit, als ein Fürst? Als einmal zwei Patricier auf einem Mordanschlag gegen ihn ergriffen wurden, ließ er sie zu sich kommen, stellte ihnen ihr Unrecht vor, beschenkte sie reichlich, und schickte an die Mutter des einen, welche außerhalb Rom war, einen Boten, um ihr zu melden, daß sie wegen des Schicksals ihres Sohnes außer Sorgen sein könnte. Dann lud er sie zur Tafel ein, ließ sie am andern Tage im Theater neben sich setzen, und als ihm, wie es Gebrauch war, die Waffen der Kämpfer vorgezeigt wurden, gab er sie jenen beiden unbesorgt in die Hände. Er wurde auch wirklich so allgemein geliebt, daß man ihn die Freude und Lust des menschlichen Geschlechts nannte. Das abscheuliche Gesetz, welches die geheimen Anklagen erlaubte, blieb abgeschafft; „denn," sagte er, „ich thue ja nichts Böses, also kann ich ja auch nicht beschimpft werden, und wollte man gegen mich Lügen aufbringen, so würde ich sie verachten." Er hatte sich zum Gesetz gemacht, daß Niemand mißvergnügt von ihm weggehen durfte, und wenn einmal ein Tag vergangen war, ohne daß er Jemand eine Wohlthat hatte erweisen können, so rief er aus: „Ach! ich habe einen Tag verloren!" — Unter ihm ereigneten sich mehrere große Unglücksfälle: eine Seuche, ein großer Brand in Rom und ein fürchterlicher Ausbruch des Vesuvs, welcher einige Städte verschüttete. Von dem letztern hier nur die Hauptsachen. Am 24. August 79 erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr Lava ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen Feuerstrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und während der folgenden Nacht und am andern Tage fiel selbst in den mehrere Meilen entfernten Orten eine solche Masse von Asche nieder, daß die ganze Gegend dick damit bedeckt wurde, und Alles ein anderes Ansehen bekam. Zugleich war die Erde in fast beständiger Bewegung. Keinen Augenblick war man vor dem Einsturz der Häuser sicher.

Als nun das Erdbeben am Morgen von Stunde zu Stunde heftiger wurde, eilten die Bewohner der entfernteren Städte von dannen; aber obgleich es Tag war, herrschte eine solche Finsterniß, daß man keine Hand vor den Augen sah, weil der dichte Aschenregen keinen Sonnenstrahl durchbrechen ließ. Erst gegen Mittag wurde es dämmerig, und nun erst sah man, wie Alles mit Asche dicht bedeckt, und alle Pflanzungen zerstört waren. Nachdem sich der Vulcan beruhigt hatte, und man sich wieder in seine Nähe wagte, fand man die dort liegenden Städte Herculanum und Pompeji nicht mehr. Wo sie geblieben, wußte Niemand; man glaubte, die Erde habe sie mit den Einwohnern verschlungen, und fragte nicht mehr nach ihnen. Aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollten die Einwohner eines nahe am Vesuv liegenden Oertchens einen Brunnen graben, und fanden tief in der Erde viele Stücke schönen bunten Marmors. Sie wunderten sich zwar, wie er dahin komme, ließen aber die Sache ununtersucht. 1711 brauchte der Prinz v. Elboeuf in jener Gegend einige Marmorstücke, und ließ daher an derselben Stelle graben, und siehe da! man stieß auf einen schönen Tempel mit marmornen Säulen und Standbildern. Die trägen Einwohner ließen den Fund unbenutzt, bis 1738 der König von Neapel weiter zu graben befahl. Man grub und kam mitten in ein altes Theater; nun fuhr man fort, fand bald Haus an Haus, und merkte nun wohl, daß hier eine ganze unterirdische Stadt liege. In den Schriften der Alten fand man endlich, daß es Herculanum sein müsse, und daß in der Nähe auch Pompeji untergegangen sei. Man suchte, und fand auch diese Stadt (1748). Herculanum konnte aber nicht mit einem Male ganz ausgegraben werden, weil schon darüber eine andere Stadt gebaut war, die sonst eingestürzt sein würde; aber man grub Straße für Straße auf, brachte die gefundenen Sachen heraus, und warf die Grube dann wieder zu. Pompeji dagegen lag im freien Felde. Von ihm ist dennoch noch nicht der vierte Theil aufgegraben, weil nur wenige Leute daran arbeiten; aber man gräbt noch, und hat schon höchst interessante Sachen gefunden. Alles liegt noch so da, wie es in dem Augenblicke lag, in welchem die Stadt mit Lava, Asche und Regengüssen bedeckt wurde. Da sieht man noch Stühle und andere Geräthschaften, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schlüssel u. dergl. umherliegen. Die Malerei der Wände ist in den Stuben noch so frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Ueber den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften, und in den Buden der Oelverkäufer die Ladentische. Im Pflaster der Straßen sieht man noch die Spuren der Wagengeleise, und vor den Häusern die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. In einem Hause fand man gar 1700 Bücherrollen; nur Schade, daß die Blätter zerbrachen, so wie man sie entfalten wollte. Ein weibliches Skelett saß an einem Arbeitstischchen und hatte einen Knaul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden am Theater lagen noch allerhand Eßwaaren, Nüsse, Weintrauben, Oliven, eine große Pastete, aber natürlich Alles verbrannt von der Hitze der Lava.

Auf den menschenfreundlichen Titus folgte ihm dessen ganz unähnlicher Bruder Domitian (81—96), ein düstrer und grausamer Mensch. Schon als Kind hatte es ihm das größte Vergnügen gemacht, Fliegen und Mücken

zu spießen, und so wurde ihm späterhin die Menschenquälerei ein wahres Bedürfniß. Er führte die Majestätsgerichte wieder ein, und ertheilte den Angebern zur Aufmunterung große Belohnungen: mit dem eingezogenen Vermögen der Verurtheilten füllte er seine Kasse, die durch ungeheure Verschwendung immer wieder geleert wurde. Feig und eitel zugleich, unternahm er Züge gegen mehrere deutsche Völker. Ohne in Deutschland selbst gewesen zu sein, hielt er dennoch über die besiegten Germanen einen Triumph, bei dem er gefangene Deutsche aufführte, die aber eigentlich nur verkleidete römische Soldaten waren. Er war der Erste, welcher den Feinden (den Daciern im jetzigen Siebenbürgen und der Wallachei) den Frieden durch einen jährlichen Tribut abkaufte. Und doch ließ er sich in Rom göttlich verehren. Von Jahr zu Jahr wurde er boshafter und grausamer, verfolgte besonders Juden und Christen, und weidete sich an ihren Martern. Endlich grub er sich selbst seine Grube. Seine Frau (Domitia) fand bei ihm eine Liste derer, die hingerichtet werden sollten, und da ihr Name darunter war, so eilte sie, ihm zuvorzukommen, und ließ ihn durch einige Freigelassene, die auch dem Tode geweiht waren, niederstechen. Die Freude war allgemein, und der Senat ließ sogleich seine Bildsäulen niederreißen, und befahl, überall sein Andenken zu vertilgen. Er ernannte den bejahrten, sehr geachteten Senator

Nerva (96—98) zum Kaiser. Dieser hob sogleich die Majestätsgerichte und die Christenverfolgungen auf, und zeigte nur einen Fehler: er war zu gütig. Sein früher Tod wurde daher allgemein betrauert. Aber auch sein Nachfolger

Trajan (98—117) war ein sehr braver Mann, der an Milde mit Titus verglichen werden kann. Er war freundlich gegen Jedermann; er erklärte das schändliche Gesetz der beleidigten Majestät für gänzlich abgeschafft, und ließ die schändlichen Angeber auf Schiffe packen, und nach wüsten Inseln bringen, wo ihre Verläumdung keinen Schaden anrichten konnte. Sein Palast stand einem Jeden offen, Jeder fand bei ihm Gehör und Hülfe, und er erhielt mit Recht von Allen den Beinamen: der Beste. Gelegenheit zu helfen gab es unter seiner Regierung sehr viele; denn Feuersbrünste, Erdbeben, Hungersnoth kamen mehrmals vor. Aber um recht reichlich geben zu können, war er sparsam, und auf seiner Tafel sah man keine prachtvollen Geschirre. Einer Leibwache bedurfte er nicht; er wurde von der Liebe seiner Unterthanen bewacht. Den schmählichen Tribut, den Domitian den Feinden (Daciern) bewilligt hatte, zahlte er nicht mehr, sondern erneuerte lieber den Krieg, schlug eine Brücke über die Donau, und drang in die jetzige Wallachei und in Ungarn ein, bis die Feinde sich unterwarfen. Ebenso siegreich kriegte er in Asien (gegen die Armenier und Parther), eroberte Babylon und setzte über den Euphrat und Tigris. Auf der Rückreise erreichte ihn der Tod in (Selinus in) Cilicien.

Nach ihm folgten noch drei gute Kaiser. Sein Vetter Hadrian (117 bis 138) durchreiste 13 Jahre lang das ganze große römische Reich, um überall mit eigenen Augen zu sehen, und wegen seiner Thätigkeit gerühmt zu werden; denn er war ein sehr eitler Mann. Er erbaute sich ein ungeheures Grabmal, in welchem er einst ruhen wollte, die jetzige Engelsburg. Antoninus Pius (138—161) war ein sehr menschenfreundlicher Mann. Nur Eins von ihm: es war einmal eine Hungersnoth in Rom, und als er sich auf der Straße zeigte, warf der Pöbel, der die Schuld auf den unschuldigen Kaiser schob, mit

Steinen nach ihm. Ein anderer Kaiser hätte gleich die Wache einhauen lassen; Antonin aber kehrte sich gelassen um, suchte die Menschen zu besänftigen, und sagte ihnen, daß er bereits Anstalten zur Abhülfe getroffen hätte. Sobald die Kornschiffe ankamen, theilte er das Getreide unentgeltlich aus. Mit seinen Freunden ging er ganz bürgerlich und ungezwungen um, und besuchte sie. Heldenthaten sind von ihm nicht zu erzählen, aber aufrichtige Liebe für ihn lebte in den Herzen Aller. Sein Stiefsohn und Nachfolger, Marc-Aurel oder Antonin der Philosoph (161—180), war auch ein höchst braver und verständiger Mann, der Jedem seinen Willen ließ, nur keine Verbrechen gestattete. Als ihm Jemand rieth, mit mehr Strenge zu verfahren, antwortete er: „Wir können die Menschen nicht so machen, wie wir wollen; wir müssen sie so nehmen, wie sie sind.“ Seine Gedanken über Gott, Unsterblichkeit, Tugend u. s. w. schrieb er nieder; wir haben dieses kleine griechische Werk noch, und es machte ihm Vergnügen, Andern die Lehren der Weisheit und Tugend, wie einst Sokrates, vorzutragen. Daher sein Beiname.

Nach ihm beginnt eine Reihe meist schändlicher Kaiser. Schon sein nächster Nachfolger, sein Sohn Commodus (180—193), war ein ausgearteter, liederlicher und grausamer Mensch. Er erkaufte von den Markomannen und andern nördlich wohnenden Völkern, mit denen sein Vater Krieg geführt hatte, den Frieden durch Zahlung eines Tributs, um nur nach Rom eilen und sich dort allen Lüsten ergeben zu können. Statt sich um die Regierung zu bekümmern, die er habsüchtigen Menschen überließ, zeigte er sich dem Volke oft als Fechter auf dem Theater, und tödtete wilde Thiere — aus der Ferne. Zuletzt wurde er von seinen eigenen Leuten, weil er ihnen den Tod gedroht hatte, ermordet.

Von nun an folgten die Kaiser meist schnell nach einander, von denen nur wenige eines natürlichen Todes starben. Die meisten befleckten sich mit den größten Schandthaten. Nicht mehr der Senat, sondern die Prätorianer oder andere Heeresabtheilungen ernannten die Kaiser, so daß oft mehrere zugleich regierten und einander bekämpften. Einmal wurde der Thron unter mehrern Bewerbern dem Meistbietenden zugesprochen (Didius Julianus); ein Andrer (Caracalla) ermordete seinen eigenen Bruder (Geta) in den Armen seiner Mutter, und ließ dessen Anhänger, 20,000 Menschen, umbringen; noch ein Andrer (Elagabal) ließ zu Ehren des Sonnengottes, dessen Priester er war, Kinder schlachten, erschien nicht selten in Weiberkleidern und überbot noch das bisher Erlebte durch unerhörte Frechheit. Während dieses Unwesens im Innern machten die nördlicher wohnenden deutschen Volksstämme immer heftigere Anfälle auf die Gränzen Italiens und Griechenlands, und konnten nur mit Mühe durch Gelder, die man ihnen gab, oder mit Gewalt zurückgehalten werden. Das Ende des römischen Reichs rückte mit starken Schritten heran.

30. Erste Ausbreitung des Christenthums.

(Verfolgungen der Apostel. Paulus, Jakobus, Petrus, Johannes. Die Christen unter Nero und Trajan. Märtyrer und Bekenner. Kaiser Decius. Einrichtung der apostolischen Kirche. Sekten.)

Nachdem Jesus vor den Augen seiner Jünger durch eine Wolke dahingeschwunden war, blieben seine nächsten Schüler zunächst in Jerusalem, und

empfingen den heiligen Geist, den ihnen Jesus verheißen hatte, das heißt: sie erhielten die Kraft, durch Wunderthaten die Lehre, welche sie dem Volke vortrugen, als eine göttliche zu bestätigen, und eine Freudigkeit und einen Muth, allen Gefahren entgegenzugehen, den sie früherhin nie gefühlt hatten. Aber der hohe Rath sah mit Verdruß, daß sich viele Leute zu der neuen Lehre bekannten, und verbot den Aposteln, öffentlich zu lehren; die aber antworteten muthig: „wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen!" Da ließ der hohe Rath sie stäupen; sie aber ließen sich dadurch nicht irre machen, sondern freuten sich, daß sie gewürdigt wären, um des Evangeliums willen Leiden zu dulden, und fuhren fort, dasselbe laut zu verkünden. Diese Verfolgungen wurden zwar von den Aposteln muthig ertragen, aber andere Christen zogen sich von Jerusalem weg, und breiteten in den übrigen Städten des jüdischen Landes die neue Lehre aus. Keiner war thätiger dabei als Paulus, sonst als Pharisäer Saul genannt, der sich durch eifrige Verfolgung der Christen früher hervorgethan hatte. Aber auf einer Reise nach Damaskus in Syrien hatte er eine himmlische Erscheinung gehabt, und fortan war er wie umgewandelt. Kein Apostel war so thätig, so muthig, so kräftig wie er; unaufhörlich reiste er umher, belehrte das Volk, ermahnte die Schlechten, und stärkte die Schwachen durch mündliche Lehre und durch Briefe. In vielen Städten Syriens, besonders Klein-Asiens, Griechenlands, ja selbst in Rom bildeten sich christliche Gemeinden. Anfangs waren es fast nur Juden, welche sich zum Christenthume bekannten; diese wohnten nicht allein im jüdischen Lande, sondern seit der babylonischen Gefangenschaft des Handels wegen in den Handelsstädten auch andrer Länder. Aber nun wurden auch Heiden angenommen; auch diese freuten sich, nun eine bessere Gotteserkenntniß erhalten zu können. Da entstand nun die Frage, ob nicht die Heiden erst Juden werden, und wenigstens die jüdischen Gebräuche neben den christlichen beobachten müßten. Petrus war dafür, Paulus dagegen. Dieser Streit war in Antiochien, der Hauptstadt Syriens, entstanden. Von hier schickte man den Paulus und Barnabas nach Jerusalem, die übrigen Apostel und die Gemeinde zu befragen, und diese entschied: „Das Christenthum ist für alle Völker ohne Unterschied; die jüdischen Gebräuche können wegfallen; haltet euch nur an die Gebote Jesu." So hörte das schädliche Vorurtheil auf, daß die Christen zugleich Juden sein müßten, und nun schieden sich beide Religionsparteien ganz von einander.

Nach der Zeit scheinen alle Apostel Jerusalem verlassen zu haben. Nur Jakobus, des Johannes Bruder, blieb zurück, und war der erste Apostel, welcher für seinen Glauben starb. Herodes Agrippa, König des jüdischen Landes, ließ ihn hinrichten. Von Petrus und Paulus wissen wir noch das Meiste, von den übrigen Aposteln fast gar nichts. Petrus reiste besonders in Klein-Asien umher, und kam unter Kaiser Nero ums Leben, als dieser Kaiser die Christen verfolgte. Paulus fand fast zu gleicher Zeit auch unter Nero seinen Tod. Er soll in Rom enthauptet worden sein. Alle gingen freudig in den Tod; denn sie wußten, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth wären, die einst an ihnen in der Ewigkeit sollte offenbar werden. Der jüngere Jakobus und Judas sollen von den Juden gesteinigt worden sein. Johannes lebte am längsten; nach einer Verbannung auf die Insel Patmos endete er zu Ephesus in hohem Alter, der einzige Apostel, der eines natürlichen Todes starb.

Das Christenthum bot seinen Verehrern keine äußeren Vortheile dar, im Gegentheil wurden sie verachtet und verfolgt. Dennoch fand es überall eifrige Bekenner; denn was von Gott ist, läßt sich nicht von Menschen unterdrücken, und das Licht der Wahrheit dringt unaufhaltsam durch. Aber große Verfolgungen mußten die ersten Christen leiden. Erst waren es die Juden, welche ihnen nachstellten. Denn sie ärgerten sich, daß die Christen lehrten, das Judenthum sei nicht mehr hinlänglich; auch daß sie sagten, die Juden hätten ihren Messias gekreuzigt. Der hohe Rath verfolgte daher die Christen, wo er sie nur erreichen konnte. Zum Glück hörte das auf, nachdem Jerusalem zerstört war. Aber nun begannen erst recht die Verfolgungen durch die Heiden. Im römischen Reiche bekümmerte sich zwar eigentlich Keiner um die Religion des Andern; Jeder konnte glauben, was er wollte. Aber die Christen schalten die Heiden aus, daß sie mehrere Götter verehrten, und das brachte diese auf. Auch ließen sich damals mehrere römische Kaiser göttlich verehren; ihre Bilder wurden in den Tempeln aufgestellt, und die Leute mußten vor ihnen knieen und ihnen räuchern. Das wollten aber die Christen durchaus nicht, weil sie nur allein den einigen Gott verehrten, und die Kaiser hielten das für eine strafbare Widersetzlichkeit und für Verachtung der kaiserlichen Würde. Man hielt also die unschuldigen Christen für unruhige Köpfe, für Aufrührer, um so mehr, da sie für eine jüdische Sekte galten, und die Juden als Unruhstifter bekannt waren. Dazu kam noch, daß der Eigennutz vieler Bürger durch das Christenthum litt. Viele Künstler, die für die Tempel arbeiteten, viele Kaufleute und Handwerker, kamen dadurch außer Nahrung, und die Priester besonders verloren ihren Einfluß und ihr Einkommen. Alle diese Leute verschrieen die Christen als gefährliche Menschen und verbreiteten lügenhafte Beschuldigungen über sie.

Der erste Kaiser, welcher sie verfolgte, war Nero. Es ist schon erzählt worden, warum dieser Unmensch die armen Christen zu Tode quälte. Und doch gaben sie so wenig Veranlassung dazu. Sie lebten ganz still für sich, mieden alles Aufsehen, kamen nur des Nachts in verborgenen Felsenhöhlen oder in Kellern zusammen, sangen mit leiser Stimme ihre frommen Gesänge, und baten Gott in heißen Gebeten um Stärkung ihres Glaubens. So schwer wurde es unsern Glaubensvorfahren gemacht, Gott nach ihrer Weise zu verehren! Selbst gute Kaiser, wie Trajan, ließen sie verfolgen, weil sie sich gar nicht denken konnten, warum die Christen ihnen nicht den Willen thäten, die Götter zu verehren; denn sie hatten gar keinen Begriff von dem Werthe und der Würde der Religion, sowie von der Begeisterung, mit welcher sie das Gemüth des Menschen erfüllen kann. Wenn nun die römische Obrigkeit die Christen vor die Bildsäulen der Götter schleppte, und ihnen befahl, niederzuknieen und anzubeten, so erklärten diese standhaft, lieber den Tod leiden zu wollen, als ihrem Gott und Heiland untreu zu werden. Das hielt dann die Obrigkeit für nichts als hartnäckige Bosheit, und bestrafte die Unglücklichen aufs Grausamste. Diese starben unter den schrecklichsten Qualen mit der größten Ruhe und Heiterkeit, und die Römer sahen mit Erstaunen, wie immer neue Christen sich herzudrängten, um auch für die Bekennung des Glaubens an Gott und Jesum zu sterben. Jede solche Hinrichtung gewann Hunderte für das Christenthum; denn eine Lehre, die solche Standhaftigkeit, solche Freudigkeit im Tode gab, erschien den Zu=

schauern mit Recht als eine außerordentliche. Die Christen, welche für ihren Glauben starben, nannte man Märtyrer; wurden sie aber deshalb nur verfolgt, ohne den Tod zu leiden, so hießen sie Bekenner. Unermeßlich waren die Qualen, die man für die Märtyrer erfand, und merkte nur ein Statthalter, daß der Kaiser den Christen etwas gram war, so verfolgte er sie auch ohne seinen Befehl. Von den Verfolgungen der Christen nur einige Beispiele:

Als Trajan nach Antiochien kam, stellte ihm der dortige Bischof Ignatius seine Gemeinde vor, um sie ihm zu empfehlen. Im Gespräche äußerte dieser, daß die heidnischen Götter böse Geister wären, und daß es nur Einen Gott und einen Sohn Gottes, Jesus Christus, gäbe. Da befahl der sonst so gute Kaiser ihn zu greifen, und ließ ihn in Rom den wilden Thieren vorwerfen. Sonst war Trajan milde gegen die Christen. Er befahl einem seiner Statthalter in Klein-Asien (Plinius dem Jüngern): „Aufsuchen sollst du die Christen nicht; werden sie aber als solche überführt, so müssen sie freilich bestraft werden. Sagt einer, er sei kein Christ mehr, so sprich ihn gleich los, auch wenn der Schein gegen ihn spräche." — Einige Zeit später wurden die Christen in Smyrna in Klein-Asien verfolgt. Hier war Polycarpus Bischof. Als er vor den Richter geführt wurde, und dieser ihn ermahnte, doch sein hohes Alter zu bedenken, und lieber Christus zu lästern, als eines grausamen Todes zu sterben, sprach er voll Freudigkeit: „Ich diene ihm schon 86 Jahre, und er hat mir nichts als Gutes erzeigt; wie sollte ich ihn, meinen Herrn und Heiland, lästern können?" Der Richter hatte Mitleiden mit dem Greise; aber das Volk schrie: „Das ist der Vater der Christen! der Zerstörer unserer Götter! Er muß des Feuers sterben!" — Als er auf dem Scheiterhaufen stand, betete er noch laut zu Gott, dankte ihm mit Inbrunst, daß er gewürdigt werde, für seinen Glauben zu sterben, und bekannte nochmals Jesus den Gekreuzigten. — Einst sollte ein Vater von 7 Söhnen hingerichtet werden. Der älteste Sohn wollte durchaus dem Vater in den Tod folgen; aber die Mutter ließ ihn nicht fort. Da schrieb er wenigstens dem Vater, er möchte doch ja nicht um seinet- und der sechs jüngeren Brüder willen seinen Glauben verleugnen.

Keine Verfolgung war grausamer als unter dem Kaiser Decius, welcher um das Jahr 250 lebte. Er befahl, die Christen durch alle mögliche Martern zum Heidenthume zu zwingen, und es ist unbeschreiblich, wie erfinderisch man darin war. Man kreuzigte, verbrannte, bratete sie in siedendem Oele; sie wurden mit glühenden Zangen gezwickt, zwischen zwei Breter gebunden und zersägt, durch Ziehwerkzeuge auseinander gerissen, auf Kohlen gelegt, auf glühende eiserne Stühle gesetzt, oder der nackte Leib mit Honig bestrichen, und dann der Sonne und den Stichen des Ungeziefers bloß gestellt. Das konnten Menschen mit Menschen thun, und blos deswegen, weil Jeder nach seiner Weise Gott anbeten wollte! Aber dennoch richteten die Martern nichts aus. Die Märtyrer wußten wohl, daß ihrer eine große und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit warte. Darum starben sie getrost, und wurden nicht irre. So sollen auch wir unsere Ueberzeugung zwar Keinem aufdringen, aber fest dabei beharren, und durch keine äußeren Leiden und Freuden der Welt uns davon abwendig machen lassen. Denn die Lust der Welt vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

Trotz jener Verfolgungen breitete sich das Christenthum so reißend aus,

daß schon im zweiten Jahrhundert die heidnischen Tempel fast leer standen, und in allen Städten, selbst am Hofe, eine Menge Christen gefunden wurden. So wurde also das Gleichniß Jesu vom Senfkorn immer sichtbarer erfüllt. Fast in allen Städten fand man nun schon christliche Gemeinden. Jede wählte einen Aeltesten oder Presbyter (daraus ist das Wort Priester entstanden) oder einen Aufseher oder Episkopos (woraus das Wort Bischof wurde). Diese hatten anfangs nur die Aufsicht über die Sittlichkeit der Gemeindeglieder. Nachher aber machte man sie auch zu Lehrern der Gemeinde. In den Gemeinden, die aus ehemaligen Juden bestanden, feierte man lange den Sonnabend; aber den Heiden-Christen schien der Sonntag wichtiger, als der Auferstehungstag Jesu, und dabei blieb es nachher. Die Versammlungen wurden gewöhnlich gegen Abend gehalten, und mit einer gemeinschaftlichen, einfachen Mahlzeit beschlossen, welche man ein Liebesmahl (Agape) nannte. Die Reicheren brachten die Speisen mit, und ließen die Aermeren davon essen. Zuletzt wurde Wein und Brod herumgegeben, wobei man sich an Jesus dankbar und ehrfurchtsvoll erinnerte. Die Armen wurden aus einer gemeinschaftlichen Kasse unterstützt, und da die Apostel, und nachher die Aeltesten, bei dem Wachsthum der Gemeinden zur Armenpflege keine Zeit behielten, so wurden dazu besondere Gemeindeglieder bestimmt, die man Diakonen nannte. Diese Männer wurden nachher auch bei den Gottesdiensten gebraucht; sie mußten den Bischof vertreten, und so ist es noch. Die Gemeinden standen miteinander in freundschaftlicher Verbindung; sie schickten einander die von den Aposteln erhaltenen Briefe und andere Nachrichten zu, und diese wurden der ganzen Gemeinde vorgelesen. Ein Bischof war anfangs dem andern ganz gleich; aber bald suchte sich einer vor dem andern zu erheben, und wollte mehr sein. Das thaten besonders die Bischöfe in den größeren Städten. Doch ist das mehr erst da geschehen, als die Christen nicht mehr verfolgt wurden.

Noch während dieser Verfolgungen aber, ja vom Anfange der christlichen Gemeinden an, zeigte sich die traurige Erscheinung der Religions-Parteien oder Sekten. Da waren noch in der apostolischen Zeit die Judenchristen, welche die Beobachtung des mosaischen Gesetzes für nothwendig erklärten; sie sind zu keinem Ansehen gekommen. Dann traten, namentlich im Morgenlande und in Afrika, die Gnostiker und Manichäer auf, welche theils über die leibliche Erscheinung des Heilandes (sie schrieben ihm nur einen Scheinkörper zu), theils über den Ursprung des Bösen abweichende Meinungen aufstellten, in denen eine Vermischung morgenländischer Religions-Vorstellungen (vom Gotte des Lichtes und der Finsterniß, vom Kampfe des Lichtreiches mit der Materie, von den Dämonen) mit christlichen Ideen erscheint. Sie sind in den Verfolgungen untergegangen. Auch noch andere Sekten gab es, die in der Uebung der Kirchenzucht abwichen.

31. Constantin der Große. — Mönchswesen. — Theodosius der Große.

(Diokletian, 284—305, und seine Mitkaiser Maximianus Herculius, Constantius Chlorus und Galerius. Nach Diokletians Niederlegung die Kaiser: Galer, Constantius Chlorus, Severus, Maximinus. Späterhin 6: Galer, Maximin, Maximian, Maxentius, Constantin und Licinius. — Constantin der Große, seit 306, allein seit 324—337. Begünstigung der Christen. Arianer. Kirchenversammlung in Nicäa. Verlegung der Residenz nach Byzanz. Eintheilung des Reichs. Veränderungen im Christenthum durch Constantins Uebertritt. Verehrung der Märtyrer und Reliquien. Klosterleben. Säulenheilige. — Constantin II., Constans und Constantius bis 361. — Julian Apostata 361—363. — Jovian bis 364. — Valentinian 364—375 und Valens 364—378.)

Es ist schon gesagt worden, daß im 3ten Jahrhundert ein Kaiser schnell auf den andern folgte, daß die meisten von den Soldaten gewählt und wieder abgesetzt, meist ermordet wurden, und daß Keiner unter ihnen sich über das Gewöhnliche erhob. Unaufhörlich hatten auch die Besseren von ihnen bald mit den deutschen Völkern, die von Jahr zu Jahr heftiger gegen die Gränzen Italiens und Griechenlands andrängten, sich herumzuschlagen, oder mit dem (seit 226 entstandenen) Neu-persischen Reiche (Reich der Sassaniden)*) zu kriegen, bald gegen innere Unruhen zu kämpfen. Oft wußten sie nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten, und darum nahmen Manche von ihnen Gehülfen an. Der Hauptkaiser gab sich dann den Titel Augustus, und der Hülfskaiser wurde Cäsar genannt.

Der erste, welcher das Reich theilte, war Diokletian (284—305), der Sohn eines dalmatischen Sclaven, vom Heere zum Kaiser ausgewählt. Wohl erkennend, daß es bei der mißlichen Lage des Reichs unmöglich sei, es allein gegen innere und äußere Feinde zu bewahren, nahm er den Feldherrn Maximianus Herculius, einen rauhen, strengen Mann, zum Mitregenten an. Diesem wies er das Abendland an, während er für sich das Morgenland wählte. Aber bald sahen Beide, daß die Last der Regierung für sie noch zu groß sei, und beschlossen, daß Jeder einen Gehülfen annehmen sollte. Maximian ernannte den Constantius Chlorus, Diokletian den Galerius. Des Maximian Residenz war Mailand, die des Diokletian Nikomedia in Bithynien in Klein-Asien. Dadurch, daß Rom nicht mehr die gewöhnliche Residenz der Kaiser war, verlor nicht nur der Senat den letzten Antheil an der Regierung, sondern auch die Prätorianer ihren mächtigen Einfluß. Alle vier Kaiser (2 Augusten und 2 Cäsaren) hatten unaufhörliche Kriege an den Gränzen des Reichs. Diokletian wurde endlich der Unruhen der Regierung überdrüssig; er legte die Krone nieder, und zog sich auf sein Landhaus bei Salona in Dalmatien zurück, wo er in glücklicher Zurückgezogenheit 8 Jahre lang bis an seinen Tod Landbau trieb. Auch Maximian gab, von jenem gezwungen, seine Regierung auf, und kehrte nur ungern ins Privatleben zurück. Als er

*) Schon um 250 v. Chr. hatte ein angesehener Parther, Arsaces, ein von den syrisch-makedonischen Königen unabhängiges Reich gegründet. Seine Nachkommen herrschten bis 226 n. Chr., wo ein vornehmer Perser, Ardschir Babekan, sich empörte und das Reich wie die Dynastie der Sassaniden stiftete. Er stellte auch die alte Religion des Zoroaster wieder her und drang in die Provinzen des römischen Asiens ein.

späterhin den Herrscherstab wieder ergriff, redete er dem Diokletian zu, ein Gleiches zu thun, erhielt aber die Antwort: „Könntest du sehen, wie schön die Kohlköpfe, die ich hier mit eigener Hand pflanze, gedeihen, du würdest das nicht von mir verlangen.“

Galerius und Constantius Chlorus nannten sich nun Augusti, und jener setzte zwei neue Cäsaren ein: Severus, dem er Italien, und Maximinus, dem er das Morgenland gab. Aber nicht lange dauerte dieser Zustand. Constantius Chlorus starb (306) in York, und sogleich ließ sich sein Sohn, Constantin der Große (306—337), von den Soldaten zum Augustus ernennen, und bemächtigte sich der Provinzen, die sein Vater gehabt hatte: Britanniens, Galliens und Spaniens. Zu diesen vier Kaisern kamen noch zwei. In Rom nämlich riefen die Soldaten einen Sohn des Maximian, den Maxentius, zum Kaiser aus, und nun wurde auch der alte Maximian, der nur ungern ins Privatleben getreten war, unruhig, und griff wieder nach dem niedergelegten Scepter, so daß es nun 6 Kaiser gab. Severus eilte herbei, um Italien gegen Maximian und Maxentius zu vertheidigen; aber seine Soldaten verließen ihn, er fiel in des Maxentius Hände, und dieser ließ ihn schonungslos hinrichten. An seiner Stelle trat, von Galerius ernannt, gleich ein neuer Augustus auf: Licinius, so daß es nun wieder 6 Kaiser gab: Galerius, Maximinus, Maximianus, Maxentius, Constantinus und Licinius.

Von diesen 6 Kaisern behauptete sich zuletzt nur Constantin, unstreitig der Klügste derselben, aber erst nach 18jährigem Kampfe (324). Maximian kam zuerst ums Leben. Der alte, nie ruhende Mann war mit seinem Sohne Maxentius zerfallen, und vor diesem aus Italien nach Marseille zu seinem Schwiegersohne Constantin geflüchtet. Aber auch hier hielt er keine Ruhe; er suchte die Soldaten gegen Constantin aufzuwiegeln, stellte ihm sogar zuletzt nach dem Leben, und wurde darum auf dessen Befehl heimlich hingerichtet. Einige Jahre darauf starb Galerius, und Licinius und Maximin theilten sich in die Länder des Ostens, während Maxentius in Italien, und Constantin im Westen herrschte. Unter Männern, die gern allein das Ganze haben wollten, konnte nicht lange Frieden bleiben. Zuerst machte Maxentius zweideutige Bewegungen gegen Constantin. Dieser eilte, ihm zuvorzukommen, obgleich die Zahl seiner Soldaten viel geringer war. Aber der schlaue Mann verstand, sie zu begeistern. Er wußte nämlich, daß die meisten derselben Christen wären. Daher behauptete er eines Tages, als er im Lager stand, er habe am hellen Mittage über der sinkenden Sonne die helle Gestalt eines Kreuzes gesehen, und darüber die Worte gelesen; „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ Am folgenden Morgen erzählte er, er habe einen Traum gehabt: Jesus sei mit einer Kreuzesfahne erschienen, und habe ihm befohlen, eine ähnliche machen und vor dem Heere hertragen zu lassen; dann würde er siegen. Constantin that dies, und nun konnte er auf die Tapferkeit seiner Soldaten rechnen. Er schlug den Maxentius in drei Schlachten, zuletzt ganz nahe bei Rom bei der Milvischen Brücke (312), und da die Geschlagenen in wildem Gedränge sich über diese Tiberbrücke retten wollten, stürzte Maxentius in die Fluthen und ertrank. Jetzt waren nur noch Maximin und Licinius (in den östlichen Provinzen), und Constantin, dem der ganze Westen gehorchte, übrig. Der schlaue Constantin verband sich nun mit Licinius gegen Maximin, und gab jenem, um ihn desto fester an sich zu

knüpfen, seine Schwester zur Frau. Maximin merkte das Vorhaben; er wollte dem Angriffe zuvorkommen, setzte von Klein-Asien nach Byzanz über, und traf mit seinen Feinden in einer Schlacht bei Adrianopel zusammen (313). Er wurde geschlagen, und starb auf der Flucht (in Tarsos in Cilicien).

Waren auch Licin und Constantin verschwägert, so war doch nicht zu erwarten, daß sie sich über die Herrschaft vertragen, und Constantin eher ruhen würde, bis er der alleinige Herrscher wäre. Schon nach einem Jahre begann der Krieg; Licinius wurde besiegt, und mußte fast alle europäische Länder dem Constantin überlassen. Zehn Jahre lang lebten sie neben einander in Frieden. Als aber der Krieg nun aufs Neue ausbrach, maßen sich die feindseligen Schwäger in zwei großen Schlachten: bei Adrianopel und in Klein-Asien, Byzanz gegenüber. Der zweimal besiegte Licin bat durch seine Frau, des Siegers Schwester, um Frieden und Leben. Constantin gewährte ihm beides, wenn er der Herrschaft entsagte, und schickte ihn nach Thessalonich. Aber bald gereute ihn die eidliche Zusage; es schien ihm gefährlich, einen solchen Mann am Leben zu lassen, und bald darauf ließ er ihn hinrichten.

Von nun an, 324, regierte Constantin bis 337 allein.

Wir wollen Constantin zwar nicht als guten Menschen preisen; aber er war eine merkwürdige Erscheinung. Drei Stücke sind es, weswegen er für die Geschichte sehr wichtig ist: 1. er begünstigte die Christen, und bekannte sich zur christlichen Religion; 2. er verlegte die Residenz der Kaiser von Rom nach Byzanz, welche Stadt nun Constantinopel genannt wurde; und 3. er brach das Ansehen der Soldaten, indem er eine ganz neue Hof- und Staatseinrichtung machte, und die Macht der Geistlichkeit hob. Zwar ließ er sich erst zu Ende seines Lebens taufen, aber er war den Christen Zeit seines Lebens sehr geneigt, und that ihnen allen möglichen Vorschub. Schon gleich nach Besiegung des Maxentius gab er mit Licin zusammen ein Edict, nach welchem den Christen freie Religionsübung zugesichert wurde, und nachdem er den Licin überwunden hatte, erklärte er, er wünsche, daß alle seine Unterthanen dem Heidenthum entsagen möchten. Er beförderte nur Christen zu Ehrenstellen, und nun ging für diese bedrängten Leute eine ganz andere Zeit an. Nun kamen sie froh aus dem Dunkel hervor; die Zeit der harten Prüfung war vorüber. Der Kaiser ließ ihnen neue Kirchen bauen, oder verwandelte heidnische Tempel in christliche Kirchen. Es wurde ein pomphafter Gottesdienst eingeführt, und die bis dahin so bescheidenen Priester mit herrlichen Kleidern, mit Macht, Ehre und Ansehen versehen. Ob aber die Religion dabei gewann? — Gewiß nicht! Daß zugleich der Gottesdienst mit vielen Ceremonien überladen wurde, von denen Jesus und die Apostel nichts gewußt hatten, könnte man am ersten übersehen, weil sie nur Nebensachen sind; aber die Geistlichen wurden nun stolz, herrsch- und streitsüchtig, verfolgten die anders-, oft vernünftiger-denkenden Christen, und verirrten sich nach und nach so von dem wahren Geiste des Christenthums, daß man dies kaum noch in ihrer Lehre erkennen konnte.

Unter Constantin trat in der christlichen Kirche zuerst der unselige Geist der Streitsucht, der dem friedlichen Geiste Jesu so ganz entgegen ist, dessen Spuren sich aber schon früh in den Gemeinden zeigten, in die größere Oeffentlichkeit. Ein frommer und allgemein geachteter Presbyter in Alexandrien, Arius, hatte behauptet, er könne nicht glauben, daß Jesus, wie der Bischof

Alexander in Alexandrien lehrte, mit Gott von gleichem Wesen sei, da er als Sohn Gottes doch nicht ewig sein könne. Da nun Alexander heftig dagegen stritt, und Beide ihre Meinung bekannt machten, so theilten sich bald alle Christen in Arianer und Katholische; so nannten sich die Anhänger des Alexander, weil sie meinten, sie allein wären die Rechtgläubigen. Die katholischen Bischöfe wandten sich an Constantin, und baten ihn, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten, um von dieser den Streit entscheiden zu lassen. Der Kaiser schrieb 325 eine solche Versammlung nach Nicäa im nordwestlichen Klein-Asien aus. Obgleich aus dem Abendlande fast gar keine Bischöfe gekommen waren, so verlangte dennoch das Concil, daß seine Beschlüsse allgemein angenommen würden, der erste Fall von Glaubenstyrannei. Die Partei der Katholischen drang durch; des Arius Meinung wurde als ketzerisch verdammt, und erklärt, daß der Sohn Gottes von gleichem Wesen mit dem Vater wäre, und daß von diesem Glauben die Rechtgläubigkeit abhängen solle. Nach dem Tode des Bischof Alexander hielt sein Nachfolger Athanasius diesen Glaubenssatz aufrecht. Dennoch währten die Streitigkeiten noch lange fort, und noch Jahrhunderte haben beide Parteien nebeneinander bestanden.

Constantin verbot zuletzt das Opfern in den heidnischen Tempeln ganz, und brachte dadurch die Priester sehr gegen sich auf. Das mochte wohl mit die Ursache sein, weswegen er die Residenz nach Constantinopel (Byzanz) verlegte. Auch lag diese Stadt mehr in der Mitte seines Reichs. Nun begann ein großer Bau. Die schönsten Bildsäulen aus Italien und Griechenland ließ er nach der neuen Residenz bringen, und einen Palast nach dem andern aufführen. Dann führte er eine solche Menge von Beamten ein, und verordnete ein so strenges Hofceremoniel, daß von der früheren Verfassung Roms kaum noch eine Spur zu finden war. Auch nahm er eine neue Eintheilung des Reichs vor. Er theilte es in vier Präfecturen: des Orients, Illyricum, Italien und Gallien. Diese Präfecturen wieder zerfielen in Diöcesen, und diese in Provinzen.

Seit seiner Zeit machte das Christenthum reißende Fortschritte; aber die alte Einfachheit, der christlich-demuthsvolle Sinn ging immer mehr verloren; man setzte größeren Werth auf Aeußerlichkeiten, und verfiel oft in lächerliche Uebertreibungen. Daß man das Andenken der Märtyrer ehrte, war vernünftig und billig; aber nun fing man auch an, zu ihnen zu beten, und sie zu bitten, eine Fürsprache bei Gott einzulegen. Wie thöricht! Besonders wurden die Maria und die Apostel für solche Fürsprecher bei Gott gehalten, und darum göttlich verehrt, als wenn sie unsere Gebete hören könnten. Nach ihren Gräbern zu wallfahrten, besonders aber nach Jerusalem, wurde für ein großes Verdienst gehalten, und dadurch meinte man viele Sünden abbüßen zu können. Um diese Zeit entstand auch die Begierde nach Reliquien. So nannte man die Ueberreste heiliger Personen. Constantins Mutter, die heilige Helena, glaubte bei Jerusalem das heilige Grab, das Kreuz Jesu und mehrere Nägel desselben gefunden zu haben, und nun wurde damit großer Aberglaube getrieben. Wer einen Splitter davon besaß, schätzte sich überglücklich, und glaubte, durch das bloße Berühren solcher Reliquien Krankheiten heilen, ja selbst Todte erwecken zu können. Nun ging es an ein Suchen nach den Knochen der Apostel und Märtyrer, und mancher Knochen wer weiß welches Sünders wurde für

den Knochen eines Heiligen ausgegeben. Denn weil nun die Gräber der längst verstorbenen Heiligen gar nicht mehr auszumitteln waren, so glaubte man sie an den Erscheinungen oder Wundern zu erkennen, die auf ihnen geschehen sein sollten; oder man erhielt im Traume die Nachweisung, daß hier oder dort ein Märtyrer begraben läge. Besonders wurden die vermeintlichen Knochen der Heiligen und andere Reliquien in die Kirchen auf die Altäre gebracht, und ein ordentlicher Handel damit getrieben.

Ein anderer recht schädlicher Mißbrauch, der jetzt aufkam, war der Glaube, daß eine besondere Heiligkeit darin bestehe, sich von allen irdischen Freuden loszusagen, und daß die Seligkeit nach dem Tode um so größer sein würde, je mehr man sich auf der Erde selbst geplagt hätte. Solche Leute hatte es schon unter Juden und Heiden gegeben, und giebt es im Morgenlande noch. Daß aber Christen solche Thorheiten begehen konnten, war freilich arg; aber das kam daher, daß sie manche Ausdrücke Jesu nicht nach ihrem einfachen Sinne nahmen, sondern einen ganz fremden Sinn hineinlegten. So hatte Jesus gesagt: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, und verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen!" Das sagte er zu einem reichen Jünglinge, der an seinem Reichthum hing, aber nicht zu Jedermann. Wollte der Jüngling Jesu Schüler werden und mit ihm umherziehen, so mußte er sich ja von allen irdischen Sorgen losmachen. Aber die Thoren meinten, das verlange Jesus von allen Menschen. Manche gingen gar an einsame Oerter, und lebten da von Wurzeln und Kräutern. Der erste der Art soll Paul von Theben, ein Aegypter im 3ten Jahrhundert, gewesen sein, der von seinem 15—117ten Jahre in einer einsamen Höhle lebte. Noch berühmter ist Antonius, auch ein Aegypter, zu Anfange des 4ten Jahrhunderts. Der Mann lebte auch in einer Wüste, wusch sich nie, und sah wie ein Wilder aus. Aber dennoch bewunderten ihn die Leute als einen Heiligen, und Viele machten es ihm nach.

Einer seiner Schüler, Pachomius in Aegypten, ging noch weiter. Da so viele Menschen zu ihm in die Wüste kamen, um seine Heiligkeit zu bewundern und nachzuahmen, so erlaubte er ihnen, sich bei ihm anzubauen; aber sie mußten, wie er, fasten, beten und arbeiten, und um die kleinen Hütten wurde ein gemeinschaftlicher Zaun gezogen. Solche abgesonderte und eingehegte Wohnungen mehrerer Einsiedler zusammen nannte man ein Kloster (claustrum). Die Sache fand Beifall, und bald baute man sich auch in andern Ländern solche Klöster. Die beisammen wohnenden Einsiedler wurden Mönche genannt, und den, welchen sie zu ihrem Vorsteher wählten, nannten sie ihren Abt. Die Frauen wollten nicht zurückbleiben, und traten auch in Klöster zusammen. Sie wurden Nonnen genannt, und ihre Obere hieß Aebtissin. Geistliche waren die Mönche zunächst nicht; aber da man aus ihnen gern die Geistlichen wählte, und die Mönche späterhin eine Art geistlicher Kleidung trugen, so kamen sie dem geistlichen Stande immer näher. Es war allen Mönchen ein Gesetz, von der Welt geschieden, arm, in völliger Unterwürfigkeit unter die Befehle der Oberen zu leben, fleißig zu beten und zu arbeiten. Anfangs war ihnen wohl erlaubt, wieder in die Welt zurückzutreten; späterhin hörte das auf, und wer einmal ganz aufgenommen war, durfte das Kloster nicht wieder verlassen. Darum wurde Jedem, der sich zur Aufnahme meldete, eine zweijährige Prüfungszeit gesetzt, während deren ihm

recht schwere Arbeiten aufgelegt wurden. Die Prüfungen waren zum Theil unmenschlich, und sollten alles menschliche Gefühl ersticken. So meldete sich einst ein Mann zur Aufnahme in ein Kloster, und brachte seinen 8jährigen Sohn mit. Nachdem beide eine Zeitlang vor dem Kloster gekniet hatten, wurde der Vater zugelassen, aber der Sohn sogleich von ihm getrennt. Ja, um ihn zu prüfen, ob er dem Gehorsam gegen Jesus alle natürlichen Gefühle aufopfern könnte, hielt man den armen Knaben sehr schlecht, schlug ihn oft vor seinen Augen erbärmlich, und zeigte ihm denselben nie anders als schmutzig und weinend. Zuletzt befahl ihm der Abt, er sollte den Knaben in den nahen Fluß werfen, und — er that es, obgleich er nicht wußte, daß Leute bestellt waren, das Kind wieder herauszuziehen. Nun erst hielt man ihn für würdig, ins Kloster aufgenommen zu werden.

Die Hauptbeschäftigung der Mönche und Nonnen war, recht viel zu beten. Ja, sie wetteiferten darin ordentlich mit einander. Mancher brachte es bis auf 300 Gebete an einem Tage, ja eine Nonne gar auf 700. Damit wollten sich die Thoren den Himmel erwerben! — Aber es kam noch besser. Ein gewisser Simeon errichtete sich in der Nähe von Antiochien in Syrien, im 5ten Jahrhundert, eine Säule, die kaum 2 Ellen im Umfange hatte, auf der er also nur stehen konnte. Nach und nach machte er sie immer höher, bis sie zuletzt 40 Ellen hoch war. Von ihr ging er nie herunter, und hat 56 Jahre auf ihr gelebt. Die Leute hätten ihn als einen Narren auslachen sollen; aber nein! sie hielten ihn für einen Heiligen, und Viele machten es ihm nach. So können sich die Menschen verirren, wenn sie von dem Geist des Christenthums einmal abweichen!

Nach Constantins des Großen Tode war es wieder verwirrt im römischen Reiche hergegangen. Nachdem seine 3 Söhne, Constantin II., Constans und Constantius, die sich in das Reich getheilt hatten, umgekommen waren (340, 350 und 361), regierte Julian Apostata (361—363), ein Verwandter Constantins des Großen. In seiner Jugend hatte er nur den Wissenschaften gelebt, meist heidnische Lehrer gehabt, und Widerwillen gegen das Christenthum gefaßt, weil seine Verwandten, die ihn zurückgesetzt hatten, Christen waren. Nachdem er sich schon als Prinz in Gallien gegen die dort eingefallenen Alemannen ausgezeichnet hatte, wurde er Kaiser, und trat nun öffentlich zum Heidenthum über, öffnete wieder die heidnischen Tempel, stellte die Opfer wieder her, und bekämpfte das Christenthum durch Spott. Daher bekam er den Beinamen des Abtrünnigen (Apostata). Aber vergebens sucht der Mensch den Geist der Zeit aufzuhalten. Das Heidenthum hatte sich überlebt, und als Julian in einem Kriege gegen die Perser umkam, hob sich das Christenthum aufs Neue.

Nach der nur einjährigen Regierung des Jovian, den die Soldaten im Feld zum Kaiser ausgerufen hatten, erwählte abermals das Heer den Valentinian (364—375), der gleich seinen Bruder Valens zum Mitregenten annahm, und diesem das Morgenland übergab. Unter Valens (364—378) war es, wo die große Völkerwanderung über Europa einbrach.

32. Große Völkerwanderung seit 374. — Untergang des römischen Kaiserthums. 476.

(Große Völkerwanderung. Die Hunnen am Don 374. Die Westgothen in Griechenland. Schlacht bei Adrianopel 378. — Gratian 375—383 und Theodosius der Große 379 bis 395. Theilung des Römerreichs. Arkadius im Morgenland 395—408. Honorius im Abendland 395—423. Stilicho und Rufin. Erster Einfall des Westgothen Alarich in Italien 403. Einfall des Radagais in Italien 406. Neue Einfälle des Alarich 408 bis 410. Stiftung des westgothischen Reichs in Gallien und Spanien durch Wallia 419 Wanderungen der Franken, Alemannen, Burgunder, Alanen, Sueven und Vandalen. Vandalisches Reich in Nord-Afrika 439. Attila, der Hunnenkönig. Schlacht bei Chalons an der Marne 451. Angelsachsen in Britannien 449. Geiserich, der Vandale, in Rom 455. Romulus Augustulus und Odoacer. Untergang des abendländischen Reichs 476.)

Das sonst so herrliche Römervolk war jetzt so tief herabgesunken, daß die alten Römer ihre ausgearteten Nachkommen gewiß nicht mehr erkannt haben würden. Einzelne kraftvolle Kaiser vermochten nicht mehr das wankende Reich zu halten. Die Vorsehung hatte beschlossen, das entartete Volk auszurotten, und eine neue bessere Zeit herbeizuführen. Solche große Veränderungen führen freilich anfangs Verwirrung herbei; aber nach und nach löst sich unter der Leitung der gütigen Vorsehung Alles schön auf. So auch hier. Das Mittel dazu sollte eine große Bewegung unter den Völkern werden, welche damals Europa bewohnten. Diese sollten dem römischen Reiche ein Ende machen, und aus der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung eine schönere Zeit hervorgehen. Jene Bewegung nennt man die **große Völkerwanderung**.

Lange schon waren die deutschen Völker in Bewegung gerathen, und suchten die Gränzen Italiens und Griechenlands zu überwältigen. Aber jetzt kam ein neuer Anstoß dazu, und brachte Alles in Gährung. Mitten in Asien auf den Hochgebirgen wohnten die **Hunnen**, ein wildes Volk. Plötzlich erschienen diese 374 am Flusse Don, der damals Europa von Asien schied, und drangen hinüber, in Europa ein. Was sie zu diesem Zuge veranlaßte, weiß man nicht gewiß, vermuthlich ein Angriff der Chinesen. Die Hunnen werden uns von einem Zeitgenossen (Jornandes) als ein äußerst wildes Reitervolk geschildert. „Ihre Glieder sind fest und untersetzt," sagt er, „ihre Hälse dick, ihr ganzer Körperbau so ungeschlacht und plump, daß man sie für zweibeinige Thiere oder für Pfosten an Brückengeländern halten möchte. Gleich nach der Geburt zerfetzt man den Kindern Wange und Kinn mit tiefen Schnitten, damit der Bartwuchs unterdrückt werde. Dabei sind sie so roh, daß sie kein Feuer zur Zubereitung der Speisen bedürfen. Denn sie leben von Wurzeln, oder von dem rohen Fleische des ersten besten Thieres. Haben sie ein Stück rohen Fleisches, so legen sie es statt des Sattels auf den Rücken des Pferdes, und machen es durch einen tüchtigen Ritt mürbe; so essen sie es. In Häuser gehen sie ungern, und nur, wenn die größte Noth sie dazu treibt; denn sie betrachten sie wie die Gräber der Lebendigen. Aber Berge und Thäler wild zu durchstreichen, das ist ihre Lust, und so gewöhnen sie sich von Kindheit an an Frost, Hunger und Durst. Ihre Kleidung besteht aus leinenen Kitteln, oder aus Pelzen von zusammengenähten Fellen der Waldmäuse. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze mit überhängender Krempe, und die Beine sind

mit Bockfellen umwickelt. Ihre Stiefeln sind höchst ungeschickt, und erschweren ihnen das Gehen; daher fechten sie auch ungern zu Fuß, und sind von ihren Pferden unzertrennlich. Diese sind zwar klein und häßlich, aber dauerhaft, und auf ihnen verrichten sie alle ihre Geschäfte. Die Schlacht beginnen sie mit einem fürchterlichen Geheul. Wie der Blitz fliegen sie herbei; aber in demselben Augenblicke verschwinden sie auch schon wieder, um schnell zurückzukehren, und ehe man ihrer wegen ihrer großen Schnelligkeit gewahr wird, erstürmen sie schon die Umschanzungen oder plündern das Lager. Keiner von ihnen baut das Feld; ohne feste Wohnung, ohne Heimath, ohne Gesetz und bleibende Sitte schweifen sie umher. Ihre schmutzigen Weiber wohnen auf Wagen, auf denen sie ihre groben Kleider weben und ihre häßlichen Kinder groß ziehen. Treue und Glauben sind bei ihnen unbekannte Dinge; wie die unvernünftigen Thiere wissen sie nichts von Recht und Unrecht, und sind so veränderlich, daß sie eben so ohne Ursache ihre Bundesgenossen anfallen wie sich wieder mit ihnen aussöhnen." So werden uns die Hunnen beschrieben.

Im Jahre 374 drangen sie über den Don vor, und rissen zunächst die dort wohnenden Alanen mit sich fort. Beide warfen sich dann auf die Gothen, ein großes, ursprünglich deutsches Volk, welches aber damals an den Ufern der untern Donau wohnte, und sich in Ost- und Westgothen theilte. Viele der Gothen wurden erschlagen; die Westgothen baten den griechischen Kaiser Valens um Aufnahme jenseit der Donau und um Lebensmittel, dann wollten sie ihm beistehen gegen die Hunnen. Der Kaiser ging das ein, aber seine Leute handelten treulos gegen die Westgothen, und gaben ihnen für schweres Geld Hundefleisch und schlechtes Brot; ja Manche mußten aus Hunger die eigenen Kinder für Brot verkaufen. Da griffen sie zu den Waffen, verbrannten die Dörfer bis Adrianopel hin, wo Valens damals wohnte, und er fand nach der Schlacht bei Adrianopel 378 seinen Tod auf der Flucht in einer Hütte, in welcher er verbrannte.

Zu der Zeit war Valentinian I. im Abendlande schon todt (375), und sein Sohn Gratian (375—383) regierte. Er war seinem Oheime Valens zu Hülfe geeilt, aber zu spät gekommen; Valens war bereits ums Leben gekommen. Gratian, hinlänglich in den westlichen Provinzen beschäftigt, getraute sich nicht, den Fortschritten der erzürnten Gothen Einhalt zu thun. Er berief den Spanier Theodosius, nachher der Große benannt, der sich schon als klugen Feldherrn gezeigt hatte, zu sich, und übertrug ihm als Mitkaiser die Verwaltung der asiatischen und griechischen Provinzen (379). Dieser große Mann rechtfertigte das Vertrauen des Kaisers durch glänzende Siege über die Gothen, die er vier Jahre lang bekämpfte. Endlich brachte er sie durch Strenge und Milde zur Unterwerfung. Er wies ihnen die entvölkerten Gegenden an der untern Donau an, und nahm 40,000 in seinen Dienst, so daß fortan meist Gothen die Heere der Römer ausmachten. Dem Christenthum war er treu ergeben, nur gegen die herrschsüchtigen Bischöfe zu nachgiebig. Als er nach Mailand kam, und hier in die Kirche eintreten wollte, wies ihn der Bischof Ambrosius zurück. „Wie?" rief dieser, „du wolltest mit bluttriefenden Händen in das Heiligthum des Herrn gehen?" Theodosius hatte nämlich kurz vorher unter den rebellischen Einwohnern von Thessalonich ein Blutbad anrichten lassen. Er nahm die Dreistigkeit des Bischofs nicht nur nicht

übel, sondern unterwarf sich auch nach dem Willen des strengen Mannes einer achtmonatlichen Kirchenbuße. Unter ihm verlor sich das Heidenthum immer mehr; denn er verbot den öffentlichen wie den Familien-Götzendienst bei Strafe der Verbannung. Während er mit kräftiger Hand die Regierung der östlichen Provinzen führte, wurde Gratian (383) in Lyon von einem Gegenkaiser (Maximus) getödtet, und nachdem auch dessen Bruder Valentinian II. umgekommen war, bemächtigte sich Theodosius (392—395) des ganzen Reiches.

Als er seinen Tod nahe fühlte, theilte er sein Reich unter seine beiden Söhne, Arkadius und Honorius, wohl erkennend, daß die Beherrschung eines so großen Reichs für einen Mann eine zu große Aufgabe sei. Zwar mochte er nicht die Absicht haben, eine bleibende Trennung des Abend- und Morgenlandes zu begründen; aber diese blieb von nun an, weil sie in der Natur der Sache lag, indem Verschiedenheit der Sprache und der Sitten ohnedies die beiden Theile von einander hielt. Das Morgenland mit der Hauptstadt Constantinopel erhielt der 18jährige Arkadius (395—408), das Abendland mit der Hauptstadt Rom oder Ravenna der 11jährige Honorius (395—423). Jedem der beiden unmündigen Herrscher bestimmte der große Theodos einen Rathgeber und Vormund: dem Arkadius den ehr- und geldgeizigen Rufinus, dem Honorius den rauhen, aber tapfern und treuen Vandalen Stilicho. Das morgenländische oder griechische Kaiserthum, das mit Arkadius den Anfang nahm, dauerte unter meist unwürdigen Regenten während unaufhörlicher Kämpfe gegen innere Parteiungen und äußere Feinde bis 1453, wo die Türken ihm ein Ende machten. Das abendländische oder römische Reich fand schon 476 seinen Untergang.

Stilicho und Rufin, statt treu zusammenzuhalten, um den auswärtigen Barbaren, besonders den mächtigen Gothen gewachsen zu sein, feindeten sich an; ja man glaubt, daß Rufin die Gothen veranlaßt habe, einen Einfall in Italien zu machen. Die ersten Anfälle schlug der mächtige Stilicho kraftvoll zurück, und brachte ihnen (403) in Ober-Italien zwei große Niederlagen bei. Bei diesem Einfalle der Westgothen, deren König damals der kriegerische Alarich war, verlegte Honorius seine Residenz von Rom nach dem durch Mauern und Sümpfe befestigten Ravenna. Bald darauf (406) hatte Stilicho einen neuen Feind zu bekämpfen. Ein ungeheurer Schwarm Barbaren (200,000 Mann), meist deutsche Völker, brachen, geführt von Radagais, in Italien ein, und waren auf dem Wege nach Rom schon bis Etrurien gekommen, als Stilicho sie einholte, und ihnen in den Apenninen eine gänzliche Niederlage beibrachte. Die nicht erschlagen wurden, nahmen Dienste bei Stilicho oder wurden truppweise als Sclaven verkauft. Ungeachtet so großer, treuer Dienste ließ sich der elende Honorius doch gegen Stilicho einnehmen, und beraubte, indem er ihn zu ermorden befahl, sich selbst des einzigen Mannes, der jenen Zeiten und Gefahren gewachsen war (408). Jetzt erschien der gefürchtete Alarich aufs Neue in Italien, und verlangte Tribut; und da ihm die Forderung abgeschlagen wurde, rückte er vor Rom. Es erschienen Abgeordnete im Lager, boten einen Vergleich an, setzten aber drohend hinzu: „Das römische Volk ist zahlreich und zum Kampfe bereit." — „Desto besser," rief Alarich lachend, „je dichter das Gras steht, desto besser läßt es sich mähen. Nur dann werde ich abziehen, wenn ihr Römer mir alles Gold, Silber,

Geräth und alle Sclaven ausliefert." Erschrocken fragten die Gesandten: „Aber was willst du uns denn lassen?" — „Die Luft!" antwortete Alarich. Indessen war er nachher mit einer bestimmten Summe zufrieden, und zog sich zurück. Da aber Honorius in Ravenna die Forderung Alarichs, ihn zum Oberbefehlshaber des Heeres zu ernennen, abschlug, kehrte er um, und belagerte Rom zum zweiten Male. Die Stadt mußte sich ergeben; Alarich erklärte den schwachen Honorius für abgesetzt, und ernannte den Stadtpräfecten Attalus zum Kaiser, der sich aber so übermüthig gegen ihn und dabei so ungeschickt benahm, daß er ihn alsbald wieder absetzte, worauf er mit Honorius aufs Neue in Unterhandlung trat. Doch der elende Kaiser war verblendet genug, jede Verständigung mit dem mächtigen Alarich zurückzuweisen. Da entbrannte dieser von Zorn, und rückte 410 zum dritten Male vor Rom. Während der Nacht drangen die Gothen stürmend ein. Alarich plünderte das Kaiserschloß und die Häuser der Großen, ließ aber kein Blut vergießen, auch nicht die Stadt anzünden; denn er war schon ein Christ, und das Christenthum hatte selbst diese wilde Nation milder gemacht. Auch die Kirchen rührte er nicht an. Nach 6 Tagen zog er wieder ab, und wollte auch Sicilien erobern; aber er starb unterwegs. Da leiteten seine Gothen einen Fluß (Busento) ab, begruben ihn in das Flußbette, und ließen dann das Wasser wieder darüber hinströmen, damit Niemand seine Grabesruhe störe. Sein Schwager, der schöne Athaulph, übernahm die Regierung, und versöhnte sich mit Honorius, indem er dessen Schwester Placidia heirathete. Er führte mit Erlaubniß des Kaisers seine Westgothen nach Gallien, und hier errichtete sein Nachfolger Wallia 419 auf beiden Seiten der Pyrenäen ein neues westgothisches Reich, dessen Hauptstadt Tolosa (Toulouse) war.

Die Anfälle der deutschen Völker auf Italien zwangen die Römer, ihre Soldaten, die sie sonst in den entfernten Provinzen stehen gehabt hatten, nach Italien zu ziehen, und nun brach unaufhaltsam der wilde Strom vieler deutschen Völker über den Rhein nach Gallien. Hier wohnten schon im nördlichen Theile die Franken (von ihnen hat Frankreich seinen Namen), die etwas früher von Deutschland aus dort eingezogen waren. Jetzt drangen neue Völker nach. Die Franken blieben oben in Frankreich wohnen; die Alemannen blieben im jetzigen Würtemberg und Baden sitzen; die Burgunder nahmen das südliche Frankreich an der Rhone ein; die Westgothen errichteten, wie eben gesagt, ein Reich auf beiden Seiten der Pyrenäen, und drängten die Alanen, Sueven und Vandalen, auch deutsche Völker, die 407 von Deutschland nach Gallien gekommen waren, bis nach Spanien. Da blieben die Sueven wohnen; die Vandalen aber, die wildesten unter allen, setzten gar nach Afrika über, und errichteten 439, wo einst Karthago lag, ein mächtiges Reich. Das geschah Alles in den ersten 40 Jahren des fünften Jahrhunderts. Die Römer hatten jetzt von Gallien nur noch einen kleinen Strich an der Loire, um Soissons herum.

Aber was war aus den Hunnen geworden, die ja zu der großen Bewegung den Anstoß gegeben hatten? — Sie waren in Ungarn sitzen geblieben, und jagten oder weideten ihre Heerden funfzig Jahre lang, ohne sich um andere Völker viel zu bekümmern. Um das Jahr 450 erhoben sie sich aufs Neue, und das Land bebte unter ihren Schritten. Sie hatten damals einen König,

Attila, einen wilden Menschen, der sich selbst die Gottesgeißel zu nennen pflegte, und von dem die Hunnen rühmten, daß, wenn er nur sein Schwert in die Erde stieße, hundert Völker zitterten, und Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten erbebten. Er war klein von Körper, aber breitschulterig, hatte einen großen Kopf, eine breite Brust, eine stolze, gebieterische Haltung, und seine kleinen wildfunkelnden Augen, die er stolz umherwarf, kündigten den Herrscher an. Er selbst war mäßig, sprach wenig, und trank aus einem hölzernen Becher; aber seine Gäste speisten von Silber und Gold, und er sah es gern, wenn sie laut um ihn herum jubelten und tobten. Dieser Attila erhob sich 451 mit 700,000 Barbaren, und fluthete, Alles verwüstend, durch Süddeutschland durch nach dem Rheine zu. Wie entsetzte sich der römische Kaiser (Valentinian III.)! Er schrieb eilig an den König der Westgothen (Theoderich) in Toulouse: „Der Hunnenkönig will Alles unterjochen. Stehe auf, edler Fürst der Westgothen! streite für uns und für dich!" — „Ja! das will ich," antwortete er, „nie hat es einen gerechteren Krieg gegeben. Das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen siegreichen Waffen." Alle Völker, die in Frankreich wohnten, traten zusammen, und auf den catalaunischen Feldern bei Chalons an der Marne trafen sie auf das Hunnenheer. Attila ordnete seine Schaaren, sammelte die Heerführer um sich, und sprach kurz, aber gebieterisch, wie er pflegte: „Seid Männer! greift an, brecht ein, werfet Alles nieder! fallet an! fallet an! Müßt ihr sterben, so werdet ihr es, auch wenn ihr flieht. Seht nur auf mich! Ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!" Nun begann die Schlacht. Es war ein entsetzliches Würgen, der Westgothen König, Theoderich, fiel; aber Attila konnte nicht vordringen; er brach am andern Tage auf, und zog nach Ungarn zurück. Im folgenden Jahre zog er wieder aus, dies Mal nach Italien. Er verlangte des Kaisers (Valentinians III.) Schwester (Honoria) zur Frau, und große Schätze als Mitgift. Natürlich wurde ihm dies abgeschlagen. Alle Städte gingen in Feuer auf; wer flüchten konnte, floh. Einige retteten sich nach den kleinen Inseln oben im adriatischen Meere, und legten dadurch den Grund zu der nachmals so herrlichen Stadt Venedig. Attila kam bis nach Ravenna. Hier kam ihm der Bischof von Rom, Leo, umgeben von vielen Großen des Hofs, entgegen, brachte ihm Geschenke, und mahnte ihn ab, nach Rom zu kommen. „Bedenke," sprach er, „daß der Erste der Apostel (?) Rom in seinen mächtigen Schutz genommen hat. Auch Alarich kam nach Rom, aber darum hat er frühen Tod erlitten. Hüte dich zu kommen!" Die ehrwürdige Gestalt des Greises mit silberweißem Barte machte Eindruck auf den wilden Attila; vielleicht wirkten auch die Geschenke. Er ließ sich besänftigen, und kehrte zurück. Bald darauf starb er plötzlich in Ungarn. Die Hunnen legten ihn in einen goldenen Sarg; diesen setzten sie in einen silbernen, und den in einen eisernen. So begruben sie ihn mit seinem Pferdegeschirr, seinen Waffen und anderem Geräth. Die aber das Grab gemacht hatten, wurden erschlagen, damit Keiner wisse, wo der große Hunnenkönig liege.

Im Jahre 449 eroberten die Angelsachsen England. So lange die Römer dies Land besetzt hielten, wurden die wilden Bewohner Schottlands, die Pikten und Scoten, in Zaum gehalten. Aber als jene ihre Truppen nach Italien zurückzogen, konnten sich die Briten nicht mehr der wilden Nach-

barn erwehren, schickten nach Rom, und baten um Hülfe. „Von der einen Seite,“ so sprachen sie, „treiben uns unsere Feinde ins Meer; von der andern wirft uns das Meer wieder zurück in die Hände unserer Feinde. Wir haben nur die Wahl, ob wir in den Wellen oder durch das Schwert der Feinde umkommen wollen.“ Aber die Römer wiesen sie ab. „Wir können euch nicht helfen!“ hieß es. Da wandten sich die Briten an die Angelsachsen, ein deutsches Volk im jetzigen Westphalen. Von diesen setzte ein Schwarm unter Hengist und Horsa 449 nach England über, jagte die Pikten und Scoten nach Schottland zurück, setzte sich aber nun selbst fest im Lande, und machte sich zum Herrn desselben. Und die armen Briten? Die mußten sich unterwerfen; viele aber wanderten in die Berge von Wales, oder setzten nach Bretagne in Frankreich über. In beiden Ländern wohnen ihre Nachkommen noch.

455 wurde die Stadt Rom wirklich, was Attila nur gedroht hatte, von einem Barbarenhaufen überfallen und ausgeplündert. Es ist schon gesagt worden, daß die Vandalen sich auf der Nordküste von Afrika 439 niedergelassen hatten. Ihr König um die Mitte des 5ten Jahrhunderts hieß Genserich oder Geiserich. Zu derselben Zeit war in Rom eine Kaiserin, welche Eudoxia hieß. Ein General (Maximus) hatte ihren Mann, den Kaiser Valentinian III., todtgeschlagen, und zwang sie nun, ihn selbst zu heirathen. Das rachsüchtige Weib dachte nur darauf, ihrem zweiten Manne, den sie mit Recht verabscheute, den Untergang zu bereiten, ohne daran zu denken, daß sie sich selbst und ihre ganze Stadt unglücklich machte, und lud den Genserich ein, nach Rom zu kommen und sie von ihrem Manne zu befreien. Genserich kam 455, eroberte Rom, und verwüstete die herrliche Stadt so fürchterlich, daß man jetzt noch eine recht gräuliche Verwüstung eine vandalische zu nennen pflegt. Nicht einmal die Tempel und Kirchen wurden verschont. So hauste er 14 Tage lang; dann packte er seine Schätze in die Schiffe, nahm Eudoxia sammt ihren Töchtern mit, und kehrte nach Afrika zurück.

Nach dieser Zeit regierten noch einige unfähige Kaiser nach einander; dann setzte man den Romulus Augustulus, einen guten, aber schwachen Knaben, auf den Thron. Die Heruler und Rugier, ein paar Stämme aus der Gegend des heutigen Pommerns, die als Miethstruppen unter dem Kaiser dienten, verlangten den dritten Theil aller Aecker in Italien, und da ihnen das nicht bewilligt werden konnte, so empörten sie sich. Odoacer, ein tapfrer Feldherr, führte sie an. Er setzte den unschädlichen Romulus ab, gab ihm ein Landgut, um da in der Stille zu leben, und machte sich selbst — zum Kaiser? — Nein! der Kaisertitel war ihm zu verächtlich. Er begnügte sich, König zu sein, und so hatte das abendländisch-römische Reich ein Ende. Dies geschah 476. Hiermit endigt sich die alte Geschichte, und wir gehen nun zur mittleren über.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

493—526, und machte durch väterliche Regierung das Unrecht wieder gut, welches er durch die Ermordung Odoacers begangen hatte. Unter ihm herrschte in Italien eine solche Sicherheit, daß man zu sagen pflegte, man könne ruhig seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen.

Ungefähr zu derselben Zeit (um das Jahr 500) hatten auch die Franken einen tüchtigen König, Chlodwig I., 481—511. Das ist der Gang der göttlichen Vorsehung, daß sie nach einer Zeit der Verwirrung und des Unglücks hochbegabte Männer auftreten läßt, welche die in Barbarei versinkenden Völker schneller weiter fördern, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sonst nicht in Jahrhunderten geschieht. Dieser Chlodwig war aus dem Königsstamme der Merowinger, ein Enkel des Merwig, und anfangs noch ein Heide. Er machte sich zum Herrn des ganzen Frankenvolks, jagte die letzten Römer aus Frankreich, indem er in einer Schlacht bei Soissons (486) den Statthalter des kleinen römischen Gebiets in Gallien, Syagrius, überwand und hinrichten ließ, und wandte sich dann gegen die Burgunder. Diese wurden damals von vier Brüdern beherrscht, von denen der eine, Gundobald, die andern bezwang, und sich zum alleinigen König machte; der eine der Brüder, der mit dem Leben davon gekommen war, Godegisil, wurde mit Genf abgefunden. Einer der beiden umgekommenen Brüder (Chilperich) hatte eine Tochter hinterlassen, Chlotilde. Diese verlangte Chlodwig zur Ehe, um einen Vorwand zum Kriege zu haben, entweder wenn sie oder ihr Heirathsgut ihm verweigert würde. Aber Gundobald bewilligte sie ihm, wenn auch mit Unwillen. Chlotilde, froh, der Gefangenschaft zu entgehen, ließ schon auf ihrer Abreise (sie fuhr auf einem mit Ochsen bespannten Wagen) die burgundischen Dörfer verbrennen, um sich an ihrem Oheim zu rächen. Bald darauf verlangte Chlodwig auch das Heirathsgut, und da Gundobald es zu verweigern nicht wagte, so wurde diesmal noch der Krieg vermieden. — Gleich darauf folgte ein Krieg mit den Alemannen, die den Rhein hinabgezogen waren, und einen Vetter Chlodwigs, den Fürsten der ripuarischen Franken, Siegebert in Cöln, angegriffen hatten. Er traf mit ihnen bei Zülpich (Tolbiacum, westlich von Cöln, zwischen Rhein und Maas) zusammen. Die Schlacht war heiß; die Franken wichen; da rief Chlodwig in seiner höchsten Noth den Gott der Christen an, und siehe! die Schlacht nahm eine andere Wendung; Chlodwig erfocht einen glänzenden Sieg, und vereinigte Alemannien mit dem Frankenreiche. Dieser Sieg bewog den König, dem Heidenthume zu entsagen, und auf den Rath der Chlotilde den katholischen Glauben anzunehmen, worüber der Papst solche Freude hatte, daß er ihn den allerchristlichsten König nannte; denn die übrigen germanischen Könige bekannten sich zum arianischen Glauben. Chlodwig wurde in Rheims vom Bischof Remigius nebst 3000 Franken feierlich getauft, ohne daß seine Gesinnung deshalb christlicher wurde. Jetzt erinnerte sich Chlodwig wieder der Burgunder. Er machte mit Gundobalds Bruder einen heimlichen Bund gegen diesen, und griff nun Gundobald an. Dieser, von jener Verbindung nichts ahnend, bat seinen Bruder gegen die Franken um Hülfe; aber in der Schlacht (bei Dijon) ging der Treulose zu Chlodwig über. Zwar hielt Gundobald eine lange Belagerung in Avignon aus, mußte aber doch endlich um Frieden bitten. Chlodwig ließ ihm sein Land und begnügte sich mit einem Tribute, und so blieb Burgund, so lange er lebte, selbstständig.

Der treulose Bruder entging seiner Strafe nicht; Gundobald hieb ihn in einer Kirche in Vienne, wohin er sich geflüchtet hatte, nieder. Darauf warf Chlodwig seine Augen auf das westgothische Reich, wo damals Alarich II. König war. Ein Vorwand zum Angriff war bald gefunden; „es ärgert mich," sagte er, „daß jene Arianer einen Theil Galliens inne haben; wir wollen uns aufmachen, und ihnen das Land wegnehmen." Nicht weit von Poitiers (bei Vonglé 507) trafen Alarich und Chlodwig auf einander; dieser gewann die Schlacht, und erschlug seinen Feind mit eigner Hand. Jetzt hätte er das Land, das die Westgothen in Gallien besaßen, an sich gerissen, wenn nicht der große Theoderich, der Ostgothe, Schwiegervater Alarichs, ein Heer zum Schutze der Ostgothen bei Arles aufgestellt hätte. Dennoch erhielt er alles Land zwischen der Loire und den Pyrenäen, so daß den Westgothen nur Languedoc verblieb. Jetzt besaß Chlodwig fast ganz Gallien; aber am Rhein hatten vier seiner Vettern noch Besitzungen, nach denen ihn gelüstete. Er machte sich kein Gewissen, sie durch List und Gewalt umzubringen, und ihre Länder mit den seinigen zu vereinigen, so daß er nun fast über das ganze heutige Frankreich gebot. Aber der Tod ließ ihn nicht lange seiner Herrschaft sich freuen. Er starb, erst 44 Jahre alt, 511.

Bald nach seinem Tode regierte im entgegengesetzten Theile Europa's, in Griechenland, ein Kaiser, der durch weise Einrichtungen, sowie durch glückliche Eroberungen berühmt geworden ist, Justinian, von 527—565. Wie unruhig es damals zuging, beweist auch, daß er, als der Enkel eines bulgarischen Bauers, bis zum Kaiserthron hatte emporsteigen können. Justinian regierte gut und kräftig. Vielen Theil daran hat seine Frau, Theodora, eine äußerst kluge, entschlossene Frau. Sie, die Tochter eines Bärenhüters, war eine sittenlose Schauspielerin gewesen, hatte aber durch Schönheit und Verstellung den Kaiser so eingenommen, daß er sie auf den Thron erhob. Ob sie gleich ein böses, ränkevolles Weib war, so verdankte ihr der Kaiser doch viel; er konnte sich ganz auf ihren Rath verlassen. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung ließ Justinian durch den großen Rechtsgelehrten Tribonianus ein treffliches Gesetzbuch, das Corpus juris, ausarbeiten, welches wir noch übrig haben, und welches vielen unsrer Gesetze zum Grunde liegt. Aber es that auch Noth, durch feste Gesetze der täglich mehr einreißenden Verwirrung Einhalt zu thun. Es besteht aus drei Abtheilungen: dem codex Justinianeus, den Institutiones, und den Pandectae.

Ein Beispiel von der damaligen Zügellosigkeit der Unterthanen ist die sogenannte Nika. In der großen Rennbahn in Constantinopel wurden häufig Spiele, besonders Wagenrennen, angestellt, denen das Volk mit Begierde beiwohnte. Dabei hatten sich vier Parteien gebildet, die sich durch die Farbe ihrer Kleidung unterschieden, die Blauen und die Weißen, die Grünen und die Rothen. Der Kaiser, statt diese Parteisucht zu unterdrücken, nahm daran Theil, und hielt sich zur Blauen. Einst, am 13. Januar 532, als Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen feierte, und eine ungeheure Volksmasse in der Rennbahn versammelt war, standen die Grünen auf, und klagten laut über die Parteilichkeit des Kaisers. Dieser ließ ihnen Schweigen gebieten, und der dazu beauftragte Beamte bediente sich dabei der Ausdrücke: „Schweigt, ihr Lästerer! ihr Juden und Samariter!"

Die Grünen, erbittert, daß sie kein Gehör fanden, schimpften wieder, und nannten den Kaiser einen Esel, Tyrannen und Mörder. Die Blauen schlugen auf die Grünen los, und es entstand ein großes Blutbad. Am andern Tage ließ der Stadt-Oberst einige der Unruhigsten von beiden Parteien greifen und hinrichten. Darüber entstand aber ein gräulicher Aufruhr. Die Blauen, mit denen es die Weißen, und die Grünen, mit denen es die Rothen hielten, rotteten sich zusammen, hieben die Besatzung nieder, sprengten die Gefängnisse auf, schleiften das Haus des Stadt-Obersten, zündeten die Stadt an, die größtentheils niederbrannte, und wütheten vier Tage lang auf die ausgelassenste Weise. Schon hatte der Kaiser seine besten Habseligkeiten in ein Schiff gepackt und wollte fort; da rief Theodora seinen Muth zurück, und bewog ihn zu bleiben. „Die Feigen fliehen bei großen Gefahren," sprach sie; „aber die Muthigen widerstehen. Mögen sie nun siegen oder untergehen, so ernten sie gleichen Ruhm. Sterben müssen wir ja doch Alle; aber seine Ehre muß man nicht überleben wollen." Endlich rettete Belisar, der tapfere Feldherr Justinians, seinen Herrn. Er hieb mit den treuen Soldaten auf die Aufrührer ein, und richtete ein fürchterliches Blutbad an. 30,000 Menschen wurden an diesem Tage erschlagen. Nun erst war das Volk ruhig; aber die Straßen standen leer, die Läden waren verschlossen: überall herrschte ein fürchterliches Schweigen. Auch die Sophienkirche, ein Werk Constantins des Großen, war mit abgebrannt, und wurde nun von Justinian schöner und prächtiger aufgebaut. Sie steht noch und dient den Türken zur Moschee.

Nachdem Justinian mit vielem Menschenverluste einen Krieg gegen die Perser, die damals von dem durch Milde und Weisheit berühmten Kosru Nushirvan (dem Gerechten) aus dem Stamme der Sassaniden regiert wurden, geführt, und den Frieden durch einen Tribut erkauft hatte, sandte er seinen Feldherrn Belisar nach Nordafrika, um das vandalische Reich zu erobern, das nach Geiserichs Tode sehr gesunken war. Hier war eigentlich Hilderich König, ein Freund Justinians; aber er wurde von seinem Neffen Gelimer, der, streng arianisch, den duldsamen Oheim haßte, vom Throne gestoßen, und in den Kerker geworfen. Darum fing der Kaiser Krieg mit Gelimer an. Er schrieb ihm: „Setze den Hilderich wieder auf den Thron! Ist es nicht besser, auf eine rechtmäßige Art einige Augenblicke später König zu werden, als einen Raub zu begehen?" Aber Gelimer antwortete nicht, und ließ Hilderich in einen noch engeren Kerker werfen. Da erschien Belisar 533—534 in Afrika, und nun ließ Gelimer seinen unglücklichen Gefangenen gar umbringen. Aber die Strafe folgte schnell nach. Seine Vandalen, nicht mehr das sonst so tapfere, sondern durch Weichlichkeit entartete Volk, wurden geschlagen, Gelimer flüchtete in das rauhe Gebirge, in das Land der Mauren, und litt große Noth, während Belisar einen glänzenden Einzug in Karthago hielt. Ein General des Belisar, der Heruler Pharas, der jenen in einem Bergschlosse eng eingeschlossen hatte, redete ihm zu, sich zu ergeben. „Wäre es nicht besser," schrieb er ihm, „du betteltest bei den Römern, als daß du unter den Mauren (nomadischen Horden) verhungerst? Füge dir doch nicht selbst größeres Uebel zu, als deine Feinde dir zufügen wollen." Gelimer antwortete ihm: „Ich kann nicht der Sclave eines ungerechten Feindes sein, den ich mit keinem Worte beleidigt hatte, und der mich doch mit Krieg verfolgt.

Er ist ein Mensch wie ich; auch ihn kann noch, wie mich, die Hand des Unglücks ereilen. Mehr kann ich nicht schreiben; die Größe meiner Leiden raubt mir die Gedanken. Lebe wohl! Ich bitte, sende mir eine Zither, ein Brot und einen Schwamm." Das Brot wollte er essen, weil er seit lange keins gesehen, noch weniger welches gegessen hatte; mit dem Schwamme wollte er sich die von Thränen geschwollenen Augen trocknen, und mit der Cither sich den Gram zerstreuen. Er erhielt das Verlangte; aber seine Noth endete noch nicht; seine Verwandten verhungerten vor seinen Augen; er sah, wie sich das Kind seiner Schwester mit einem jungen Mauren um ein halb ausgebackenes, heißes, von Asche beschmutztes Brot herumschlug. Nun erst ergab er sich. Als er mit Belisar zusammentraf, schlug er ein lautes Gelächter auf. Man hielt ihn für wahnsinnig; er aber sprach: „Ich bin von königlichem Geblüte, selbst ein König gewesen, habe in Pracht und Ueberfluß gelebt, und nun? — Nun bin ich ein halb verhungerter Mensch, ein elender Gefangener! Muß ich nicht über die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Hoheit lachen?" — Gewiß! er hatte Recht; wer denkt hierbei nicht an Kroisos? Gelimer wurde nach Constantinopel geführt. Als er in die Rennbahn vor den Thron des Kaisers gebracht wurde, und vor ihm niederknieen sollte, vergoß er keine Thräne, und ließ keinen Seufzer hören; aber er biß die Lippen zusammen, und sprach für sich: „O Eitelkeit! o Eitelkeit! o Eitelkeit! es ist doch Alles eitel!" Der Kaiser wies ihm ein anständiges Einkommen an, und schickte ihn auf ein Landgut in Galatien; das Vandalen-Reich aber blieb dem Justinian unterworfen. Auch Sardinien, Corsica und die Balearen huldigten dem mächtigen Kaiser, und der Name der Vandalen verschwindet aus der Geschichte.

Gleich darauf fing Justinian einen neuen Eroberungskrieg an. Italien gehörte, wie wir wissen, damals den Ostgothen. Aber Theoderich war schon todt. Nach ihm regierte erst das Kind Athalarich, sein Enkel, 8 Jahre unter der Leitung seiner Mutter Amalasuntha; aber die wilden Leidenschaften des heranwachsenden Königs stürzten ihn schon nach 7 Jahren ins Grab (533). Amalasuntha, welche die Herrschaft behalten wollte, vermählte sich mit einem Verwandten, Theodat, der sie jedoch auf eine Insel des volsiniensischen Sees bringen, und dort ermorden ließ. Das benutze Justinian als Vorwand, die Ostgothen mit Krieg zu überziehen. Belisar wurde mit einem Heere (535) hinübergeschickt, nahm Sicilien ein, ging dann nach Unter-Italien über, und rückte vor Neapel. Die Stadt verschloß ihre Thore; aber Belisar ließ Sturm laufen, und nahm sie ein, wobei ein großes Blutbad unter Männern, Weibern und Kindern angerichtet, und selbst Kirchen und Priester gemißhandelt wurden. So ging es damals allen Städten, die mit stürmender Hand eingenommen wurden. Nun zog Belisar auf Rom los. Die Römer waren, wie die Griechen, dem katholischen Glauben zugethan; darum öffneten sie ihnen willig die Thore; denn sie haßten die Gothen, weil diese der arianischen Partei angehörten. Aber die Gothen hatten den elenden Theodat verworfen und erschlagen, dagegen den tapfern Vitiges gewählt, indem sie ihn auf einen Schild setzten, und unter Schwertergeklirr und Trompetenschall im Lager umhertrugen. Dieser Vitiges sammelte 150,000 Mann, und rückte vor Rom, zu dessen Vertheidigung Belisar kaum 8000 Mann hatte. Das war

keine leichte Aufgabe, die große Stadt mit so wenigen Leuten gegen den Andrang so vieler Tausende zu vertheidigen. Aber man sah hier recht, was ein einziger Mann in der Zeit der Noth werth ist. Ueberall war Belisar, wo die Gefahr am größten war; er munterte die Muthlosen auf, belohnte die Tapfern; Allen leuchtete er durch sein Beispiel vor, und war unerschöpflich in Auffindung neuer Hülfsmittel, so daß der zahlreiche Feind endlich nach einer einjährigen Belagerung schimpflich abziehen mußte. Dafür verloren die Griechen die große Stadt Mailand. Die Gothen drangen ein, weil unter den Griechen keine Einigkeit war, und hieben alle erwachsenen Männer, 300,000 an der Zahl, nieder; die Weiber gaben sie ihren Bundesgenossen, den Burgundern, um sie als Sclavinnen zu verkaufen, und die Stadt zerstörten sie bis auf den Grund. So wurden damals die Städte erobert! — Dennoch verzweifelten die Gothen an ihrer Rettung, und ließen dem Belisar sagen, sie wollten sich ihm unterwerfen, wenn er ihr König werden wollte. Belisar schwankte keinen Augenblick, ob er seinem Kaiser treu bleiben wollte; aber er stellte sich willig, und wurde nun in Ravenna eingelassen. Hier nahm er den Vitiges gefangen, und wenig fehlte noch, die Gothen vollends aus Italien zu vertreiben. Da rief ihn der mißtrauische Kaiser nach Constantinopel zurück (540); der treue Feldherr gehorchte sogleich, und nahm den Vitiges mit, der eben so gütig wie Gelimer behandelt wurde.

Der Kaiser schickte darauf den Belisar gegen Kosru, der (539) den Krieg erneuert und Antiochia zerstört hatte. Belisar trieb die Perser durch geschickte Wendungen und Märsche und durch den Schrecken seines Namens bis über den Euphrat zurück. Dennoch währte der Krieg fort, und als der Frieden endlich zu Stande kam, mußte der Kaiser einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldstücken zahlen.

Nun rafften die Ostgothen noch einmal alle ihre Kraft zusammen, und wählten den jungen Totilas, einen gar wackern und tapfern Mann, zum König, und da er die griechischen Generale, die an Belisars Stelle gekommen waren, an Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit übertraf, so siegte er auch überall, und binnen zwei Jahren hatte er, bis auf wenige Städte, ganz Italien wieder eingenommen. Belisar war indessen aus dem Kriege gegen die Perser zurückgerufen worden, weil dem mißtrauischen Kaiser berichtet worden war, jener habe sich unehrerbietig über Theodora geäußert. Justinian hatte sogar sein Vermögen eingezogen, und ihm befohlen, unter seinen Augen in Constantinopel als Privatmann zu leben. Jetzt aber, da die Noth in Italien groß war, bediente er sich noch einmal des alten Feldherrn; er schickte ihn nach Italien (544); aber aus lauter Mißtrauen gab er ihm so wenige Soldaten mit, daß Belisar überall vor Totilas zurückweichen mußte. Selbst Rom ging nach einer von entsetzlichen Leiden begleiteten Belagerung wieder an die Gothen verloren. Da bat Belisar nach 5 Jahren seinen Kaiser, ihm die Rückkehr nach Griechenland zu erlauben (549). Der große Feldherr wurde, wie das oft geschieht, mit Undank belohnt. Die Sage übrigens, daß er in seinem hohen Alter habe von Thüre zu Thüre betteln müssen, ist ungegründet.

Nach drei Jahren (552) schickte der Kaiser den Narses nach Italien. Das war ein kleiner, gebrechlicher Mann, aber voll Muth und Seelenstärke.

Auch hatte ihm Justinian Geld und Soldaten hinreichend gegeben. Er zog zu Lande um das adriatische Meer herum, und traf in Toscana, da, wo einst Camill die Gallier geschlagen und Decius Mus sich aufgeopfert (295 vor Chr., Schlacht bei Sentinum im dritten Samniterkriege 298—290) hatte (bei Taginä, in der Nähe des trasimenischen Sees), auf Totilas, und eine blutige Schlacht wurde geliefert. Die Ostgothen flohen, Totilas wurde mit fortgerissen, auf der Flucht tödtlich verwundet, und starb nach wenigen Tagen (552). Narses eroberte nun auch Rom, das durch die häufigen Eroberungen und Plünderungen sich kaum mehr ähnlich sah, und nur noch 500 Bürger zählte. Der Gothen Ueberrest wählte den Tejas zum Könige, und versuchte noch einen Kampf auf Leben und Tod. Am Fuße des Vesuvs stießen die beiden Heere auf einander. Tejas focht mit einer Tapferkeit, die an die der homerischen Helden erinnert, sank aber endlich, von einem Pfeile durchbohrt, zu Boden. Die Gothen setzten den wüthenden Kampf bis zum zweiten Abend fort. Die Entronnenen, etwa 7000 Mann stark, ergaben sich bald, und wurden theils nach Constantinopel geschickt, theils wanderten sie jenseit der Alpen. So endete sich nach 19jährigem Kampfe, 555, der gothische Krieg, und das ostgothische Reich in Italien hatte ein Ende. Das sonst so blühende Italien bot einen erschütternden Anblick dar. Kein Feld wurde bebaut, der Krieg hatte Alles danieder gestampft, die Städte waren geplündert und zerstört, Rom's herrliche Denkmale zertrümmert, eine gräßliche Hungersnoth und Seuchen wütheten unter denen, die den Krieg überlebt hatten, die Wissenschaften lagen danieder, und die Unsittlichkeit nahm auf eine schauderhafte Weise zu. Das ist der Unsegen, der auf der Eroberungssucht liegt! Und während Justinian hier neue Länder eroberte, wurde er im Osten von den Persern, im Norden von den Bulgaren und andern barbarischen Völkern bedrängt, und mußte ihnen einen schimpflichen Tribut bezahlen.

Ehe wir den Justinian verlassen, muß noch erwähnt werden, daß unter ihm der so wichtige Seidenbau nach Europa gekommen ist. Schon die Griechen und Römer hatten Seide; aber sie bekamen sie aus dem weitentlegenen China und Indien durch persische und indische Karawanen, und wußten von ihrem Ursprunge so wenig, daß sie glaubten, sie wüchse auf den Bäumen. Das mochte daher kommen, weil es wirklich in China eine Art Seidenwürmer giebt, welche keine Cocons machen, sondern auf den Bäumen Faden anspinnen, wie etwa die Spinnen. Der weite Transport machte die Seide im Abendlande so theuer, daß man sie mit Golde aufwog, und als ein Kaiser in Rom sich einmal ein ganz seidenes Kleid machen ließ, so wurde das für eine große Verschwendung gehalten. Als nun Justinian mit den Persern Krieg führte, blieben die Seiden-Karawanen ganz aus, und schon gab er Befehle, daß Schiffe das rothe Meer hinunter bis nach Indien fahren sollten, um Seide zu holen, als sich zwei Mönche bei ihm melden ließen, die auf ihren Bekehrungsreisen Indien und China besucht hatten, und ihm Cocons mitbrachten. Sie meinten, der Seidenbau lasse sich in Griechenland einführen, wenn man nur erst Seidenwürmer hätte. Dies hielt aber schwer, da jene Völker die Ausfuhr dieser Thiere verboten hatten. Justinian gab den beiden Mönchen Geld zu einer zweiten Reise. 555 kamen sie zurück und brachten in ihren hohlen Wanderstäben Eierchen mit, die glücklich auskrochen. Nun richtete Justinian einige Seiden-

fabriken ein, die bald in Flor kamen. Von Griechenland aus wurde der Seidenbau durch die Kreuzzüge nach Unter-Italien verpflanzt, und fand dann auch in Genua, in Spanien, in Frankreich, und zuletzt in Deutschland Eingang, und hat seitdem vielen tausend Menschen Arbeit und Nahrung verschafft. — Auch ist die Regierung Justinians merkwürdig, weil unter ihm die Menschenblattern sich zuerst gezeigt haben sollen. Seine Regierung war nicht glücklich; außer den beständigen Kriegen wütheten Hunger und Seuchen. Die aus Aegypten gekommene Pest durchzog mit großer Wuth alle Reiche. Dazu kamen heftige Erdbeben. In Antiochia wurden 250,000 Menschen unter den stürzenden Ruinen begraben; in Berytos ging die ganze Rechtsschule mit allen Studirenden unter.

34. Die Longobarden in Italien 568. — Das Lehnwesen. — Die Ordalien.

(Alboin 568. Lehnwesen. Heerbann. Gottesurtheile.)

Italien war jetzt eine griechische Provinz, und wurde von einem Statthalter regiert, der den Namen eines Exarchen führte, und in Ravenna residirte. Narses bekleidete zuerst diesen Posten. Zuletzt fiel er in Ungnade, wurde zurückberufen und von der Kaiserin (Sophia, der Frau Justins II., eines Schwestersohns des Justinian) mit Hohn behandelt. Er könne nun, hatte sie gesagt, weil er einen schwächlichen Körper hatte, wieder in die Weiberstuben zurückkehren, und am Rocken spinnen. „Gut!" rief er zornig aus, „ich will ihr einen Faden spinnen, an dem sie genug abzuwickeln haben soll." Und nun rief er die Longobarden ins Land. So wird ihm wenigstens Schuld gegeben.

Die Longobarden waren ursprünglich ein norddeutsches Volk, hatten sich aber im Laufe der Völkerwanderung mehr nach Süden gezogen, und waren endlich in Ungarn eingedrungen. Zu der Zeit Justinians hatten sie einen jungen, unternehmenden König, den Alboin. Dieser warf sich mit den Avaren, einem tatarischen Volke, auf das Volk der Gepiden, welches im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen wohnte, hieb sie so zusammen, daß von ihnen in der Geschichte nicht mehr die Rede ist, erschlug ihren König Kühnemund, und zwang die Tochter desselben, Rosamunda, ihn zu heirathen. Sie gehorchte, aber mit Rache im Herzen. Wie konnte sie auch den Mörder ihres Vaters lieben? besonders da sie täglich auf seiner Tafel den Schädel desselben sah, den Alboin als Trinkgeschirr gebrauchte. Mit seinen Longobarden und einem gemischten Haufen anderer Barbaren (20,000 Sachsen) setzte sich nun Alboin 568 gegen Italien in Bewegung, brach ein, verheerte das Land, plünderte Mailand, und vollendete mit der Eroberung von Pavia die Unterwerfung von ganz Ober-Italien. Die unglücklichen Einwohner wurden sehr hart behandelt; die Longobarden nahmen ihnen den dritten Theil ihrer Ländereien weg, und die ehemaligen Besitzer mußten nun die Aecker als Knechte bebauen. Alboin lebte nur noch ein Jahr nach der Eroberung von Pavia. Es heißt, er habe einst in Verona bei einem Gastmahle, als er vom Weine berauscht war, Rosamunden gezwungen, aus dem Schädel ihres Vaters zu

trinken. So sehr sie auch schauderte, sie mußte gehorchen. Aber sie bewog den Schildträger des Königs (Helmichis), ihren Gemahl zu ermorden. So starb der mächtige Alboin (573). Sein Reich, welches bald über fast ganz Italien ausgebreitet wurde, blieb unter seinen Nachfolgern noch über 200 Jahre.

Man schreibt den Longobarden gewöhnlich die Einrichtung des Lehnwesens zu. Aber es findet sich nicht allein bei ihnen, sondern bei allen germanischen Völkern. Diese Völker bestanden aus Freien und Unfreien. Die Freien waren entweder Edle, oder gemeine Freie, oder Freigelassene. Daß die Edeln vor diesen viele Vorrechte hatten, reicher und mächtiger waren, versteht sich von selbst; aber alle drei Klassen hingen von sich selbst ab, und konnten Ländereien (Allodien) besitzen. Anders war es mit den Unfreien. Zu ihnen gehörten die Geleitsmänner und die Leibeigenen. Die ersteren waren frei geboren, aber entweder um Ruhm oder Brot zu erwerben, in die Dienste des Königs oder eines Edeln getreten, und bildeten das Gefolge. Gefiel es dem Edeln, so konnte er sie entlassen; auch stand es ihnen frei, ihm selbst den Dienst aufzukündigen. In beiden Fällen trat der Geleitsmann wieder in den Stand eines Freien zurück. Der Leibeigene dagegen war ein Eigenthum seines Herrn, der mit ihm machen konnte, was er wollte. Wenn nun ein germanisches Volk ein Land erobert hatte, so theilten sich die verschiedenen Stände, die Leibeigenen ausgenommen, in diejenigen Ländereien, welche die Eingeborenen ihnen abtreten mußten (gewöhnlich der dritte Theil oder die Hälfte), und ließen sich darin nieder. Aber nicht Jeder bekam ein gleiches Theil; denn die Edeln hatten ja mit ihren Geleitsmännern mehr zur Eroberung beigetragen, als die einzelnen Freien oder Freigelassenen; auch hatten sie mehr Land nöthig, um sich und ihr Geleite zu unterhalten. Daher war es ebenso billig als nöthig, daß sie mehr Land erhielten, als die gemeinen Freien. Also waren die verschiedenen Antheile sehr ungleich, und es war demnach ein großer Unterschied an Macht und Reichthum. Aber dessenungeachtet hatte der gemeine Freie auf seinem kleinen Besitzthum eben so viele Freiheit, als der reiche Edele auf seinen weitläufigen Ländereien. Ein solches Gut oder Gütchen nannte man Allodium; es war ein besonderes Gebiet im Kleinen, und der Besitzer konnte damit und darauf machen, was er nur wollte. — Nachdem die Eroberung vollendet war, hätten die Edeln ihr Geleite abdanken können; aber sie behielten es bei, weil es an Kriegen nicht fehlte, und ohne Geleite würde der Edle eben so ohnmächtig wie ein gemeiner Freier gewesen sein. Von seinen weitläufigen Ländereien gab nun der Edle jedem seiner Geleitsmänner ein Stück zur Benutzung ab, aber nur auf so lange, als der Geleitsmann in seinem Dienste blieb. Solche abgetretene Stücke Feld oder Land nannte man nun ein Lehen. Der es erhielt, hieß Vasall, Getreuer oder Lehnsmann; der es verlieh: der Herr oder Lehnsherr. Aber weder der Eine noch der Andere hatte Lust oder Zeit, selbst den Acker zu bauen; das mußten die Leibeigenen thun, die man auch Hörige nannte. Noch eine Klasse von Einwohnern gab es, das waren die alten Bewohner des eroberten Landes. Die, welche beim Einfalle der Feinde nicht ums Leben gekommen waren, mußten zum Theil als Leibeigene demjenigen Edeln dienen, auf dessen Gebiet sie wohnten. Ein Theil von ihnen aber gehörte gewiß auch zu den Freien, und vertrug sich mit den Siegern so gut, wie es möglich war.

Wenn ein germanisches Volk angegriffen wurde, so rief der König den Heerbann auf. Das hieß so viel als: jeder freie Besitzer eines Grundstücks, gleichviel ob eines großen oder kleinen, mußte wohlbewaffnet erscheinen. Kein Unfreier, und wenn er auch ein reiches Lehn besessen hätte, durfte dabei sein, außer wenn sein Lehnsherr ihn mitnahm, und dann fochten die Vasallen und Geleitsmänner nur in der zweiten Linie, weil es für eine große Ehre gehalten wurde, für das bedrohte Vaterland zu fechten.

Der sittliche Zustand der deutschen Völker dieser und der nächsten Jahrhunderte war in wilde Gewaltthätigkeit versunken. Durch die Gebote einer friedlichen Religion noch nicht gebändigt, waltete die rohe Kraft; und die Behandlung der Besiegten und Leibeigenen war nicht selten schauderhaft. Trotzig und übermüthig zogen die siegenden Schaaren an dem Elende verwüsteter Städte und Länder vorüber; wild auffahrend rächten sie auch unter einander jede widerfahrene oder vermeintliche Beleidigung. Der einfache Naturglaube der alten deutschen Stämme war in den Zeiten der Römerkämpfe und der Völkerwanderung verwildert und verderbt; die Lehren des Christenthums aber, auch wo sie Eingang gefunden, gewannen nur langsam den Weg in das innere Leben. Doch begegnen uns auch in diesen blutigen Zeiten einzelne Züge echter Treue und Biederkeit, und tiefen Gemüthslebens. Unter aller Maßlosigkeit ungebändigter Kraft lag ein gesunder Kern, der unwiderstehlich emportrieb besseren Zeiten entgegen.

Auch die Rechtspflege war damals in schlechtem Zustande. Gesetze gab es wohl, aber sie waren sehr unvollkommen, und besonders war die Art, wie man in solchen Fällen verfuhr, in welchen schwer zu entscheiden war, wer Recht oder Unrecht habe, sehr sonderbar. Je unwissender ein Volk ist, desto mehr ist es dem Aberglauben ergeben. So waren auch diese Völker des Mittelalters. Daß in der Natur, wie im Menschenleben, göttliche Gesetze immerdar walten, daß der ganze Kreislauf des irdischen Daseins von göttlicher Fügung erfüllt sei, war für die Fassung jener Zeiten zu schwer einzusehen. Die Einmischung Gottes, seine Kraft und Wirkung, meinte man, müsse sich augenfällig und ausdrücklich zeigen. Diese Meinungen wendete man besonders in schwierigen Fällen der Rechtspflege an. Vor Gericht durfte sich Jeder auf Gottes Ausspruch berufen; Gott würde, sagte man, schon die Schuld oder Unschuld durch irgend ein Wunderwerk offenbar machen. Konnte also nicht gleich entschieden werden, wer schuldig oder unschuldig sei, so unterwarf man die Parteien einer Probe, durch welche Gott, meinte man, selbst den Ausspruch thue. Dergleichen Proben nannte man Gottesurtheile oder Ordalien, und sie bestanden vornehmlich in der Feuerprobe, der Probe mit kochendem und kaltem Wasser, der Kreuzprobe und dem gerichtlichen Zweikampfe. Wer solche Probe bestehen wollte, nahm vorher das Abendmahl, und mußte sich verschiedenen Ceremonien unterwerfen. Wer die Probe glücklich bestand, wurde feierlich für unschuldig erklärt. Die Feuerprobe bestand darin, daß man zwischen zwei nahe neben einander angezündeten Feuern hindurchging; oder man mußte $4\frac{1}{2}$ Schritte, mit einem glühenden Eisen auf der Hand, laufen. Dann wurde die Hand verbunden und versiegelt. Wenn nach 3 Tagen keine Wunde zu sehen war, so hielt man ihn für unschuldig. Die Probe mit kochendem Wasser erforderte, daß man die Hand in siedendes Wasser oder

Oel steckte, und einen Ring oder ein Geldstück vom Boden des Gefäßes heraufholte. Dann verfuhr man, wie bei der Feuerprobe. Man nannte dies auch den Kesselfang. Die kalte Wasserprobe unternahm man so, daß man an Händen und Füßen gebunden ins Wasser geworfen wurde. Sank man unter, so wurde man mit einem Stricke, der um den Leib gebunden war, geschwind wieder herausgezogen, und losgesprochen; schwamm man aber, so war man schuldig. Die Kreuzprobe bestand darin, daß beide Theile, der Kläger wie der Verklagte, sich mit ausgebreiteten Armen an ein Kreuz stellten. Wer in dieser Stellung am längsten aushielt, hatte Recht, der Andere wurde bestraft. Alle diese Proben aber hielt der Mann, welcher das Recht hatte, die Waffen zu führen, für seiner unwürdig, und unterwarf sich lieber dem gerichtlichen Zweikampfe. Diese Probe war die gefährlichste, thörichtste und unsittlichste, weil dabei der eine Theil gewöhnlich das Leben einbüßte, und Schuld oder Unschuld von der Stärke der Faust oder der Gewandtheit des Körpers abhängig gemacht wurde. Dennoch war der Zweikampf das gewöhnlichste Mittel, die Unschuld zu beweisen. Daraus entstanden die noch in manchen Ständen zuweilen vorkommenden Duelle, die also der barbarischsten Zeit der Völker ihren Ursprung verdanken, und eben so unmoralisch als thöricht sind.

35. Muhamed. 622.

(Arabien. Kaaba. Muhamed 622—632. Hedschra. Chalifen: Abubekr. Omar. Untergang des neupersischen Reichs oder des Reichs der Sassaniden 642. Othman. Ali. Trennung des Chalifats 660: Haus des Ali und Haus der Ommajaden.)

Die Halbinsel Arabien, die sich zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen hinzieht, ist ein Land von sehr verschiedener Bodenbeschaffenheit. Während sich in der Mitte zum Theil ungeheure Sandwüsten ausbreiten, in denen kein Gräschen, geschweige denn ein Baum fortkommt, und in den nördlichen Gegenden hier und da Gebirge und Klippen sich hinziehen, enthält es an der südwestlichen Meeresküste so herrliche Gegenden, daß da die köstlichsten Früchte und Apothekerkräuter, auch der beste Kaffee*), wachsen, und man das

*) Der Kaffee stammt aus dem mittlern Afrika, von wo lebende Pflanzen im Mittelalter nach Arabien gebracht wurden. Hier gediehen sie so gut, daß dies Land bald alle benachbarten Morgenländer damit versehen konnte. Zu Anfange des zehnten Jahrhunderts wird er zuerst von arabischen Schriftstellern erwähnt. Ums Jahr 1550 wurde das daraus bereitete Getränk in Constantinopel eingeführt, und erst 1644 kamen die ersten Kaffeebohnen ins Abendland, nämlich nach Marseille, und man nannte diesen Kaffee levantischen, weil er zunächst aus Klein-Asien (Levante) eingeführt wurde. Von nun an wurde er zwar in den vornehmsten Handelsstädten Europa's bekannt, indessen, wegen seines hohen Preises, nur von Reichen getrunken. Dies trieb die Holländer an, den Kaffeebaum in ihren ostindischen Besitzungen anzupflanzen. Um das Jahr 1650 brachten sie einige Bäume aus Arabien nach Batavia auf Java, und wenn auch diese durch ein Erdbeben zerstört wurden, so wurden doch gleich neue angepflanzt, so daß zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Handel der Holländer mit Kaffeebohnen schon sehr bedeutend und einträglich war. Bis dahin kam also der Kaffee theils aus Arabien, theils aus Batavia. Aber 1714 erhielt Ludwig XIV. einen Kaffeebaum geschenkt, der aus Batavia gekommen war, und den man im botanischen Garten in Leiden angepflanzt hatte. Ludwig schickte einen

Land das glückliche Arabien genannt hat. In diesem Lande wohnten die Araber, ein munteres, thätiges, geistreiches Volk. Ihr ausgebreiteter Handel hatte ihnen mancherlei Kenntnisse verschafft; die Lage und Art ihres Landes hatte sie von andern Nationen abgesondert erhalten und ihnen Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit bewahrt, namentlich aber waren die nomadischen Bewohner der inneren Wüste, die Beduinen, abgehärtet und freiheitliebend. Alle waren tapfer, edelmüthig, und zeichneten sich durch eine sehr glückliche Fassungskraft aus, so daß zu der Zeit, als das Abendland noch in tiefer Unwissenheit lag, in Arabien schon gute Dichter, geschickte Aerzte und tiefsinnige Mathematiker gefunden wurden. In Mekka hatten sie einen ihnen sehr heiligen Tempel, die Kaaba, in welchem ein altes Heiligthum, ein schwarzer Stein, und die Götzenbilder der verschiedenen Stämme des Landes standen. Doch war durch die unter ihnen wohnenden Juden und Christen die Lehre von Einem Gotte und einer geoffenbarten Religion schon bekannt worden.

Unter diesem Volke trat zu Anfange des siebenten Jahrhunderts ein Mann auf, der dazu bestimmt schien, große Bewegungen im Morgen- und Abendlande hervorzubringen. Das war Abul Casem Muhamed oder Mohammed. Er war um das Jahr 569 in Mekka geboren. Sein durch Schönheit und Tugend ausgezeichneter Vater hieß Abdallah, seine Mutter Amöna, und der Stamm, zu dem er gehörte, war der Stamm Koreisch, aus dem die Beherrscher Mekka's und die Beschützer der heiligen Kaaba gewählt wurden; die Familie hieß Haschem. Muhamed war kaum 2 Jahre alt, da starb schon sein Vater, und hinterließ nur 5 Kameele und eine alte Sclavin; auch die Mutter lebte nicht lange. Nun nahm sein Großvater (Abu el Motalleb) den sechsjährigen Knaben zu sich, und als er 9 Jahre alt war, erzog ihn sein Oheim Abu-Taleb, ein thätiger Kaufmann, der ihn auf seinen weiten Handelsreisen mitnahm. Indessen wuchs der Knabe zu einem herrlichen Jüngling heran. Das Feuer seiner schwarzen Augen, seine schöne, edle Haltung, sein kräftiger Wuchs zogen Aller Augen auf sich, und ließen den künftigen Herrscher ahnen. Dazu hatte ihm die Natur eine große Kraft der Beredtsamkeit gegeben. Keiner konnte seinen Worten widerstehen, wenn er mit Begeisterung sprach. Auf seinen Reisen beobachtete er Länder und Völker mit großer Aufmerksamkeit; über Alles, was er sah, dachte er nach, und so konnte es nicht fehlen, daß sein Geist Riesenschritte machte. Er hatte sich der Handlung gewidmet, und führte von seinem fünfundzwanzigsten bis vierzigsten Jahre die Geschäfte einer reichen Wittwe, der Chadidscha, mit solcher Thätigkeit, daß sie ihn endlich heirathete, wodurch er ein reicher Mann wurde. Aber die Bequemlichkeit des Lebens konnte seinen feurigen Geist nicht befriedigen. Wenn er mit großen Karawanen auf den Handelsstraßen hinzog, und die redseligen Reisegefährten schwatzten oder fröhliche Lieder sangen, ritt er schweigend, in

---

Abkömmling dieses Baums 1720 nach der westindischen Insel Martinique, wo er sich bald unendlich vermehrte, so daß nun Westindien den meisten Kaffee liefert, obgleich der arabische oder levantische mehr geschätzt wird. Von 1750 ungefähr an wurde der Kaffee, weil er nun wohlfeiler geworden war, immer allgemeiner, und verdrängte endlich alle andere Getränke, die man zum Frühstücke genossen hatte, Mehl-, Grütz-, Biersuppen u. dergl.; ob zum Schaden oder Vortheil der Gesundheit, mögen die Aerzte entscheiden.

tiefe Gedanken verloren, für sich allein, dachte über höhere Dinge, über Gott, Unsterblichkeit und Bestimmung des Menschen nach, und hörte und sah nicht, was um ihn herum vorging. „Die Menschen um dich herum," so dachte er, „sind in düstern Aberglauben versunken. Wie? wenn du ihnen bessere Begriffe beibrächtest?" Zuerst dachte er an die jüdische Religion; aber die Juden waren damals schon eine verachtete Nation, und ihre Religion erschien ihm so engherzig, daß er kein Herz zu ihr fassen konnte. Auch die christliche Religion sprach ihn nicht an; denn ihren wahren Geist hatte er nicht gefaßt, weil er in den Handelsstädten Klein-Asiens, wo er mit den Christen zusammengetroffen war, nur die Streitsucht der Parteien, nicht aber den Geist der Liebe, Milde und des Gottvertrauens kennen gelernt hatte. Aber jede dieser Religionen enthielt, wie ihm schien, manches Gute; dies wollte er sammeln, der Phantasie seiner Morgenländer anschaulich vorstellen, und so der Stifter einer neuen Religion werden. Dieser Gedanke entzückte ihn so, daß er nun für nichts Anderes Sinn hatte. Er gab seine Handelsgeschäfte auf, suchte die Einsamkeit, und da sich sein Geist in übersinnliche Grübeleien verlor, sein Körper aber wenig Nahrung erhielt, so ist kein Wunder, daß er manchmal seltsame Gestalten zu sehen glaubte. Endlich bildete er sich wirklich ein, was er so gern glaubte, daß Gott ihn zu seinem Propheten ausersehen habe, daß Engel zu ihm herabstiegen, und ihm den Willen Gottes verkündigten. Jetzt war er 40 Jahre alt; er stand da in seiner vollen Kraft, ganz dazu gemacht, die Idee, von deren Wahrheit und Wichtigkeit er so fest überzeugt war, standhaft auszuführen. Vom Engel aufgefordert, trat er auf. Er lehrte: „es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet." In den ersten Jahren gewann er für seine Lehre nur seine Frau, seinen Vetter Ali, seinen Freund Abubekr und noch 11 andre Personen, die Alle fest an seine göttliche Sendung glaubten. Er gebot ihnen oft wiederholte Waschungen, täglich 5 Mal zu beten, reichlich Almosen auszutheilen, und schilderte ihnen die Belohnungen des Frommen nach dem Tode, wie sie den sinnlichen Morgenländer am meisten ansprechen mußten. Erst im vierten Jahre trat er mit seiner Lehre, die er den Islam (Glauben) nannte, dreister hervor, und theilte ihn erst seiner Familie, dann auch Andern mit. Ali, Abu-Talebs Sohn, erklärte sich zuerst für überzeugt. Aber nur Wenige, selbst unter den Haschemiten, glaubten an ihn; die Meisten hielten ihn für einen Wahnsinnigen oder für einen gefährlichen Betrüger; ja es verschwor sich sein eigener Stamm, die Koreïschiten, gegen sein Leben (die Mörder und der Tag der Ermordung waren schon bestimmt, sein Haus schon umringt, von jedem Stamme sollte ein Schwert in sein Herz gestoßen werden), und nur eine schleunige Flucht aus Mekka konnte ihn retten. Er ging nach Medina, wo ihn die Einwohner, weil sie Feinde der Mekkaner waren, gut aufnahmen, und als Propheten anerkannten. Daher wird vom Jahre seiner Flucht (Hedschra), 622, der Anfang seiner Herrschaft und die Stiftung seiner Religion gerechnet, und noch heute rechnen die Muhamedaner ihre Jahre danach. In Medina wurde er aber nicht nur als Prophet, sondern auch als König verehrt. Er sammelte nun seine Anhänger, bewaffnete sie, und führte den wilden, begeisterten Haufen gegen seine Feinde. Besonders nützlich war ihm aber die Lehre, daß, wer für den Islam den Tod fände, geradezu ins Himmelreich käme, wo seine Wunden wie der köst-

lichste Ambra dufteten, und die köstlichsten Freuden seiner warteten. Auch schärfte er seinen Anhängern ein, daß über jeden Menschen ein unwiderrufliches Schicksal walte. Wer also sterben sollte, fände seinen Tod auch daheim; wen aber Gott erhalten wollte, der würde auch unter den Schwertern seiner Feinde bewahrt.

Nach einer siebenjährigen Abwesenheit eroberte Muhamed Mekka, und bald darauf ganz Arabien; denn wer seine Lehre nicht annehmen wollte, wurde dazu mit Gewalt der Waffen gezwungen. Sein Charakter als eines erhabenen Propheten und begeisterten Dichters war nach und nach in den eines unduldsamen Eiferers und grausamen Eroberers übergegangen. So viel Sinnliches auch seine Religion haben mag, so hat er doch das Verdienst, daß er den Glauben an Einen, allbarmherzigen, ewigen Gott im Morgenlande verbreitete. Er starb 632, nachdem er den Seinigen ausdrücklich eingeschärft hatte: „Streitet wider alle die, welche an keinen Gott und an keinen Tag des Gerichts glauben, aber auch gegen die Juden und Christen, bis sie euch Tribut zahlen und sich unterwerfen." In Medina liegt er begraben. Seine Anhänger nennen sich Gläubige oder Moslemin, woraus der Name Muselmänner entstanden ist. Seine Lehren und Aussprüche wurden nach seinem Tode in ein Buch zusammengetragen, welches der Koran genannt wird, und viel Gutes, aber auch vielen Aberglauben enthält.

Nach Muhameds Tode wurde Abubekr, Muhameds Schwiegervater, (632—634) Vater der Ayescha, der liebsten seiner Frauen, zum Chalifen gewählt; so nannte man die Nachfolger des Propheten. Ali, ob er gleich die nächsten Ansprüche hatte, unterwarf sich dem Ausspruche der Stammhäupter. Er sammelte den Koran, und setzte die Eroberungen fort; denn der Geist der Araber war einmal aufgeregt, und nicht mehr zu dämpfen. Unwiderstehlich drangen sie in Persien und Syrien ein, und unter Omar (634—644), dem folgenden Chalifen, durch Abubekr ernannt, eroberten sie gar auch Phönicien, Mesopotamien, Armenien, Paläſtina, gingen über die Landenge von Suez, und nahmen Aegypten ein. Unter dieses Omars Regierung unterwarfen sich die Araber 36,000 Städte, zerstörten 4000 Kirchen, und erbauten 1400 Moscheen. Omar war ein braver und gerechter Mann, und so mäßig, daß er nur Gerstenbrod, Datteln und Wasser genoß, und grobe Kleider trug. Aber er war ein Feind jeder wissenschaftlichen Bildung, und daher ist auch die Verbrennung der Bibliothek in Alexandrien, die man ihm Schuld giebt, ihm wohl zuzutrauen. Diese Stadt war mehrere Jahrhunderte hindurch der Hauptsitz der Gelehrsamkeit gewesen, und nach und nach ein großer Schatz von Büchern hier zusammengebracht worden. Die Bibliothek war von unschätzbarem Werthe, weil damals Bücher weit seltener waren, als jetzt, und die meisten gewiß außerdem gar nicht mehr vorhanden sein mochten. Nun kam Omar, und nahm nach einem heißen Kampfe Alexandrien ein. Sein Feldherr Amru fragte ihn, was mit den vielen Pergamentrollen, von denen sie keine einzige verstanden, geschehen sollte. „Werft sie ins Feuer!" rief der unwissende Omar; „denn entweder steht in ihnen das, was schon im Koran steht und dann sind sie unnütz; oder sie enthalten andere Dinge, und dann sind sie verderblich; also fort mit ihnen ins Feuer!" So sind für die Nachwelt viele kostbare Geisteswerke verloren gegangen. Durch Omar wurde auch dem neupersi-

schen Reiche ein Ende gemacht. Hier hatten seit 416 Jahren die Sassaniden regiert. Der letzte derselben (Jezdegerd) wollte den Siegeslauf der Araber aufhalten, wurde aber ein Opfer seines Versuchs. In einer großen Schlacht bei Nahavend 642 verlor er sein Heer, und bald darauf auch sein Leben; das Reich der Sassaniden hörte auf, und wurde dem großen arabischen einverleibt. Ueberall wurden die besiegten Völker zur Annahme des Islam gezwungen; nur eine kleine Sekte bewahrte in Persien die alte Religion der Magier (Gebern, Feueranbeter).

Nachdem Omar durch einen Meuchelmörder gefallen war, unter dem folgenden Chalifen, Othman (644—656), wurden die Eroberungen in Asien bis Klein-Asien sowohl als in Afrika fortgesetzt. Aber nach und nach erkaltete die hohe Begeisterung; an die Stelle der Mäßigkeit und Sitteneinfalt traten Pracht und Schwelgerei. So geht es aber zuletzt mit allen übermächtigen Staaten, weil auf jede Ueberspannung Abspannung zu folgen pflegt. Unter ihm war Aufruhr in Arabien, Parteienkampf, weil seine Sanftmuth und sein hohes Alter die Parteien niederzuhalten nicht vermochte. Die Rebellen erstürmten Medina, und erschlugen den 82jährigen Othman. Der sanfte Ali, Othmans Nachfolger und Schwiegersohn des Propheten, setzte die Eroberungen nicht fort, und verlegte die Residenz nach Kufa am Euphrat. Unter ihm erhob sich der Statthalter von Syrien Moawiyah, aus dem Hause der Ommajaden, die mit der Familie des Propheten verwandt waren, und wurde von einem großen Theile der Araber als Chalif anerkannt 660. Er nahm seine Residenz in Damaskos in Syrien. Ali wurde mit einem vergifteten Dolche in einer Moschee in Kufa durch drei Schwärmer getödtet. Von nun an zerfiel das Chalifat in zwei Parteien, die bis auf den heutigen Tag fortdauern. Die Bewohner Arabiens blieben dem Hause des Ali getreu, und nannten sich Fatimiden, weil Ali's Frau und Muhameds einzige Tochter Fatime hieß, während die Syrer, Perser und Aegypter den Ommajaden anhingen. Diese letzteren fuhren fort, Eroberungen zu machen, und während sie einerseits das griechische Kaiserthum bedrängten, bemächtigten sie sich andrerseits der ganzen Nordküste von Afrika bis an die Meerenge von Gibraltar.

36. Fernere Schicksale des Christenthums. — Bonifacius.

(Tradition. Concilien. Kirchenbann. Geistlichkeit. Arianer. Missionare. Willibrod in Utrecht. Bonifacius in Mainz, gestorben 754.)

Von der Verehrung der Heiligen und der Reliquien haben wir schon gesprochen, ebenso von dem Ursprunge des Klosterwesens, lauter Dinge, von denen Jesus und die Apostel nichts gelehrt hatten. Wenn hier und da ein vernünftiger Mann auftrat, und sich dagegen erklärte, weil ja in der Bibel nichts davon stehe, so antworteten ihm die Neuerer: vieles, was die Apostel lehrten, ist nicht aufgeschrieben worden, sondern durch Tradition auf uns gekommen, und dazu gehören auch die neuen Einrichtungen. Auf diese Weise konnte man freilich jede unchristliche Neuerung rechtfertigen. Dazu kam, daß jetzt gelehrt wurde, eine Versammlung von hohen Geistlichen aus allen christlichen Ländern (Concilium) könne gar nicht irren; denn sie würden vom hei-

ligen Geiste getrieben, und was sie beschlössen, das sei unwidersprechlich wahr. Und doch behaupteten die Concilien oft Dinge, die der Lehre Christi ganz entgegengesetzt waren. Widersprach nun etwa ein freidenkender Mann, und berief sich auf die Bibel, so wurde er für einen Ketzer erklärt, und in den Kirchenbann gethan, d. i. er wurde von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und ihm gesagt, er könne, wenn er im Banne stürbe, nicht der Seligkeit theilhaftig werden. Wollte er nun wieder aufgenommen werden, so mußte er seine Reue bezeigen und Kirchenbuße thun, d. i. er mußte in Trauerkleidern, wohl gar barfuß, an der Kirchenthüre stehen, und die Vorübergehenden um Verzeihung anflehen. Erst wenn er dies einige Wochen oder Monate fortgesetzt hatte, erhielt er die Erlaubniß, dem Gottesdienste beizuwohnen. Später ließ man ihn auch zum Gebete zu, und noch später zum Abendmahle. Dieser Kirchenbann wurde auch über anstößige Sitten und Unordnung des Lebens verhängt. Dadurch erhielten die Geistlichen, die seit dem 3ten Jahrhundert einen abgesonderten Stand ausmachten, eine ungeheure Gewalt über die Gemeindeglieder, und selbst Kaiser Theodosius der Große mußte sich in Mailand solcher Kirchenbuße unterwerfen, die ihm der Bischof Ambrosius auflegte.

So löblich auch die Strenge war, mit welcher die Bischöfe auf Sittenreinheit hielten, so mißbrauchten sie doch ihre Gewalt oft sehr, und verfolgten alle Andersdenkende, die es eben so gut mit der Religion meinten, und nicht selten eine vernünftigere Meinung hatten, als sie. Ueberhaupt wurden die Geistlichen immer übermüthiger und herrschsüchtiger. Die Bischöfe der Städte unterwarfen sich die Landgemeinden, und die der Hauptstädte maßten sich wieder die Aufsicht über die Bischöfe der kleineren Städte an. Jene nannten sich Metropoliten oder Primaten. Die Bischöfe in Rom, Constantinopel, Antiochien (in Syrien), Jerusalem und Alexandrien wollten die ersten sein, weil diese Städte theils Hauptstädte, theils auch die Gemeinden daselbst die ältesten waren. Sie nahmen, um sich von den andern Metropoliten zu unterscheiden, den Namen Patriarchen an. Zuletzt blieben die in Rom und Constantinopel die vornehmsten, und stritten sich nun um den Vorrang. Der in Rom wollte der erste sein, weil Petrus die Gemeinde dieser Stadt gestiftet habe, was aber nicht nur nicht bewiesen werden kann, sondern sogar höchst unwahrscheinlich ist; Petrus sei der vornehmste Apostel gewesen, also müsse auch der Bischof von Rom als sein Nachfolger der vornehmste Bischof, ja der Stellvertreter Jesu auf Erden sein.

Wo war nun die christliche Einfalt und Demuth geblieben, die Jesus so dringend empfohlen hatte? Aber es wurde nach und nach noch ärger. Mit dem Hochmuthe der Geistlichen war auch Rechthaberei verbunden, und was einer für wahr hielt, das sollten auch alle Andere für wahr halten. Das gab nun Anlaß zu unsäglichen bittern Streitigkeiten, bei denen zweierlei am meisten zu verwundern ist: einmal daß der Streit entweder Nebensachen betraf, auf welche gar nichts ankommt, oder solche Dinge, welche gar nicht ausgemacht werden können, z. B. über Jesu Natur und sein Verhältniß zu Gott; und zum Andern, daß die, deren Meinung als ketzerisch verdammt wurde, gewöhnlich die Vernünftigsten waren. Auf jeden Fall war die Hef-

tigkeit und der persönliche Haß, mit dem gestritten wurde, höchst unchristlich. Nun entstanden mehrere Parteien unter den Christen schon im vierten und fünften Jahrhundert, von denen die obenerwähnte der Arianer die wichtigste ist.

Alle diese Verirrungen waren freilich recht traurig. Aber von einer andern Seite zeigt uns die Geschichte der christlichen Kirche jener Zeit eine erfreuliche Erscheinung, nämlich einen recht frommen Eifer, die Religion unter den noch heidnischen Völkern auszubreiten. Diejenigen Männer, die dies unternahmen, wurden Missionare genannt, und es ist recht rührend, wenn man sieht, wie sie, während die Völker gegen einander in Kriege entbrannten, und die hohen Geistlichen einander in Stolz und Herrschsucht überboten, still und friedlich durch die wüsten Wälder Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder wanderten, überall die Lehre des gekreuzigten Heilands verkündigten, dabei aller Bequemlichkeit des Lebens entsagten, willig mit Hunger, Kälte und Beschwerde kämpften, ja selbst den größten Gefahren, von den rohen Völkern erschlagen zu werden, mit getrostem Muthe entgegengingen, weil sie die feste Ueberzeugung hatten, daß der allmächtige Gott ihnen zur Seite stehe, und weil sie fühlten, daß das Bewußtsein, Gutes auszubreiten, eine höhere Seligkeit gebe, als alle Genüsse der Sinnlichkeit. Diese wackern Männer waren aber nicht aus den Ländern, wo das Christenthum entstanden war, oder schon lange blühte, sondern meist aus dem entfernten England und Irland. Hier erweckte Gott um die Zeit des siebenten und achten Jahrhunderts mehrere solche Männer, die nach Deutschland überschifften, und die Länder der heidnischen Völker durchzogen. Im sechsten Jahrhundert schon waren die Franken zum Theil bekehrt worden. Gegen das Ende desselben kamen Columban und Gallus (St. Gallen in der Schweiz) und nach ihnen noch mehrere Glaubensboten, unter denen Kilian in Thüringen das Evangelium predigte. Keiner war thätiger als Willibrod, ein ehrwürdiger Geistlicher aus Irland, der nach Friesland ging, wo ein wildes Volk ein ganz mit Sümpfen durchzogenes Land bewohnte. Was der brave Mann hier ausstand, läßt sich nicht beschreiben; aber nichts schreckte ihn ab, sein wohlthätiges Werk fortzusetzen, selbst nachdem die wilden Friesen seinen Gefährten todtgeschlagen und ihren Götzen geopfert hatten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in Utrecht.

Im achten Jahrhundert war der berühmteste und thätigste Missionar der englische Mönch Winfried, später vom Papste Bonifacius genannt, der mit Recht der Apostel der Deutschen heißt. Das Beispiel des heiligen Willibrod bewog ihn, schon früh sein Kloster zu verlassen. Zuerst reiste er nach Rom, und ließ sich vom dortigen Papste (Gregor II.) zu seinem heiligen Werke einweihen. Dann ging er nach Thüringen, und lehrte die Heiden; von da begleitete er den heiligen Willibrod mehrere Jahre lang unter die Friesen, und theilte mit ihm alle Gefahren. Darauf ging er wieder nach Deutschland zurück, zu den Hessen, und legte hier ein Kloster an, in welchem junge, fromme Männer zu künftigen Lehrern gebildet werden sollten. Als er darauf zum zweiten Mal nach Rom kam, weihte ihn der Papst zum Erzbischof von Deutschland, ohne ihm einen bestimmten Sitz anzuweisen; aber Bonifacius mußte ihm schwören, nichts zu lehren, als was mit den Lehren der römischen Kirche übereinstimme. Von hier begab er sich zurück nach Hessen und Thüringen, überall

das Wort Gottes lehrend und die Götzenbilder zerstörend. Bei Geismar in Hessen fand er eine uralte Eiche (Wodanseiche), welche von den Umwohnern als heilig verehrt wurde. Das hinderte ihn nicht, sie umzuhauen. Zwar wollte ihn schon ein Haufen der umstehenden Heiden ermorden; aber andere hielten sie zurück: der mächtige Gott im Baume würde sich schon selbst helfen, und den Frevler niederschmettern. Das geschah aber nicht, sondern der Baum fiel endlich krachend zu Boden, und die Hessen glaubten nun an das ihnen verkündigte Wort des Christenthums. Aus dem Holze der Eiche baute er nun ein Kirchlein, und legte überhaupt viele Kirchen und Klöster an, wodurch immer mehr Licht und Aufklärung in diese Gegenden kam. Einer seiner Schüler (Sturm) erbaute das Kloster Fulda, aus welchem nachher die Stadt gleiches Namens entstand. In seinem hohen Alter wurde Bonifacius vom römischen Papste zum Erzbischof von Mainz ernannt; aber der thätige Mann wollte nicht ruhen, sondern war bald hier, bald dort, und lehrte unermüdet die Lehre Jesu, wo sie noch nicht angenommen war. Zuletzt ging er noch einmal zu den Friesen, wurde aber von ihnen erschlagen. Das geschah 754. Seine Gebeine ruhen in Fulda.

37. Die Franken. — Karl Martell und Pipin der Kleine.

(Merowinger in Metz, Orleans, Paris und Soissons. Vereinigung des Reichs der Thüringer und Burgunder mit Frankreich 530 und 534. Verfall der Merowinger. Brunehild und Fredegunde. Neustrien, Austrasien und Burgundien. Leudes und Majores Domus. Pipin von Heristal Major Domus 687—714 durch die Schlacht von Testri. Karl Martell Major Domus 714—741 durch die Schlachten bei Stablo, Cambray und Soissons. Besiegung der Araber, die 711 Spanien durch die Schlacht bei Xerez de la Frontera genommen hatten, bei Poitiers 732. Pipin der Kleine. Entsetzung des letzten Merowingers Childerich III. 752. Karolinger. Pipins Züge nach Italien. Gründung des Kirchenstaats.)

Nach Chlodwigs Tode 511 hatten sich seine vier Söhne (Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar) in das väterliche Reich getheilt, und in Metz, Orleans, Paris und Soissons besondere Königssitze aufgeschlagen. Unter sich einig, vergrößerten sie ihre Besitzungen nach außen, indem sie das Reich der Thüringer, das sich auch über einen großen Theil des jetzigen Sachsens und Baierns (bis an die Donau) erstreckte, 530 überwanden, und 534 das Reich der Burgunder zum Gehorsam zwangen. Während so das fränkische Reich nach außen wuchs, nagte ein furchtbarer Krebsschaden an dem Innern; dies war die Nichtswürdigkeit seiner Herrscher. Vergebens sehen wir uns in dieser Zeit in Franken nach einem großen und edlen Charakter um. Die Thaten dieser Merowinger bilden eine lange Reihe der größten Verbrechen: Treulosigkeit, Meineid, Hinterlist und Mord, selbst unter den nächsten Verwandten. Ein König von Burgund wurde in Orleans mit Weib und Kind in einen Brunnen geworfen, und der letzte König der Thüringer in Zülpich von einer Mauer gestürzt. Selbst Weiber nahmen an diesen unnatürlichen Verbrechen Theil, und die Geschichte erzählt uns die entsetzlichsten Schandthaten, welche der gegenseitige Haß zweier merowingischen Königinnen, Brunehild und Fredegunde, im sechsten und im Anfange des siebenten Jahrhunderts hervorrief. Da nun nach einem ewigen Gesetze Schandthaten

zu Untergang und Verderben führen, so konnte nicht fehlen, daß das Reich der Merowinger seinem Untergange entgegeneilte.

Das ganze Frankreich war im sechsten und siebenten Jahrhundert eingetheilt in die drei Reiche: Neustrien, das westliche Frankreich; Austrasien, das östliche; und Burgundien, das südöstliche. Der südwestliche Theil, zwischen der Loire und den Pyrenäen, hieß Aquitanien, und wurde von besonderen Herzögen regiert. Die Macht der Könige litt zunächst durch die Leudes. Jeder König nämlich hatte einen Haufen Franken in seinem Dienste, welche für Geschenke, Ehrenstellen oder Ländereien ihrer Freiheit entsagt hatten. Sie waren immer schlagfertig, und zu jeder Gewaltthat bereit. Man nannte sie die Getreuen oder Leudes, woraus das Wort Leute entstanden ist. Aber diese Leudes wurden immer zahlreicher und daher auch mächtiger; denn der Gewinn lockte immer mehrere herbei, und zuletzt gehörte Alles, was am Hofe lebte oder Aemter bekleidete, zu ihnen. Der Erste aber dieser Leudes oder Lehensleute war der Major Domus. Der Name kommt zuerst vor unter Chlodwigs Urenkel Chlotar II. Er wurde zwar anfangs vom Könige, später aber von ihnen gewählt, führte sie als Oberfeldherr an, und war das für das ganze Land, was ein Hausmeier für eine einzelne Wirthschaft ist. Die Gewalt eines solchen Mannes (in jedem der drei Reiche pflegte ein besonderer zu sein) war außerordentlich groß, und um so größer, je unbedeutender gerade der König war. Denn es traf sich oft, daß dieser noch unmündig war, und dann regierte der Major Domus als Vormund. Glücklicher Weise hatte das Frankenland eine ganze Reihe recht verständiger Majores Domus, die des Reiches Wohlstand und Bestes beförderten; jemehr ihr Ansehen stieg, desto mehr sank das der Könige.

Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts lebte ein Mann im Frankenlande, der sich zum Major Domus des ganzen Reichs machte, und sich nun dux et princeps Francorum nannte. Er hieß Pipin von Heristal, weil er am liebsten auf seinem Schlosse Heristal an der Maas lebte. Die Austrasier nämlich, die bisher einen besondern König gehabt hatten und die Neustrier haßten, wollten dem Könige von Neustrien und Burgund (Theoderich III.) nicht gehorchen, hatten den Pipin zu ihrem Anführer gewählt, und da der König Gehorsam erzwingen wollte, kam es zu einer Schlacht, bei Testri an der Somme, 687, in welcher Pipin Sieger blieb. Der König mußte ihn nun als Major Domus in Neustrien, Austrasien und Burgundien anerkennen. Ihn ehrte der König wie der Schwache den Starken ehrt; die Großen fürchteten ihn, und das Volk sah mit innigem Vertrauen zu ihm hinauf. Seine Macht war größer als die des Königs; denn er überlebte deren mehrere, die in der Blüthe der Jahre starben, und es war Keiner unter ihnen, der es mit seinem Geiste hätte aufnehmen können. Diese schwachen Könige heißen les rois fainéans. Nur einmal im Jahre pflegte sich der König dem Volke zu zeigen: auf dem Maifelde (früher Märzfeld, d. h. eine Heerschau der fränkischen Kriegsmannschaft). Hier, im Mai, erschien er in der Versammlung der Nation, sprach, was ihm der Major Domus in den Mund legte, theilte die erledigten Lehen aus, bestätigte die früher ertheilten, und fuhr dann in einem Wagen von 4 Ochsen gezogen in den Palast zurück, in welchem er bis zum nächsten Maitage blieb.

Als Pipin von Heristal 714 gestorben war, wurde sein Sohn Karl Martell Major Domus. Anfangs wollten weder der König noch die Neustrier ihn anerkennen; aber er besiegte sie in drei Schlachten (bei Stablo, bei Cambray und bei Soissons). Wie sein Vater durch Klugheit geherrscht hatte, so er durch Stärke und Tapferkeit 25 Jahre lang. Am berühmtesten haben ihn seine Siege über die Araber gemacht. Diese (die Ommajaden) waren, wie schon gesagt, auf der Nordküste von Afrika bis an die jetzige Straße von Gibraltar vorgedrungen. In der pyrenäischen Halbinsel hatten damals, um das Jahr 700, noch die Westgothen ein Reich. Ein König derselben (Roderigo) hatte den rechtmäßigen König, Witiza, gestürzt. Die Söhne des letzteren dachten auf Rache; sie verbanden sich mit Julian, dem Statthalter von Andalusien und Mauretanien, der bisher die Araber zurückgehalten hatte, nun aber sie zu kommen einlud. Leicht ist es, ein Haus anzuzünden; wer kann aber der Flamme gebieten, und ihr eine Gränze setzen? So ging es dem Julian. Musa, Statthalter von Afrika, nahm den Ruf an, und sandte den Tarik, einen seiner Feldherren, mit einem Heere 711. Er befestigte den hohen Felsen, der nun Gebel al Tarik genannt wurde, woraus der Name Gibraltar entstand. In einer blutigen Schlacht bei Xerez (sp. Scheres) de la Frontera im südlichen Spanien wurden die heldenmüthig kämpfenden Westgothen geschlagen; die Blüthe des Heeres fiel mit dem Könige zugleich, und die herrenlosen Westgothen mußten sich den Arabern unterwerfen, die sich unter dem Statthalter von Afrika, Musa, schnell über die Halbinsel ausbreiteten. Nur wenige Tapfere der Gothen, die lieber unter Entbehrungen, als in Unterwürfigkeit leben wollten, flüchteten nach Asturien in das Gebirge, welches sich von den Pyrenäen durch den ganzen Norden von Spanien hinzieht. Hier wählten sie den tapfern Pelagius zu ihrem Haupte, und warteten auf die Zeit, wo sie stark genug sein würden, das Land ihrer Väter wieder einzunehmen. Dies ist ihnen auch, wie unten erzählt werden soll, späterhin gelungen.

Nachdem die Araber Herren von Spanien geworden waren, zogen sie, 400,000 Mann stark, über die Pyrenäen, drangen in Süd-Frankreich ein, zerstörten Städte, und der Schrecken flog vor ihnen her. Der Herzog von Aquitanien (Eudo) floh, und bat den mächtigen Karl Martell um Hülfe. Dieser kam. Zwischen Tours und Poitiers traf er 732 auf die bis dahin unbesiegten Araber, welche der Held Abderrahman, Statthalter von Spanien, führte. Sieben Tage lang standen sie in kleinen Gefechten einander gegenüber. An einem Sonnabende des Monats October begann die Schlacht. Kühn, in todesverachtender Begeisterung, stürmten die Araber, aber unerschütterlich wie Mauern, wie das ewige Eis des Nordpols, standen die Deutschen. Da strömte das Blut von Hunderttausenden lange vergeblich. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und noch währte das Morden fort. Jetzt erhob sich Karls Kraft zermalmender als je zuvor. Er brach ein, warf Alles vor sich nieder, blutig mähten die Schwerter der Franken unter den Reihen der Araber. Aber den Erfolg sah Keiner, weil die Nacht das blutige Feld bedeckte. Als der Morgen dämmerte, rüsteten sich die Franken zu neuem Streite; denn noch sahen sie die arabischen Zelte in der vorigen Ordnung in der Ebene stehen. Da brachten Kundschafter die Nachricht: „375,000

Araber liegen erschlagen in der Ebene, das Lager ist verlassen, der Feind in der Nacht entflohen." Karl ließ die Ueberlebenden ruhig nach Spanien abziehen, weil er Hinterhalt fürchtete. Durch diese glorwürdige Schlacht hat der kräftige Majordom das Abendland vor der Eroberung der Araber bewahrt, und ihm vornehmlich verdanken wir, daß wir noch Christen, und nicht Mohamedaner sind. Er bekam von diesem Tage an, weil er Alles mit unermüdeter Faust niedergeschlagen hatte, den Beinamen Martell, d. i. der Hammer. Einen noch mühseligeren Feldzug unternahm Karl nun gegen die Friesen, welche die sumpfigen Ufer der Nordsee bewohnten. Sie hatten die fränkischen Gränzen überschritten, und mußten daher gezüchtigt werden. Dies gelang ihm zwar für den Augenblick, aber auf bleibenden Gehorsam war bei diesem freiheitsliebenden Volke nicht zu rechnen. Im Frankenlande war nur von ihm die Rede; nach dem ohnmächtigen Könige (Theoderich IV.) aber fragte Niemand, und als dieser starb, regierte Karl das Reich 4 Jahre lang, ohne einen neuen König wählen zu lassen.

Nach seinem Tode 741, in Quiercy an der Oise, regierten seine beiden Söhne, Pipin der Kleine und Karlmann, jener in Neustrien, dieser in Austrasien, gemeinschaftlich, und, nachdem Karlmann, der Welt überdrüssig, ins Kloster Monte Cassino im Neapolitanischen gegangen war, Pipin allein. Auf ihm ruhte ganz der Geist seines Vaters, und sein Körper besaß eine solche Kraft, daß er einst bei einer Thierhetze einem Löwen, der auf einen Büffel gesprungen war, den Kopf mit einem so gewaltigen Hiebe abschlug, daß das Schwert selbst dem Büffel tief in den Nacken fuhr. Da das Volk einen König wünschte, setzte er zwar den letzten Merowinger, Childerich III., einen blödsinnigen Schwächling, auf den Thron, behielt aber alle Gewalt für sich allein. Nur der Name fehlte ihm zum Könige. Endlich im Jahre 752 erhielt er auch diesen. Er fragte nämlich bei dem Papste — so nannte sich jetzt der Bischof von Rom — an: ob es besser sei, daß der König sei und heiße, der alle Macht und Geschäfte, oder der bloß den Namen desselben besitze? Der Papst (Zacharias) antwortete, wie Pipin es wünschte: „Es scheint mir besser und nützlicher, daß Jener König sei und heiße, der alle Gewalt in der Regierung hat, als welcher mit Unrecht König genannt wird." Sogleich ließ Pipin den blödsinnigen Childerich nebst seinem Sohne in ein Kloster nach St. Omer bringen, er selbst aber wurde in Soissons zum Köuig ausgerufen, und vom heil. Bonifaz gesalbt. Papst Stephan wiederholte später die Salbung.

Mit ihm begann also eine neue Herrscherfamilie, die man die Karolinger nennt, von Karl Martell oder Pipins Sohn, Karl dem Großen.

Zweimal ist Pipin über die Alpen nach Italien gezogen, und hat dem Papst gegen die Longobarden beigestanden, die unter ihrem Könige Aistulf wiederholte Einfälle nach Mittel-Italien unternahmen, das Exarchat eroberten, und den Papst (Stephan II.) in Rom bedrängten. Stephan reiste selbst nach Pavia zum Aistulf, um durch Bitten und Geschenke den Krieg abzuwenden, und da dies vergebens war, nach Frankreich. Er traf den neuen König Pipin in Pont-Yon, und bat ihn fußfällig um Hülfe, wobei er ihm den Steigbügel hielt. Pipin zog zwei Jahre darauf über die Alpen, belagerte Aistulf in Pavia, und nöthigte ihn, zu versprechen, den Papst in Ruhe zu lassen. Aber kaum war Pipin zurück, so zog jener wieder bis vor Rom. Ein neuer

Hülferuf des Papstes nöthigte Pipin, zum zweiten Male nach Italien zu ziehen. Er nahm dem Aistulf das eroberte Land, das um Ravenna liegende Exarchat, eigentlich eine Besitzung des griechischen Kaisers, wieder ab, und schenkte es — dem Papste, oder eigentlich dem Apostel Petrus, dessen Nachfolger sich der Papst nannte. Sicherlich aber hatte Pipin nicht die Absicht, die Päpste dadurch zu weltlichen Herren zu machen, sondern ihnen nur die Aufsicht über das Exarchat zu übergeben. Dies Gebiet war der erste Anfang zum Kirchenstaate. — Pipin starb 768 in Paris, und machte einem noch größeren Manne, seinem Sohne Karl, Platz.

38. Karl der Große, 768—814.

(Karl der Große 768—814. Besiegung Hunolds, Herzogs von Aquitanien. Kriege mit den Sachsen 772—804. Entsetzung des letzten Lombardenkönigs Desiderius 774. Bezwingung Rodgauds, Herzogs von Friaul. Sturz der Ommajaden in Damaskos durch den ersten Abassiden Abul Abbas 750. Ommajaden in Cordova. Abderrahman. Einsetzung des Emirs Ebn el Arabi in Saragossa durch Karl. Rolands Fall in Ronceval. Alcuin und Eginhard. Wittekind und Albion in Attigny. Besiegung des Aragis von Benevent und Tassilo von Baiern. Kriege mit den Wilzen und Avaren. Karls Krönung zum römischen Kaiser 800. Gesandtschaft des Chalifen Harun al Raschid in Bagdad. Grafen. Heerbann. Karls innere Regierung.)

Karl war Pipins ältester Sohn, und bei seines Vaters Tode 26 Jahre alt, ein Mann voll Kraft und Feuer, aber dabei von so herrlichem Gemüthe, daß er, wo er konnte, Gutes that, das Beste seines Volkes nie vergaß, und nur dann strafte, wenn er mußte. In seiner Jugend hatte er — so unwissend war seine Zeit — nicht einmal schreiben gelernt. Das that ihm nachmals sehr leid; er lernte noch als König schreiben, und übte sich darin in jeder müßigen Stunde, ob er es gleich nie weit darin gebracht hat. Aber seine große Wißbegierde macht ihm um so größere Ehre, da sein Unterricht so kläglich gewesen war.

Anfangs regierte er mit seinem Bruder Karlmann zugleich, so daß dieser den südlichen, Karl den nördlichen Theil erhielt. Doch Karlmann starb bald, und nun fiel Karln das ganze Frankenreich zu, obgleich Karlmann zwei Söhne hinterlassen hatte. Gewiß wäre es ihm recht erwünscht gewesen, sein Land in Ruhe zu regieren; aber so gut wurde es ihm nicht. Er hat fast in der ganzen Zeit seiner 46jährigen Regierung Kriege führen müssen, die ihn bald nach dieser, bald nach jener Weltgegend zogen.

Sein erster Krieg (769) war gegen den Herzog von Aquitanien, den alten Hunold, der ihm den Gehorsam aufgesagt hatte. Karl bricht ein in sein Land, nimmt ihn gefangen, und schickt ihn ins Kloster. Aquitanien aber wird mit dem großen Reiche vereinigt, welches nun nicht nur ganz Frankreich, sondern auch die westliche Hälfte von Deutschland in sich begriff.

Kein Volk hat aber Karl mehr zu schaffen gemacht, als die Sachsen. Dieser kriegerische, freiheitsliebende deutsche Volksstamm, dessen Name später auf ihm nicht zugehörige Gegenden übertragen worden ist, wohnte vom Niederrhein bis zur Ems (Westphalen), um die Weser (Engern), von dort bis zur Elbe (Ostphalen) und nördlich der Elbe bis zur Eider (Nord-Albingien). Sie

waren noch dem Heidenthum ergeben, standen unter Herzogen und Grafen, und hatten schon unter Pipin oft verwüstende Einfälle in das Gebiet der Franken unternommen. Das wollte ihnen Karl abgewöhnen; zugleich hoffte er sie zu Christen zu machen. Karl mochte das recht gut meinen; aber wie sehr irrte er sich, wenn er meinte, daß das Christenthum den Menschen aufgedrungen werden könnte. Die Sachsen betrachteten es dagegen als das größte Unglück, den Franken gehorchen und Christen werden zu müssen, weil sie vor allem Zwange Abscheu hatten, und weil mit dem Christenthume die Abgabe des Zehnten an die Geistlichkeit verbunden war. Auf einer Versammlung der Franken zu Worms wurde der Krieg gegen die Sachsen beschlossen 772, und Karl ahnte wohl nicht, daß dieser unglückliche Krieg mit wenigen Unterbrechungen ganze 31 Jahre dauern würde.

Karl drang schnell ins Sachsenland ein, eroberte die Eresburg, eine Bergfestung der Sachsen (jetzt Stadtberg), und zerstörte hier einen heidnischen Tempel und die Irminsäule, von welcher man nicht gewiß weiß, ob sie eine Denksäule auf Armin oder Hermann, oder ein Götzenbild gewesen sei. Ein Stück davon wird noch in Hildesheim in der Domkirche gezeigt. Die Sachsen machten Friede, und Karl ging ihn gern ein, weil er schon wieder auf einen andern Schauplatz gerufen wurde.

In Pavia, der Hauptstadt des Longobardenreichs, herrschte damals Desiderius. Seine Tochter Desiderata hatte Karl auf Zureden seiner von ihm hochverehrten Mutter geheirathet, aber sich schon ein Jahr darauf von ihr getrennt, weil sie sich nicht vertragen konnten. Das konnte Desider ihm nicht vergessen, und er dachte auf Rache. Darum nahm er an seinem Hofe alle die Franken auf, die mit Karl unzufrieden waren, und verlangte vom Papste Hadrian, daß dieser die beiden Söhne Karlmanns, welche sich an den Hof nach Pavia begeben hatten, krönen sollte, und da Hadrian es verweigerte, fiel er ihm, Karls Freunde und Bundesgenossen, ins Land, und belagerte Rom. Hadrian bat, drohte; nichts half. Da wandte er sich an den mächtigen Karl, und flehte um Hülfe. Karl ließ sich nicht zweimal bitten, gab den Sachsen den oben erwähnten Frieden, und eilte gen Italien. Bei Genf sammelte er sein Heer. Er selbst führte den einen Theil desselben über den beschneiten Cenis, während sein Oheim Bernhard mit dem andern über den eisigen Bernhard eindrang. In der That ein großes Unternehmen! — Desiderius war überrascht, und zog sich erschrocken nach seiner Hauptstadt Pavia zurück. Hier stand er auf seinem höchsten Thurme, und schaute weithin nach der Ankunft des Feindes aus. Neben ihm stand Otker, sein Rathgeber, der schon mehrmals im Frankenlande gewesen war, und Karln und seine Macht genau kannte. Zuerst erschien Karls Gepäck. „Ist das Karl?" fragte der besorgte Desider. „Noch nicht!" antwortete Otker. Jetzt kam ein Zug gemeinen Volkes; Desider fragte dasselbe, und erhielt dieselbe Antwort. Da wurde der König unruhig; Schweißtropfen traten vor seine Stirn. „Was sollen wir thun, wenn Mehrere kommen?" rief er besorgt. — „Du wirst ja sehen wie er kommt!" sprach Otker; „was aus uns werden soll, das weiß ich nicht." — Kaum hatten sie ausgeredet, so zeigte sich ein neuer Haufen, vermuthlich die Leibwache. „Das ist er gewiß selbst?" fragte Desider. — „Immer noch nicht!" war Otkers Antwort. Nun kamen in langem Zuge die Bischöfe, die Aebte,

die ganze Geistlichkeit mit den Capellanen und Dienern heran. „O laß uns hinabsteigen," rief Desider mit bebender Stimme, „und uns unter die Erde verbergen vor dem furchtbaren Antlitze eines so grimmigen Feindes!" — Da sprach Otker: „Wenn du wirst eine eiserne Saat auf dem Felde starren, und einen eisernen Po und Tessino die Mauern der Stadt mit schwarzen Fluthen überschwemmen sehen — dann glaube du, daß Karl komme." Noch hatte er nicht ausgesprochen, da zeigte sich von Abend her wie eine düstere Wolke, die den hellen Tag verdunkelte. Als sie sich näherte, erkannte Otker den durchaus in Eisen gepanzerten Karl im eisernen bebuschten Helme, einen eisernen hochaufgehobenen Spieß in der Linken, und das breite, nie bezwungene Schwert in der Rechten schwingend. Auch sein Schild war ganz mit Eisen bedeckt, und selbst sein Roß schien von Eisen zu sein. Fast ebenso war auch sein ganzes Heer gerüstet. Die Straße, das ganze Feld war mit eisernen Männern bedeckt, und die Schwerter blitzten in der Sonne. „Da ist der, den du zu sehen begehrt hast!" rief Otker. Pavia wurde nun von Karln eingeschlossen. Während dessen reiste er, um das Osterfest zu feiern, nach Rom. Er war neugierig, die berühmte Hauptstadt der Welt, die trotz aller Zerstörungen noch so viel herrliche Ueberreste aus dem Alterthume enthielt, mit eigenen Augen zu sehen. Der Papst und das ganze Volk empfingen ihn feierlichst, und als er nach der Peterskirche zog, erwartete ihn der Papst an der Thüre. Sie umarmten sich, ein hehrer Anblick für das Volk! denn Beide waren Männer von majestätischem Wuchse, und es ist ein rührender und erfreulicher Anblick, die Mächtigen der Erde in Einigkeit beisammen zu sehen. Karl wohnte dem Gottesdienst mit inniger Andacht bei, betete knieend am Grabe des Apostels Petrus, und bestätigte die Schenkung seines Vaters. — Zwei Monate, nachdem Karl in das Lager von Pavia zurückgekehrt war, ergab sich diese Stadt nach zehnmonatlicher Belagerung. Desider wurde nach dem Kloster Corvei geschickt, Karl aber nannte sich nun auch König der Longobarden, so daß diese und die Franken unter Einem Könige vereinigt waren. Das geschah 774.

Indessen hatten die Sachsen den Frieden gebrochen, sich mit den Friesen, die das ihnen aufgedrungene Christenthum wieder abgeschüttelt, verbunden, und waren bis Fritzlar in Hessen verheerend vorgedrungen. Karl eilte herbei, trieb sie zurück, fiel ein ins Sachsenland, setzte über die Weser, drang vor bis zur Ocker, und ließ sich wieder durch Friedensanträge von den Sachsen bethören. Sie gaben Versprechungen und Geiseln, und Karl ging in sein Land zurück, um einen neuen Feind zu bekriegen.

Rodgaud, Herzog von Friaul, ein longobardischer Fürst, hatte sich empört, und einen Bund mit den Herzögen von Spoleto und von Benevent geschlossen, um Adelchis, den Sohn des entthronten Desiderius, zum Könige zu erheben. Karl geht (776) schnell auf ihn los, erobert die Hauptstadt Treviso, unterwirft sich das Land, und setzt Grafen in die einzelnen Städte. Rodgaud kam um; ob fallend im Kampfe, oder hingerichtet durch Karl, ist ungewiß. Nun gab er der Lombardei, der er bis dahin ihre Gesetze und Einrichtungen gelassen hatte, fränkische Verfassung.

Aber schon waren die treulosen Sachsen wieder aufgestanden. Karl wandte sich sogleich gegen sie, und sie hielten es für gerathen, sich einstweilen zu

unterwerfen und Geiseln zu geben. Auch ließen sich viele von ihnen taufen. Karl ließ Besatzung in ihrem Lande.

Im folgenden Jahre 777 erschien er in Paderborn, und berief dahin eine große Reichsversammlung. Auch die Sachsen erschienen, nur ihr Herzog Wittekind oder Witukind nicht, der zum Könige von Dänemark, Gottfried, entflohen war. Sie versprachen, Karln als Oberherrn zu erkennen; dagegen sollten sie ihre Gesetze und Freiheiten behalten.

Hier in Paderborn kam eine sonderbare Gesandtschaft zu Karln. Die in Damaskos residirenden Ommajaden waren nämlich, je mehr ihr Reich sich ausgedehnt, desto mehr in Verfall gerathen. Während die Chalifen sich der Prachtliebe und Schwelgerei hingaben, bedrückten die Statthalter das unglückliche Volk, und die Unzufriedenheit war allgemein. Da erhob sich 750 Abul Abbas, der Stammvater der Abassiden, eines neuen Chalifengeschlechts, das auch von Muhamed abstammte, stürzte die Ommajaden, und ließ Alle, die sein Schwert erreichen konnte, selbst Frauen und Säuglinge, umbringen. Nur ein Ommajade entkam: Abderrahman (mit dem obengenannten Statthalter nicht zu verwechseln) flüchtete nach Afrika, und wurde von hier nach Spanien gerufen. Mehrere hier lebende arabische Emirs, die den Abassiden nicht gehorchen wollten, boten ihm die Herrschaft über Spanien an. Er kam, und erhob sich zum Chalifen von Spanien, so daß es nun zwei Chalifate gab, das der Abassiden in Bagdad, wohin Abul Abbas seinen Sitz verlegt hatte, und das der Ommajaden in Córdova. Aber nicht alle spanischen Emirs erkannten Abderrahman an; namentlich verweigerte ihm der Emir von Saragossa, Ebn el Arabi, den Gehorsam, und da Abderrahman ihn vertrieb, kam er (777) mit einigen Andern nach Paderborn, um den mächtigen Karl um Hülfe zu bitten. Karl versprach ihnen, zu kommen, und im folgenden Jahre 778 sehen wir ihn schon mit einem stattlichen Heere über die Pyrenäen ziehen, Saragossa erobern, und den vertriebenen Emir wieder einsetzen. Alles Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen (die spanische Mark) schlug er zu seinem großen Frankenreiche. Er selbst kam mit dem Hauptheere unangefochten zurück; aber als ein Nachtrab in langem Zuge durch die Engpässe der Pyrenäen zurückzog, stürzen plötzlich die Bergbewohner, die Basken, aus einem Hinterhalte über ihn her, tödteten Alle, und nahmen das Gepäck weg. Unter den Todten waren die tapfersten Helden der Franken: der Pfalzgraf Anshelm, der Truchseß Eghart, und Rutland oder Roland, der Karls Sohn genannt wird. Die Thaten dieser Helden sind von den Dichtern des Mittelalters in mehreren Sprachen besungen und ins Riesenhafte ausgeschmückt worden; besonders wird Roland als ein unbesiegbarer Held geschildert, der es nicht selten mit ganzen Heeren der Ungläubigen aufnahm. Zu seinem Andenken wurden auf den Marktplätzen der meisten Städte Nieder-Deutschlands Standbilder von Stein und Holz errichtet, die man noch hier und da sieht. Die Niederlage sollen die Franken im Thale Ronceval erlitten haben. In einer hier stehenden Capelle zeigen noch die Mönche das Grab Rolands und drei seiner Gefährten. Reisende haben hier wohl alte, halb vermoderte Gebeine gesehen, aber sie nicht von so riesenmäßiger Größe gefunden, als die Mönche sie zu schildern pflegen.

Noch unterwegs erhielt Karl die Nachricht, daß die Sachsen schon wieder

einen Einfall unternommen hätten. Sie waren 778 bis an den Rhein (Cöln und Coblenz gegenüber) vorgedrungen, und hatten fürchterlich gehaust. Karl eilte ihnen nach, und jagte sie in ihre Gränzen zurück. Im folgenden Frühjahr 779 aber zog er in ihr Land, und ließ sich wieder durch Friedensanträge beruhigen. Er beschied sie 780 zu einem großen Landtage, und sie erschienen auch, gelobten aufs Neue Frieden, und ließen sich zum Theil taufen. Auch schickte Karl Grafen in ihr Land, um sie zu regieren. Er ließ Kirchen und Klöster in ihrem Lande bauen, und errichtete acht Bisthümer, aus denen nach und nach blühende Städte entstanden. Als solche werden Bremen, Verden, Minden, Seligenstadt, Hildesheim, Paderborn, Münster und Osnabrück genannt. Von ihnen ging die Bildung der Deutschen ganz besonders aus; denn Karl ließ bei jedem Domstift zugleich eine Schule anlegen, um recht tüchtige Volkslehrer zu bilden. Diese Schulen existiren in den vorgenannten Städten zum Theil noch.

780 reiste Karl nach Italien, und nahm, weil er in seiner Familie am glücklichsten war *), seine Frau Hildegard und seine drei Söhnchen, Karl, Pipin und Ludwig, mit. Er besuchte Rom zum zweiten Male, und machte in Pavia die Bekanntschaft mit einem Manne, der sowohl auf ihn, als besonders auf die Bildung der Franken großen Einfluß hatte. Das war Alcuin, ein englischer Geistlicher, ein Mann von einer für jene Zeit seltenen Gelehrsamkeit. Karl nahm ihn späterhin an seinen Hof, behielt ihn bis an seinen Tod bei sich, und brachte seine liebsten Stunden in seiner Gesellschaft zu. Ueberhaupt zog Karl jeden Gelehrten oder sonst vielversprechenden Kopf an sich, und so fand sich bald eine ganze Gesellschaft unterrichteter Männer an seinem Hofe beisammen. Dahin gehört auch Eginhard oder Einhard, den Karl schon als einen hoffnungsvollen Knaben zu sich genommen hatte, und nachher zu seinem Schreiber und Kanzler machte. Der wackere Mann hat uns in lateinischer Sprache eine sehr brauchbare Geschichte seines Wohlthäters hinterlassen, soll auch endlich Schwiegersohn Karls geworden sein. Durch diese Männer wurde ein heftiger Trieb nach Wissenschaften unter den Franken ausgebreitet. In Rom taufte der Papst Hadrian die beiden jüngern Söhne des Königs, Pipin und Ludwig, und weihte sie zugleich zu Königen ein, den Pipin zum König von Longobardien (mit der Residenz Pavia), den Ludwig zum König von Aquitanien, ob sie gleich noch kleine Kinder waren.

Karl war kaum zurück, so standen die Sachsen schon wieder auf. Wittekind hatte sie dazu verleitet. Sie umringten am rechten Ufer der Weser (am Berge Süntel) ein fränkisches Heer, und hieben es gänzlich zusammen. Das brachte Karl in äußersten Zorn. Racheschnaubend zog er in ihr Land, und verlangte drohend die Auslieferung der Anstifter. Wittekind war wieder nach Dänemark entflohen, aber 4500 Sachsen wurden ihm ausgeliefert, und diesen ließ er in Verden an der Aller an einem Tage die Köpfe abschlagen. Diese Grausamkeit brachte die Sachsen aufs Aeußerste. Im folgenden Jahre (783) erhob sich das ganze Sachsenvolk bis in die entlegensten Gauen. Nun begann ein blutiger Krieg, der bis ins Jahr 785 währte, und halb durch Gewalt,

*) Sein Geschichtschreiber Eginhard sagt: „An seinen Kindern hing sein Herz dergestalt, daß er ihrer Gesellschaft weder bei Tische noch auf Reisen entbehren konnte."

halb durch Unterhandlung bewirkte Karl endlich einen neuen Frieden. Selbst Wittekind und Albion, auch einer der Sachsenhäuptlinge, versprachen dies Mal, sich bei Karl einzufinden. Sie kamen nach Attigny in der Champagne, wo Karl gerade war, fanden gütige Aufnahme, und empfingen die Taufe. Ihrem Beispiele folgte das ganze Volk.

Nun hoffte Karl sich der lang entbehrten Ruhe überlassen zu können. Aber ein neuer Krieg rief ihn wieder ins Feld. Desiderius hatte zwei Töchter hinterlassen. Die eine war an den Herzog Aragis von Benevent, einen Longobarden, vermählt, die andere an den Herzog Tassilo von Baiern. Beide rachsüchtige Weiber beredeten ihre Männer, sich von Karls Oberherrschaft loszumachen. Aragis that es zuerst. Aber Karl erschien 786 so plötzlich in Unter-Italien, daß Aragis um Frieden bat, Unterwerfung gelobte, und Geiseln gab.

Schlimmer ging es Tassilo, dem Baiernherzog aus dem Hause der Agilolfinger, einem stolzen, ungestümen Manne. Schon einmal hatte ihm Karl seine unbesonnenen Reden und seine Anmaßungen vergeben. Aber er wiederholte seine Widersetzlichkeit, und wurde auf einen Reichstag nach Ingelheim bei Mainz geladen, wo er auch erschien. Man überführte ihn hier, daß er mehrmals treulos gegen Karl gehandelt habe, und verurtheilte ihn zum Tode. Karl, obwohl er ihn haßte, begnadigte ihn, ließ ihn in St. Goar am Rhein zum Mönche scheeren, und Baiern durch Grafen verwalten. Mit ihm erlosch das Haus der Agilolfinger. Das geschah 788.

In demselben Jahre noch fielen die Avaren (von den Franken Hunnen genannt) von Ungarn aus in das fränkische Gebiet ein; Tassilo hatte sie gerufen. Karl warf sie aber in mehreren Schlachten zurück, und glaubte, ihnen fürs Erste die Lust wieder zu kommen genommen zu haben.

Dann zog er im Jahre 789 gegen die Wilzen, ein slavisches Volk, welches in der jetzigen Mark Brandenburg wohnte; denn sie hatten Streifereien in das fränkische Gebiet unternommen. Jetzt versprachen sie Ruhe, und Karl ging zurück.

Statt nun ruhen zu können, mußte er sich eiligst wieder gegen die Avaren rüsten, die den Frieden gebrochen hatten. Dieser Krieg dauerte mit einigen Unterbrechungen von 791—799. Karl drang bis über die Donau und Raab vor, und züchtigte das wilde Volk so, daß es endlich die Oberherrschaft der Franken anerkannte. Um sie in Gehorsam zu erhalten, errichtete er die Mark Oestreich. Als Karl bei Gelegenheit dieses Krieges sich längere Zeit in Baiern verweilen mußte, faßte er den großartigen Plan, den erst in unsern Tagen der König Ludwig von Baiern ausgeführt hat, die Donau und den Rhein, also das schwarze Meer mit der Nordsee, in Verbindung zu setzen, indem er einen Kanal aus der Altmühl, die in die Donau mündet, nach der Rednitz, die in den Main fließt, graben lassen wollte.

Während des Krieges mit den Avaren hatte er wieder mehrere Züge gegen einzelne Stämme der Sachsen zu thun, die einige seiner Kriegshaufen erschlagen hatten. So viel machte dies unruhige Volk dem sich so nach Frieden sehnenden Karl zu thun!

Indessen war Karls Freund, der Papst Hadrian, (795) gestorben. Karl war gerade in Paderborn, als päpstliche Gesandte eintrafen, und den neuen

Papst Leo III. bei ihm anmeldeten. Er war bei einer Prozession von seinen Feinden überfallen und gemißhandelt worden, und kam nun, den mächtigen Karl um Hülfe zu bitten, nach Paderborn. Dieser nahm ihn mit großer Ehrerbietung auf, versprach, im nächsten Jahre selbst nach Rom zu kommen, und die Bösewichter zu züchtigen, und schickte ihn mit einer ansehnlichen Begleitung nach Rom zurück.

Im Herbste 800 zog Karl über die Alpen. Er wurde in Rom aufs Feierlichste empfangen. Am ersten Weihnachtstage hatte er, wie es heißt, eine Ueberraschung. Nachdem er, in einen langen Purpurmantel gekleidet, am Altare knieend sein andächtiges Gebet verrichtet hatte, und eben aufgestanden war, ging Leo rasch auf ihn zu, und setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, das ganze Volk aber rief drei Mal laut aus: „Leben und Sieg Karln dem Großen, dem von Gott gekrönten, frommen, friedebringenden Kaiser der Römer!“ dann hob der Papst anbetend die Hände zu ihm auf, segnete und salbte ihn zum römischen Kaiser. Karl schien so überrascht, daß er erklärte, die Würde sei gar zu erhaben, als daß er sie je würde aus eigenem Antriebe angenommen haben, und er versicherte, hätte er die Absicht des Papstes vorher gewußt, er würde an dem Tage nicht in die Kirche gegangen sein. Ohne Zweifel war aber Alles schon in Paderborn verabredet worden; die Erneuerung der römischen Kaiserwürde sollte andeuten, daß der Frankenkönig der oberste weltliche Herr in der Christenheit sei. Karl hieß von nun an römischer Kaiser und betrachtete sich als Schirmherr der Kirche; die Päpste aber beanspruchten von dieser Krönung her das Recht, den Kaiser zu bestätigen.

Nach seiner Rückkehr gelang es ihm endlich, die aufsätzigen Sachsen ganz zu beruhigen. Er ließ nämlich aus den nördlichen Gegenden, wo die unruhigsten waren, 10,000 Familien in seine andern Provinzen abführen; die meisten in die Ardennen, wo sie Wälder ausrotten und den Boden anbauen mußten. Nun erst war der Sachsenkrieg als beendigt anzusehen. Das geschah 803.

Dieser Zeitpunkt ist höchst wichtig. Das durch viele Jahrhunderte getrennt gewesene deutsche Volk, welches aus so vielen einzelnen Stämmen bestanden hatte, gehorchte nun nicht nur Einem Herrn, sondern war auch nun als Ein Volk zu betrachten. Es redete Eine Sprache, hatte einerlei Reichsversammlung dieselbe Verfassung. Nun erst war es möglich, daß die Deutschen gesitteter, klüger, gebildeter werden konnten, weil die Kriege unter den einzelnen Stämmen nach und nach aufhörten, wenigstens nur noch selten vorkamen.

Wie mächtig waren nun die vor Chlodwig so unbedeutenden Frankenkönige geworden! Jene Könige besaßen nur einen Theil des jetzigen Nordfrankreichs, und Karls Reich umfaßte ganz Frankreich, und den größten Theil von Deutschland und Italien. Es reichte von der Ostsee bis zum Ebro, vom atlantischen Meere bis zur Theiß.

Nach der Zeit hat Karl weniger Kriege geführt, als in der ersten Hälfte seiner Regierung. Indessen ganz fehlte es daran auch nicht. So mußte er mehrmals mit den Wilzen und Sorben, die in der Gegend der Havel und Spree wohnten, Kriege führen. Um sie zurückzuhalten, baute er eine Festung an der Saale, und eine an der Elbe. Aus jener ist Halle,

aus dieser Magdeburg entstanden. Einmal schickte er auch ein Heer nach Böhmen.

Seine vielen, zum Theil wirklich großen Thaten verschafften ihm allerwärts einen großen Ruhm. Nicht nur seine eigenen Völker sahen mit Ehrfurcht an ihm hinauf, sondern auch Fremde sprachen mit Bewunderung von ihm. Selbst weit entfernte Könige suchten seine Freundschaft und schickten Gesandtschaften an ihn. Ueber keine mochte sich Karl mehr wundern, als über die, welche Harun al Raschid (sprich Arreschid), der mächtige und weise Chalif von Bagdad, 807 an ihn schickte. Diese Morgenländer brachten ihm Geschenke mit, die vieles Aufsehen erregten. Es waren darunter Gezelte von schönen bunten Zeugen, seidene Stoffe, Rosenöl, Balsam, Räucherwerk, zwei große metallene Leuchter, und eine Uhr. Solche Maschine hatte man noch nie im Abendlande gesehen, und sie erregte daher die allgemeinste Bewunderung. Es war eine Wasseruhr von Messing. Nach jeder Stunde fielen so viele Erzkügelchen, als der Seiger Stunden angab, auf eine Metallplatte herab, und erregten ein Geklingel; zugleich sprangen eben so viele Fenster auf, aus denen Reiter heraussprengten; sie jagten rings um die Uhr, und verschwanden dann wieder hinter denselben Fenstern. Ferner erhielt Karl ein Schachspiel, auch ein noch nie gesehenes Kunstwerk*). Karl schickte dem Chalifen Gegengeschenke, und zwar spanische Maulthiere, rheinländische Pferde, friesische Leinewand, blau, grau, gestreift und weiß, auch große Hunde, die der Chalif zur Löwen- und Tigerjagd sich ausgebeten hatte. Ein alter Geschichtschreiber erzählt recht ergötzlich von der Verwunderung, welche die morgenländischen Gesandten bei dem vielen Ungewöhnlichen, welches sie sahen, bezeigten. „Fast nach Jahresverlauf trafen sie im Frankenlande ein. Am hohen Osterfeste hatte sich der unvergleichliche Karl so geschmückt, daß er ihnen über die Maaßen schrecklich vorkam. Neugierig baten sie, Alles besehen und betasten zu dürfen. Er erlaubte es. Da stiegen sie allenthalben umher, liefen hierhin und dorthin, besahen Alles mit Staunen, befühlten Alles, und so oft sie vom Söller herab die Pracht der Geistlichen und Höflinge geschaut hatt n, kamen sie mit hellem Gelächter zum Kaiser zurück, schlugen die Hände zusammen und riefen ohne Aufhören: „Ei! sonst haben wir nur Menschen von Erde gesehen; aber diese hier sind von eitel Gold!“ So hat es noch lange gedauert. Endlich hat sie der Kaiser mit auf die Jagd genommen; aber beim Anblicke der schrecklichen Auerochsen hat sich ihr Staunen in gewaltige Furcht gekehrt, in welcher sie sich bald wieder fortmachten. — Bei dieser Jagd wäre Karl beinahe um sein Leben gekommen. Um die Fremden zu beruhigen, sprengte er selbst auf einen der wilden Auerochsen los, und versetzte dem Thiere einen kräftigen Hieb in den Nacken, um den Kopf herunterzuhauen. Aber er traf nicht recht, und nun rannte es wüthend auf ihn ein. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht in dem Augenblicke einer seiner Großen herzugesprungen wäre, und das wüthende Thier durch einen geschickten Lanzenstoß niedergestoßen hätte. Karl kam mit einem zerrissenen Stiefel und einer Wunde am Beine davon. — Früher schon hatte Karl von dem Chalifen einen Ele-

---

*) Es wird noch auf der königlichen Bibliothek in Paris gezeigt.

phanten zum Geschenk erhalten. Wie staunten nicht die Franken, diese lebende Fleischmasse zu sehen. Solchen Anblick hatten sie noch nie gehabt.

Karl heißt mit Recht der Große, nicht blos, weil er viele Völker bezwang, sondern weil er sie weise regierte, und trotz so vieler Versuchungen zum Bösen ein trefflicher Mensch blieb. Unablässig war er bemüht, seine Völker weiser und besser, und dadurch glücklicher zu machen. Er war gütig gegen die Schwachen, aber streng gegen die Bösen. Jeder Ungerechtigkeit suchte er zu wehren. Darum reiste er fast immer umher, und Jeder hatte freien Zutritt zu ihm. Wohin er nicht selbst kommen konnte, dahin sandte er seine Grafen. Die Grafen hatten verschiedene Namen. Die, welche über einen Gau, d. i. District, gesetzt waren, hießen Gaugrafen. Die Pfalzgrafen bewohnten die kaiserlichen Schlösser; denn Pfalz bedeutet ein Schloß. Die Markgrafen bewachten die Gränzen oder Marken, und die Sendgrafen waren die, welche vom Kaiser umhergesandt wurden, um nach den Rechten zu sehen.

Stehende Heere hatte Karl nicht. Sollte ein Krieg geführt werden, so sagten die Grafen in ihrem Bezirke es denen an, die sich dazu zu stellen verpflichtet waren, d. i. nach der damaligen Sprache: er mahnte sie zum Heerbann. Die Freien brauchten nur dann mitzuziehen, wenn es die Vertheidigung des Landes galt; sonst nur die Lehnsleute. Waffen und Lebensmittel mußten sie selbst mitbringen. Das hatte aber den Nachtheil, daß die Krieger sich durch Plündern für den gemachten Aufwand zu entschädigen suchten; oder sie suchten Gefangene zu machen, und verkauften diese, oder gebrauchten sie als Knechte.

An dem Christenthum hing Karl mit ganzer Seele. Darum suchte er gute Geistliche zu bilden, und hielt darauf, daß sie sich ihrer Würde gemäß betrügen. Daß dies damals nicht immer geschah, sehen wir aus seinen Vorschriften, in denen es heißt: die Geistlichen sollen keine Waffen tragen, sich ohne Erlaubniß nicht bei dem Heere aufhalten, weder Christen- noch Heidenblut vergießen, nicht jagen und in den Wäldern mit Hunden umherstreifen, keine Stoßvögel und Possenreißer halten, und überhaupt keine weltlichen Dinge treiben. Er verlangte von ihnen, „daß sie innen voll Andacht, außen gelehrt, keusch im Wandel, und unterrichtet in der Rede sein sollten, damit, wer sie in Gottes Namen und um der heiligen Beschauung willen zu sehen begehre, sein Auge an ihnen erbauen, gerüstet mit ihrer Weisheit hinweggehen, und den allmächtigen Gott, dafür dankend, preisen möchte." Für die Kranken und Armen baute er Hospitäler, selbst nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago schickte er Geld zur Unterstützung der dortigen armen Christen, und den Chalifen Harun al Raschid bewog er, die nach dem heiligen Grabe in Jerusalem Pilgernden zu schützen. Jeden Tag besuchte er den Gottesdienst; andächtig kniete er am Altare nieder, und entäußerte sich aller irdischen Hoheit. Den damals noch sehr unvollkommenen Gottesdienst suchte er zu verbessern, besonders den Kirchengesang, der noch sehr schlecht war. Denn die Franken hatten eine rauhe Sprache, und sangen so schlecht, daß ein Schriftsteller jener Zeit sagt: wie sie am Leibe groß wären, wie Berge, so donnerte auch ihre Stimme brausend daher, und wenn sie im Gesange Uebergänge machen oder den Ton aushalten wollten, so stießen sie die harten Töne mit solchem Geprassel heraus, daß es klänge, als wenn ein Lastwagen über Steine rasselte, so daß Ohr und

Gefühl erschreckt würde. Karl ließ daher aus Italien geschickte Sänger kommen, um seine Franken an einen bessern Gesang zu gewöhnen.

Wie er die Wissenschaften liebte und beförderte, ist schon gesagt worden. Seine Kinder ließ er sorgfältig unterrichten, weil er an sich selbst erfahren hatte, wie übel es wäre, wenn man in der Jugend versäumt würde. An seinem Hofe hatte er eine Schule, welche von den Kindern aller Vornehmen und Geringen, die zum Hofe gehörten, besucht werden mußte. Einst besuchte er die Versammlung der Knaben, um ihren Fleiß zu prüfen. Er ließ sich ihre Arbeiten zeigen, und fand, daß die Aermeren gerade die Fleißigsten, die Reicheren aber die Trägsten gewesen waren. Jene mußten auf seine rechte, diese auf seine linke Seite treten. Dann sprach er zu den Fleißigen: „Ich danke euch, meine Söhne, daß ihr meinen Befehlen zu eurem eignen Vortheile, so viel ihr vermochtet, nachgekommen seid. Fahrt in eurem Fleiße so fort. Dann sollt ihr einst gute Aemter von mir erhalten!“ Jetzt aber wandte er sich zu den Trägen, und sprach mit zorniger Geberde und blitzenden Augen, daß alle zusammenbebten: „Ihr Junker, ihr Söhne der Vornehmen, ihr Weichlinge mit den glatten Gesichtern, ihr bildet euch wohl viel auf eure Herkunft und eure Güter ein, und habt darum eure Zeit in Müßiggang verbracht. Aber“ — hier hob er drohend seine Hand gen Himmel — „euer Adel und eure Schönheit gelten mir nichts. Wisset, daß ihr nie wieder ein freundliches Wort von mir hören sollt, wenn ihr von eurer Faulheit nicht ablaßt.“

Karl war ein zärtlicher Familienvater. Er ließ die Kinder nicht nur sorgfältig erziehen, sondern hielt sie auch zur Thätigkeit und Arbeit an. Seine Töchter spannen fleißig und webten Wolle. Gegen Unglücksfälle war er standhaft; nur der Tod seiner Kinder beugte ihn tief, und preßte ihm Thränen aus. Von Pracht war er kein Freund. Seine Kleidung unterschied sich wenig von der Tracht des gemeinen Volks. Er trug nur Hemden, welche ihm seine Töchter gewebt hatten, lange Beinkleider, die aber mit farbigen Bändern umwunden wurden, und Schuhe. Im Winter verwahrte er Brust und Schultern noch durch ein Wamms von Otterfellen. Außerdem trug er einen kurzen Mantel, und nie fehlte ihm sein Schwert mit silbernem oder goldenem Knopf und Wehrgehenk. Ausländische Kleidung war ihm zuwider. Nur bei Festlichkeiten zeigte er größere Pracht. Dann war er mit einem golddurchwirkten Rocke, mit Schuhen, die mit Edelsteinen besetzt waren, mit einem reich besetzten Degen, und einem von Gold und Edelsteinen strahlenden Diadem angethan. Einige seiner Höflinge hatten einmal kostbare Mäntel mit rothen und braunen Streifen und mit Vogelfedern besetzt aus dem Auslande mitgebracht; Andere trugen feine, theure Pelze, während Karl seinen einfachen Schafpelz trug. Um sie recht anzuführen, stellte Karl eine Jagd an. Alle erschienen in ihren schönsten Pelzen; denn es war ein rauher Tag. „Hört!“ sprach Karl, „Keiner von euch gehe eher wieder nach Hause, bis er ein Wild erlegt hat.“ Es regnete aber heftig, und die kostbaren Kleider wurden durchnäßt, dazu von Dornen zerrissen, und von Blut befleckt. Als die Jagd vorüber war, befahl Karl, daß sie die Kleider vor dem Schlafengehen nicht ablegen sollten, damit sie auf dem Leibe besser trockneten. So lästig ihnen das auch war, so mußten sie doch dem Kaiser gehorchen. Sie trockneten sich am Feuer, so gut es gehen wollte. Als sie aber am Abende die schönen Pelze ablegten,

wie sahen diese da aus! Sie waren so verdorben, daß sie nicht mehr gebraucht werden konnten. Und doch befahl der Kaiser am andern Morgen, daß Jeder in demselben Anzuge wieder bei ihm erscheinen solle. Es war ein kläglicher Anblick, die schönen Kleider so zugerichtet zu sehen. Karl lächelte, und ließ sich seinen Schafpelz bringen. Er rieb ihn vor ihren Augen aus, und alsbald hatte er dasselbe frische Ansehen wie gestern vor der Jagd. „Seht, ihr Thoren!“ sprach er, „wo giebt es wohl ein besseres Pelzwerk? Und das kostet mir nur einen Gulden, während eure Pelze viele Pfunde Silbers gekostet haben!“ Alle schlugen beschämt die Augen nieder; in einem ausländischen Pelze ist gewiß Keiner wieder erschienen.

Es ist zu bewundern, mit welcher Genauigkeit der große Karl bei seinen wichtigen Unternehmungen auch die kleineren Geschäfte verwaltete. Wenn er Frieden hatte, so bereiste er seine Landgüter, und ließ sich die Rechnungen seiner Verwalter vorlegen. Wir haben noch eine Anweisung übrig, welche er für diese Leute entworfen hat. Er bestimmt darin genau, wie Butter, Käse, Honig und Wachs bereitet, wie Wein gekeltert, Bier gebraut, wie viel Eier verkauft, wie viel Gänse, Enten und Hühner gehalten werden sollten, als wenn er ein gelernter Landwirth wäre. Eine bestimmte Residenz hatte er nicht. Am liebsten wohnte er in Aachen, Nimwegen, Herstall und Ingelheim bei Mainz; sonst war er bald hier, bald dort. Die warmen Bäder in Aachen, die schon die alten Römer gekannt hatten, schätzte er sehr. Er erweiterte sie so, daß über hundert Menschen zugleich darin Raum hatten. Auch baute er in Aachen ein Münster von gar großer Pracht, schmückte es mit Gold und Silber, und die Gitter und Thüren waren von gediegenem Erz. Die Säulen und Marmorstücke ließ er dazu aus Rom und Ravenna kommen, und kostbares Kirchengeräth schaffte er in Menge an.*)

In Speise und Trank, und besonders in letzterem, war Karl sehr mäßig. Selten nur hielt er große Gastmahle. Speiste er mit den Seinigen, so kamen nur vier Schüsseln, außer dem Braten, auf seinen Tisch. So wie ihm nichts kostbarer als die Zeit war, so brachte er auch die Essenszeit nicht ungenützt hin. Er ließ sich hier vorlesen, sonderlich von den Thaten großer Männer in der Vorzeit. Des Schlafes bedurfte er wenig. Selbst des Nachts stand er mehrmals auf, und arbeitete dann, oder er betete, oder er stellte sich auch ans Fenster, und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung die zahllosen Gestirne. Auch beim Ankleiden war er thätig; er ließ die Parteien hereintreten, und entschied, als wenn er auf dem Richterstuhle säße, ertheilte seine Befehle, und ließ sich über die Ausführung der früher gegebenen Rechenschaft ablegen. Wie hätte er sonst auch so Vieles und Großes ausrichten können, wenn er nicht jeden kleinen Zeitpunkt benutzt hätte?

Er hatte eine eindringende Beredtsamkeit, und wußte, was er dachte, mit großer Klarheit auszudrücken, war nicht nur der deutschen, sondern auch der lateinischen Sprache mächtig**), und verstand selbst das Griechische. Er ver-

*) Jetzt steht das Gebäude nicht mehr. Doch enthält die jetzige, auch sehr alte Domkirche noch einige Säulen, die wahrscheinlich zu denen gehörten, welche Karl aufrichten ließ.

**) Wir haben noch lateinische Briefe von ihm übrig, aus denen wir aber sehen, daß er in der Grammatik nicht tactfest war.

suchte selbst eine deutsche Sprachlehre zu schreiben. Wie Schade, daß sie nicht mehr übrig ist! Den Monaten und Winden gab er deutsche Namen. Die ersteren sind zum Theil noch im Gebrauch. Sie hießen: Wintarmanoth, Horning, Lenzinmanoth, Ostermanoth, Winnemanoth (d. i. der freundliche Monat), Brachmanoth, Heuemanoth, Aranmanoth (Erntemond), Herbstmanoth, Windumemanoth (Weintraubenmond), Windamanoth, Heilagmanoth. Die Winde nannte er: Ostroniwind, Sundroni, Westroni und Nordroni!

Der schon erwähnte Eginhard beschreibt uns sein Aeußeres. Er sagt: „Vom Körper war er voll und stark, hohen Wuchses*). Sein Scheitel war rund, seine Augen gar groß und lebhaft; die Nase überschritt in etwas das Mittelmaaß; sein greises Haar war ehrwürdig anzuschauen, sein Angesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt im Stehen wie im Sitzen besondere Würde und Ansehen erhielt. Wiewohl sein Nacken fleischig und kurz war, und der Bauch etwas zu vorragend schien, so wurde doch dies durch der übrigen Glieder Ebenmaaß verborgen. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Haltung; seine Stimme war hell, aber der Gestalt seines Körpers nicht ganz angemessen. Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig vom Fieber befallen wurde, so daß er zuletzt gar auf einem Fuße hinkte. Er übte sich unablässig im Reiten und Jagen, und im Schwimmen war er so geschickt, daß ihm hierin mit Recht Keiner vorgezogen werden konnte."

So glücklich er auch im Schooße seiner Familie lebte, so traf ihn doch viel häuslicher Kummer. Vier Frauen starben ihm nach einander, und von seinen Söhnen hat ihn nur einer überlebt. Mit seinem liebsten Sohne Karl wurden seine letzten Lebensfreuden zu Grabe getragen, und er, der mächtige Kaiser, der überall geehrt und gefürchtet wurde, erkannte die Hinfälligkeit aller irdischen Größe. Alter und Kränklichkeit drückten ihn darnieder; er fühlte, daß sich der Tod mit starken Schritten nähere. Darum ließ er seinen Sohn Ludwig, der fern von ihm in Aquitanien wohnte, nach Aachen kommen. Hier versammelte er die fränkischen Großen, und fragte sie, ob sie ihn zum Herrn haben, und ihm treu gehorchen wollten. Alle riefen: „Ja! denn wir erkennen darin den Willen Gottes." Am folgenden Tage ließ sich Karl noch einmal den kaiserlichen Schmuck anlegen. In feierlichem Zuge schwankte er hinüber nach dem Münster, kniete mit seinem Sohne still betend vor dem Altare nieder, und ermahnte ihn dann laut vor allem Volke: vor allen Dingen den allmächtigen Gott zu fürchten und zu lieben, seinen Geboten immerdar zu gehorchen, und die Kirche Gottes gegen die Bösen zu schützen, seine Schwestern und Verwandten nicht zu verlassen, die Geistlichen zu ehren, seine Unterthanen wie ein Vater zu lieben, die Armen zu trösten und vor Gott aller Wege unsträflich zu wandeln. Zuletzt fragte er ihn gerührt: „Bist du auch gesonnen, das Alles zu thun, mein lieber Sohn?" — „Ja!" rief Ludwig unter Thränen aus, „mit Freuden will ich gehorchen, und mit Gottes Hülfe das Alles vollbringen, was du mir befohlen hast!" — „Gut!" fuhr Karl fort, „so nimm die Krone mit eigenen Händen vom Altare, und setze sie dir auf das Haupt." Nachdem dies geschehen war, begab sich Karl tief gerührt in den Palast zurück, und

*) Nach unserem Maaße 6 Fuß 3 Zoll, eine ansehnliche Größe!

dankte Gott, daß er ihm vergönnt habe, noch seinen Sohn mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen.

Ludwig reiste wieder ab, und Karl erholte sich so, daß er noch einige Wochen lang sich mit der Jagd vergnügen konnte. Aber wenige Monate darauf, im Januar 814, bekam er das Fieber, und wurde zusehens schwächer. Er ließ seinen Vertrauten, den Bischof Hildbald, rufen, und nahm das Abendmahl, um sich auf die große Reise in das unbekannte Land vorzubereiten. Am folgenden Tage merkte er, daß der Tod herantrete. Mit der letzten Kraft hob er seine rechte Hand auf, drückte auf Stirn und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes, streckte die Hände noch einmal aus, faltete sie über die Brust und sang mit geschlossenen Augen und leiser Stimme: „In deine Hände, Vater, befehle ich meinen Geist."

So entschlief der wahrhaft große Karl am 28sten Januar 814, im 72sten Jahre seines Alters, nach einer fast 47jährigen glorreichen Regierung. Seine irdischen Ueberreste wurden in dem von ihm selbst erbauten Münster in Aachen feierlich beigesetzt. Im Kaiserschmuck auf einem Marmorsessel sitzend, so senkte man ihn in die Gruft; erst Friedrich Barbarossa hat die Gebeine in einen Sarg verschlossen. Seinen Namen hat der prüfende Griffel der Geschichte mit gleicher Bewunderung, wie Sage und Lied, auf die Nachwelt getragen. Denn er war nach dem Zusammensturz des Alterthumes und nach den wechselnden Bildungen der darauf folgenden Uebergangszeit die erste machtvolle Gestalt. In ihm waltete in ungebrochener Kraft das verjüngende germanische Leben, durchweht von den unvergänglichen Wirkungen christlichen Geistes und altrömischer Herrlichkeit. Nicht bloß die deutschen Völker hat er gewaltig zusammengefaßt; er hat den Kern gestaltet, von dem aus nach so vielen ziellosen Versuchen die Entwickelung des neuen Europa's begann.

Zweite Periode.

Von dem Tode Karls des Großen bis zum Anfange der Kreuzzüge, 814—1096.

---

39. Ludwig der Fromme. — Die letzten Karolinger in Deutschland, Frankreich und Italien.

(Ludwig der Fomme 814—840. Erste Theilung des Reichs unter Lothar, Pipin und Ludwig dem Deutschen 817. Empörung Bernhards, Königs von Italien. Karl der Kahle, König von Alemannien. Aufstand Pipins von Aquitanien gegen den Kaiser. Zusammenkunft in Compiegne. Empörung Lothars. Beruhigung der Gemüther auf den Reichstagen in Nimwegen und Aachen 830. Zweite Empörung Pipins, Ludwigs des Deutschen und Lothars 831. Dritte Empörung der drei Brüder 833. Das Lügenfeld. Kirchenbuße des Kaisers in Soissons. Befreiung desselben durch Ludwig den Deutschen und Pipin. Wiedereinsetzung des Kaisers und allgemeine Versöhnung. Neue Theilung des Reichs. Pipins Tod. Empörung Ludwigs des Deutschen. Des Kaisers Tod. Krieg der Brüder. Schlacht bei Fontenay 841. Vertrag von Verdun 843. Aussterben der Karolinger in Italien 875. Karl der Kahle 840—877. Die Königreiche Hoch- und Niederburgund, seit 930 zum Königreiche Arelat vereinigt. Rollo, erster Herzog der Normandie seit 911. Ludwig der Faule, letzter Karolinger in Frankreich 987. Hugo Capet. Ludwig der Deutsche 840—876. Karl der Dicke entsetzt 887. Arnulf von Kärnthen 887—899. Umsturz des mährischen Reichs. Ludwig das Kind 899—911. Erlöschen der deutschen Karolinger 911.)

Mit Karls des Großen Tode war auch sein guter, kräftiger Geist gewichen, der allein im Stande war, das große Reich beisammen zu erhalten. Eine ähnliche Erscheinung haben wir schon bei dem Tode Alexanders des Großen gesehen. Karls einziger Sohn, Ludwig I. der Fromme, 814—840, war ein gutmüthiger, freundlicher Mann; aber der feste Ernst, der nie zu beugende Muth, strafende Strenge gegen die Uebelwollenden fehlte ihm ganz; dagegen war er furchtsam, nachgiebig, veränderlich, der Geistlichkeit übertrieben ergeben, und sein schönes, männliches Aeußere konnte den Mangel aller Regententugenden nicht ersetzen.

Von seinem guten Herzen gab Ludwig gleich im ersten Jahre einen schönen Beweis. Er ließ nämlich auf einem Reichstage, den er zu Aachen hielt, bekannt machen, daß er entschlossen sei, Jedem, dem unter der Regierung seines Vaters irgend Unrecht geschehen sei, das Unrecht zu vergüten; ja er schickte Männer im ganzen Lande umher, welche die Klagen derer, die sich glaubten beschweren zu dürfen, anhören und untersuchen sollten. Daß sich eine Unzahl solcher Leute gefunden habe, versteht sich von selbst, und wirklich ließ Ludwig eine Menge derselben entschädigen, Andere wurden in Freiheit gesetzt; kurz überall segnete man den guten, gerechten Kaiser; aber freilich klug hatte er wohl nicht gehandelt; denn wie war es möglich, allen, oft vielleicht ungerechten Klagen abzuhelfen? Auch war seine Gerechtigkeit keine allgemeine; denn seine Verwandten, die ihm Kaiser Karl empfohlen hatte, ließ er ohne Erbschaft.

Ludwig hatte von seiner Frau Irmengard drei Söhne: Lothar, Pipin und Ludwig den Deutschen. Unter diese Drei theilte er schon 817

auf einem Reichstage in Aachen, von den Versammelten dazu aufgefordert, für den Fall seines Todes Bestimmungen zu treffen, sein Reich, so daß Pipin Aquitanien, der kaum aus dem Knabenalter getretene Ludwig Baiern erhielt; Lothar wurde vom Vater zum Mitkaiser angenommen, und sollte nach dessen Tode die Regierung des Reiches führen. Daß diese Theilung sehr ungleich war, fällt in die Augen. Lothar wurde dabei ungemein begünstigt, besonders da die beiden Andern noch dazu ihn als ihren Oberherrn betrachten sollten. Der Vater behielt sich nur die Oberhoheit vor. Hätte er ahnen können, welchen Kummer ihm diese Theilung bereiten würde, er hätte sie gewiß nicht vorgenommen; auch hatte er es um so weniger nöthig, da er ja erst 39 Jahre alt war.

Pipin und Ludwig schwiegen zwar fürs Erste still, weil sie noch Kinder waren, nicht aber Bernhard, sein Neffe. Dieser war ein Sohn des verstorbenen Pipin, Karls des Großen Sohnes, und hatte bisher — so hatten es Karl und Ludwig verordnet — über Italien regiert. Jetzt glaubte er aber, es würde ihm zu nahe getreten; denn sein Vater Pipin sei ja älter gewesen als Ludwig, und die Kaiserwürde müsse nicht von der Regierung über Italien getrennt werden. Darum empörte er sich gegen seinen Oheim. Ludwig rüstete sich gegen ihn; da aber der Aufstand mißlungen war, so übernahm Irmengard, die beiden Streitenden zu versöhnen. Bernhard ließ sich bereden, die Waffen niederzulegen. Er eilte zu seinem Oheim nach Chalons an der Marne, und warf sich ihm zu Füßen. Schon wollte ihm der gutmüthige Mann verzeihen; da riefen seine Räthe, er müsse des Beispiels wegen mit Strenge verfahren, und Ludwig ließ sich bereden, in die Blendung des unglücklichen Bernhard zu willigen. Es wurden ihm die Augen ausgestochen, aber schon am dritten Tage starb er an den Folgen dieser Mißhandlung, worüber sich Ludwig — und das mit Recht — große Vorwürfe machte.

Gleich darauf verlor der Kaiser seine Irmengard. Er betrübte sich so, daß er schon seine Regierung ganz niederlegen, und ins Kloster wandern wollte. Aber seine Räthe widerriethen ihm das, und beredeten ihn, wieder zu heirathen. Er wählte Jutta (Juditha), die Tochter des bairischen Grafen Welf. Diese bekam nach einigen Jahren einen Sohn, Karl den Kahlen, und fragte nun, welches Land denn der Kleine künftig einmal erhalten sollte, da ja Ludwig schon Alles weggegeben hätte? Dieser war in großer Verlegenheit; endlich wandte er sich an Lothar, stellte ihm vor, es sei wohl billig, daß der junge Karl auch ein Königreich erhalte, und bat um seine Einwilligung. Lothar hatte nichts dawider, besonders da er nach Bernhards Tode Italien noch dazu erhalten hatte. Demnach gab Kaiser Ludwig seinem Sohne Karl das Königreich Alemannien (d. i. einen Theil der jetzigen Schweiz, Würtemberg, Baden) auf einem Reichstage in Worms (826), und nun wurde der sechsjährige Karl zum Könige gesalbt, so daß es also im Frankenreiche einen Kaiser und vier Könige gab!

Aber bald gereute den Lothar seine Nachgiebigkeit. Auch die fränkischen Großen waren mit dem Kaiser sehr unzufrieden, weil er nicht mehr auf ihren Rath hörte, sondern einem ihnen verhaßten Minister, dem Herzog Bernhard von Septimanien (ungefähr das jetzige Languedoc), folgte, und riefen den König Pipin gegen den Vater auf. Dieser eilte aus Aquitanien nach Paris, und verleitete die Mannen des Kaisers zur Untreue. Auf die Nachricht davon

entfloh Bernhard sogleich über die Pyrenäen nach Barcellona, Jutta in ein Kloster nach Laon, und der Kaiser ging nach Compiegne, seinem treulosen Sohne entgegen. Hier trafen Vater und Sohn zusammen. Was zwischen ihnen vorgegangen, verschweigt die Geschichte. Unwürdiges gewiß. Alles beweist, daß der schwache Ludwig in Alles, was sein herzloser Sohn verlangte, willigen mußte. Mehrere seiner Räthe wurden geblendet oder ins Elend geschickt, die aus Laon herbeigeholte Jutta mußte versprechen, den Schleier zu nehmen, und ihrem Gemahl zuzureden, Mönch zu werden. Allein Ludwig weigerte sich hartnäckig, das zu thun, was er früher vielleicht selbst gewünscht hatte; er mochte auf Hülfe rechnen von Lothar und dem deutschen Ludwig; Jutta dagegen wurde nach Poitiers ins Kloster gebracht. Endlich erschien Lothar aus Italien in Compiegne; statt aber des Vaters sich anzunehmen, erklärte er sich für die Aufrührer, übernahm die Regierung und die Aufsicht über den Vater und den kleinen Stiefbruder Karl. Er gab jenem bloß Mönche zur Gesellschaft, die ihn bereden sollten, auch Mönch zu werden.

Aber bald änderten sich die Sachen. Viele der Großen sahen wohl, daß es unter Lothars Verwaltung nicht nur nicht besser, sondern bedeutend schlechter ginge, weil die Verwirrung größer war, und Keiner dem Andern traute. Vielen mochte auch wohl das Gewissen erwachen. Man fragte den Kaiser, ob er wohl künftig besser regieren wollte, wenn man ihn wieder einsetzen würde. „Ganz gewiß!“ war seine Antwort. Es wurde ein Reichstag nach Nimwegen berufen, auf dem Alles geordnet werden sollte. Allein die Ruhestörer bestürmten den Lothar, sich nicht mit dem Vater zu vereinigen, sondern ihn mit Gewalt vom Throne entfernt zu halten. Schon willigte Lothar ein. Da berief ihn Ludwig zu sich: er möge wie ein Sohn zu seinem Vater kommen. Er kam; die Worte des Vaters rührten den Sohn, und als die Empörer mit aufrührerischem Geschrei nach der Kaiserburg zogen, trat der Kaiser mit dem Sohne an der Hand hinaus und beschwichtigte die Menge, die durch die indessen erfolgte Ankunft der Deutschen unter König Ludwig eingeschüchtert sein mochte. Die Meuterer wurden bestraft, Alle kehrten zum Gehorsam und zur Ordnung zurück, und auf einem neuen Reichstage in Aachen wurde die Ruhe ganz wieder hergestellt. Jutta wurde mit Genehmigung des Papstes aus dem Kloster geholt, Ludwig vergab Allen, die sich empört hatten, die Söhne kehrten in ihre Länder zurück, und so schien Alles wieder zufrieden gestellt zu sein. Das geschah 830.

Doch schon im nächsten Jahre gingen die Unruhen wieder an. Pipin, mit dem Vater nicht aufrichtig versöhnt, war nach Aachen zum Kaiser berufen worden, der ihm nicht traute, und daher die Rückkehr nach Aquitanien verbot. Aber Pipin entfloh, und warb Truppen. Der Kaiser rief jetzt Ludwig den Deutschen zu Hülfe. Dieser kam auch, aber als Feind seines Vaters; er fiel in Alemannien ein, weil er sich zurückgesetzt wähnte, und endlich trat auch Lothar zum Bunde, unzufrieden, daß der Kaiser dem Herzog Bernhard von Septimanien wieder sein Vertrauen geschenkt hatte. Kaiser Ludwig erschrak, aber er verlor nicht sein Zutrauen zu der Rechtlichkeit der Deutschen. Er forderte sie auf, sich in Mainz um ihn zu versammeln. Die Meisten erschienen. Ludwig der Sohn, der schon in der Nähe seines Vaters stand, verlor dadurch den Muth, und eilte nach Baiern zurück. Der Kaiser verfolgte

ihn nicht, sondern berief ihn nach Augsburg. Der Sohn kam, bezeugte Reue, erhielt Verzeihung, und mußte schwören, nie wieder etwas gegen den Vater zu unternehmen. Auch Lothar hielt es jetzt für besser, sich mit dem Kaiser zu versöhnen; er traf in Mainz mit ihm zusammen, bat um Vergebung, und erhielt sie. Pipin brauchte jetzt weniger geschont zu werden. Der Kaiser forderte ihn auf, in Limoges vor ihm zu erscheinen. Er kam, aber mit Haß im Herzen, und da er stets der Anfänger der Unruhen gewesen war, so wurde er seines Königreichs für verlustig erklärt, und zur Haft verurtheilt. Ludwig schickte den ungerathenen Sohn nach Trier; aber auf dem Wege dahin entfloh er, und hielt sich so lange verborgen, bis der Kaiser Aquitanien verlassen hatte. Dies geschah bald, da die feindselige Stimmung der Aquitanier und die Rauhheit des Winters ihn dazu zwangen.

Es erhob sich 833 gegen ihn ein neuer Sturm. Alle drei Brüder traten wieder gegen den schwachen Vater zusammen, und wollten ihn mit Gewalt absetzen, vorzüglich darüber aufgebracht, daß er Aquitanien seinem Sohne Karl verliehen hatte. Noch einmal ermannte sich der Kaiser, sammelte bei Worms ein Heer, und zog geschwind den Söhnen entgegen, die er bei Colmar im Elsaß antraf. Eben sollte es zur Schlacht kommen; da erschien der Papst Gregor IV., der nach dem Lager der Söhne gekommen war, vor der Schlachtordnung des Kaisers, und erbot sich zur Vermittelung. Während dessen aber wurden die Mannen des Kaisers von ihrem Herrn abwendig gemacht, so daß der größte Theil, nachdem Gregor das kaiserliche Lager verlassen hatte, aufbrach, und zu den Söhnen überging. Darum wurde die Gegend das Lügenfeld genannt. Die wenigen Treuen fragten den Kaiser, was sie nun thun sollten? „Ach!“ sagte er, „geht nur auch zu meinen Söhnen über; denn ich will nicht, daß um meinetwegen ein Einziger sein Leben oder ein Glied verliere.“ Er mußte sich seinen Söhnen zum zweiten Male zum Gefangenen ergeben. Jutta wurde nach Tortona in Italien, Karl der Kahle in das Kloster Prüm gebracht, und der unglückliche Kaiser von Lothar nach Soissons geführt. Da aber Lothar merkte, daß Viele Mitleiden mit dem armen Gefangenen hatten, so wollte er ihn zur ferneren Regierung unfähig machen. Er gab ihm also viele Verbrechen Schuld, um derentwillen er Kirchenbuße thun müßte. Wer aber dies that, der durfte keine Waffen mehr tragen, und konnte also auch nicht füglich mehr regieren. Die Geistlichen bestürmten und ängstigten nun den Kaiser so lange, bis er versprach, die Kirchenbuße zu verrichten. Nun führten sie ihn in die Kirche. Hier mußte er auf einen Bußsack niederknieen, und vor der zahlreichen Versammlung bekennen, daß er das ihm anvertraute Amt schlecht verwaltet, Gott vielfach beleidigt, die Geistlichen geärgert, und das Volk durch Nachlässigkeit in Verwirrung gebracht habe. Dann gab man ihm noch einen Zettel in die Hand, von welchem er ein langes Verzeichniß seiner Uebelthaten ablesen mußte. Zuletzt zog man ihm statt seines Waffenrockes ein Bußkleid an. So hoffte Lothar den alten Vater genug herabgewürdigt zu haben. Jetzt suchte er ihn zu bereden, das Klostergelübde abzulegen. Aber dessen weigerte sich Ludwig aufs Bestimmteste aus Liebe zu seiner Frau und zu seinem Karl.

Diese schändliche Behandlung des alten Kaisers brachte mit Recht das Volk auf. Selbst Ludwig der Deutsche war darüber empört, und machte

seinem Bruder darüber nachdrückliche Vorstellungen, und da diese vergebens waren, griffen er und Pipin, der nun wohl einsah, daß er nur für Lothar gearbeitet habe, zu den Waffen, um den Kaiser mit Gewalt aus Lothars Händen zu befreien. Dieser brachte den Kaiser und dessen Sohn Karl nach dem Kloster St. Denys bei Paris, er selbst aber floh nach Vienne in Südfrankreich, als er erfuhr, daß von allen Seiten Heereshaufen zur Befreiung des Kaisers herbeizögen. Dadurch wurde nun der Kaiser wieder sein eigner Herr; seine Freunde versammelten sich um ihn, und forderten ihn auf, sich die Krone wieder aufs Haupt zu setzen. Doch dies verwarf er, bis er sich mit der Kirche ausgesöhnt hätte. Die Bischöfe führten ihn daher in die Kirche von St. Denys, und zogen ihm die königlichen Kleider an. So abhängig war der schwache Mann von der Geistlichkeit! Pipin eilte nun zu ihm, und wurde sehr freundlich empfangen, erhielt auch Aquitanien zurück. Auch Lothar mußte sich endlich unterwerfen, Gehorsam versprechen, und sich mit Italien begnügen, und nun verzieh der gute alte Kaiser allen Leuten, die etwas gegen ihn verbrochen hatten. So schön das auch an sich war, so machte er sich doch dadurch lächerlich, weil er nicht zur rechten Zeit zu strafen verstand. In Aachen, wo er mit Ludwig dem Deutschen, dem er für seinen Antheil an seiner Befreiung herzlich dankte, zusammentraf, hatte er auch die Freude, seine Jutta wiederzufinden, und nun schien endlich der Friede und das Glück wieder bei ihm eingekehrt zu sein.

Man hätte glauben sollen, der Kaiser müßte endlich eingesehen haben, daß durch die Ländervertheilung nichts als Uneinigkeit entstände. Aber kaum fühlte er sich nur wieder etwas ruhig, so kam er auch schon — wohl auf Antrieb der schönen Jutta — mit einer neuen Ländertheilung zum Vorschein, damit sein Liebling Karl recht reichlich bedacht werden könnte. Er bestimmte diesem den ganzen nordöstlichen Theil des fränkischen Reichs bis an die untere Seine, also Alles, was von der unteren Seine östlich lag. Daß die andern Brüder darüber unzufrieden waren, braucht nicht erst gesagt zu werden; am meisten wurde dabei Ludwig der Deutsche beeinträchtigt, dem dadurch ein Theil seiner deutschen Völker entrissen wurde. Es wäre gleich zum Kriege gekommen, wenn nicht Pipin gerade zu rechter Zeit gestorben wäre. Nun hätte der Kaiser sein Land Karln geben können, und der Streit wäre ausgeglichen gewesen. Aber der alte Mann sollte nun einmal nichts als unkluge Maßregeln ergreifen; kurz er ließ sich von Jutta bereden, seinen Sohn Ludwig bloß auf Baiern zu beschränken, das ganze übrige Land aber unter Lothar und Karl den Kahlen zu theilen, und zwar so, daß die Gränzlinie über die Seealpen, den Genfer-See, den Jura und längs der Maas bis zur Nordsee hinlief. Was von dieser Linie östlich lag, Baiern ausgenommen, erhielt Lothar, das westliche Land aber Karl der Kahle. Dadurch wurden die beiden Söhne Pipins von der Nachfolge ausgeschlossen. Besonders aber fühlte sich Ludwig der Deutsche durch die ungleiche Theilung tief gekränkt. Er hatte es mit seinem Vater immer noch am besten gemeint, und ihn noch erst kürzlich aus den Händen Lothars befreit, und nun sollte er dafür den anderen nachstehen, und mit Baiern sich abfinden lassen. Darum griff er zu den Waffen, konnte aber nichts ausrichten. Während dieses Krieges wurde der Kaiser Ludwig krank. Er ließ sich auf einer Rheininsel unterhalb Mainz

einige Zelte aufschlagen, und erwartete den Tod. Allen seinen Feinden, nur seinem Sohne Ludwig nicht, vergab er, und theilte seine Schätze unter die beiden andern aus. Auf jenen schien der sonst so sanfte Mann einen unversöhnlichen Haß geworfen zu haben, weil er seinem Lieblingsplane, der Theilung seines Reichs, entgegengetreten war. Erst nach vielem Zureden seines Beichtvaters Drogo, Erzbischofs von Metz, gab er nach. „Gut!" sprach er, „es sei! Weil der Verbrecher, der mir so viel zu Leide gethan hat, nicht selbst kommen kann, so will ich das Meinige thun, und ihm vor Gott und Euch alle Beleidigungen verzeihen, die er mir zugefügt hat. Aber sagt ihm, er solle nicht vergessen, daß er die grauen Haare seines alten Vaters, der ihm so oft vergeben hatte, mit Schmerzen in das Grab gebracht habe."

Gleich darauf starb der Kaiser, 63 Jahre alt, 840, und alsbald begann der Streit unter den drei feindseligen Brüdern. Am eigennützigsten zeigte sich dabei der hinterlistige Lothar. Er wollte das ganze Reich an sich reißen. Dafür mußte er auch unterliegen. Denn Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle traten zusammen, und trafen den Lothar 841 bei Fontenay (im Herzogthum Burgund). Die Schlacht war so blutig, daß 40,000 Streiter hier ihren Tod gefunden haben sollen. Lothar floh, aber die beiden andern Brüder verfolgten ihn nicht, sondern schlossen in Straßburg ein neues, festeres Bündniß. Die Eidesformeln sind uns noch übrig geblieben, und zeigen uns, wie sehr die damalige altfranzösische und die deutsche Sprache von den jetzigen abweichen. Karl schwur in deutscher, und Ludwig in aquitanischer Sprache. Ihre Worte lauten:

Ludwig: Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament! dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvara jeo cist meon fradre Karlo, et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum hom per dreit son fradre salvar dist, in o quid il mi altre si faset, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Karl: In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnisi: fon desemo dage frammordes, so fram so mir God gewizci indi madh furgibit, so hald ih desan minan bruodher soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu thaz er mig so sama duo. Ind i mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werdhen.

Der Sinn beider Eidesformeln ist derselbe, nämlich: „Bei der Liebe Gottes, und bei des christlichen Volkes und unserem gemeinschaftlichen Heile! Von diesem Tage an will ich, so weit mir Gott Willen und Kraft verleihet, diesem meinen Bruder (Karl, Ludwig) treu und bereit sein, sowohl zur Hülfe als in jeglicher Sache, so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder treu und bereit sein soll, wenn er gegen mich auf dieselbe Weise handelt. Und mit Lothar will ich mich in keine Verhandlung einlassen, welche mit meinem Willen meinem Bruder zum Schaden gereichte."

Noch einmal versuchte Lothar sein Waffenglück; aber es wollte ihm nicht gelingen, und nun mußte er froh sein, daß seine Brüder noch bereit waren, mit ihm zu theilen. Alle Drei schlossen den berühmten Vertrag von Verdun 843 im August, durch welchen das ganze Reich in drei von einander

unabhängige Reiche getheilt wurde: Italien, Deutschland und Frankreich. Lothar wurde Kaiser, und erhielt außer Italien noch einen Strich Landes, der westlich vom Rhein und Alpen bis zur Schelde, Maas und Rhone, von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere hinlief. Ein Theil davon wird noch von ihm Lothringen genannt. Ludwig der Deutsche bekam Ostfranken, d. h. alles östlich von Lothringen liegende fränkische Land, dazu Mainz, Speier und Worms; und Karl der Kahle Westfranken, d. h. den übrigen Theil des heutigen Frankreichs, und Spanien bis an den Ebro. Dieser Vertrag wird mit Recht höchst wichtig genannt, weil dadurch Ostfranken oder, wie es allmählig genannt wurde, Deutschland ein besonderes, von Italien und Frankreich unabhängiges Reich wurde.

Auf Lothars Regierung ruhte kein Segen. Wie konnte es auch anders sein, da er alle Kindes- und Bruderpflichten verletzt hatte? Zwölf Jahre darauf, 855, starb er im Kloster Prüm*), wohin er sich sechs Tage vor seinem Tode, von Gewissensangst getrieben, als Mönch begeben hatte, und sein Stamm erlosch 875, ob er gleich drei Söhne (Ludwig II., Kaiser und in Italien, Lothar II. in Lotharingien, und Karl in Burgund, alle ohne Erben) hinterlassen hatte. Diese Länder wurden nun vertheilt. Zu Deutschland kam der Theil von Lothringen östlich vom Rhein; das Uebrige fiel meist an Karl den Kahlen, der auch die Kaiserwürde erhielt. Aber auch dessen Regierung, 840—877, war nicht glücklich. Ein räuberisches Volk, die Normänner, die aus Dänemark, Norwegen und Schweden kamen, landeten fast jedes Jahr an der französischen Küste, und verwüsteten das Land. Dazu kam, daß die französischen Großen immer mächtiger und übermüthiger wurden, und dem Könige Gesetze vorzuschreiben anfingen. Um sie in Ruhe zu erhalten, mußte Karl ihnen große Vorrechte einräumen, z. B. daß die großen, ihnen verliehenen Besitzungen erblich sein sollten, ja daß sie selbst dem Könige, wenn er Ungerechtes von ihnen verlangen würde, sich mit Gewalt widersetzen dürften. Daher war es kein Wunder, daß Karls Nachkommen immer ohnmächtiger wurden, und dies um so mehr, da kein einziger großer Mann unter ihnen war. Ein paar mächtige Große, Graf Boso von Provence, Karls des Kahlen Schwager, und Herzog Rudolph, der seine Besitzungen in der Schweiz hatte, machten sich gar unabhängig, und errichteten zwei neue Reiche aus solchen Provinzen, die nach der Theilung von Lothringen zu Frankreich gehört hatten. Boso stiftete (879) das transjuranische Reich oder Niederburgund, welches aus dem südöstlichen Frankreich bestand, und Rudolph (888) das cisjuranische Reich oder Hochburgund, d. i. Helvetien und von Frankreich das Land auf beiden Seiten des Jura. Beide wurden späterhin, 930, vereinigt, und hießen nun das Königreich Arelat, von der Hauptstadt Arles. Den Karolingern blieb zuletzt fast nichts mehr übrig, und ihren Befehlen gehorchte man nur so weit, als man wollte. Dazu kamen die Verheerungen der französischen Küsten durch die Normänner, die mit ihren flachen Schiffen sogar die Ströme aufwärts segelnd in das Innere eindrangen, und Städte und Klöster furchtbar verwüsteten, bis Karls des Kahlen elender Enkel, Karl der Einfältige (ein Sohn Ludwigs des

*) Ein berühmtes Kloster in der preußischen Rheinprovinz, nördlich von Trier.

Stammlers), 911 dem tapfern Führer der Normänner, Rollo, den Küstenstrich, der davon die Normandie genannt wurde, einräumte. Als endlich der letzte König aus diesem Hause, Ludwig der Faule, 987 starb, machte sich Hugo Capet, der mächtige Graf von Paris, zum Könige von Frankreich. Seine Nachkommen heißen Capetinger.

In Deutschland ging es ungefähr ebenso, nur daß es hier mit den Karolingern noch früher ein Ende hatte. Auch hier wurden die Küsten der Nordsee öfters von den Normännern verheert, welche Menschen und Güter fortschleppten, und bis Hamburg vordrangen, wo Ludwig der Fromme ein Erzbisthum durch den (heiligen) Anscharius gegründet hatte. Sie zerstörten die Stadt, und gaben dadurch Veranlassung, daß der Bischofssitz nach Bremen verlegt wurde. Anscharius, Erzbischof von Hamburg, vertheidigte sich eine Zeitlang; da dies aber keinen Erfolg hatte, rettete er seine Heiligthümer, und überließ die Stadt der Plünderung. Karl der Große hatte seine Provinzen durch Grafen verwalten lassen. Ludwig der Deutsche ernannte mehrere von ihnen zu Herzögen, weil es rathsam war, daß die, welche die eindringenden Nachbarn zurückhalten mußten, größeres Ansehen hätten. Aber dennoch konnten sie dem Andrange der Normänner, Wenden und Ungarn nicht wehren, und wer es daher irgend vermochte, baute sich eine feste Burg auf einem Berge, so daß es in Deutschland bald eine Menge großer und kleiner Herren gab, die den Anfällen der Feinde, aber auch den Befehlen des Königs trotzen konnten. Dieser konnte sie bei seinen beständigen Kriegen nicht entbehren, und mußte ihren Beistand durch immer größere Bewilligungen erkaufen. Besonders war das unter den schwachen Nachkommen Ludwigs des Deutschen der Fall. Dabei aber litt das Volk am meisten. Der nicht-adeligen Freien wurden immer weniger, so daß das ganze Volk zuletzt fast nur aus gedrückten Leibeigenen und aus übermüthigen Edelleuten bestand. Der beste Theil eines Volks, der gebildete und fleißige Mittelstand, fehlte fast ganz. Ludwig der Deutsche (840—876) hinterließ drei Söhne: Ludwig den Jüngeren, Karlmann und Karl den Dicken. Die 3 Brüder theilten sich in das Reich in Sualifeld an der Altmühl. Ludwig erhielt Franken, Thüringen, Sachsen, Friesland; Karlmann: Baiern, Oestreich, Kärnthen, Böhmen und Mähren; Karl der Dicke: Schwaben (Alemannien). Da die beiden ersten bald starben, so erbte Karl der Dicke ganz Deutschland. Aber noch größeres Glück war ihm beschieden, ein so unfähiger Herrscher er auch war. Nach dem Tode des letzten Sohnes Lothars hatte zwar der damals noch lebende Karl der Kahle die Kaiserkrone an sich gerissen; aber da dieser bald darauf (877) starb, so krönte der Papst (Johann VIII.) Karl den Dicken als Kaiser, und lud ihn ein, von Italien Besitz zu nehmen. Und da die Großen in Frankreich (844) Karl den Dicken zu ihrem Könige wählten, weil der nachherige Karl der Einfältige erst 5 Jahre alt war, so vereinigte Karl der Dicke das ganze Reich Karls des Großen wieder unter seinem Scepter. Aber es fehlte ihm jede Herrscherkraft, und da er den Normännern, statt sie tapfer anzugreifen, erst in Deutschland, später in Frankreich, den Frieden abkaufte, den sie nicht einmal hielten, so gerieth er in immer tiefere Verachtung. Endlich brach der Sturm gegen ihn in Deutschland los. Sein Erzkanzler Liutward, Bischof von Vercelli, der bisher sein ganzes Vertrauen besessen hatte, aber in Un-

gnade gefallen und seiner Würde entsetzt war, begab sich zu seinem Freunde, Herzog Arnulf von Kärnthen, einem Stiefsohne jenes Karlmanns, der ein Sohn Ludwigs des Deutschen gewesen, und forderte ihn, um sich zu rächen, auf, sich um die deutsche Krone zu bewerben, und Karl den Dicken zu stürzen. Arnulf sammelte ein Heer von Baiern und Alemannen, das ihn zum König ausrief, und da dies im übrigen Deutschland bekannt wurde, verließen fast alle Große den Kaiser, der sie vergebens nach Tribur entboten hatte, um sich dort zum Heereszug um ihn zu sammeln, und wandten sich zu Arnulf, dem Karl nun in seiner Herzensangst die deutsche Krone übersandte. In Deutschland (in Tribur) 887 entsetzt, in Frankreich und Italien verachtet, zog er sich auf die Güter zurück, die ihm sein Gegner in Alemannien angewiesen hatte, und hier starb er schon zwei Monate nach seiner Entsetzung 888, vor Verdruß oder vielleicht auf gewaltsame Weise.

Arnulf von Kärnthen, 887—899, war ein tüchtiger Mann, und den unruhigen Zeiten gewachsen. Italien aber erhielt er nicht, so wenig als Frankreich; denn dort maßte sich Berengar, Herzog in Friaul, die Gewalt an, und hier wurde Karl der Einfältige, Karls des Kahlen Enkel, als König anerkannt. Regensburg war Arnulfs Residenz. Seine wichtigsten Thaten sind die Besiegung der Normänner und die des Fürsten von Mähren Zwentibald. Die Normänner waren wieder bis Aachen gekommen, und hatten solchen Schrecken verbreitet, daß sich Keiner mehr gegen sie wagte. Da erschien Arnulf an der Spitze der Franken, die ihm allein gefolgt waren, griff die unweit Löwen hinter der Dyle verschanzten Normänner an, erstürmte ihr Lager, und tödtete ihrer so viele, daß nur wenige entkamen (891). Dieser Zug ist auch darum merkwürdig, weil hier zum ersten Male die deutschen Krieger zu Pferde erschienen, während sie sonst zu Fuß gedient hatten. Im folgenden Jahre kamen die Normänner wieder, und drangen bis Bonne und bis zur Abtei Prüm vor, Alles mit Raub und Mord erfüllend. Ein gegen sie geschicktes Heer richtete nichts aus; aber sie zogen, mit Beute beladen, von selbst ab, und kamen nicht wieder, vielleicht aus Furcht vor dem Sieger bei Löwen. Dann zog Arnulf gegen Zwentibald, einen unruhigen, kriegerischen Slaven-Fürsten, der das große mährische Reich beherrschte, das außer dem eigentlichen Mähren auch das nordwestliche Ungarn und ganz Böhmen in sich faßte. Er war ein gefährlicher und feindseliger Nachbar für die Deutschen, denn er wußte, daß Arnulf sich Mähren unterwerfen wollte. Obgleich Arnulf, damals durch andre Dinge beschäftigt, gern Frieden gehabt hätte, wurde er doch durch den wilden, die Deutschen bitter hassenden Zwentibald zum Kriege gezwungen. Um sicherer zu gehen, bewog Arnulf die seit Kurzem unter Herzog Arpad aus den Steppen am Ural und der Wolga nach Ungarn eingewanderten Magyaren (Ungern) von Osten her das mährische Reich anzugreifen, während er von Westen her eindrang (892). Mähren wurde furchtbar verwüstet, und Zwentibalds Macht gebrochen; aber den Magyaren war durch jenes Bündniß der Weg nach Deutschland gezeigt, und so ihnen der erste Anstoß zu den verheerenden Zügen gegeben, welche sie von nun an öfters dahin unternahmen. Zwentibald starb während des Kriegs, und unter seinen Söhnen zerfiel das mächtige mährische Reich. Es wurde theils von den Ungern und Polen in Besitz genommen, theils, aber erst

später, zu einer Markgrafschaft erhoben, nämlich das jetzige Mähren. Auch nach Italien unternahm Arnulf einen Zug, um Berengar von Friaul gegen seinen Gegner Wido oder Guido von Spoleto, der ihm die Krone von Italien streitig machte, zu beschützen. Bei dieser Gelegenheit wurde er in Rom vom Papste als Kaiser gekrönt. Bald nach seiner Rückkehr starb er 899 in Regensburg.

Arnulfs sechsjähriger Sohn, Ludwig das Kind 899—911, wurde trotz seines zarten Alters als König der Deutschen anerkannt, die Leitung der öffentlichen Geschäfte aber führten der Erzbischof Hatto von Mainz und der Herzog von Sachsen, Otto der Erlauchte. Seine Regierung fiel in eine unglückliche Zeit, wo die Ordnung in Deutschland aufgelöst war, Jeder an sich riß, was er konnte, und die Ungern verwüstende Einfälle in Oesterreich und Baiern, Thüringen und Sachsen unternahmen. Ludwig starb, noch nicht 18 Jahre alt, und mit ihm erlosch 911 das einst so mächtige, zuletzt entartete Haus der Karolinger in Deutschland. Die Deutschen wählten nun unter den Herzögen einen neuen König, den tapfern Conrad, Herzog von Franken.

Noch verwirrter ging es in Italien zu. Es ist schon gesagt worden, daß Lothars Stamm 875 ausstarb, und daß Italien zunächst an Karl den Kahlen fiel. Nach seinem Tode hießen Karlmann, Ludwigs des Deutschen Sohn, und sein Bruder Karl der Dicke eine Zeit lang Könige von Italien. Dann kämpften der deutsche König Arnulf, die mächtigen Herzoge Guido von Spoleto, Berengar von Friaul und die Könige von Burgund um Italien und die Kaiserkrone, und bald herrschte der Eine, bald der Andere. Diese fortwährenden Kriege brachten vieles Elend über das Land. Die Großen und die Bischöfe unterdrückten das arme Volk, welches kaum das Leben fristen konnte. Doch nicht lange, so zeigte sich, besonders in Oberitalien, eine schöne Erscheinung. Die Städte umgaben sich mit Mauern, um vor den Räubereien der Ungern, die öfters Einfälle machten, und der kriegführenden Parteien sicher zu sein, und ihre Bürger wurden kriegerisch. Dadurch bekamen sie das Gefühl ihrer Wichtigkeit, und es entstand die Begierde, sich von ihren Zwingern unabhängig zu machen. Dazu kam, daß sie durch ausgebreiteten Handel recht wohlhabend wurden; der Reichthum aber vermehrte ihr Selbstgefühl und ihre Wichtigkeit. Zuletzt bildete fast jede Stadt einen besonderen kleinen Staat mit eigenen Gesetzen und Magistratspersonen, und selbst die Adeligen hielten es für eine Ehre, Bürger einer solchen Stadt zu sein.

40. Conrad I. — Heinrich der Vogler. — Otto der Große.

(Conrad I. 911—918. Heinrich der Vogler 918—936. Vereinigung Lothringens mit Deutschland. Einfälle der Magyaren oder Ungern. Kriege gegen die Heveller, Daleminzier, Böhmen und Dänen. Die Marken Schleßwig, Nordsachsen und Meißen. Schlacht bei Merseburg 933. Städtebau und Bürgerstand. Otto I. 936—973. Krieg gegen Boleslaus den Bösen. Hermann Billung. Empörungen der Herzöge. Graf Gero. Bisthümer in Havelberg, Brandenburg, Schleßwig, Ripen und Aarhuus. Erwerbung des Königreichs Italien 951. Conrad von Worms, Ludolf von Schwaben und Pfalzgraf Arnulf gegen den Kaiser. Einfälle der Ungern 954 und 955. Schlacht auf dem Lechfelde 955. Römerzug 962. Erzbisthum Magdeburg. Tod des Kaisers.)

Die deutsche Königskrone war im Geschlecht der Karolinger durch Erbrecht auf den Nachfolger übergegangen; von da ab geschah der Antritt der

Herrschaft durch Wahl, die jedoch gewöhnlich bei dem erwählten Stamme blieb. Als Ludwig das Kind, der letzte Karolinger in Deutschland, 911 gestorben war, traten die Abgesandten der deutschen Stämme zusammen (Sachsen und Friesen, Thüringer und Franken, Baiern, Schwaben, Lothringer), um einen neuen König zu wählen. Sie nahmen jedoch Rücksicht auf die Verwandtschaft mit dem erloschenen Königsgeschlechte, was bei den Baiern, Sachsen und Franken der Fall war, und hielten den Herzog von Sachsen, Otto den Erlauchten, für den würdigsten. Der Mann lehnte aber die Würde ab, weil er zu alt sei, und empfahl ihnen den Herzog von Franken,

Conrad I., der auch wirklich anerkannt wurde. Er war ein tapferer und tugendhafter Mann, regierte aber zu kurze Zeit, nur 7 Jahre, 911—918, um Deutschland recht aufzuhelfen. Aber was er vermochte, das that er redlich. Unter allen deutschen Herzögen war der reichste und mächtigste Heinrich von Sachsen, ein Sohn Otto's des Erlauchten, dem er 912 gefolgt war. So viel auch Conrad dem Vater zu danken hatte, so hinderte ihn das nicht, die Macht des Sohnes, der außer Sachsen auch Thüringen beherrschte, zu beschränken, weil des Reiches Wohlfahrt das so verlangte. Aber die treuen Sachsen standen ihrem Herzoge redlich bei, und ließen ihn nicht sinken. Zuletzt vertrugen sich beide Männer, und wenn sie sich auch nicht lieben konnten, so schieden sie wenigstens mit Achtung von einander. — Als Conrad in Weilburg auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen. Jeder glaubte, er werde ihn den deutschen Herzögen zum Nachfolger empfehlen; aber Conrad hielt ihn dazu nicht für geschickt, und dachte rechtschaffen genug, das Wohl des Reichs der Sorge für seine Familie vorzuziehen. Daher sprach er zu ihm: „Ich fühle, lieber Bruder, daß mein Leben zu Ende geht; deshalb sorge, wie es dir gebührt, für das Reich der Franken. Allerdings haben wir noch Heere zu unserem Befehle; wir haben Städte und Waffen; wir haben die königlichen Kleinodien und Alles, was die königliche Würde erfordert. Nur das Glück fehlt uns. Dieses ist auf Heinrich von Sachsen übergegangen. Darum nimm diese Kleinodien-Lanze, goldene Armspangen, Purpurmantel, Schwert und Krone der alten Könige, gehe damit zu Heinrich, und mache Frieden mit ihm, damit du ihn dein Leben lang zum Verbündeten habest. Denn er ist bestimmt, der König vieler Völker zu sein." Bald darauf starb er.

Als Eberhard mit den Kleinodien zu Heinrich kam, fand er ihn gerade beim Vogelfang in der Nähe von Quedlinburg. Darum bekam

Heinrich I. den Namen des Voglers oder Finklers, 918—936. Die Sachsen und die Franken erkannten ihn in Fritzlar in Hessen, wo die Versammlung gehalten wurde, an. Er war ein gar wackerer Mann, tapfer, edelmüthig, rastlos und voll Gottvertrauen, dabei verständig und weise. Die dargebotene Salbung durch den Erzbischof von Mainz lehnte er in Bescheidenheit und kräftiger Selbstständigkeit ab. Alle freuten sich über seine Wahl; nur zwei Herzöge versagten ihm den Gehorsam: Burkhard von Schwaben und Arnulf der Böse von Baiern, ein Stiefsohn Conrads I. Aber wer konnte dem mächtigen Heinrich widerstehen? Rasch ging er auf Burkhard los, und zwang ihn zur Unterwerfung; dann zog er gegen Arnulf, belagerte ihn in Regensburg, bewog ihn zu einer Zusammenkunft, und hier wußte er

den trotzigen Mann durch Vorstellungen und Drohungen so geschmeidig zu machen, daß er ihn als seinen Herrn erkannte. So wußte der kluge Heinrich die Feinde der Ruhe bald durch Gewalt, bald durch Güte zu gewinnen. Auch Lothringen, welches nach den Karolingern zu Frankreich gezogen worden war, vereinigte er wieder mit Deutschland; denn die Lothringer hatten ein deutsches Herz behalten, hatten die Falschheit der Franzosen und die Elendigkeit Karls des Einfältigen erkannt, und sehnten sich nach Deutschland zurück. Heinrich entriß das Land dem ohnmächtigen Könige von Frankreich, Karl dem Einfältigen, leicht, und gab dem Herzoge Giselbert von Lothringen seine Tochter zur Frau, um sich seiner Treue zu versichern.

Es ist schon gesagt worden, daß damals Deutschland, Italien, ja selbst zuweilen Frankreich von den Einfällen der Ungern zu leiden hatten. Fast jedes Jahr erschien bald in diesem, bald in jenem Lande ein großer Haufen dieser Räuber auf leichten, raschen Pferden. Sie mordeten die Männer, trieben die Weiber und Kinder mit sich fort, um sie daheim als Sclaven zu gebrauchen, plünderten das Land und alle offene Oerter aus, und wenn dann die Bewaffneten zu ihrer Vertreibung herbeieilten, waren sie schon wieder weiter gezogen. Denn sie verschwanden eben so schnell wieder, als sie erschienen waren. Dabei waren sie von so übermäßiger Wildheit, daß man sie nicht selten auf den Leichen ihrer erschlagenen Feinde sitzen und ihre Mahlzeiten halten sah; ja sie tranken einander von dem Blute ihrer Feinde zu. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Erzählungen ihrer Grausamkeit.

Diese Unmenschen erschienen nun auch in Sachsen und verwüsteten das Land entsetzlich, während Heinrich in Lothringen war. Im folgenden Jahre (925) kamen sie wieder, und zwar ein Haufen nach Süddeutschland, bis St. Gallen und bis zum Elsaß, während ein anderer nach Sachsen zog. Heinrich war nicht gerüstet, und mußte sich nach einer Festung, in der Gegend von Hildesheim, Werla, zurückziehen, während sie nach gewohnter Weise fürchterlich hausten, mordeten, sengten, brennten, die Weiber raubten, sie mit den Haaren an einander banden, und mit langen Peitschen vor sich hertrieben, und andere Grausamkeiten begingen. Gern wäre Heinrich ihnen entgegen gezogen; aber seine Deutschen wollten nicht heran. Zum Glück gelang es einer seiner Streifparteien, einen vornehmen ungerschen Anführer gefangen zu nehmen, und da die Ungern um seine Loslassung baten, gab ihn Heinrich nur unter der Bedingung frei, daß sie einen neunjährigen Waffenstillstand versprächen, wogegen ihnen Heinrich einen jährlichen Tribut zusagte. So zogen sie ab.

Diese neun Jahre nun benutzte Heinrich ganz trefflich, sich in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Die Deutschen hatten damals nur wenige feste Oerter; die meisten waren offen, und Städte gab es überhaupt nur wenige. Da nun Heinrich wußte, daß die Ungern vor den festen Oertern sich nicht aufzuhalten pflegten, so ließ er Ortschaften in Sachsen und Thüringen mit hohen Mauern umgeben, und legte viele neue an. Damit nun aber die neuen Städte auch Einwohner und Besatzung hätten, so hob er aus den freien Bewohnern des Landes den neunten Mann heraus. Dieser mußte in der Stadt wohnen (Burgbewohner, Bürger), und eine Wohnung für die acht anderen bereit halten, damit diese, wenn die Ungern wiederkämen, einen

Zufluchtsort hätten. Dagegen mußten ihn die Landbewohner unterhalten, überhaupt den dritten Theil der Feldfrüchte in die festen Plätze liefern. — Ferner gewöhnte er seine Deutschen an Ordnung und Zucht. Bisher hatten Viele, selbst Edelleute, von Raub und Mord gelebt. Nun wurde das anders. Heinrich wies den Leuten Ländereien an, um sie zum Fleiße zu gewöhnen; dann gab er ihnen Waffen in die Hand, und übte sie zum Kriege. An Leibesstärke und kriegerischem Muthe hatte es wohl den Deutschen nie gefehlt; aber ihre Waffen waren zu schwer, und wenn es zur Schlacht kam, lief der Eine vor, der Andere blieb zurück, wie einen Jeden der Muth trieb. Das mußte anders werden, wenn sie nicht von den Nachbarn besiegt werden sollten. Darum gab er ihnen Waffen, gewöhnte sie in Reihe und Glied zu fechten, und da die Ungern als gewandte Reiter besonders gefährlich waren, so mußten sich auch die Deutschen im Reiterdienste üben. Auch führte er Ritterspiele ein, die man zwar schon früher gekannt hatte, die durch ihn aber allgemeiner wurden. Er selbst that es dabei Andern zuvor, und sein Beispiel wirkte so, daß die deutschen Edelleute bald kein größeres Vergnügen kannten, als dergleichen Waffenspiele anzustellen.

Damit sie aber auch, noch ehe die neun Jahre um wären, gegen den Feind kämpfen lernten, so führte er sie in den Krieg gegen die wendischen Nationen, die in der jetzigen Mark, in der Lausitz, in Böhmen u. s. w. wohnten. Zuerst nahm er den Hevellern, die an der Havel wohnten, Brandenburg (Brennibor) weg, 928, und drang bis an die Oder vor. Dann ging es gegen die Daleminzier im Meißnischen, und als auch diese gezüchtigt waren, brach er in Böhmen ein, und drang selbst bis Prag vor. Auch gegen die Dänen oder Normannen (deren König Gorm der Alte hieß) unternahm er einen Zug, weil sie öfters Einfälle in Sachsen gemacht hatten. Um vor allen diesen Nachbarn künftig sicher zu sein, nahm er ihnen einen ganzen Strich Landes weg, der bisher im Norden und Osten an das Gebiet der Deutschen gegränzt hatte. Aus diesen Ländereien bildete er Markgrafschaften, d. i. Gränzländer, die dem dahinter liegenden Sachsen und Thüringen zur Vormauer dienen sollten. So entstand gegen die Dänen die Mark Schleßwig jenseit der Eyder, gegen die Daleminzier die Markgrafschaft Meißen, aus welcher das jetzige Sachsen nachmals entstanden ist. Auf einem schön gelegenen Berge an der Elbe ließ er das Schloß Meißen erbauen, dessen ehrwürdige alte Mauern noch jetzt an die graue Vorzeit erinnern. Gegen die Wenden aber jenseit der Havel wurde die Markgrafschaft Nordsachsen oder die wendische Mark, die nachherige Altmark, errichtet, aus welcher die Mark Brandenburg hervorgegangen ist.

Während dieser Waffenübungen der Deutschen in Scherz und Ernst waren die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungern verflossen. Heinrich versammelte seine Sachsen, trat unter sie und sprach: „Jetzt ist das Reich beruhigt; nur die Ungern sind noch unbezwungen. Bisher habe ich euch besteuern müssen, um diesen Feind zu bereichern; nun muß ich gar Kirchen und Geistlichkeit berauben, um ihrer Raubsucht zu genügen, bis uns zuletzt nichts als das nackte Leben übrig bleibt. Wollt ihr nun, daß ich den Gott geweihten Schatz angreife und den Feinden der Christenheit gebe, oder ihn lieber zur Ehre Gottes anwende?" Da rief das Volk mit lauter Stimme:

„Das Geld werde dem heiligen Gotte geweiht!" Zugleich hob es seine Hände gen Himmel, und versprach dem Könige thätige Hülfe. Jetzt kamen die Gesandten der Ungern und begehrten aufs Neue die versprochenen Geschenke. Aber Heinrich ließ ihnen zum Hohn einen räudigen Hund reichen, dem die Ohren und der Schwanz abgeschnitten war; wollten sie einen andern Zins, sagte er, so möchten sie ihn mit den Schwertern holen. Da zogen die Gesandten mit drohenden Worten ab.

Im Frühjahre 933 zog ein unabsehbarer Haufe von Ungern racheschnaubend durch Böhmen, über das Erzgebirge, und brach in Thüringen und Sachsen ein. Was fliehen konnte, floh. Die Zurückgebliebenen wurden ermordet, die Weiber und Kinder gefangen fortgeschleppt, das offne Land verwüstet, die Saat zertreten, die Ortschaften verbrannt. Der Haufen theilte sich; der kleinere wandte sich gen Sondershausen oder Eisenach, und wurde hier von den Deutschen gänzlich aufgerieben. Der größere Haufen rückte an dem linken Elbufer vor Merseburg, weil die Sage ging, daß hier ein Schatz aufbewahrt würde. Eilig sammelte Heinrich seine Mannen im Braunschweigschen, und stürmte herbei. Südlich von Merseburg ist ein Berg; auf diesem lagerte er sich, während die Ungern unten im Blachfeld im Lager standen. Sie zündeten große Feuer an, ein Zeichen für die Zerstreuten, sich zu sammeln zur Schlacht. Drei Tage nach einander stieg Heinrich hinab in die Ebene, ohne anzugreifen, damit seine Krieger sich an den Anblick der wilden Ungern gewöhnen möchten. Der vierte Tag war von ihm zur Schlacht bestimmt. Jetzt ordnete er seine Mannen, eilte von einer Schlachtreihe zur andern, und sprach ihnen Muth ein. „Vertraut auf die Hülfe des mächtigen Gottes. Dort steht der Feind. Laut ruft das Vaterland um Rache. Der Feind ist wild, aber männlicher Muth wird ihn besiegen." Vertrauensvoll blickten ihm die Krieger in das begeisterte Antlitz, und schauten empor zu dem Bilde des Erzengels Michael auf der hochflatternden Reichsfahne. Nun zogen die Deutschen hinab. Als Heinrich dem Feinde nahe war, ließ er halten. Noch einmal betete er zu Gott um Kraft und Sieg, das ganze Heer mit ihm. Dann schwang er das Schwert, der Kampf begann. In dem Augenblick stürzte ein Reiterhaufen, den Heinrich Tags vorher, dem Feinde verborgen, in einen Hinterhalt gelegt hatte, hervor in die Seite der feindlichen Linie. Die Ungern, an jeder Rettung verzweifelnd, warfen sich in die schleunige Flucht, daß die nachjagenden Deutschen sie kaum einzuholen vermochten. Tausende von ihnen wurden auf dem Schlachtfelde erschlagen — noch heute sieht man die Hügel, unter denen ihre Gebeine modern, Hunnengräber genannt; — Andere fanden ihren Tod auf der Flucht. In dem verlassenen Lager fand man — o Freude! — die ganze Schaar der zusammengebundenen deutschen Frauen und Kinder, die nun, Gott preisend, den Ihrigen zurückgegeben wurden. Heinrich zog nach Merseburg zurück, sang hier mit gerührtem Herzen das Tedeum, und befahl, das Andenken an die Ungernschlacht durch ein Gemälde zu verewigen, welches im Schlosse aufgehängt wurde.

Drei Jahre darauf starb der wackere Heinrich, 60 Jahre alt, in Memleben, 936. Die Stelle, wo seine und seiner Frau Gebeine ruhen, wird noch in Quedlinburg in der Schloßkirche gezeigt. Von ihm ist noch ganz

besonders zu rühmen, daß er durch die erwähnte Anlage fester Plätze der Stifter des Bürgerstandes geworden ist. Die meisten gemeinen Freien waren zu seiner Zeit ausgestorben; es gab fast nichts als Edelleute und Knechte, und während jene ihre Zeit mit Trinken, Jagen, Rauben, höchstens mit Ritterspielen und Kriegen hinbrachten, mußten diese den Acker bebauen, und die nöthigsten Handwerke treiben. Da kam Heinrich, und erbaute Städte. Er munterte die Leute auf, sich in ihnen niederzulassen, verlieh ihnen Freiheiten und Vorrechte, und verordnete, daß alle Jahrmärkte, Kirchmessen, Versammlungen und Gerichtshandlungen in den Städten gehalten werden sollten. So bildete sich ein neuer Stand, der Bürgerstand. Die Bürger legten sich nun auf Künste und Handwerke, vervollkommneten ihre Arbeiten, und da sie bald stärkeren Absatz fanden, wurden sie wohlhabend. Auch gab ihnen Heinrich Waffen, die Stadtmauern gegen die eindringenden Feinde selbst zu vertheidigen. Dadurch bekamen die sonst so niedergedrückten Leute gemeinsame Vaterlandsliebe; sie lernten sich fühlen; der Trieb der Ehre entwickelte sich in ihnen, der, wenn er nicht in Hochmuth ausartet, den Menschen vor vielen Lastern bewahrt. Seit dieser Zeit waren die Bürger Deutschlands so kriegerisch, daß oft die Feinde bloß durch ihre Tapferkeit mit blutigen Köpfen von den Städten, die sie angriffen, zurückgewiesen wurden. Eine schwache Spur dieser Bürgerbewaffnungen sind noch die Schützencompagnien und das Königsschießen in unsern Städten.

Heinrich konnte ruhig sterben; denn die Herzöge hatten ihm versprochen, seinen ältesten Sohn

Otto I., 936—973, zum Könige zu wählen. Das geschah nun auf eine feierliche Weise in Aachen. Der Erzbischof von Mainz vollzog die Salbung, und zum erstenmale verwalteten die angesehensten Reichsfürsten (Lothringen, Franken, Schwaben, Baiern) ihr Reichsamt bei dem Krönungsfeste. Otto verdiente es auch, König zu sein. Denn was sein großer Vater begonnen hatte, setzte er herrlich fort, so daß es diesen beiden großen Königen vornehmlich zu verdanken war, daß unser Deutschland, welches noch kurz vorher durch Zwietracht der Fürsten und durch die Angriffe der benachbarten Völker am Rande des Unterganges stand, nun wie verjüngt erschien, und die Achtung selbst des Auslandes genoß. Auch äußerlich war Otto wie zum Herrscher gemacht. Er war ein schöner, wohlgebauter Mann, von starker Leibeskraft, unermüdlich in Allem, was er vornahm, schrecklich in der Schlacht, mild und gütig gegen den Feind, der ihn um Vergebung bat, und mit Vergnügen schaute man ihm in das strahlende Auge, welches von schönen, blonden Locken umflattert wurde. Sein Wille war stark und fest darauf gerichtet, das Reich zusammen zu halten und die Kaisergewalt in allen Herzogthümern zu rechter Geltung zu bringen. Darum dämpfte er gern die Macht der Herzöge durch den Glanz seiner Hoflager in allen deutschen Landen; darum gab er auch erledigte Herzogthümer an Söhne oder an Männer von erprobter Ergebenheit.

Darin hat seine Regierung mit der Karls des Großen Aehnlichkeit, daß auch er fast die ganze Zeit hindurch das Schwert nicht in die Scheide stecken durfte. Bald mußte er Empörungen deutscher Herzöge dämpfen, bald gegen unruhige Nachbarn zu Felde ziehen. Seine Kriege können hier nicht alle erzählt werden. Sein erster Krieg war mit dem Herzoge von Böhmen, Boles=

laus dem Bösen, der, dem Heidenthume zugethan, seinen jüngeren Bruder, den zum Christenthum gewandten Wenzel (den nachherigen heiligen Wenzeslaus) 936 ermordet hatte. Er drang in Böhmen ein, und übergab die Anführung einem tapfern Sachsen, dem Hermann Billung. Der Kampf war hartnäckig und dauerte mehrere Jahre, bis endlich Boleslaus einen Vergleich einging, zufolge dessen er ein Christ wurde, und die Oberherrschaft des deutschen Königs anerkannte. Hermann Billung erhielt das Herzogthum Sachsen, weil es dem Könige Otto nicht schicklich schien, daß er als König der Deutschen ein einzelnes Herzogthum besitze. Dieser Hermann ist der Stammvater der heutigen Könige von England und Hannover.

So freigebig auch Otto unter seine Verwandten Herzogthümer und Bisthümer ausgetheilt hatte, so wurde ihm doch meist mit Undank gelohnt. Zwei seiner Brüder, Heinrich und der Stiefbruder Thankmar, sein Schwager Giselbert, Eberhard von Franken, sein Schwiegersohn Conrad von Worms, Herzog von Franken, dem er nach Giselberts Tode auch Lothringen verliehen hatte, ja selbst einer seiner Söhne, Ludolf, Herzog von Schwaben, empörten sich zu verschiedenen Malen gegen ihn. Ueberall aber war er siegreich wie ein Löwe, und schmetterte seine Feinde zu Boden, wenn sie nicht seine Verzeihung anflehten. Dann aber vergab er gern, ja oft mehrmals. Sein Bruder Heinrich hatte sich zweimal gegen ihn empört, und hatte jedes Mal Vergebung erhalten. Endlich trat er doch wieder einer Verschwörung bei, die nichts Geringeres als die Ermordung Otto's zur Absicht hatte. Aber sie wurde entdeckt, die Verschworenen wurden enthauptet, nur Heinrich entkam. Als Otto nun das Weihnachtsfest in Frankfurt am Main feierte, und während der Nacht der Mette in der Kirche beiwohnte, warf sich plötzlich ein Mann in einem Bußkleide vor ihm nieder. Es war sein Bruder Heinrich, der seine Vergebung anflehte. Der gütige König hob ihn freundlich auf, und schenkte ihm noch in demselben Jahre (942) das gerade erledigte Herzogthum Baiern. Von da an blieben sie Freunde bis an ihren Tod.

Von Heinrich dem Vogler ist gesagt worden, daß er die wendischen Völker bekriegte, und gegen sie die Markgrafschaften Nordsachsen und Meißen errichtete. Otto I. ging noch weiter. Graf Gero, dem er die Bewachung dieser Gränze übertragen hatte, lud an 30 slavische Fürsten zum friedlichen Mahle, und ließ sie dann, trunken gemacht, ermorden. So gelang es ihm, alle diese Völker, welche in der Mark und in der Lausitz wohnten, bis an die Oder, zu unterwerfen. Um sie zu Christen zu machen, weil von einem christlichen Volke mehr Treue und Gehorsam zu erwarten war, errichtete Otto an der Gränze der märkischen Wenden zwei Bisthümer, in Havelberg und Brandenburg, durch welche das Christenthum in jenen Gegenden immer mehr Eingang fand.

Bald darauf finden wir den thätigen Otto an der Eyder. Die damals noch meist heidnischen Dänen hatten die königliche Besatzung in der Markgrafschaft Schleßwig ermordet. Otto flog herbei, durchrannte die Halbinsel, verwüstete sie bis an den Lymfiord, und schoß zum Zeichen seines Sieges einen Pfeil in den Meerbusen, der nun der Ottosund genannt wurde. Harald aber, der Dänenkönig, bat um Frieden, versprach, sich taufen zu lassen, und erhielt Verzeihung. Auch hier wurden nun Bisthümer angelegt — in

Schleßwig, Ripen und Aarhuus — damit das Christenthum immer weiter verbreitet würde.

Otto's glänzendste Erwerbung aber war die Krone von Italien. Wir wissen, daß Karl der Große auch Italien besaß. Aber unter seinen schwachen Nachfolgern war dies schöne Land wieder verloren gegangen, und war bald von diesem, bald von jenem Fürsten besessen worden. Zu Otto's Zeit beherrschte es Berengar II., Markgraf von Ivrea, ein Enkel des obengenannten Berengar I. von Friaul, ein rauher und herrschsüchtiger Mann, der seinen Leidenschaften jedes bessere Gefühl leicht aufopferte. Darum hatte er — so ging wenigstens die Sage — 950 seinen Gegner Lothar, der ursprünglich ein Graf von Vienne gewesen war, durch Gift getödtet, und nun verlangte er, daß die Wittwe desselben, die 19jährige, schöne und fromme Adelheid, eine Prinzessin aus Hochburgund, seinen Sohn, Adalbert, heirathen sollte. Dadurch hoffte er die Herzen der Italiener besser gewinnen zu können. Aber Adelheid schauderte vor dem Gedanken, dem Sohne dessen die Hand zu reichen, der ihren Gatten umgebracht hatte. In der Angst ihres Herzens floh sie, und war schon bis Como gekommen, als man sie einholte und zurückschleppte. Da sie noch fortfuhr, sich zu weigern, wurde sie von Willa, der nichtswürdigen Frau Berengars, gemißhandelt, und endlich in einen Kerker des einsamen Schlosses Garda geworfen. Aber nichts beugte den festen Sinn der frommen Adelheid, und Gott stand ihr bei. Ihr treuer Kaplan, Martin, grub einen Gang unter der Mauer ihres Kerkers; ein bereit gehaltener Kahn führte sie in einer stillen Nacht über den Gardasee, und am andern Ufer beherbergte sie in dichtem Walde ein ehrlicher Fischer mehrere Tage, während der treue Martin ihre Freunde zu ihrem Schutze aufrief. Einer derselben (Markgraf Azzo) führte sie in ein festes Schloß Canossa, am Abhange der Apenninen, und hier schrieb sie — wie es heißt — an den mächtigen Otto, daß er ihr, dem schwachen Weibe, gegen Berengar beistehen möchte; sie verhieß ihm, dessen angelsächsische Gemahlin Editha einige Jahre vorher gestorben war, dafür ihre Hand, und Italien als Mitgift. Martin versprach, den Brief selbst nach Deutschland zu bringen. Indessen hatte Berengar ihren Aufenthalt erfahren, kam herbei und belagerte das Schloß. Immer größer wurde die Gefahr; da erschien plötzlich der Retter. Otto hatte sich schleunig aufgemacht, war 951, in Begleitung seines Bruders Heinrich von Baiern, seines Sohnes Ludolf von Schwaben und seines Eidams Conrad von Worms, Herzogs von Lothringen, über die Alpen gezogen, trieb Berengar zurück, und befreite die geängstigte Frau. Dann nahm er Pavia ein, wurde als König von Italien anerkannt, und vollzog mit Adelheid seine Vermählung. Aber das Freudenfest wurde ihm getrübt durch seinen Sohn Ludolf, Herzog von Schwaben. Die neue Vermählung war diesem unangenehm; dadurch war eine Verstimmung zwischen Vater und Sohn entstanden, die zuletzt so weit ging, daß Ludolf ohne Abschied und Erlaubniß mit seinen Alemannen aufbrach, und mißmüthig nach Deutschland zurückzog. Ihn begleiteten mehrere Fürsten, namentlich Erzbischof Friedrich von Mainz. Unter diesen Umständen hielt der König es für gerathen, Italien zu verlassen, so gern er auch nach Rom gegangen wäre und die Kaiserkrone empfangen hätte. In Italien ließ er seinen Eidam, Conrad von Worms, Herzog

von Lothringen, zurück, um den Krieg mit Berengar zu Ende zu bringen. Conrad und Berengar waren früher befreundet gewesen; jetzt mochte dem Conrad die Fortsetzung des Krieges gegen Berengar mißlich erscheinen; daher näherte er sich diesem, und sie schlossen einen Vergleich: Berengar versprach nach Deutschland zu reisen, sich vor Otto zu demüthigen, und Italien von ihm zu Lehen zu nehmen, wogegen sich Conrad verbürgte, daß er eine freundliche Aufnahme und die Ertheilung der Lehen ihm verschaffen wolle. Demnach erschien Berengar in Deutschland, und eilte nach Magdeburg, wo Otto war, wurde aber, wohl auf Antrieb der Adelheid und des gleißnerischen, gern Unfrieden stiftenden Heinrich, nicht vorgelassen, sondern erhielt nach dreitägigem Warten den Bescheid, er könne hingehen, wohin er wolle; er möge froh sein, daß man ihm Leben und Freiheit lasse. Voll Grimm eilte er nach Italien zurück. Aber auch Conrad war darüber aufgebracht; um sich zu rächen, trat er mit Ludolf und dem Erzbischof (Friedrich) von Mainz in Verbindung, und alle Drei machten Pläne, den König zu bekriegen. Indessen scheint dieser die Abweisung Berengars bald bereut zu haben; er reiste selbst nach Italien, besprach sich hier mit Conrad und Berengar in Pavia, und hielt darauf einen Reichstag in Augsburg. Hier erschien Berengar mit seinem Sohne Adalbert, leistete den Eid der Treue, und erhielt die Belehnung von Italien; jedoch wurden ihm die Marken Verona und Aquileja genommen, und dem Herzog Heinrich gegeben, später aber zum Herzogthum Kärnthen geschlagen. Aber Conrad, Ludolf und der Erzbischof wurden dadurch nicht beruhigt. Sie grollten über den großen Einfluß, den Heinrich von Baiern auf seinen Bruder Otto ausübte, und rüsteten sich, um Heinrichen vom kaiserlichen Hofe zu vertreiben. Otto, nichts ahnend, reiste am Rhein, kam nach der Gegend von Ingelheim, wo die Herzöge mit Kriegsschaaren auf ihn lauerten, um ihn gefangen zu nehmen, wurde gewarnt, und entkam nach Mainz. Hierhin kamen auch Ludolf und Conrad, die nun, da der Anschlag mißlungen, vorgaben, die Rüstungen hätten dem verhaßten Heinrich gegolten. Otto glaubte, von zweideutigen Freunden umringt, nachgeben zu müssen; er ließ sich gefallen, mit beiden, unter Vermittlung des gleichfalls zweideutigen Erzbischofs Friedrich, einen Vergleich zu schließen, in welchem er ihnen alle Forderungen bewilligte, und ihnen versprach, mit ihnen das Osterfest in Aachen zu feiern. Aber von Köln aus wandte er sich plötzlich rechts, nach Dortmund, und erklärte den Vergleich für erzwungen. Dem widersprach der Erzbischof: es sei eine freie Uebereinkunft. Otto aber berief eine Versammlung nach F r i t z l a r, um seine Freunde kennen zu lernen, und hier erhob Heinrich eine heftige Klage gegen den Erzbischof Friedrich, dieser wurde seiner Würden für beraubt erklärt, und die Versammlung beschloß den Krieg gegen Ludolf, Conrad und ihre Verbündeten. Es kam zum Kriege zwischen dem Vater und seinem Sohne und Eidam. Mainz, wohin sich Conrad und Ludolf geworfen, wurde von Otto belagert, und widerstand zwei Monate. Endlich wurde ein Vergleich geschlossen. Conrad und Ludolf kamen ins königliche Lager, warfen sich vor Otto nieder, und wurden freundlich aufgenommen. Die Freude war allgemein, dauerte aber nicht lange. Denn jene verlangten auch für ihre Freunde Verzeihung; diese glaubte aber Otto nicht gewähren zu können. So zerschlug sich das Einverständniß wieder, und der

Krieg entbrannte, wohl durch Heinrichs von Baiern Schuld, der die Gemüther gegen einander erbitterte, mit größerem Grimme als zuvor. Dazu kam, daß die Baiern von Otto abfielen. Pfalzgraf Arnulf, ein Sohn jenes Arnulf des Bösen, der zu Heinrichs I. Zeit Herzog von Baiern gewesen war, und bisher für Heinrich von Baiern dies Land als Statthalter verwaltet hatte, gewann das Volk für sich, rief die vor Mainz stehenden Baiern ab, und Conrad und Ludolf eilten nach Baiern, um sich mit ihm zu vereinigen, so daß sich der Krieg von Mainz nach Regensburg zog. Zu dem Unglücke des Bürgerkriegs kam noch ein anderes. Die wilden Ungern — wie es heißt, von Heinrich von Baiern aus Haß gegen Arnulf und Ludolf herbeigerufen — erschienen (954) verwüstend in Baiern. Ludolf verglich sich mit ihnen, indem er ihnen die Plünderung abkaufte, und als sie weiter über den Rhein nach Lothringen zogen, that Conrad dasselbe, ohne jedoch der Zügellosigkeit der wilden Horden Schranken setzen zu können. Erst als sie sich mit Beute beladen hatten, kehrten sie über Italien in ihr Land zurück. Dieser verwüstende Einfall hatte beiden Parteien den Frieden wünschenswerth gemacht. Der ehrwürdige Bischof von Augsburg, Udalrich, vermittelte den Frieden. Conrad von Worms und Ludolf erhielten zwar Verzeihung, aber ihre Länder wurden ihnen abgesprochen. Lothringen theilte der König in zwei getrennte Herzogthümer: Ober- und Niederlothringen. Arnulf war bei einem Ausfall aus Regensburg erschlagen worden; Ludolf starb einige Jahre darauf in Italien. Baiern wurde von Heinrich mit Grausamkeit unterworfen.

Die Ungern hatten zwar seit ihrer Niederlage bei Merseburg das nördliche Deutschland gemieden, dagegen aber das südliche öfters heimgesucht. Das geschah auch 955, als Otto gerade sich rüstete, über die Elbe in das Land der Slaven einen Einfall zu machen. Es kamen Eilboten von seinem Bruder Heinrich aus Baiern: er möchte geschwind zu Hülfe kommen; die Ungern wären in zahllosen Schwärmen eingebrochen. Otto raffte von seinen Kriegsleuten zusammen, was er vermochte, und flog herbei. Indessen waren die Ungern, wie gewöhnlich die festen Oerter vermeidend, das offene Land aber verheerend, bis in die Gegend von Augsburg vorgedrungen, und berannten die Stadt, weil sie hier große Reichthümer vermutheten. Die Einwohner erstarrten vor Schrecken. Aber Udalrich sprach ihnen Muth ein. Er sammelte sie zum Gebet vor dem Altare des Herrn, und wies sie auf Den hin, von dem allein die Rettung kommt. Dem König aber sandte er Boten entgegen, und mahnte ihn zur Eile. Otto erschien, und ordnete sein Heer ungesäumt. Alle Kriegsleute begehrten, in die Schlacht geführt zu werden. Kaum vermochte Otto die Kampflust der Seinen bis zum folgenden Tage zurückzuhalten. Die Nacht vorher brachte Jeder mit Fasten und Gebet zu; Keiner wußte, ob er den folgenden Abend erleben werde. Am 10. August 955 war die Schlacht auf dem Lechfelde nahe bei Augsburg. Die Ungern fielen den Deutschen in den Rücken; diese wichen; die Schlacht schien verloren. Otto aber rief dem Herzoge Conrad von Lothringen, der vor Verlangen glühte, den Flecken der früheren Untreue auszulöschen. Er warf sich den Feinden entgegen und stellte die Schlacht wieder her. Nun begann der allgemeine Kampf. Der König fiel vor den Augen Aller auf die Kniee, und bat Gott um seinen Beistand. Nun sprang er auf, umgürtete sich mit dem

Schwerte, ergriff den Schild, und ließ die Fahne mit dem Bilde des Engels wehen, die schon bei Merseburg zum Siege geführt hatte. So stürzte er auf den Feind, der im wilden Handgemenge alsbald geschlagen wurde, und sich zur Flucht wandte. Hier wurden Tausende erschlagen, Andere ertranken im angeschwollenen Lech, nur Wenige entkamen, und erzählten daheim das Schicksal der Ihrigen. Unter denen, die im deutschen Heere gefallen waren, befand sich Conrad von Worms, des Königs Eidam. Eben als er den Helm lüftete, um sich abzukühlen, traf ihn ein feindlicher Pfeil in die Kehle. Viele Gefangene wurden — Otto war unschuldig daran — mit empörender Grausamkeit lebendig begraben, und drei gefangene Heerführer aufgehenkt. Aber die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Die aufgebrachten Ungern mordeten, sobald sie es erfuhren, alle Deutsche, welche noch in ihrem Lande als Gefangene lebten, besonders Weiber und Kinder, 20,000 an der Zahl. — Seit dieser Schlacht blieb Deutschland von den Ungern verschont.

Indessen hatte der stolze Berengar seine Herrschaft in Italien gemißbraucht, und so hart regiert, daß die Unzufriedenheit allgemein war. Die Klagen der Gedrückten kamen vor des Königs Ohr. Otto zog (961) über die Alpen; Berengar wurde der Herrschaft für unwürdig erklärt, Otto in Mailand als König von Italien gekrönt. Dann zog dieser nach Rom, und empfing hier die Kaiserkrönung 962. Seitdem ist die römische Kaiserwürde bei der deutschen Nation geblieben. Aber Berengar trotzte noch in einer Felsenburg, und sein Sohn Adalbert gewann den Papst (Johann XII.), einen der nichtswürdigsten Menschen, die je den Bischofsstuhl in Rom geschändet haben. Otto mußte also nach Rom zurückkehren, von wo der Papst geflohen war; er hielt hier in der Peterskirche eine große Versammlung, in welcher der Papst unzähliger scheußlicher Verbrechen beschuldigt, und seiner Würde verlustig erklärt wurde. Es wurde ein neuer Papst (Leo VIII.) gewählt, und zugleich von den Römern gelobt, daß ohne Zustimmung des Kaisers nie wieder ein Papst gewählt werden solle. Der abgesetzte Papst starb zwar über dem Streite; aber seine Partei wählte einen neuen (Benedict V.) an seine Stelle, und noch zweimal mußte Otto deshalb nach Rom ziehen. Bei seiner letzten Anwesenheit wurde sein Sohn Otto vom Papste vorläufig als Kaiser gekrönt. Berengar war indessen bezwungen worden; er und seine Frau Willa wurden gefangen nach Bamberg geführt, wo er nach zwei Jahren starb; Willa nahm den Schleier.

Nach Deutschland zurückgekehrt, stiftete er das Erzbisthum Magdeburg, welchem er die Bisthümer in Meißen, Zeitz und Merseburg, sowie jene in Brandenburg und Havelberg, untergab. Auch wurden unter ihm am Rammelsberge bei Goslar im Harz die reichen Silberbergwerke entdeckt, die noch heute viele Ausbeute geben, und dadurch kam Leben in den Handel und die Gewerbe der Sachsen. Zuletzt starb Otto, geehrt von Freunden und Feinden, 973, in Memleben. In dem Dome von Magdeburg liegen er und die schöne Adelheid begraben. Mit Recht hat man ihn den Großen genannt.

41. Otto II. — Otto III. — Heinrich II.

(Otto II. 973—983. Theophania. Krieg mit Frankreich wegen Lothringen. Zug nach Italien. Schlacht bei Basantello 982. Wunderbare Rettung des Kaisers. Otto III. (983—1002). Gerbert oder Sylvester II. Römerzüge wegen Crescentius. Der heilige Adalbert. Boleslaus Chrobri. Dritter Römerzug. Aufstand in Rom. Heinrich II. 1002—1024. Erster Römerzug gegen Harduin von Ivrea. Krieg gegen Boleslaus Chrobri 1004 und 1005. Frieden in Posen. Bisthum Bamberg. Zweiter Römerzug 1013. Kaiserkrönung. Dritter Römerzug 1021. Aufstand in Neapel durch Melus und die Normannen. Neue Kriege mit Polen.)

Diese drei Kaiser gehörten auch noch zu dem sächsischen Hause, aber der hohe Geist Heinrichs I. und Otto's des Großen ruhte nicht auf ihnen.

Als Otto I. zum letzten Male (966) in Rom gewesen war, hatte er für seinen Sohn, Otto II., 973—983, um die griechische Prinzessin, die Tochter des Kaisers Romanos, angehalten. Sie wurde ihm bewilligt, was die stolzen Griechen den Deutschen für eine ungemeine Ehre anrechneten. Für die Deutschen war es indessen weder dies, noch auch ein großes Glück; denn die neue Kaiserin brachte griechische Sitten und einen in Deutschland bisher unbekannten Luxus mit, den die nur gar zu nachahmungssüchtigen Deutschen gern annahmen. Uebrigens war die griechische Prinzessin, die endlich anlangte, nicht die, um welche Otto geworben hatte, weil der damalige griechische Kaiser, Johann Tzimiszes, kein Recht über sie hatte, sondern Theophania oder Theophano, eine seiner Nichten. Man rieth dem Otto, sie zurückzuschicken; aber er wies den Rath ab, und nahm sie für seinen Sohn an.

Auch unter Otto II. fehlte es in Deutschland an Unruhen nicht. Weder die Religion noch die Wissenschaften waren damals mächtig genug, die rohe Leidenschaftlichkeit der Fürsten, die bei jeder kleinen Veranlassung losbrach, zurückzuhalten. Besonders machte ihm sein Vetter, Heinrich der Zänker von Baiern, ein Sohn jenes Obenerwähnten, viel zu thun. Zuletzt mußte er sich in Passau dem jungen Kaiser ergeben; er wurde seines Herzogthums entsetzt, welches er erst nach Otto's Tod zurückerhielt. Dann mußte Otto einen Krieg mit Frankreich führen. Der König dieses Landes, einer der letzten Karolinger, Lothar, wollte Lothringen wieder haben, und drang deshalb verheerend bis Aachen vor. Hier stand auf dem Reichspalaste ein Adler, dessen Kopf dahin gewendet war, wohin Lothringen gehörte. Diesen Adler drehte der König daher nach Frankreich zu. Aber Otto eilte herbei, verfolgte die Franzosen bis zum Montmartre bei Paris, hinter dessen Mauern die Franzosen sich verkrochen, und zeigte ihnen, daß es leichter sei, einem ehernen Adler den Kopf zu richten, als ein Land zu behaupten. Lothringen blieb bei Deutschland.

Dann zog Otto nach Italien, theils um in Rom die Händel zu schlichten, welche über die Papstwahl entstanden waren, indem die Partei der Grafen von Tusculum und die des Crescentius (oder Cencio) verschiedene Päpste aufgestellt hatten, theils um seine Ansprüche auf Unter-Italien geltend zu machen, die er durch seine Verheirathung mit Theophania erhalten zu haben glaubte; denn Unter-Italien war damals noch eine Besitzung der Griechen. Der griechische Kaiser (Basilius) rief die Araber, die sich auch in Sicilien

und einem Theile von Unter-Italien festgesetzt hatten, zu Hülfe. Es kam zur Schlacht bei Basantello unweit Tarent (982), und — die Deutschen wurden vollständig geschlagen. Von seinen Leuten getrennt, ohne alle Begleitung, kam der Kaiser an die See. In der Ferne erblickte er zwei griechische Schiffe. Er ritt in das Meer, um das nächste zu erreichen; aber es segelte weiter, ohne auf seinen Ruf zu achten. Jetzt näherten sich Feinde. Zum zweiten Male warf er sich in die Fluth, und rief das andere Schiff an. Es legte bei, näherte sich, und nahm den Kaiser auf. Einer der Schiffer glaubte ihn zu erkennen. Danach befragt, leugnete er anfangs, gestand dann aber ein, daß er der Kaiser sei. Er schilderte dem Schiffshauptmann seine verzweifelte Lage, und fügte hinzu: „Im Schmerz über den Verlust meiner Leute mag ich in mein Reich nicht zurückkehren; ich will nach Constantinopel, wo der Kaiser mich gewiß gut aufnehmen wird. Dahin bringe mich. Vorher aber laß uns nach Rossano (eine Seestadt in Calabrien am Meerbusen von Tarent) fahren; dort ist mein Weib, dort sind meine Schätze; die will ich abholen, und dann dir nach Constantinopel folgen. Eine große Belohnung ist dir gewiß." In der Nähe von Rossano schickte er einen Boten ans Land, meldete der Kaiserin seine Lage, und befahl ihr, eine Anzahl Saumrosse, scheinbar mit Geld beladen, an die Küste zu schicken. Nachdem dies geschehen, und Otto seine Freunde am Ufer erblickte, sprang er plötzlich in die See, und schwamm ans Land, wo er von den Seinen frohlockend empfangen wurde. Von hier winkte er dem Schiffer, um ihn kaiserlich zu belohnen; aber dieser war über den Vorgang so erschrocken, daß er, ohne die Belohnung abzuwarten, sogleich die Anker lichtete. — Was Otto in Rom ausgerichtet habe, sagt die Geschichte nicht. Voll Rache im Herzen entkam Otto nach Ober-Italien; hier rüstete er sich zum neuen Feldzuge. Doch Gott hatte es anders beschlossen; er starb 983 in Rom, erst 28 Jahre alt. Sein Sohn

Otto III., 983—1002, ein dreijähriges Knäblein, folgte dem Vater auf dem Kaiserthrone nach, weil die deutschen Fürsten dem Vater das Versprechen gegeben hatten, seinen Otto als Herrn anzuerkennen. Theophania und die noch lebende Großmutter Adelheid führten die Vormundschaft, und der Erzbischof Willigis von Mainz die Regierung mit Weisheit. Als der Knabe, der sich gewöhnlich in Quedlinburg aufhielt, zum Jüngling herangewachsen war, zeigte er schöne Anlagen, die er durch Fleiß und Unterricht trefflich ausgebildet hatte, und er äußerte, er wäre Willens, den großen Karl sich zum Muster zu nehmen. Sein Lehrer war Gerbert aus Frankreich, der gelehrteste Mönch seiner Zeit, den der Kaiser zum Abt von Bobbio in Ober-Italien gemacht hatte. Sein Schüler machte seinem Meister Ehre, und wurde, wohl nicht ohne Schmeichelei, mirabilia mundi genannt. Mit 16 Jahren zog er nach Italien, welches leider so oft die Thätigkeit jener Kaiser von Deutschland abzog. Der römische Patricier Crescentius, ein ehrgeiziger Mann, hatte wieder Unruhen angefangen, einen Gegenpapst eingesetzt, und mußte deshalb gezüchtigt werden. Er unterwarf sich, und erhielt Verzeihung. Kaum war aber der Kaiser nach Deutschland zurück, so empörte er sich aufs Neue, jagte den Papst fort, und warf gar die Abgesandten des Kaisers ins Gefängniß. Das durfte nicht ungestraft bleiben. Otto zog zum zweiten Male über die Alpen. Die Engelsburg in Rom, in welche sich Crescentius geflüchtet hatte,

wurde erstürmt, der Frevler gefangen genommen, enthauptet und der Rumpf an den Füßen aufgehenkt. Da gerade der Papst starb, sorgte Otto dafür, daß sein Lehrer Gerbert zum Papst gewählt wurde. Dieser nahm den Namen Sylvester II. an. Seine Gelehrsamkeit erschien der damaligen Zeit so groß, daß man ihn für einen Zauberer hielt.

Trotz dieser Vorfälle gefiel dem Kaiser Rom so gut, daß er im Ernste daran dachte, diese Stadt zur Hauptstadt seines Reichs zu machen. Ueberhaupt wollte ihm die Rohheit und Unwissenheit des deutschen Adels gar nicht gefallen, da er von seiner Mutter eine feinere Bildung erhalten hatte. Die geschliffenern, obgleich treulosen Italiener zog er den Deutschen bei jeder Gelegenheit vor.

Noch einmal kehrte Otto nach Deutschland zurück, wozu vielleicht der Tod seiner alten Großmutter Adelheid Veranlassung gab (gest. in Selz am Rhein 999). Die Erscheinung des Jahres 1000 erregte überall bange Erwartungen. Es war der Glaube allgemein verbreitet, daß in diesem Jahre die Erde untergehen und Jesus wiederkehren werde. Jeder suchte daher mit dem Himmel seine Rechnung zu machen; während die Leichtsinnigen ihre Vorräthe aufzehrten, suchten die Frömmeren durch Schenkungen an Kirchen und Klöster oder durch Wallfahrten die Gunst des Himmels zu gewinnen. Auch Kaiser Otto unternahm eine Wallfahrt, und zwar nach dem Grabe des drei Jahre früher gestorbenen heiligen Adalbert, des sogenannten Apostels der Preußen, nach Gnesen. Dieser Mann war Bischof von Prag gewesen; aber anstatt die ihm anvertraute Heerde zu weiden, entfremdete er sich die Böhmen durch übertriebene Strenge, verließ zweimal seine Kirche, und mußte zweimal vom Papst nach Prag zurückgewiesen werden. Da ihn nun nach der Märtyrerkrone gelüstete, so verließ er gegen des Papstes Willen Böhmen zum dritten Male, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Endlich kam er nach Preußen; die heidnischen Einwohner aber wollten von seiner Bekehrung nichts wissen, und zwangen ihn, sich wieder einzuschiffen. Er landete jedoch an einer andern Stelle, und da er mit seinen Gefährten einen für die Preußen heiligen Hain umzuhauen anfing, ermordeten ihn die Einwohner durch 7 Lanzenstiche. Der Herzog von Polen kaufte den Leichnam für schweres Geld, und ließ ihm in der Kirche zu Gnesen ein prächtiges Grabmal errichten. Da sich nun bald Sagen von Wundern verbreiteten, die auf dem Grabe sich ereignet hätten, so ernannte der Papst den Adalbert zu einem Heiligen, und die Zahl der Wallfahrer mehrte sich von Jahr zu Jahr. Hierher kam auch Otto, betete barfuß am Grabe des Heiligen, errichtete in Gnesen ein Erzbisthum, und ernannte zugleich den Herzog Boleslaus Chrobri (den Tapferen) zum König von Polen.

Nachdem Otto noch das Grab Karls des Großen, den er sehr verehrte, in Aachen besucht, und ein goldenes Kreuz, das der Leiche am Halse hing, an sich genommen hatte, wandte er sich nach Italien zum dritten Male. Während er hier die Stadt Tivoli unweit Rom belagerte, empörten sich die Römer, und schlossen vor dem Kaiser die Thore. Erst als sie merkten, daß sie in dem harten Kampfe, der sich nun erhob, den Kürzern ziehen würden, baten sie um Gnade. Otto wurde gerührt. Er bestieg einen seiner Belagerungsthürme, und hielt eine sehr milde Rede an die Empörer. „Wie?" sagte er, „seid ihr nicht meine Römer? Um euretwillen habe ich mein Vaterland und

meine Verwandten verlassen; ich habe euch zu meinen Söhnen gemacht; und nun zum Danke für dies Alles habt ihr mich, euren Vater, verworfen und ausschließen wollen. Aber ich weiß, ihr seid schuldlos; nur einige Nichtswürdige haben euch aufgewiegelt.“ Diese Worte rührten das Volk so, daß Alle in Thränen ausbrachen; man ergriff zwei Rädelsführer, und brachte sie dem Kaiser zur Bestrafung, worauf dieser seinen Einzug in Rom hielt. Aber bald darauf, 1002, war der junge Kaiser, erst 21 Jahre alt, eine Leiche, er starb unweit Rom. Ueber die Art seines Todes schwebt ein Dunkel; nach Einigen soll er durch des Crescentius Wittwe vergiftet worden sein. Sobald die Römer den Tod Otto's erfuhren, brach ein neuer Aufstand aus, und kaum konnten die Deutschen, unaufhörlich verfolgt, die Leiche nach Deutschland zurückführen.

Otto III. hatte keinen Sohn hinterlassen; aber noch war ein Seitenverwandter übrig, Heinrich von Baiern, ein Sohn Heinrichs des Zänkers. Er empfing die Leiche an der Gränze Baierns und geleitete sie über Augsburg nach Aachen. Obgleich nicht alle Fürsten ihn zum Kaiser wünschten, so wußte er sich doch halb durch Ueberredung, halb durch Gewalt die Kaiserwürde zu verschaffen, und wurde nun

Heinrich II. der Heilige genannt, 1002—1024. Diesen Beinamen bekam er, weil er theils übertrieben freigebig gegen die Geistlichkeit war, theils durch unnatürliche Enthaltsamkeit den Beifall Gottes zu erringen sich einbildete. Kaum braucht erst gesagt zu werden, daß auch er mancherlei Unruhen in Deutschland mit den unzufriedenen Herzögen zu schlichten hatte. Und in Italien? — Die Lombarden hatten kaum von dem Tode Otto's gehört, so beschlossen sie, keinem deutschen Fürsten wieder zu gehorchen, sondern wählten den klugen und tapfern

Harduin, Markgrafen von Ivrea, zu ihrem Könige. Das wollte aber Heinrich nicht dulden, obgleich die bisherigen Kaiser viel mehr Schaden als Gewinn durch den Besitz von Italien gehabt hatten. Dazu kam, daß Harduin ein rauher Mann war, und die widerspenstigen Bischöfe hart behandelte. Heinrich zog (1004) über die Alpen, Harduin floh vor ihm, und Heinrich wurde in Pavia von den versammelten Großen zum König gekrönt. Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Bürger dieser Stadt, welche anders dachten, als die Fürsten, erregten einen Aufruhr, als der König am Abend des Krönungstages in dem Schlosse mit seinem Hofe sich vergnügte. Erzbischof Heribert von Cöln trat ans Fenster, um die Menge zu beruhigen; aber Steine und Pfeile waren die Antwort. Dazu kam die große Dunkelheit. Die Deutschen setzten zwar, um zu sehen, die nächsten Häuser in Brand; aber die Pfalz selbst wurde nun vom Feuer ergriffen; doch war dies den Deutschen vor den Thoren ein Zeichen von dem, was in der Stadt vorging. Der Kampf währte die ganze Nacht; erst am Morgen wurden die Mauern erstiegen. Jetzt floh das Volk, aber es warf aus den Fenstern und von den Dächern Steine, Pfeile u. A. herab. Da glaubten die Deutschen, sich Alles erlauben zu dürfen, zündeten die Stadt an, und zerstörten sie unter Mord und Raub. Heinrich eilte nach Deutschland zurück; denn die Tücke der Italiener hatte ihm das Land verleidet.

Gleich darauf folgte ein Krieg gegen Boleslaus Chrobri, König oder Herzog von Polen. Dieser unruhige Mann hatte sich nicht nur der

Lausitz bis an die Elbe bemächtigt, sondern auch Böhmen erobert, nachdem er den Herzog dieses Landes, Boleslaus den Rothen, heimtückisch gefangen genommen, und ihm die Augen ausgerissen hatte. Das mußte gerächt werden. Kaiser Heinrich fiel über das Erzgebirge in Böhmen ein, verjagte die Polen, und bestätigte einen Bruder des geblendeten Boleslav (Jarimir) als Herzog von Böhmen (1004). Im folgenden Jahre zog Heinrich nach Polen, setzte bei Crossen über die Oder, und drang bis vor Posen vor. Boleslaus Chrobri verlor den Muth; er bat um Vergebung. Der Friede wurde in Posen geschlossen; seine Bedingungen sind aber unbekannt.

Heinrich II., dessen Gemüth sich lieber religiösen Beschäftigungen als weltlichen Unternehmungen zuwandte, stiftete nach dieser Zeit das Bisthum Bamberg. Er erbaute in Babenberg oder Bamberg die schöne Domkirche, die noch heute steht, und in der sein und seiner Frau Kunigunde Grab zu sehen ist.

Neun Jahre nach seinem ersten Zuge machte sich Heinrich (1013) nach Italien auf, wurde von den Lombarden, während Harduin sich hinter die Mauern fester Städte zurückzog, zwar ruhig, aber mit Haß im Herzen empfangen, und empfing in Rom nebst seiner Frau, der schönen Kunigunde, die Kaiserkrönung, nachdem er dem Papste (Benedict VIII.) versprochen hatte, ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen gewärtig zu sein. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er aus dem gefährlichen Italien zurück; Harduin bemächtigte sich wieder der Herrschaft, und der frühere Zustand trat wieder ein. Doch da er wenig Liebe genoß, und eine Krankheit ihn die Nähe des Todes ahnen ließ, legte er die Krone nieder, und begab sich als Mönch in ein Kloster. Bald darauf starb er (1015), und Kaiser Heinrich wurde nun von den Lombarden als Oberherr anerkannt, aber ohne daß man viel nach ihm fragte.

Noch ein drittes Mal unternahm Heinrich einen Zug nach Italien (1021). In Unter-Italien nämlich, wo noch die griechischen Kaiser herrschten, seufzten die Einwohner unter schwerem Druck. Ein Mann aus Bari, Melus genannt, wahrscheinlich ein Normann, verband sich mit einer kleinen Zahl tapferer Normannen, welche aus der Normandie, um in der Wallfahrtskirche auf dem Berge Gargano zu beten, hierher gekommen waren, und steckte die Fahne der Empörung auf, nachdem sie noch mehr Genossen herüber geholt hatten. Aber in einer Schlacht bei Cannä, wo einst Hannibal gesiegt hatte, wurden die Normannen von den Griechen besiegt, und diese warfen ihre Blicke nun selbst auf Rom. Dies bewog den Papst (Benedict VIII.) nach Deutschland zu reisen, wo er zugleich den Dom in Bamberg einweihte, und den Kaiser um Beistand zu bitten. Heinrich folgte dem Rufe über die Alpen, eroberte mehrere Städte, ertheilte den Normannen Ländereien, konnte aber keine bleibende Hülfe gewähren. Seuchen rissen in seinem Heere ein, und eilig kehrte er nach Deutschland zurück.

Auch in seinen andern Unternehmungen war Heinrich nicht glücklich. Noch zweimal mußte er gegen den unruhigen und treulosen Boleslaus Chrobri von Polen zu Felde ziehen; aber beide Male ging es unglücklich, und zuletzt mußte er ihm Schlesien, die Lausitz und einen Theil der Mark überlassen. Heinrich starb 1024 in Grohnde bei Göttingen, wenig bedauert, weil er mehr wegen seines guten Willens, als wegen seines Vollbringens achtungswerth

war. 122 Jahre später hat ihn der Papst (Eugen III.) unter die Zahl der Heiligen gesetzt.

Heinrich II. war der Letzte des erlauchten sächsischen Hauses. Die deutschen Fürsten mußten sich also nach einem andern Hause umsehen. Doch ehe wir sehen, auf welches die Wahl fiel, wollen wir auf die Sitten jener Zeit einen Blick werfen.

42. Sitten der Deutschen im zehnten und elften Jahrhundert.

(Art der Kaiserwahl. Reichstage. Lehnsverfassung. Kriegswesen. Städte. Deutsche Bauart. Rohheit der Sitten. Klosterschulen.)

Das früherhin aus so verschiedenen Völkerschaften bestehende deutsche Volk fing immer mehr an, nur Eine Nation auszumachen. Die Sprache, die Sitten, die Verfassung wurde ein allen Deutschen gemeinsames Gut. Der Franke betrachtete den Sachsen, der Baier den Schwaben nicht mehr als einen Fremdling, sondern als einen Landsmann, und immer glücklicher wurde der Zustand selbst des gemeinen Volks. Das verdankte es ganz vorzüglich den ausgezeichneten Eigenschaften der Könige aus dem sächsischen Hause, vornehmlich dem trefflichen Heinrich dem Vogler, durch dessen weise Einrichtungen Handel, Gewerbe und Ackerbau immer mehr gewannen.

Der König wurde noch immer von den Herzögen gewählt, doch so, daß alle Freie an der Wahl Antheil nehmen konnten. Wenn ein König gestorben war, versammelten sich an einem durch den Erzbischof von Mainz bestimmten Tage die Herzöge und Fürsten der deutschen Stämme auf einer großen Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Wer aus den Freien wollte, konnte sich dabei einfinden. Später geschah die Königswahl zu Frankfurt. Nach langen Berathschlagungen setzten sich die Großen nieder, während das Volk erwartungsvoll umherstand. Sobald die Großen sich über die Wahl des Würdigsten vereinigt hatten, wurde dieser dem Volke genannt, und dieses gab durch lauten Zuruf seinen Beifall. In Aachen pflegte die Krönung zu sein. Hier war dazu ein besonderer Thron, den der König, nachdem man ihn mit den Insignien bekleidet hatte, bestieg. Diese bestanden bei Otto dem Großen aus einer goldnen Krone, einem Schwert mit einer Leibbinde, einem Kleide mit einem goldnen Armschmuck, dem Regentenstabe und dem Scepter. Eine bleibende Residenz hatten die deutschen Könige jener Zeiten nicht; sie schlugen ihr Hoflager bald in diesem, bald in jenem Herzogthume auf und stärkten dadurch im Volke das königliche Ansehen über der Fürstengewalt.

Hatte der König etwas Wichtiges zu berathen, so berief er das Volk zusammen. Auf einem solchen Reichstage erschienen nicht nur die Großen, sondern alle Freie konnten daran Theil nehmen. Die ersteren erschienen sämmtlich in Person; blieb Einer aus, so wurde dies für eine große Beleidigung gehalten.

Die Macht der Herzöge wurde immer größer. Zwar hatte der Kaiser noch immer das Recht, die Herzogthümer zu verleihen; aber gewöhnlich erbte der Sohn die Würde des Vaters. Denn der König mußte sich fürchten, seine Herzöge zu beleidigen, weil seine Macht nur von ihrem Beistande abhing. Verließen sie ihn, so war es um ihn geschehen, weil er keine größere Macht als

jeder Einzelne besaß. Es hing also die Gewalt des Königs von seinem persönlichen Ansehen, und von dem guten Willen seiner Herzöge ab, die ihre Vorrechte immer mehr zu erweitern strebten. Der alte Heerbann war nicht mehr üblich. Entstand ein Krieg, so wurden die Herzöge, Grafen und anderen königlichen Lehnsleute aufgeboten; aber auch die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte mußten mitziehen; denn auch sie waren, ihrer Güter wegen, Vasallen des Königs, und es war nichts Seltenes, daß die geistlichen Herren recht wacker mitkämpften. Die Hauptstärke des Heeres bestand in der Reiterei, an welcher nur der Adel Antheil nahm. Die Reiter waren geharnischt; selbst die Pferde pflegten eine eiserne Bedeckung zu haben. Das Fußvolk bestand nur aus armen und geringen Freien und Freigelassenen. Eigentlich wurden die letzteren und die Leibeigenen nicht mit in den Krieg genommen; aber sie liefen oft ihren Herren nach, um Beute zu machen. Die Waffen der Deutschen waren: der Panzer, der Helm, der Schild, das Schwert, die Lanze, der Streithammer, der Bogen und die Pfeile. Die Städter hatten anfangs nicht die Ehre, Waffen tragen zu dürfen. Erst gegen Ende des 11ten Jahrhunderts kommt es vor, daß die Bürger sich für ihren Kaiser bewaffneten.

Die Städte standen ursprünglich unter der Aufsicht der Herzöge oder Grafen. Nach und nach aber maßten sich auch die Bischöfe die Gerichtsbarkeit in ihren Städten an. Unter Heinrich dem Vogler wurden viele neue Städte gebaut. Standen sie auf einem königlichen Kammergute, so gehörten sie dem Könige, und dieser ließ sie durch seine Vögte oder Schultheißen verwalten; waren sie aber auf einem Erbgute erbaut, so gehörten sie dem Besitzer des Grundes. Dies war aber nur die kleinere Zahl. Die meisten standen unter dem Könige selbst. Als nun nachmals die Herzöge unabhängiger wurden, und die Landeshoheit an sich brachten, suchten viele Städte sich von ihnen loszumachen, und baten den König, sie unter seinen besondern Schutz zu nehmen. Diese wurden freie Reichsstädte genannt, und genossen viel mehr Freiheiten und Vorrechte, als die, welche unter den Herzögen standen. Daher war es kein geringer Vorzug, der Bürger einer solchen Stadt zu sein, und selbst Edelleute suchten späterhin begierig das Bürgerrecht einer solchen Stadt zu erlangen, um die damit verbundenen Vorrechte zu genießen. Die Handwerke wurden noch meist von den Freigelassenen, Leibeigenen und ganz verarmten Freien getrieben, und die Bürger hielten es für eine Schande, sich damit zu beschäftigen. Aber zu Anfange des 12ten Jahrhunderts änderte sich das. Die Handwerker wurden von dem bisherigen Drucke befreit; darum drängten sich auch die angeseheneren Bürger danach, und nun kamen mehrere Gewerbe schnell in Aufnahme, besonders die Leinewand- und Tuchwebereien, die bisher in den Händen der Weiber gewesen waren, und die Metallarbeiten. Ueberhaupt entstand seit Otto's Zeit eine größere Wohlhabenheit in Deutschland, vorzüglich im Sachsenland; denn unter seiner Regierung waren ja die reichen Silberbergwerke des Harzes entdeckt worden. Unter den Künsten wurde besonders der Baukunst Neigung und Pflege zugewendet. Erst herrschte der byzantinische Styl mit seinen Rundbogen an Thüren, Fenstern und Gewölben, und den dicken, kurzen Säulen. Dann entwickelte sich der herrliche, deutsche Baustyl, gewöhnlich der gothische genannt. In ihm herrscht der Spitzbogen, schlanke und hohe Säulen, und die mächtig emporstrebenden Gewölbe. Der

Dom zu Köln, dessen Vollendung ein Ruhm unserer Tage werden soll, ist das großartigste Werk gothischer Baukunst. — Mit den Gewerben hob sich zugleich der Handel. Vornehmlich werden die Städte Bremen, Hamburg und Köln als große Handelsstädte genannt. Aber er war noch meist in den Händen der Juden, weil er bis zu Anfange des 12ten Jahrhunderts für ein erniedrigendes Gewerbe gehalten wurde. Die Juden wurden durch ihn sehr reich; aber dann und wann fielen in grausamen Verfolgungen die Christen über sie her, schlugen sie todt, und nahmen ihnen die Reichthümer weg.

Die Sitten jener Zeiten waren einfach und derb, doch auch von Rohheit noch nicht frei. Ein Aufschwung geistigen Lebens läßt sich jedoch schon wahrnehmen und ein reicheres, mannichfaltigeres Treiben begann sich in den Städten zu zeigen. — Der Adel, d. h. die Ritter überließen sich einer immer mehr einreißenden Fehdelust. Auf steilen Bergen legten sie ihre Burgen an, machten das Land unsicher, und trieben in verwilderten Zeiten des Reiches das unedle Gewerbe des Straßenraubes. Die schwache und nicht ausgebildete Gerichtsverfassung vermochte noch nicht gegen das Recht der Stärke durchzudringen. Nur der Gottesfriede, von dem wir im nächsten Abschnitt reden, wirkte wohlthätig, indem den Uebertretern der Kirchenbann drohte. Später suchten die Kaiser durch sogenannte Landfrieden dem Unwesen zu steuern, z. B. Friedrich I. 1187, der jedoch angesagte Befehdungen noch straflos erklärte. — Selbst unter den Geistlichen fand sich oft nicht geringe Rohheit. In der Mitte des 11ten Jahrhunderts entstand einst ein Streit zwischen einem Bischof und einem Abt in der Kirche zu Goslar, und obgleich der König (Heinrich IV.) zugegen war, so schlugen doch die beiden Parteien mit Schwertern und Prügeln an heiliger Stätte auf einander los. — Neben biederer Tüchtigkeit und redlicher, fester Frömmigkeit waren Unwissenheit und Aberglaube überaus groß. Kaiser Otto I. konnte im 34sten Jahre noch nicht lesen; doch schützten und beförderten die sächsischen Kaiser die Wissenschaften, für die sich aber unter den Deutschen wenig Liebhaber fanden. Am gelehrtesten waren noch die Geistlichen, aber auch nur zum Theil. Besonders haben sie das Verdienst, daß sie fleißig Bücher abschrieben, und ihnen verdankt man es, daß wir noch jetzt so viele treffliche Werke aus dem Alterthume übrig haben. Hier und da gab es auch bei den Domstiften und Klöstern Schulen, in denen die Mönche Unterricht ertheilten, und kann dieser auch nicht mit dem unserer Schulen verglichen werden, so wurde doch dadurch verhindert, daß keine völlige Barbarei einriß. Vorzüglich zeichneten sich die gelehrten Benedictiner durch Liebe für die Wissenschaften aus.

43. Conrad II. und Heinrich III. — Heinrich IV. und Gregor VII.

(Conrad II. der Salier 1024—1039. Zug nach Italien 1026. Heribert, Erzbischof von Mailand. Aufruhr in Ravenna. Kaiserkrönung. Verträge mit Rudolph von Burgund und Kanut von Dänemark. Vereinigung Burgunds mit Deutschland 1032. Zweiter Römerzug 1035. Zerwürfniß des Kaisers mit Heribert. Gottesfrieden. Heinrich III. 1039 — 1056. Kriege gegen Bretislav von Böhmen. Einsetzung Peters von Ungarn. Römerzug 1046. Absetzung dreier Päpste in Sutri. Zweiter Römerzug 1055. Erbauung von Aversa. 1029. Normannen in Neapel. Die Söhne Tankreds von Hauteville. Gefangenschaft Leo's IX. Heinrich IV. 1056—1106. Vormundschaft Hanno's von Köln und Adalberts von Bremen. Versammlung in Tribur: Entfernung Adalberts von den Staatsgeschäften. Selbstregierung Heinrichs seit 1070. Entsetzung Otto's von Nordheim vom Herzogthum Baiern. Zerwürfniß mit den Sachsen. Versammlung in Gerstungen. Frieden daselbst. Zerstörung der Harzburg. Erneuerung des Kriegs. Schlacht bei Langensalza 1075. Unterwerfung der Sachsen. Neue Feindseligkeiten. Papst Gregor VII. Verbot der Priesterehe, der Simonie und der Investitur. Zerwürfniß zwischen Gregor und Heinrich. Synode in Worms. Heinrich im Kirchenbann. Versammlung in Tribur. Heinrich in Canossa 1077. Wahl Rudolphs von Schwaben zum Gegenkaiser. Krieg in Deutschland. Schlachten bei Melrichstadt, Flarcheim und Merseburg 1078—1080. Heinrich in Rom. Befreiung Gregors durch Robert Guiscard. Gegenpapst Wibert von Ravenna, Clemens III. Gegenkaiser Hermann von Luxemburg. Empörungen der Söhne des Kaisers: Conrad 1093 und Heinrich 1105. Die Päpste Victor III., Urban II. und Paschalis II. Letzte Tage Heinrichs IV.)

Als Heinrich II. gestorben war, fehlte wenig, daß sich die Herzöge entzweit hätten. Die mächtige Geistlichkeit konnte keinen der großen Herzöge zum Könige wünschen, sondern einen solchen, der ihrer bedurfte. Auch war unter jenen Keiner, der für den Thron geeignet gewesen wäre. Nach vielen Unterhandlungen kam man in Kamba am Rhein, Oppenheim gegenüber, zusammen, zwischen Mainz und Worms. Die Wahl fiel auf die beiden Herzöge von Franken, Conrad den Aelteren und Conrad den Jüngeren. Beide waren Urenkel jenes Conrad von Worms, der in der Schlacht auf dem Lechfelde gefallen war, und Söhne zweier Brüder. Nur war man noch unschlüssig, wen von beiden man vorziehen sollte. Da nahm der Aeltere seinen jüngeren Vetter bei Seite, und sprach: „Laß uns dahin sehen, daß keine Zwietracht unser Haus um die ihm zugedachte Ehre bringe. Ich gebe dir mein Wort, daß, wenn die Wahl auf dich fällt, ich ihr sogleich beitreten will; werde ich aber gewählt, so erwarte ich dasselbe von dir.“ Der Vetter versprach es ihm, und Beide umarmten sich Angesichts der ganzen Versammlung. Diese wählte auf den Antrag des Erzbischofs Aribo von Mainz —

Conrad den Aelteren, 1024—1039, der auch der Zweite oder der Salier heißt, ein recht wackerer Mann war, und es mit Deutschlands Wohl recht ernstlich gut meinte. Er reiste sogleich im ganzen Lande umher, um überall Verbesserungen zu machen. Dennoch fehlte es auch unter seiner Regierung an Empörungen nicht, die er aber bald mit mächtiger Hand dämpfte. Die Italiener, denen die Deutschen so verhaßt waren, verwarfen Conrad. Die Einwohner von Pavia hatten auf die Nachricht von Heinrichs II. Tode sogleich den Kaiserpalast, den sie unter ihm mitten in der Stadt hatten erbauen müssen, in rohem Uebermuthe verbrannt; und da die Großen Italiens unter sich Keinen sahen, der zur Krone geeignet war, oder Keinem der Ihrigen

sie gönnten, so boten sie dieselbe dem Könige von Frankreich, Robert, oder, wenn er sie ausschlage, seinem Sohne Hugo an. Aber Robert hielt es nicht für gerathen, sich mit den uneinigen Italienern einzulassen. Dagegen wünschte die dem Kaiser geneigte Partei der Italiener, an deren Spitze der Erzbischof Heribert von Mailand stand, des Kaisers baldigste Ankunft, und Heribert eilte deshalb selbst nach Deutschland, den Zug des Kaisers zu beschleunigen. Conrad empfing ihn in Constanz. Auch Abgeordnete von Pavia erschienen, um wegen jener raschen That Verzeihung zu erbitten. Conrad empfing sie rauh, und verlangte Wiederaufbau des zerstörten Palastes auf der nämlichen Stelle, wogegen die Pavesaner den neuen außerhalb der Stadt aufbauen wollten. Das verhinderte die Aussöhnung. Conrad sammelte seine Krieger bei Augsburg, überstieg nun die Tyroler Alpen (1026), verwüstete die Umgegend von Pavia, das sich hartnäckig weigerte, die Thore zu öffnen, furchtbar, und empfing in Mailand vom Erzbischof Heribert die Krönung mit der eisernen Krone. Als er aber nach Ravenna kam, brach der Ingrimm der Einwohner gegen die Deutschen los. Jene erhoben in nächtlicher Weile einen Tumult, fielen über die vereinzelten Krieger her, und erst nachdem ihrer eine Menge ermordet waren, gelang es den Deutschen, die Rebellen zu Paaren zu treiben. Auch Pavia und die andern feindseligen Städte gaben endlich nach, erkannten den König an, und Pavia fügte sich in den Willen desselben. Dann empfing Conrad in Rom vom Papst (Johann XIX.) die Kaiserkrönung. Zufällig befand sich damals hier auch der König von Dänemark und England, Kanut der Große. Mit ihm schloß der Kaiser Freundschaft, indem er ihm die Mark Schleßwig jenseit der Eyder überließ. Einen wichtigeren Vertrag ging er hier mit Rudolph, dem letzten König von Burgund, ein. Beide Könige hatten dazu hier eine Zusammenkunft verabredet. Rudolph nämlich, der keine Kinder hatte, erkannte den Kaiser als seinen Nachfolger an, und so wurde Burgund nach Rudolphs Tode (1032) mit Deutschland vereinigt. Es ist dabei geblieben bis zu dem großen Interregnum, wo sich nach und nach die burgundischen Großen von der deutschen Oberhoheit losmachten, und eigene Reiche bildeten: die Dauphiné, Franche Comté, Savoyen, und das eigentliche Herzogthum Burgund, aus welchem später das große Herzogthum Burgund hervorgegangen ist. Auch dies Mal brach ein Aufstand in Rom gegen die Deutschen aus, der erst durch Blutvergießen unterdrückt werden konnte. Conrad eilte daher über Verona nach Deutschland zurück.

Neun Jahre nach seinem ersten Zuge ging Conrad (1035) zum zweiten Male über die Alpen, abermals von Heribert gerufen. Dieser stolze Priester hatte durch Herrschsucht und Strenge sich verhaßt gemacht, und ein Aufruhr war gegen ihn ausgebrochen. Conrad kam; da aber von allen Seiten Klagen über die Anmaßung Heriberts bei ihm einliefen, so versammelte er in Pavia einen Reichstag, forderte den Priester vor, und befahl ihm, die ungerechten Güter wieder herauszugeben. Heribert weigerte sich entschieden, und da er dem Kaiser hochmüthig antwortete, so ließ ihn dieser greifen und gefangen abführen. So viele Feinde der Erzbischof bis dahin gehabt hatte, so sehr beklagte man doch nun sein Schicksal dem Kaiser gegenüber, und da es jenem gelang, aus seiner Haft zu entspringen, und nach Mailand zu entkommen, so war der Jubel der Italiener allgemein, und die Mailänder pflanzten wieder die Fahne der

Empörung gegen den Kaiser auf. Vergebens belagerte dieser Mailand, vergebens ließ er durch den ihm ergebenen Papst den Erzbischof entsetzen und in den Bann thun. Mailands Mauern konnten nicht erobert werden; die Hitze erzeugte Seuchen im kaiserlichen Heer, und Conrad mußte nach Deutschland zurückeilen, nachdem er die Hälfte seines Heeres eingebüßt hatte. Er fühlte den Keim des Todes in sich, reiste aber noch nach Burgund, und machte hier, auf einem Reichstag in Solothurn, den Gottesfrieden, die Treuga, bekannt. Die Befehdungen nahmen nämlich immer mehr überhand. Da kamen einige verständige Bischöfe in Burgund auf den Gedanken, es sei wohl gut, wenn alle Fehden von Mittwoch Abends bis Montags früh verboten würden, so daß man wenigstens vier Tage in der Woche sicher sein könnte. Dies nannte man den Gottesfrieden, weil man vorgab, daß Gott selbst ihn verordnet hätte. Conrad bestätigte ihn, und führte ihn auch in seinen Ländern ein; aber das Volk war noch zu roh, als daß er immer beobachtet worden wäre. — Nach einer funfzehnjährigen Regierung voll Thätigkeit starb Conrad 1039 in Utrecht, wo er das Pfingstfest feierte. In Speier liegt er begraben. Sein Sohn

Heinrich III., der Schwarze, 1039—1056, war schon als Knabe zu seinem Nachfolger gewählt, und wurde daher jetzt ohne Umstände anerkannt. Er war, wie sein Vater, ein kräftiger Mann, von hoher, ehrfurchtgebietender Gestalt, und dabei wohl unterrichtet. In zwei Feldzügen züchtigte er den ungehorsamen Herzog von Böhmen, Brecislav, der in Polen, wo gerade ein Thronwechsel stattgefunden, eingefallen war, und die Gebeine des heiligen Adalbert nach Prag geführt hatte, zwang ihn, die kaiserliche Oberhoheit anzuerkennen, fiel in Ungarn ein, dessen König Peter dem Brecislav beigestanden, späterhin um Verzeihung gebeten, nachmals aber von seinen Unterthanen wegen seiner Härte vertrieben worden war, und den Kaiser um Beistand angegangen hatte, und setzte den Peter wieder auf den Thron, mit der Bedingung, daß er ihm huldige, und ihn als seinen Lehnsherrn erkenne*). Besonders kräftig zeigte er sich gegen die Päpste, deren es damals drei zu gleicher Zeit gab. Heinrich zog über die Alpen, und wurde in der Lombardei als Herr begrüßt; denn der Erzbischof Heribert war gleich nach Heinrichs Wahl nach Deutschland gekommen, und hatte sich mit ihm verglichen. Alles beugte sich vor dem gewaltigen Kaiser. In Sutri im Kirchenstaate hielt er eine Synode, welche zwei jener Päpste (Benedict IX. und Sylvester III.) als unwürdige Männer absetzte. Der dritte Papst (Gregor VI.), der selbst erschienen war, legte freiwillig seine Würde nieder, weil er dieselbe erkauft habe. Heinrich ernannte darauf einen Deutschen zum Papst, den ehrwürdigen Bischof von Bamberg, Suidger, der den Namen Clemens II. annahm. Nun erst zog Heinrich in Rom ein (1046). Hier wurde festgesetzt, daß kein Papst ohne Erlaubniß des Kaisers künftig gewählt werden durfte. Dann ließ er sich mit seiner Frau, Agnes, krönen, und ging nach Deutschland zurück, wo es immer viel für ihn zu thun gab. Am liebsten hielt er sich in Goslar auf, einer Stadt im Lande der Sachsen, eines tapfern Volkes, welches aber einer näheren Aufsicht bedürftig

---

*) So ehrenvoll dies auch war, so war die Abhängigkeit der Ungern von Deutschland doch von keiner Dauer.

schien. Auch baute er mehrere Bergschlösser in diesem Lande, worüber die Sachsen sehr unzufrieden waren. Aber des Kaisers Ansehen hielt jeden Laut der Unzufriedenheit zurück.

Noch einmal zog Heinrich III. über die Alpen (1055), bewogen durch die Fortschritte, welche die Normänner in Unter-Italien machten. Oben ist bei Kaiser Heinrich II. erzählt worden, daß sich einige normannische Ritter im Neapolitanischen festgesetzt hatten. Es kamen bald mehr nach, und endlich erhielten sie vom Herzog (Sergius) von Neapel ein Stück Land geschenkt, auf welchem sie die Stadt Aversa 1029 erbauten. Ihr Anführer Rainulf erhielt vom Kaiser Conrad II., den er als Landesherrn anerkannt hatte, den Titel eines Grafen von Aversa. Das Glück, das sie hier gemacht hatten, zog immer mehr herbei. Am ausgezeichnetsten waren unter den neuen Ankömmlingen die zehn tapferen Söhne des Grafen Tankred von Hauteville (genannt Eisenarm) aus der Normandie. Von nun an griffen die Normannen noch gewaltiger um sich; sie machten sich zu Herren von Apulien (Malfi Hauptstadt), dessen erster Graf der älteste jener Brüder wurde, Wilhelm von Hauteville, und erlangten die Belehnung vom Kaiser. Aber dadurch wuchs noch ihr Uebermuth; sie schonten weder weltliche noch geistliche Güter. Die Beraubten flehten den Papst um Hülfe an. Dieser, Leo IX., ermahnte die Normannen, und drohte mit dem Bannfluche; und da weder Ermahnung noch Drohung half, sprach er den Bann aus. Aber vergebens! Die wilden Söhne des Nordens achteten den Strahl des Bannes nicht. Da reiste Leo nach Deutschland, forderte den Kaiser Heinrich III. auf, selbst nach Italien zu kommen, und erreichte wenigstens, daß Heinrich seinen italienischen Vasallen befahl, dem Papste kräftig beizustehen. Mit dem dadurch gewonnenen Heere fiel Leo in Neapel ein, wurde aber in einer Schlacht (bei Civitella, unfern des Berges Gargano) von den Normannen nicht nur geschlagen, sondern selbst gefangen genommen (1053). Die Sieger behandelten ihn mit Ehrerbietung und Schonung, sie küßten ihrem Gefangenen die Füße, flehten ihn um Vergebung ihrer Sünden an, führten ihn nach Benevent, ließen ihn aber nicht eher wieder nach Rom ziehen, bis er den auf sie gelegten Bann zurückgenommen hatte, und bis sie sahen, daß seine Krankheit, in die er vor Aerger gefallen war, zum Tode führen würde. Er mußte sie belehnen nicht nur mit dem, was sie erobert hatten, sondern auch mit dem, was sie in Neapel und Sicilien noch erobern würden. Diese Ereignisse waren es, die Kaiser Heinrich III. bewogen (1055), noch einmal nach Italien zu ziehen, um die Angelegenheiten zu ordnen. Aber er kam nur bis Florenz; von hier kehrte er zurück, weil in Deutschland Unruhen ausgebrochen waren. Nach seiner Rückkehr trafen ihn mancherlei Kümmernisse, die seine Gesundheit untergruben. Es starb ihm sein zweites Söhnchen, mehrere seiner treuesten Freunde sanken ins Grab, hier und da herrschten Unruhen, und eine mißrathene Ernte führte eine Hungersnoth herbei. Er starb in Bothfeld auf dem Harze, wohin er viele Fürsten zu einer großen Jagd beschieden hatte, unerwartet, 1056, erst 39 Jahre alt. Seinen Sohn

Heinrich IV. hatten die deutschen Herzöge als dreijähriges Kind schon zu seinem Nachfolger gewählt. Jetzt war dieser recht zum Unglück bestimmte König noch nicht 6 Jahre alt, 1056—1106. Da er nicht selbst regieren

konnte, so führte seine Mutter Agnes, Tochter des Herzogs von Aquitanien, die Regierung; aber ob sie gleich alles Mögliche that, das Vertrauen und die Liebe der deutschen Herzöge und Bischöfe zu gewinnen, so gelang es ihr doch nicht „Wie?“ riefen sie, „ein Weib gebietet über die tapfersten Fürsten und über so heilige Väter?“ und sie beschlossen, durch List ihr den kleinen König zu entreißen. Man wußte, daß Agnes mit ihm eine Reise nach dem Niederrhein machen wollte. Erzbischof Hanno von Cöln, ein stolzer, ehrgeiziger und rauher Mann, und einer ihrer ärgsten Feinde, ließ ein reichgeschmücktes Schiff bauen, mit welchem er von Cöln nach einer Rheininsel bei Neuß (wo später Kaiserswerth erbaut worden ist), fuhr, wo Agnes mit ihrem Söhnchen eingetroffen war (1062). Nachdem man bei der Tafel recht fröhlich gewesen war, schlug Hanno dem Knaben vor, ob er nicht das schönverzierte Schiff besehen wollte. Kaum aber befand er sich auf demselben, als die Schiffer auf ein schon verabredetes Zeichen schnell vom rechten Ufer abstießen. Heinrich merkte bald, daß man ihn von seiner Mutter, die am Ufer die Hände rang, entführen wollte, und sprang ins Wasser, um zurückzuschwimmen. Aber Graf Ekbert von Braunschweig sprang ihm nach, und rettete ihn wieder aufs Schiff, wo man ihn durch gute Worte zu beruhigen suchte. Hanno führte ihn nach Cöln, und er und die andern Verschworenen regierten nun in seinem Namen. Der arme Knabe wurde hier unter genauer Aufsicht gehalten. Niemand durfte ohne Hanno's Erlaubniß zu ihm, und nicht einmal seiner verlassenen Mutter konnte er Nachricht von sich geben. Sonst ließ man ihn machen, was er wollte, und statt ihn zur Arbeit anzuhalten, ließ man ihn auf die Jagd gehen, und sich müssig herumtreiben, wodurch der erste Grund zu seiner Verderbniß gelegt wurde. Agnes hatte, seit sie ihren Heinrich verloren hatte, keine frohe Stunde mehr. Sie hatte allen Sinn für die Freuden des Lebens verloren, begab sich nach Rom, und lebte ihre noch übrigen Jahre meist in klösterlicher Stille.

Zu dem strengen, finstern Hanno konnte der Knabe Heinrich kein Herz fassen. Dagegen zog ihn Adalbert, Erzbischof von Bremen, desto mehr an. Dieser war ein schöner, kluger, gewandter Mann, von ungemessenem Ehrgeiz und großer Herrschsucht, die er aber, wenn er wollte, unter äußerer Liebenswürdigkeit zu verbergen verstand. Er hatte sich zum mächtigsten Herrn des Nordens gemacht, und strebte unaufhörlich, noch mächtiger zu werden. Daß ein solcher Mann und Hanno sich nicht lieben konnten, war natürlich; aber Hanno mußte ihn schonen, und so wurde zwischen diesen beiden mächtigen Kirchenfürsten ein Abkommen getroffen, nach welchem zwar Hanno die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten behielt, aber dem Adalbert die Aufsicht über den Knaben Heinrich überließ. Diesem ging am Hofe von Bremen ein neues Leben auf. Nie wurde es hier von Künstlern, Gauklern, Schauspielern und Possenreißern leer, und Adalbert sah es gern, wenn Heinrich recht ausgelassen war. An eigentliche Erziehung des königlichen Jünglings wurde nicht gedacht; im Gegentheil ließ der Erzbischof ihn thun, was ihn gelüstete, und prägte ihm ein, ein König müsse sich nicht beschränken lassen; vor Allem solle er sich vor den Sachsen hüten, die er ihm, weil er mit ihnen seit lange in Fehde lebte, als ein trotziges, rebellisches Volk schilderte. Mit 15 Jahren erklärte er den jungen König für mündig, um dem Hanno die Regierung aus

den Händen zu winden, und erlaubte sich nun unter des Königs Namen die ärgsten Bedrückungen. Der Haß gegen den König und seinen Rathgeber wurde endlich so heftig, daß die Herzöge und Bischöfe dem Könige entboten, er solle sich in Tribur am Rhein einfinden, weil sie dort eine Versammlung halten würden. Heinrich, der sich damals in Goslar aufhielt, wagte nicht zurückzubleiben; denn von den Sachsen, in deren Lande er wohnte, hatte er keine Unterstützung zu erwarten, da sie sich ihm sehr feindselig zeigten. Er fand sich also in Tribur (am Rhein, südlich nahe bei Mainz) ein, und erhielt von den Fürsten den Bescheid: daß er entweder dem Reiche entsagen, oder den Erzbischof Adalbert aus seiner Gesellschaft und von den Staatsgeschäften entfernen müsse. Heinrich erschrak, und wollte auf Adalberts Rath die Flucht ergreifen, um der traurigen Wahl zu entgehen; aber die Fürsten hatten seine Wohnung umstellt; er mußte dulden, daß man seinen Freund Adalbert ergriff und nach seinem Bisthume zurückführte. Heinrich gerieth wieder in die Gewalt der Männer, die ihn früher geleitet hatten, namentlich Hanno's, und dieser nöthigte ihn, den kaum 17jährigen Jüngling, sich mit Bertha, des Markgrafen von Susa Tochter, zu vermählen. Da dies aber ganz gegen Heinrichs Neigung geschah, so wurde die Ehe eine höchst unglückliche, und hätte sich der Papst nicht widersetzt, so würde bald darauf schon eine Scheidung erfolgt sein.

Erst vier Jahre nach jener Versammlung in Tribur riß sich Heinrich aus der Abhängigkeit von Hanno los, und kehrte nach Goslar zurück (1070), wohin sich auch Adalbert von Bremen wieder begab, der indessen, von den sächsischen Großen bedrängt, einen großen Theil seiner Güter ihnen hatte abtreten müssen, und dafür nun den jungen König mit neuem Haß gegen die Sachsen zu erfüllen suchte.

Einer der mächtigsten Herzöge war damals der von Baiern, Otto von Nordheim, vom Stamme der Sachsen, der jenes Herzogthum, um ihn zu gewinnen, von der Kaiserin Agnes erhalten hatte. Er war ein Freund Hanno's, und hatte Heinrichs Entführung befördern helfen. Darum war es diesem gelegen, daß ein Edelmann, Egeno, auftrat, und den Herzog beschuldigte, ihn zur Ermordung Heinrichs gedungen zu haben. Es wurde dem Herzog ein Tag gesetzt, an welchem er sich durch einen Zweikampf von seiner Schuld reinigen sollte; aber Otto weigerte sich, weil sein Kläger ein übel berüchtigter Mensch war. Heinrich hielt dies für ein Bekenntniß seiner Schuld, und entsetzte ihn seines Herzogthums. Er gab es einem tückischen Italiener, Welf, der seine Frau, eine Tochter Otto's, verstieß, um das Herzogthum zu erhalten. Die Sachsen waren schon lange dem Könige abgeneigt; nun wurden sie es noch mehr um Otto's willen.

Aber auch Heinrich haßte die Sachsen, weil sie ihm von Adalbert als ein unruhiges, widerspenstiges Volk geschildert waren. Darum ließ er noch mehr Bergschlösser in ihrem Lande bauen, und gab zu, daß seine Besatzungen von den Schlössern aus das Land verwüsteten, Vieh wegtrieben und die Menschen mißhandelten. Ja, man erzählte, er habe, als er sich von einem Berge einst umgeschaut, ausgerufen: „Sachsen ist ein schönes Land, aber die darin wohnen, sind nichtswürdige Knechte.“ Ferner nahm er den sächsischen Grafen Magnus, Otto's Freund, und diesen selbst hinterlistig gefangen, als

sie in Folge gepflogener Unterhandlungen nach Halberstadt gekommen, ihm ihre Unterwerfung zu bezeigen, und wollte jenen, trotz aller Bitten seiner Freunde, nicht anders losgeben, als wenn er auf das Herzogthum verzichtete, das ihm gerade damals durch den Tod seines Vaters (des Herzogs Ordolf) zugefallen war. Erst nach einem Jahre erhielt Otto, nach zwei Jahren Magnus seine Freiheit zurück.

Noch ehe Magnus losgegeben war, hatten die vielen Bedrückungen, die sich Heinrich und seine Leute in Sachsen erlaubt hatten, die Unzufriedenheit so gesteigert, daß die meisten Bischöfe und Grafen der Sachsen in eine große Verbindnng gegen Heinrich zusammengetreten waren.

Sie sammelten **60,000** Mann; Otto von Nordheim stellte sich an ihre Spitze. Zuerst versuchten sie den Weg der Güte, und schickten eine Gesandtschaft an ihn nach Goslar. Sie verlangten von Heinrich, er solle die Bergschlösser niederreißen, nicht immer seine Wohnung in ihrem Lande aufschlagen, bessere Rathgeber annehmen, und sich sittlicher aufführen; sonst — würden sie ihn nicht ferner als ihren Herrn erkennen. Heinrich gab ihnen eine verächtliche und zweideutige Antwort. Da rückten sie schnell vor die Harzburg (zwischen Goslar und Ilsenburg, am Rande des Harzes), wohin er sich von Goslar begeben hatte, und schlossen die Burg ein. Nun wurde ihm bange. Er benutzte eine dunkle Nacht, um mit weniger Begleitung, von einem Jäger geführt, durch die dichte Waldung zu entfliehen. Drei Tage lang irrte er hungrig und voll Bangigkeit umher; endlich erreichte er (Eschwege in) Hessen, sammelte seine Getreuen um sich, warf sich vor den erschienenen Fürsten auf die Kniee, und bat um Beistand. Alle Anwesende waren gerührt, aber gleich die Sachsen zu bekriegen, schien ihnen zu übereilt, man schlug Unterhandlungen vor, die aber zu nichts führten, und den Sachsen Zeit ließen, auch die Thüringer für ihre Sache zu gewinnen. Indessen hielt ein großer Theil der Fürsten eine Versammlung in Gerstungen (unweit Eisenach), **1073**, auf welcher sie beschlossen, an Heinrichs Statt, der sich der Krone so unwürdig gezeigt hätte, einen andern König zu wählen. Sie warfen ihre Augen auf Rudolph von Schwaben, Heinrichs Schwager, einen stattlichen Herrn, voll Tapferkeit und Heldenmuth. Dieser willigte auch ein, wenn alle Fürsten es so haben wollten; fürs Erste aber sollte die Wahl verschwiegen bleiben. Was dem unglücklichen Heinrich die Herzen noch mehr entfremdete, war, daß ein Ritter (Regenger) auftrat und aussagte, jener habe ihn und andere Ritter gewinnen wollen, die versammelten Fürsten zu überfallen, und die vornehmsten derselben zu ermorden Nun fielen fast alle von ihm ab, und unverhohlen sagten sie ihm den Gehorsam auf, obgleich jener Ritter von denen, die er als Mitschuldige genannt, der Lüge bezüchtigt wurde, und bald darauf, von Gewissensvorwürfen geängstigt, in Wahnsinn verfiel und starb. In solcher Bedrängniß war vor ihm noch kein König der Deutschen gewesen. Da ihm die Fürsten den Rücken kehrten, wandte er sich an die Städte, gewann sie durch ihnen verliehene Vorrechte, und fand bei ihnen treue Hülfe. Am meisten in Worms. Ungemahnt zogen ihm Schaaren gerüsteter Bürger entgegen, um ihn durch ihren Anblick in seinem Unglücke aufzurichten. Als er in Worms einzog, empfing ihn die gerüstete Jugend, und gelobte ihm Beistand auf eigene Kosten und Treue bis in den Tod, so daß sein Gemüth sich erheiterte, und

er Hoffnung faßte, durch die Liebe und Treue seiner Bürger seine Feinde zu überwältigen. Aber diese Hoffnung schwand bald wieder, da er die große Uebermacht der Sachsen und Thüringer sah, und dies bewog ihn denn endlich, ihnen einen Frieden anzutragen. Er unterzeichnete ihn in Gerstungen mit schwerem Herzen: denn er mußte versprechen, nicht nur Otto von Nordheim wieder als Herzog von Baiern einzusetzen, sondern auch alle neuangelegte Bergschlösser in Sachsen und Thüringen niederreißen zu lassen. Diesen Bedingungen nachzugeben, wurde ihm unendlich schwer. Mit tiefem Schmerze sah er die schönen Schlösser fallen. Vor Allem war ihm die Harzburg theuer. Sie war das festeste von allen, noch ganz neu; in ihr prangten die glänzenden königlichen Gemächer, und in der reich begabten Kirche ruhten die Gebeine seines früh verstorbenen Sohnes. Wenigstens diese Burg wünschte er zu erhalten, und nachdem er vergebens gebeten hatte, erlangte er wenigstens das Versprechen, daß nur die Ringmauern niedergerissen werden sollten. Aber kaum war er abgereist, da stürzten die Landleute über die Burg her, rissen die Grundmauern nieder, verbrannten die Kirche, warfen die Reliquien umher, ja sie zerstreuten selbst die Gebeine des dort begrabenen königlichen Kindes.

Diese Nachricht erfüllte den König mit unnennbarem Schmerz. Sich an den verhaßten Sachsen zu rächen, stand bei ihm fest. Er rief die deutschen Fürsten und Bischöfe auf, ihm beizustehen, und hatte die überraschende Freude, daß die meisten auf seine Seite traten, weil sie mit den Sachsen unzufrieden waren. Selbst Rudolph versöhnte sich mit ihm. Heinrich brach mit einem großen Heere gegen die Sachsen auf, und schlug sie an der Unstrut in Thüringen, nahe bei Langensalza, 1075. Dann drang er verheerend in ihr Land ein, und verwüstete es so, daß sie des Königs Verzeihung suchten, und Unterwerfung versprachen. Diese ging vor sich in der Nähe von Sondershausen, wo der König sein Heer aufgestellt hatte, damit es Zeuge der Scene sein möchte. Die Großen und Bischöfe erschienen hier baarhaupt und baarfuß, und erklärten ihre Unterwerfung, nachdem jener ihnen gänzliche Verzeihung zugesichert hatte. Allein veränderlich, wie Heinrich immer war, hielt er sein Wort nicht, sondern nahm alle sächsische Große, die der Unterwerfung wegen sich bei ihm eingefunden hatten, gefangen; nur den Otto von Nordheim ließ er bald wieder los, und machte ihn sogar zu seinem Statthalter über Sachsen, wohl in der Hoffnung, durch diesen bei den Sachsen so viel geltenden Mann das ganze Volk zu gewinnen.

Jetzt stand Heinrich auf dem Gipfel seines Glücks; aber plötzlich wurde er desto tiefer herabgeworfen. Es war zwei Jahre vorher (1073) ein neuer Papst gewählt worden, Gregor VII. Eigentlich hieß er Hildebrand, und war der Sohn eines Zimmermanns. Da der Vater große Anlagen an dem Knaben bemerkte, hatte er ihn einem Geistlichen zum Unterrichte übergeben, und dieser wirkte so, daß er reißende Fortschritte machte. Als er herangewachsen war, trat er in das berühmteste Kloster damaliger Zeit, Clugny in Frankreich, dessen Mönche sich ganz vorzüglich durch Gelehrsamkeit auszeichneten. Aber Keiner war so fleißig, so streng gegen sich und Andere, als Hildebrand, und da er dadurch die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich zog, so stieg er von Stufe zu Stufe, bis er zuletzt gar zum Papste gewählt wurde. Die Wahl verrichteten damals alle in Rom anwesende Geistliche, und das Volk

bestätigte dieselbe; aber sie war nicht eher gültig, bis auch der deutsche König um die Bestätigung gefragt worden war. Da das aber diesmal nicht geschah, so war Heinrich sehr ungehalten, und schickte einen Gesandten nach Rom, der da fragen sollte, mit welchem Rechte Gregor Papst geworden sei? So herrschsüchtig sonst auch Gregor war, so wollte er doch erst fest sitzen auf dem päpstlichen Stuhl; darum sprach er ganz bescheiden zum Gesandten: „Herr Graf, Gott ist mein Zeuge, daß ich solche hohe Ehre nicht durch Bewerbung gesucht habe, sondern daß sie mir von den Römern mit Gewalt aufgebürdet worden ist. Aber der Ordination habe ich widerstrebt, und werde es ferner, bis ich weiß, ob der König meiner Erwählung zustimme." — Diese Bescheidenheit gefiel dem Könige so, daß er befahl, ihn einzuweihen.

Nun schritt Gregor sogleich an sein Werk. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als die Geistlichkeit von der Herrschaft der Fürsten ganz los zu machen, und der Kirche eine Gewalt zu geben, die über jede andere Gewalt ginge. War dies auf dem Wege des Friedens zu erreichen — desto besser; aber ebenso fest war er auch zu jedem Kampfe entschlossen. Diesen Entschluß hat auch der kühne Mann wirklich ausgeführt, und der päpstlichen Würde eine Macht verschafft, die früher Niemand geahnt hatte, und nun Jeden in Erstaunen setzte. Zu solchem Unternehmen war Gregor ganz der Mann. Er war eben so klug und scharfsinnig in seinen Entwürfen, als kühn und verwegen in ihrer Ausführung, und je größer der Widerstand, desto eiserner sein Wille. Er fing damit an, die Simonie und die Priesterehe zu verbieten. Es war schon lange der Mißbrauch eingerissen, daß die Fürsten für ihnen dargebotenes Geld die Bischöfe einsetzten, und wer ihnen das meiste gab, erhielt die Pfründe. Besonders wurde am Hofe Heinrichs dieser unwürdige Handel (Simonie) *) recht arg getrieben. Darum drohte Gregor sowohl den Käufern als Verkäufern kirchlicher Stellen mit den härtesten Strafen. Heinrich versprach Besserung. — Aber über das zweite Verlangen des Papstes, die Ehelosigkeit der Geistlichen (Cölibat), gerieth die Geistlichkeit in Deutschland in große Gährung, und doch war dem Papste ganz besonders daran gelegen. Schon in früheren Jahrhunderten hatten sich einzelne Geistliche der Ehe enthalten, weil sie glaubten, daß das Gott wohlgefällig wäre, und daß sie im ledigen Zustande ungestörter ihrem Amte leben könnten. Aber allgemein war das Cölibat noch nicht. Gregor sah indessen wohl, daß die Geistlichen nicht anders von den Banden der weltlichen Fürsten losgemacht werden könnten, als wenn sie ehelos lebten. Denn hatte der Geistliche Weib und Kind, so mußte er es mehr mit dem Landesherrn halten, weil von diesem die einstige Versorgung der Seinigen abhing; und wie leicht konnte das geistliche Amt in einer Familie erblich werden! Stand er aber allein da, so war ihm die Kirche die Hauptsache, und beim Papste stand allein sein Hoffen. Als der päpstliche Gesandte mit den Befehlen Gregors nach Deutschland kam, daß nicht nur Keiner, der nicht zur Ehelosigkeit sich verpflichte, ein geistliches Amt erhalten, sondern auch jeder verheirathete Geistliche sogleich seine Frau entfernen solle, gerieth die ganze Geistlichkeit in Aufruhr, und es fehlte wenig,

*) Der Name kommt von Simon, jenem Zauberer (Apostelgeschichte 8, 18.), der den Aposteln für die Mittheilung geistiger Gaben Geld anbot.

daß der Gesandte ermordet worden wäre. Aber das schreckte den Papst nicht ab, und er setzte es zuletzt doch durch, daß kein verheiratheter Geistlicher sein Amt behalten durfte.

Endlich ging er noch weiter, und verbot bei Strafe des Bannes den Fürsten jeden Ranges, einen Bischof oder Abt zu ernennen, und ebenso den Geistlichen, eine solche Ernennung von einem Laien (Nichtgeistlichen) anzunehmen. Nur allein der Papst habe das Recht dazu. Bisher war es in Deutschland üblich gewesen, daß der König dem neuerwählten Bischof einen Ring und einen Stab, als Zeichen des geistlichen Amts, überreichte, und nun erst durfte dieser die geistliche Weihe erhalten. Die Belehnung mit Ring und Stab nannte man die Investitur. Diese wollte aber Gregor fernerhin dem Könige nicht lassen. Darüber entstand ein langer Streit zwischen dem König und Papst, der erst später durch einen Vergleich entschieden worden ist.

In den ersten Jahren hatten Gregor VII. und Heinrich in gutem Vernehmen gestanden. Aber nach und nach war dies gespannter geworden, weil Heinrich die geistlichen Stellen willkürlich besetzte, und da er fortfuhr, sich um Gregors Ermahnungen und Verbote nicht zu kümmern, da ferner auch die Sachsen ihre Beschwerden über den Kaiser vor den Papst gebracht hatten, so ergrimmte der stolze Gregor, und schrieb einen scharfen Brief, in welchem er bei fortgesetztem Ungehorsam mit dem Banne drohte, und ihn ermahnte, die gefangenen Sachsen loszugeben. Heinrich empfing diesen Brief in Goslar. Er nahm ihn mit Verachtung auf; der Legat aber, für diesen Fall schon belehrt, kündigte dem Könige den Befehl des Papstes an, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, und vor einer geistlichen Versammlung wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sich zu rechtfertigen; sonst würde er an demselben Tage mit dem apostolischen Fluche excommunicirt, d. i. aus der Kirchengemeinschaft gestoßen werden (1076).

Diese Keckheit mußte wohl einen König aufbringen, dessen Vater drei Päpste abgesetzt hatte. Den Legaten jagte er mit Schimpf weg, entbot die Bischöfe und Aebte nach Worms zu einer Synode, und nachdem sie sich zahlreich eingefunden hatten, wurde zwei Tage lang berathschlagt. Der Schluß lautete: Gregor habe sich selbst der Simonie schuldig gemacht, und müsse abgesetzt werden. Eine Gesandtschaft ging sogleich nach der Lombardei ab, um die dortigen Bischöfe zum Beschlusse zu bewegen. Sie erklärten sich freudig damit einverstanden, und schickten einen muthigen Geistlichen aus Parma mit dem Absetzungsdecret und einem heftigen Schreiben Heinrichs nach Rom ab. Der Papst und die Römer wunderten sich nicht wenig, daß schon so bald Botschaft von Heinrich da sei; aber was der Gesandte eigentlich bringe, konnte Niemand von ihm herausbringen. „Ohne Zweifel," meinte man, „soll er das Betragen und Nichterscheinen des Königs demüthigst entschuldigen." Endlich kam der Tag der Synode. Gregor saß in päpstlichem Ornate auf seinem erhabenen Stuhle, vor ihm die zahlreichen Bischöfe. Da trat der Gesandte herein, und sprach, zum Papst gewendet: „Der König, mein Herr, und alle Bischöfe über dem Gebirge und in Italien verkündigen dir den Befehl: du sollst den dir angemaßten Stuhl St. Petri und die römische Kirche unverzüglich verlassen; denn es ist nicht recht, daß du dir solche Ehre ohne des Kaisers Bewilligung herausnimmst." — Ehe sich noch der

Papst von seinem Erstaunen erholen konnte, wandte sich der Gesandte zu den Bischöfen, und sprach: „Euch, ihr Brüder, wird angesagt, daß ihr zu nächstem Pfingstfest euch vor dem Könige stellen sollt, aus seinen Händen einen andern Papst und Vater zu erhalten; denn dieser hier ist nicht als ein Papst, sondern als ein reißender Wolf erfunden worden."

Stumm saß anfangs die Versammlung da, weil das Erstaunen und der Unwille die Zungen lähmte. „Greift ihn!" rief endlich Einer von ihnen aus, und Alle, welche bewaffnet zugegen waren, zogen die Schwerter, ihn zu zerfleischen. Aber Gregor befahl ihnen, ruhig zu sein, nahm das Absetzungsschreiben und die Briefe des Königs, und las sie der Versammlung laut vor. Die Ueberschrift lautete: „Heinrich, nicht gewaltmäßig, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch," und am Schlusse hieß es: „Du also, mit Fluch behaftet, und durch unser und aller Bischöfe Gericht verdammt, steige herab! Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der die rechte Lehre St. Petri lehrt. Ich Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: steig herab! o steig herab." —

Nur mit Mühe gelang es dem Gesandten, der Wuth der Anwesenden zu entkommen. Am folgenden Tage hielt Gregor eine neue Versammlung, und sprach hier feierlich den Bann über Heinrich aus. Die Bannformel fing an mit den Worten: „Heiliger Petrus, der Apostel Fürst, neige zu uns dein Ohr; höre mich, deinen Knecht, den du bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen befreit hast" u. s. w., und die Schlußworte lauteten: „weil er zu gehorchen verschmäht, — so binde ich ihn an deiner Statt mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker wissen, daß du bist Petrus, und daß die Pforten der Hölle nichts gegen die Kirche vermögen." Mit Heinrich wurden zugleich die Bischöfe, die in Worms gewesen waren, in den Bann gethan, und ein Schreiben des Papstes an die deutschen Stände belehrte diese, daß sie dem Könige fortan nicht mehr zu gehorchen hätten. Durch dies unerhörte Ereigniß entstand nun in Deutschland, Italien und selbst auch in manchen andern Ländern ein allgemeines Zerwürfniß. Jedermann hielt es entweder mit dem Papste oder mit dem Könige, und Zwiespalt kam dadurch in alle Stände und Verhältnisse. Heinrich war bei dem Allen am sorglosesten. Er fuhr fort, die Güter mehrerer gefangener sächsischer Fürsten an seine Günstlinge zu verschenken; baute die zerstörten Felsenschlösser wieder auf, errichtete neue, und that, als wenn der Bann ihn gar nichts anginge; und doch war seine Lage sehr mißlich. Denn der Glaube an die Heiligkeit des Papstes war damals noch so groß, daß die deutschen Fürsten dem nicht mehr zu gehorchen wagten, der selbst von Gott verworfen schien, und daß die Bischöfe, weil sie ihre Aemter und reichen Einkünfte zu verlieren fürchteten, sich bußfertig nach Rom wandten, und um Vergebung flehten. Ueberall wurden, gegen des Königs Willen, die Gefängnisse geöffnet, in welchen die sächsischen Fürsten gefangen saßen. Freudig rüsteten sich nun diese, Rache zu nehmen an dem gehaßten Könige, und schaarenweise strömten ihnen die Wehrmänner zu. Selbst Otto von Nordheim wurde an Heinrich, der ihm selbst seine Harzburg anvertraut hatte, zum Verräther, und schloß sich dem neuen Bunde

an, und auch die andern Freunde schlichen sich einer nach dem andern fort, weil sie ihn wie einen Verpesteten betrachteten, dessen Nähe unheilbringend sei. Nun zeigte es sich recht, wie schwach in damaliger Zeit ein König war, wenn er nicht die Liebe seines Volkes besaß. Er lud die Fürsten ein, vor ihm zu erscheinen — Keiner kam; er bat sie aufs Dringendste — sie erschienen wieder nicht. Seine Lage war wirklich schrecklich; er hatte keinen Freund mehr, dem er trauen konnte. Dazu erfuhr er noch, daß ein Tag verabredet sei, an welchem sich alle Fürsten in Tribur versammeln wollten, um über die Wahl eines neuen Königs zu berathschlagen. Wirklich kamen sie zusammen, auch die Bischöfe, die in Worms den Papst abgesetzt hatten, aber nun schnell den Mantel umwendeten, und ihn um Vergebung baten (die sie auch erhielten), und besprachen sich sieben Tage. Auch päpstliche Legaten erschienen, brachten aber ein Schreiben, das der Absicht der versammelten Fürsten nicht entsprach. Denn Gregor ermahnte sie, den König, wenn er sein Herz zu Gott wende, nicht zu verwerfen, sondern ihn wohlwollend aufzunehmen; sie möchten die schlechten Räthe von ihm entfernen, und ihm bessere geben. Sollte er aber nicht mit aufrichtigem Herzen zu Gott zurückkehren, so möge ein Anderer an seine Stelle gewählt werden. Gern hätten die Fürsten den König abgesetzt, aber die Legaten verhinderten es, bis Heinrich sich erklärt haben würde. Da machte sich Heinrich auf, reiste nach Oppenheim, Tribur gegenüber, so daß nur der Rhein ihn von den Versammlungen trennte, und schickte Boten hinüber: er wolle nie wieder ohne ihren Rath etwas in Sachen des Reichs unternehmen, ja er sei bereit, freiwillig sich der Regierung zu begeben, wenn sie ihm nur wenigstens den Namen eines Königs und die Reichsinsignien lassen wollten. Aber die Fürsten antworteten: „Wer kann ihm glauben? seine Treue und sein Wort zu brechen, ist eine so alte und eingewurzelte Krankheit, daß kein Mittel sie heilt. Es wäre Thorheit, die von Gott uns dargebotene Gelegenheit, uns zu retten, ungebraucht zu lassen.“ Da Heinrich immer von Neuem bat, so wurde ihm endlich noch nachgegeben, daß seine Sache vom Papste entschieden werden sollte. Sie wollten diesen nach Augsburg laden zu einem großen Fürstentage, um dort über beide Theile Gericht zu halten. Wenn Heinrich innerhalb eines Jahres aber nicht losgesprochen sei vom Banne, so sei seine Sache auf ewig verfallen. Auch müsse er schriftlich bekennen, daß er an den Sachsen unrecht gehandelt habe, ein Jahr lang keine Kirche besuchen, Alle, die der Papst in den Bann gethan, von sich entfernen, und in Speier als Privatmann leben. Heinrich war froh, nur so viel zu erlangen, und versprach Alles gern zu halten, während die Fürsten triumphirend nach Hause zogen. Was war doch nun aus dem sonst so mächtigen Könige der Deutschen geworden? Heinrich hatte selbst alle seine Freunde entlassen müssen, und wohnte eine Zeit lang ganz einsam mit Frau und Kind in Speier. Von hier aus schickte er eine Botschaft an Gregor, meldete ihm, was in Tribur geschehen sei, erklärte seine Bereitwilligkeit, sich ihm zu unterwerfen, und bat, seine Unterwerfung in Italien anzunehmen, nicht aber ihn in Deutschland vor den Fürsten zu beschämen. Zugleich bat er die Markgräfin Mathilde von Toskana, eine hochbegabte Frau, eine Verehrerin Gregors, sich bei diesem für ihn zu verwenden. Was ihm der Papst geantwortet, ist ungewiß; nur das ist sicher, daß er den deutschen Fürsten meldete,

er werde im Februar 1077 bei ihnen erscheinen. Ob es damit Ernst gewesen, ist freilich zu bezweifeln.

Ein guter Theil des dem Könige bewilligten Jahres war schon verflossen, da machte sich Heinrich, als er von Gregors baldiger Abreise aus Rom gehört hatte, von Speier auf, um in Italien vor ihm sich zu demüthigen, und um Lösung des Bannes zu bitten. Es begleiteten ihn auf dieser schweren Reise nur seine treue, sonst von ihm so gemißhandelte Frau, Bertha, sein Söhnchen, und ein Mann von mittelmäßiger Herkunft. Keiner von denen, die sonst an seiner Tafel geschwelgt hatten, fragte jetzt nach ihm. Als er an die Alpen kam, erfuhr er, daß ihm seine Feinde unterwegs auflauerten; darum mußte er einen weiten Umweg durch Burgund und über Genf machen. Es war eine furchtbare Winterkälte, alle Berge mit Schnee bedeckt, die Flüsse gefroren. Der Weg führte über hohe Gebirge, auf welchen die fürchterlichste Kälte ertragen werden mußte. Der Schnee war so hart, daß kein Tritt sicher, und Menschen und Pferde oft in Begriff waren, in die grausenden Abgründe hinabzustürzen. Und doch war die größte Eile nöthig, weil das ihm zugestandene Jahr beinahe verlaufen war. Einmal hatte man mit ungeheurer Mühe den Gipfel eines Berges erstiegen; da sah man einen so glatten und steilen Abhang vor sich, daß es kaum möglich schien hinabzukommen. Die Männer krochen auf Händen und Füßen hinab, jeden Augenblick fürchtend, jetzt würden sie ausgleiten, und ins Bodenlose hinunterstürzen. Die Königin aber und die andern Frauen band man in Rinderhäute, und ließ sie so vorsichtig hinab. Die meisten Pferde kamen um; einige wurden mit gebundenen Füßen herabgeschleift. Wie froh war Heinrich, als er endlich die Ebene Ober-Italiens erreichte. Kaum hörten die Italiener von seiner Ankunft, so eilten sie ihm froh entgegen; denn sie glaubten, er sei gekommen, den übermüthigen, auch von ihnen gehaßten Papst zu züchtigen. Aber Heinrich hatte jetzt andere Gedanken; er sehnte sich nach Lösung vom Banne. Gregor war indessen von Rom abgereist, angeblich um nach Deutschland zu gehen. Plötzlich aber wendete er vom Wege ab, und begab sich nach dem der Markgräfin Mathilde gehörigen, in den Apenninen gelegenen Schlosse Canossa, indem er angab, die deutschen Fürsten hätten unterlassen, für die Sicherheit seiner Reise über die Alpen zu sorgen. Wahrscheinlich aber war seine in Canossa zu haltende Zusammenkunft bereits mit Heinrich verabredet. Jetzt erschien Heinrich vor den Mauern des Schlosses, und bat demüthig, den Bann zu lösen; denn die Zeit dränge ihn. Er sei ja gern zu jeder Genugthuung bereit, die ihm der Papst auflegen wolle. Er bat die Markgräfin um eine Unterredung. Sie fand in Gegenwart mehrerer beiden Theilen ergebenen Personen, namentlich der Schwiegermutter Heinrichs, der Markgräfin Adelheid von Susa, statt, und Mathilde übernahm die Vermittelung. Gregor verlangte unbedingte Unterwerfung und Kirchenbuße; theils, um das Ansehen der Kirchensatzungen aufrecht zu halten, theils, weil er bei Heinrichs Leichtsinn nur in schwerer Erschütterung eine Wirkung erwartete.

Heinrich erhielt die Erlaubniß, näher zu kommen. Er mußte alle Zeichen seiner Würde ablegen, und die Tracht eines Büßenden anlegen, d. i. in einem Bußgewande von Leinewand baarfuß erscheinen. Die Burg hatte eine dreifache Mauer. Das äußerste Thor und das zweite Thor öffneten sich, der

büßende König trat in den Zwinger ein, die Thore schlossen sich hinter ihm, aber er erwartete vergebens, daß sich das dritte öffnen würde. So mußte er ohne Speise und Trank vom Morgen bis zum Abend stehen, in bittrer Kälte; denn es war der 25ste Januar (1077), und die Erde war mit Schnee bedeckt. Dasselbe widerfuhr ihm am 2ten und 3ten Tage. Heinrich war tief zerknirscht. Er fiel auf die Kniee, und flehte die Markgräfin Mathilde und seine Schwiegermutter an, sich bei Gregor für ihn zu verwenden. Das geschah, und endlich erweichten sie das Herz des harten Mannes. Er ließ am vierten Tage den König in die Burg; lange mußte dieser noch mit nackten Füßen, und starr vor Kälte vor ihm stehen, bis Gregor den Bann unter den Bedingungen aufhob: daß Heinrich sich an einem vom Papste zu bestimmenden Tage vor ein Fürstengericht stelle, und auf die ihm gemachten Beschuldigungen antworte; hier solle erst entschieden werden, ob er könne König bleiben oder nicht. Bis dahin solle er sich alles königlichen Schmucks und aller Regierung enthalten. Seine bisherigen Rathgeber müsse er auf immer von sich entfernen, sich an seinen Feinden nicht rächen, u. s. w. Uebertrete er nur eine dieser Bedingungen, so sei es mit seiner Herrschaft ganz aus, und er könne dann nie wieder zu Gnade aufgenommen werden. Heinrich, betrübt, haltlos und kleinmüthig, beschwur dies Alles. Aber die Absicht des Papstes hatte das Maaß überschritten. Nicht eine Demüthigung des Leichtsinns und Uebermuthes, sondern eine Entwürdigung des Königthums war geschehen. Die Gegenwirkung auf die Völker blieb nicht aus.

Als der tiefgebeugte König die verhängnißvolle Burg verlassen hatte, und durch Italien reiste, wandten sich Alle verächtlich von ihm, und murrten laut: er habe sich durch solche Unterwerfung eine unvertilgbare Schande aufgedrückt. Denn die italischen Bischöfe haßten den strengen Gregor, hatten ihn für abgesetzt erklärt, und verlachten seinen Bann. Darum verwarfen sie nun auch den Kaiser, den Knecht der Kirche, und sprachen schon von der Erwählung seines ältesten Sohnes Conrad. Wohin Heinrich kam, schloß man die Thore vor ihm zu; nirgends kam ihm fröhlicher Empfang entgegen. Dies erweckte in ihm eine tiefe Scham und Reue, und es entstand in ihm der Gedanke: wie? wenn du die Abneigung der Italiener gegen den Papst benutztest, dich an ihm zu rächen für die unerhörte Beleidigung? Er sah wohl ein, daß an eine Einigung zwischen dem Papst und den Lombarden nicht zu denken sei, und daß er, wenn er die Italiener von sich stieße, bei der Ungewißheit, wie die Deutschen jetzt gegen ihn gesinnt seien, sich seiner letzten Stütze beraube. Sobald man seinen geänderten Sinn erkannte, wandten sich ihm die Herzen der Lombarden wieder zu. Von allen Seiten strömten Heereshaufen herbei; ein neuer Muth hob Heinrichs Brust, und er verwünschte die Tage der Erniedrigung in Canossa. In Deutschland war indessen eine greuliche Verwirrung, wie überall, wo Keiner da ist, welcher gebietet. Heinrichs Feinde, namentlich Rudolph von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, gaben die Entsetzung des Kaisers nicht auf. Sie veranstalteten eine Versammlung in Forchheim (zwischen Nürnberg und Bamberg), wo sich geistliche und weltliche Fürsten einfanden, und auch päpstliche Legaten erschienen, die den Auftrag hatten, zwar nicht geradezu, aber doch versteckt die Wahl eines neuen Kaisers zu befördern; denn Gregor sah wohl ein, daß

er auf Heinrichs Gehorsam nicht rechnen könnte. Otto von Nordheim trat nur ungern bei, da er sich selbst zur Wahl Hoffnung gemacht hatte. Die Wahl fiel auf Rudolph, Herzog von Schwaben. Aber durch diese Wahl wurde die Uneinigkeit noch vermehrt; denn Heinrich hatte unter den Bürgern der Reichsstädte viele heimliche Freunde, und ganz Deutschland zerfiel in zwei Parteien, die sich wüthend haßten und verfolgten. Nicht besser war es in Italien, und Gregor erklärte sich noch nicht, ob er Rudolphen bestätigen, oder Heinrichen wieder erheben würde.

Wie veränderlich der Sinn der Menschen sei, und wie leicht das Glück sich wende, davon war jetzt dieser Heinrich ein Beispiel. In Deutschland wünschten ihn nun recht Viele zurück, und als er noch in demselben Jahre (1077) zurückkehrte, strömten ihm ganze Haufen zu, ihm, dem sonst Alle den Rücken gewandt hatten. Besonders wetteiferten die Städte am Rhein recht in Beweisen von Treue, so daß er sich im Stande sah, dem Feinde entgegenzuziehen. Der Krieg währte mehrere Jahre mit abwechselndem Glücke. Ueberall zeigte Heinrich eine ausnehmende Tapferkeit. Oft sah man ihn im dichtesten Schlachtgewühl kämpfen, und mit Schwert und Streitaxt seine Feinde niederwerfen.

Nachdem er seine Feinde aus dem südlichen Deutschland vertrieben hatte, hielt er eine Versammlung seiner Getreuen in Ulm, wo er mit der Krone auf dem Haupte erschien, und die drei Häupter seiner Gegner: Rudolph, Welf und Berthold, ihrer Länder für verlustig erklären und zum Tode verurtheilen ließ. Rudolph war indessen nach Sachsen gegangen, und hatte die Sachsen um sich versammelt. Mit ihnen zog er gegen Heinrich zu Felde. Die beiden Heere trafen sich bei Melrichstadt (1078) in Franken (südlich vom Thüringerwalde). Hier wurde Rudolphs Mannschaft in die Flucht geschlagen, während auf dem andern Flügel Otto von Nordheim siegte. Als sich nun Heinrich nach Süddeutschland zurückgezogen hatte, belehnte er mit dem Herzogthum Schwaben seinen treuen Anhänger, Friedrich von Büren, der nachher von dem über diesem Städtchen erbauten Bergschlosse Staufen den Namen Friedrich von Hohenstaufen führte, und der Begründer der großen Macht dieses Hauses wurde. Zu größerer Befestigung in seiner Treue gab ihm König Heinrich noch seine Tochter Agnes zur Frau. Eine zweite Schlacht, die (1080) bei Flarchheim in Thüringen (südlich von Mühlhausen) vorfiel, entschied sich gegen Heinrich. Nach dieser Schlacht trat der bis dahin schwankende Papst entschieden auf Rudolphs Seite. Er hielt in Rom eine Synode, in welcher er die Gesandten Heinrichs und Rudolphs empfing. Nachdem nun diese ihre Klagen gegen Heinrich vorgebracht hatten, und jene ihren Herrn dagegen vertheidigen wollten, gebot Gregor ihnen herrisch, zu schweigen. Dann erhob er sich mit Würde, und sprach: „Den genannten Heinrich, den man König nennt, und alle seine Anhänger unterwerfe ich dem Banne der Kirche, und binde sie mit der Fessel des Fluchs. Ich nehme ihm alle königliche Macht, und spreche Alle von ihrem Eide los. Er soll keine Kräfte im Kriege haben, und keinen Sieg gewinnen. Dagegen gestatte ich dem Rudolph das Reich, und ertheile Allen, die zu ihm halten, Vergebung ihrer Sünden und den wahren Segen in diesem und dem künftigen Leben" &c. Da er wohl einsah, daß diese Erneuerung des Bannes einen gewaltigen Sturm gegen ihn erwecken würde, so versöhnte

er sich mit dem kriegerischen Normannenfürsten von Apulien, Robert Guiscard, einem Sohne des obenerwähnten Tankred von Hauteville, mit dem er bis dahin in der heftigsten Feindschaft gelebt hatte. Heinrich dagegen ließ durch die ihm befreundeten deutschen Bischöfe den Papst für abgesetzt erklären. Dasselbe thaten Gregors alte Feinde, die lombardischen Bischöfe; sie versammelten sich in Brixen in Tyrol, entsetzten ihn aufs Neue, und wählten zum Gegenpapst den Erzbischof Wibert von Ravenna, der den Namen Clemens III. annahm.

Indessen setzte Heinrich den Krieg gegen Rudolph und die Sachsen fort. Endlich trafen sich beide Könige in der Ebene bei Merseburg (15. Oct. 1080). Es war eine blutige Schlacht; denn beide Theile fochten mit großer Erbitterung. Zuletzt siegten die Sachsen; sie verdankten den Sieg dem tapfern Otto von Nordheim. Die Sieger jubelten laut; aber plötzlich verstummten sie; denn die Nachricht kam, Rudolph sei tödtlich verwundet worden. Gottfried von Bouillon, ein ausgezeichneter Ritter und treuer Freund Heinrichs, hatte — so heißt es — ihn ausgespäht, war herbeigesprengt, und nun erhob sich ein wüthendes Gefecht. Endlich traf Gottfried seinen Feind an der Handwurzel. Sein Schwert fuhr zwischen die Schienen des Panzers, und die abgehauene Hand und das Schwert fielen zugleich zu Boden. Auch in den Unterleib hatte Rudolph eine tödtliche Wunde erhalten. Man trug ihn aus dem Schlachtgewühl, und traurig standen die Bischöfe um ihn her, die Weihung über ihn sprechend. Als man ihm seine abgehauene Hand zeigte, sprach er mit schmerzlicher Reue: „Ja! die ist es, mit der ich einst Heinrichen den Eid der Treue schwur!" Als er den Tod nahe fühlte, fragte er mit schwacher Stimme: „Wer hat den Sieg?" Die Umstehenden antworteten: „Ihr, Herr!" — Da sprach er: „Nun leide ich freudig lebend und sterbend, was der Herr will. Nun kümmert mich der Tod nicht, wenn ich ihn mit der Ehre des Sieges erleide." So verschied er. Sein Grab und seine verdorrte Hand werden noch in Merseburg in der Domkirche gezeigt.

Für Heinrich konnte nichts erwünschter kommen, als der Tod seines Gegners. Denn Viele wandten sich nun wieder zu ihm, weil sie das Ende Rudolphs für ein Gottesgericht hielten; es ging nämlich ein Gerücht, Gregor habe kurz vorher gesagt: „Noch in diesem Jahre wird der falsche König sterben." Heinrich sah sich bald wieder so stark, daß er gar in Italien selbst auf Gregor losgehen konnte, während er den Kampf gegen die Sachsen seinem Schwiegersohne Friedrich von Staufen überließ. Der Krieg gegen Gregor zog sich von 1081 bis 1084 hin. Endlich glaubte Heinrich, Gregor könnte ihm nicht mehr entgehen. Ein Theil der Stadt Rom war schon eingenommen, und die Engelsburg, in welche er geflüchtet war, umstellt; Heinrich empfing von dem Gegenpapste Clemens III. die Kaiserkrönung, — da wurde ihm der Papst doch noch entführt.

Der ritterliche Normannenherzog, Robert Guiscard, führte ein Normannenheer herbei. Heinrich, der gegen das Heer Roberts viel zu schwach war, wich ihm eilends aus, verließ Rom und eilte über Verona nach Deutschland zurück, während Robert Rom 3 Tage lang seinen Normannen überließ, und es furchtbar plünderte. Endlich griffen die Römer in ihrer Verzweiflung zu den Waffen; aber Robert ließ die Stadt in Brand stecken und ein großer

Theil derselben sank in Schutt und Asche. Unter diesen Umständen verließ Gregor den schauerlichen Aufenthalt. Er begab sich nach dem Kloster Monte Cassino, später nach Salerno. Aber der mannichfache Aerger und Kummer hatte des alten Gregors Lebenskraft erschöpft. Er überlebte seine Rettung nur kurze Zeit. Als er — es war in Salerno — seinen Tod nahe fühlte, ließ er die ihm getreuen Bischöfe kommen, und sprach: „Geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt, und Gottlosigkeit gehaßt habe.“ Und als nun jene sich beklagten, daß sie ihn verlieren sollten, hob er seine Augen gen Himmel, breitete seine Arme aus, und rief: „Ich steige dort hinauf, und übergebe euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott.“ Seine letzten Worte waren: „Ich habe das Recht geliebt, und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Er starb 1085, wahrlich ein merkwürdiger Mann!

Jetzt schien es, als sollte für den armen verfolgten Heinrich eine ruhigere Zeit angehen. Seine Feinde hatten zwar an Rudolphs Stelle in Eisleben (1081) einen neuen Gegenkönig gewählt, den Grafen Hermann von Luxemburg, den man auch spottweise den Knoblauchskönig nannte, weil um Eisleben viel Knoblauch wuchs; aber das war ein schwacher Mann, der bald alles Vertrauen der Fürsten verlor, und nach sieben Jahren selbst seine Würde niederlegte. Auch die Sachsen legten sich endlich zum Frieden, weil sie des Krieges müde, und die ärgsten Aufhetzer, namentlich Otto von Nordheim, gestorben waren. Indessen der unglückliche Heinrich kam dennoch nicht zur Ruhe, weil er, seinen Papst Clemens schützend, sich mit Gregors Partei nicht aussöhnen wollte. Diese erwählte erst Victor III., und nach dessen baldigem Tode Urban II. zum Papst, und dieser erneuerte den Bann gegen den König. Urban bewirkte eine Vermählung der bereits 43jährigen Markgräfin Mathilde von Toskana mit dem erst 18jährigen Welf, einem Sohne des Herzogs Welf von Baiern. Mathilde, eine Frau von hohen Geistesgaben, aber ganz der Kirche ergeben, hoffte durch diese Heirath das welfische Haus fester an das Interesse der Kirche zu knüpfen, und der alte Welf hatte die Absicht, dadurch die reichen Besitzungen der Markgräfin seinem Hause zu gewinnen. Beide täuschten sich; denn die beiden Welfe dienten der Kirche nicht aufrichtig, sondern nur ihrem Eigennutze, und sie wußten nicht, daß Mathilde längst schon ihre Güter dem päpstlichen Stuhle verschrieben hatte. Erst später erfuhren sie dies, und darum sehen wir zuvor den Vater und den Sohn den König Heinrich eifrig bekämpfen, jenen in Deutschland, diesen in Italien. Auf diese Weise wurde der heillose Krieg in beiden Ländern unterhalten, ohne daß eine der Parteien sich dauernden Glücks zu erfreuen gehabt hätte. So war es auch in Rom, wo bald Urban, bald Clemens den päpstlichen Sitz einnahm, bald Beide zugleich in verschiedenen Theilen der Stadt sich behaupteten.

Nachdem Heinrich einige Jahre (1090—92) in Italien selbst den Krieg geführt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, und ließ seinen ältesten schon zum Nachfolger gekrönten Sohn Conrad in Italien. Conrad war damals 18 Jahr, und wird als ein liebenswürdiger, aber für kirchliche Einflüsse empfänglicher Jüngling geschildert. Der Papst benutzte jetzt Heinrichs Abwesenheit. Der junge Conrad wurde überfallen, und gefangen nach Canossa

geführt, hier aber von Mathilden beredet, zur Partei der Kirche überzutreten, indem man ihm vorstellte, sein Vater wandle auf dem Wege des Verderbens, und des Sohnes Pflicht sei, diesen Weg zu vermeiden. Auf diese Weise wurde der Sohn dem Vater entfremdet. Heinrich wurde darüber von ungeheurem Schmerze ergriffen; mit Mühe konnte man ihn abhalten, seinem eigenen Leben ein Ende zu machen. Der Krieg loderte nun mit neuer Gewalt auf. Conrad wurde in Monza zum König von Italien gekrönt, und Viele, die bisher es mit dem Kaiser gehalten hatten, wandten sich jetzt dem jungen Könige zu (1093). Allein bald traten für den alternden König günstigere Umstände ein. Herzog Welf, der immer deutlicher erkannte, daß Mathilde von Toskana nur der Kirche Wohl vor Augen, und ihn getäuscht habe, beschloß, sich nach 5jähriger freudeloser Ehe (1094) von seiner ungleichen Gattin zu trennen. Diese Trennung führte sehr natürlich eine Versöhnung des alten und jungen Welf mit König Heinrich herbei, der ihnen das Herzogthum Baiern bestätigte, was um so leichter geschehen konnte, da Otto von Nordheim bereits seit mehreren Jahren todt war. Auch die übrigen Großen Deutschlands, die bisher noch gegen Heinrich gewesen waren, söhnten sich mit ihm aus, so daß gegen das Ende des Jahrhunderts der Frieden in Deutschland hergestellt war. Noch mehr: Conrad wurde der deutschen Krone für verlustig erklärt, der zweite Sohn, Heinrich, von den Fürsten als Nachfolger seines Vaters anerkannt, und vorläufig in Aachen gekrönt. Auch in Italien wurde Conrad verlassen und ausgestoßen; er fand in Florenz an Mathildens Hofe eine Freistätte, und hier welkte er hin, getroffen vom Fluche des Vaters, und starb 1101. Auch durch diesen Tod wurde die Herstellung des Friedens erleichtert, und es war zu hoffen, daß der alte Heinrich fortan werde ruhig regieren können, besonders da die Gemüther durch die Kreuzzüge eine neue Beschäftigung erhalten hatten. Daß aber dennoch die Ruhe wieder gestört, und der Kaiser durch Gram vor der Zeit ins Grab gebracht worden, das ist das Werk des Papstes.

Nachdem Urban II. (1099) gestorben, trat Paschalis II. an seine Stelle. Er erneuerte den Bannfluch gegen den Kaiser, und suchte dessen alte Freunde aufs Neue gegen ihn aufzubringen. Dies gelang ihm besonders mit dem Welfischen Hause. Auch die Freunde und Begleiter des jungen Heinrich schlossen sich an den Papst an; man stellte dem jungen Fürsten vor, sein Vater sei ein schwacher Mann, und der Eid, den er, der Sohn, dem Vater geschworen, bei dessen Lebzeiten der Regierung sich nicht anzumaßen, sei durch den Papst ja gelöst. Heinrich der Sohn ließ sich verführen, und brachte dadurch über seinen Vater unendlichen Jammer. Er verließ 1105 diesen plötzlich, und wurde von seinem Anhang jauchzend empfangen. Nachdem der Vater durch eine Gesandtschaft nach Regensburg den Sohn zur Pflicht zurückzuführen vergeblich versucht hatte, sammelte er seine Getreuen, um den ungerathenen Sohn zu unterwerfen. Dieser zog ihm entgegen, und schon war man im Begriff, am Flüßchen Regen bei Regensburg eine Schlacht zu liefern, als der alte Heinrich fast von allen seinen Leuten (vornehmlich Böhmen und Oestreicher) verlassen wurde, und sich eilig durch die Flucht retten mußte. Heinrich der Sohn berief nun die Fürsten zu einem Reichstage nach Mainz, damit er hier als König bestätigt, und sein Vater abgesetzt würde. Da

sammelte dieser die Wenigen, die ihm noch treu waren, und eilte auch gen Mainz, um die Aufrührer aus einander zu treiben. Der Sohn fürchtete, der Anblick seines alten Vaters möchte die Fürsten rühren; deshalb reiste er ihm nach Coblenz entgegen, umfaßte mit thränenden Augen seine Kniee, flehte um seine Vergebung, und schob alle Schuld auf seine bösen Rathgeber. Der Vater freute sich über den wiedergefundenen Sohn, drückte ihn an sein Herz, und weinte Thränen der Rührung. Nun stellte ihm der Sohn vor, er möchte ihn auf den Reichstag nach Mainz begleiten, aber vorher sein Heer auseinander gehen lassen; sie wären ja nun ausgesöhnt, und es würde mißtrauisch aussehen, wenn er mit Soldaten nach Mainz käme. Man warnte den König, sich vorzusehen; aber wie konnte er seinem Sohne eine solche Verstellung zutrauen? Er entließ daher seine Leute, und Beide reisten nach Mainz ab. Als sie nach Bingen, in der Nähe dieser Stadt, kamen, meinte der Sohn, es würde wohl rathsamer sein, daß der Vater nicht gleich mit nach Mainz käme, sondern lieber so lange nach dem benachbarten Schlosse Beckelheim ginge, bis er die Fürsten zu seinen Gunsten gestimmt hätte. „O Sohn, Sohn!" rief Heinrich, „meinst du es auch redlich mit mir?" Aber der Sohn that aufs Neue einen feierlichen Schwur, daß er sein Leben für ihn zu lassen bereit sei. Sobald der alte Heinrich auf jenem Schlosse ankam, bemächtigte man sich seiner, und gab ihm obendrein recht fühllose Kerkermeister. Die versammelten Fürsten freuten sich hämisch der gelungenen List, und ließen ihm sagen, er müsse sterben, wenn er nicht die Reichsinsignien ausliefere. Augenblicklich gab er dazu seine Einwilligung. Da die schändliche Gefangennehmung des alten Kaisers in den Städten am Rhein großen Unwillen erregte, und das Volk sich zu rühren anfing, so hielten die Fürsten für rathsam, daß der Kaiser vor ihnen feierlich auf das Reich Verzicht leiste. Darum hielten sie eine Versammlung in Ingelheim, ließen den Kaiser hierher bringen, fuhren hier den gebeugten, von allen Freunden verlassenen Mann hart an, warfen ihm die unglücklichen Ereignisse der verflossenen Zeit vor, und geboten ihm, wenn er sich vertheidigen wollte, das Wort. Da er sich endlich in großer Zerknirschung auf die Kniee warf, und flehentlich bat, ihm Zeit und Ort zu bestimmen, wo er zeigen könne, daß er unschuldig sei, antwortete ihm der päpstliche Legat barsch, davon könne nicht die Rede sein, bevor er nicht in Rom Lösung vom Banne erlangt habe, wozu ihm doch die Möglichkeit durch seine Gefangenhaltung benommen war. Endlich verzichtete er auf das Reich und alle kaiserliche Würde, weil er bereits zu kraftlos sich fühle. Fröhlich kehrten Heinrich der Sohn und die Fürsten nach Mainz zurück, erkannten Heinrich V. nochmals als König an, der Legat bestätigte die Wahl des unnatürlichen Sohnes, und den armen Heinrich ließen sie in Ingelheim in strengem Gewahrsam.

Heinrich der Sohn übernahm nun die Regierung, und stellte Freudenfeste an. Während derselben gelang es dem alten Heinrich zu entspringen. Er kam nach Lüttich, wo der Bischof den lebensmüden Greis freundlich aufnahm. Schon sammelten sich seine Freunde um ihn, um den Sohn zu bekämpfen, schon eilte dieser mit einem Heere herbei, da befreite der Tod den alten Kaiser von allem reichlich erduldeten Lebensjammer, **1106**. Aber nicht einmal im Tode wurde ihm die Ruhe gegönnt. Denn weil er im Banne

gestorben war, mußte seine Leiche wieder aus der Gruft gehoben werden. Sie stand einige Zeit auf einer Insel der Maas; ein Mönch sang Bußpsalmen bei dem Sarge. Heinrich V. ließ den Leichnam des Vaters nach Speier bringen, ihn in der von ihm gestifteten Marienkirche zu bestatten. Aber des Bischofs Eifer hieß die Leiche des Gebannten in einer ungeweihten Kapelle stehen. Erst nach fünf Jahren setzte man sie in der Domkirche in Speier bei, nachdem er vom Banne gelöst worden war.

44. Die Engländer.

(Vereinigung der Heptarchie durch Egbert 827. Alfred der Große 871—901. Bezwingung der Normänner. Schlacht bei Eddington. Alfreds Nachfolger. Ermordung der Normänner durch Ethelred 1002. Swen, der Däne, König von England 1002—1014. Theilung des Reichs nach der Schlacht bei Assington zwischen Kanut, dem Dänen, und Edmund Ironside 1016. Kanut alleiniger König 1016—1035. Eduard III. der Bekenner 1041—1066. Wilhelm I. der Eroberer 1066—1087. Schlacht bei Hastings 1066.)

Es ist oben (1. Band, Abschnitt 32 am Ende) erzählt worden, daß die Briten, als sie von Picten und Scoten bedrängt wurden, die Angelsachsen aus Deutschland zu Hülfe gerufen hätten, und daß diese unter Hengist und Horsa 449 nach England übergesetzt wären. Sie hatten zwar den Briten beigestanden, dann aber sich in England angesiedelt, und nach und nach das ganze Land sich unterworfen. So entstanden 7 Königreiche im Lande (Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia und Northumberland), deren jedes seinen besondern König hatte, bis endlich die Heptarchie, d. i. die Siebenherrschaft, in ein Reich vereinigt wurde. Egbert, König von Wessex, hieß der erste König der vereinigten Heptarchie, und das Jahr der Vereinigung war 827. Er hatte am Hofe Karls des Großen, wohin er als Prinz vor den Verfolgungen seines Vorgängers, seines Verwandten, geflohen war, seine Ausbildung erhalten. (Er starb 836; nach ihm folgte sein Sohn Ethelwolf, dann dessen Söhne Ethelbald, Ethelberth und Ethelred.) Die Sachsen in England standen damals, gleich ihren Stammverwandten in Deutschland, kaum auf den Anfängen der Gesittung; zwar waren sie Christen dem Namen nach, doch war ihre rohe Kraft vom Geiste des Christenthums noch nicht überwältigt. Grausamkeiten, Ermordungen, Verräthereien und andere Ausbrüche wilder Leidenschaft waren etwas Gewöhnliches, und wurden durch Büßungen und durch Schenkungen an die Kirchen und Klöster leicht gesühnt. Statt christlich zu leben, glaubten sie Gott durch Verehrung der Heiligen und Reliquien zu gewinnen.

Daher that dem Volke recht Noth, daß Gott ihm einen Mann schickte, der ihm einen besseren Geist beibrächte. Dieser Mann war König Alfred, der von 871 bis 901 regierte. Bis zu seinem 12ten Jahre hatte er, ein Sohn König Ethelwolfs (Egbert's Sohn), nichts gelernt, aber ohne seine Schuld. Da hörte er die alten sächsischen Lieder singen, und diese erweckten in dem schönen muntern Knaben nicht nur eine große Wißbegier, sondern auch alle die edeln Gesinnungen, durch welche er nachher als König seinem Volke zum Segen wurde. Zu Anfang seiner Regierung hatte er unaufhörlich mit den Dänen oder Normännern zu thun. Diese kriegerischen und räuberi-

schen Söhne des Nordens waren schon vor Egbert häufig an Englands Küsten gelandet, und hatten ihm schon viel zu thun gegeben. Sie verwüsteten zu jener Zeit die Küsten von Deutschland, Frankreich und England, und waren das Schrecken dieser Länder. Zwar gingen die Sachsen tapfer auf die gelandeten Räuber los, siegten auch dann und wann; aber es landeten immer neue Haufen, so daß die Sachsen endlich den Muth verloren, und wer nicht fliehen konnte, unterwarf sich den wilden Siegern. Auch Alfred mußte fliehen. Er begab sich in eine abgelegene Gegend, legte Bauerkleider an, und wohnte bei einem seiner Kuhhirten, einem treuen Manne, der nicht einmal seiner Frau sagte, daß der fremde Knecht der König sei*). Als er merkte, daß die Normänner nicht mehr nach seinem Aufenthaltsorte forschten, sammelte er die Treusten seiner Anhänger, versteckte sich in einer sumpfigen Gegend in Somersetshire, und griff von hier aus oft die Feinde an, die nicht begriffen, von wo aus eigentlich ihre Feinde kämen. Nachdem nun Alfred so seine Leute wieder an den Kampf mit den wilden Normännern gewöhnt hatte, beschloß er einen Hauptangriff zu wagen; vorher aber wollte er ihren Zustand ausforschen. In der Absicht kleidete er sich als Harfenspieler, ging mit seiner Harfe keck in ihr Lager, spielte und sang ihnen vor, und trieb mit ihnen so vielen Scherz, daß sie den lustigen Gesellen lieb gewannen, und ihn umhergehen ließen, wohin er wollte. Nachdem er so Alles genau ausgespäht hatte, verschwand er, und rief die Mannen einiger Gaue zusammen. Sie erschienen; Alfred trat in ihre Mitte, und Alle waren entzückt, ihren langentbehrten geliebten König wieder zu sehen, und da sie der Räubereien der Dänen herzlich müde waren, so gelobten sie ihm mit Freuden willigen Gehorsam. Jetzt überfiel er die Feinde bei Eddington (878) in der Nähe von Bristol, sprengte sie auseinander, und zwang sie, sich ihm zu unterwerfen. Er verzieh ihnen, und gab ihnen die damals wüsten Gegenden in Nord-England (Ostangeln und Northumberland) zur Wohnung; doch mußten sie das Christenthum annehmen.

Nun erst schritt der brave Alfred zur Bildung seines Volks. Er ließ Schiffe bauen, um die Normänner von neuen Landungen zurückzuhalten, gab gute Gesetze, auf deren Befolgung er streng hielt, gewöhnte seine Sachsen an Ordnung und Thätigkeit, legte Klöster, Kirchen und besonders Schulen an, und ging in allem Guten mit seinem eigenen Beispiele voran. Seine Zeit benutzte er so gut, daß er acht Stunden auf die Regierungsgeschäfte, acht auf die Studien und Andachten, und acht auf Schlaf, Essen und Bewegung verwendete, und da man damals noch keine Uhren hatte, so bediente er sich täglich dreier Wachskerzen, deren jede acht Stunden brannte, um die Zeit zu bestimmen. Mit 36 Jahren lernte er selbst erst die lateinische Sprache. Durch alle seine Einrichtungen machte er seine Engländer zu ganz andern Menschen. Die Räubereien und anderen Schändlichkeiten hörten endlich ganz auf, und das Volk gewann die neue Ordnung so lieb, daß, als

---

*) Eines Tages, als Alfred gerade über seinem Bogen und seinen Pfeilen schnitzelte, hieß ihn die Frau auf ihre Kuchen, die sie in den Backofen schob, Acht haben. Aber Alfred hatte andere Sorgen, und ließ die Kuchen verbrennen. Dafür bekam er von der Frau tüchtige Schelte. „Ich sehe wohl," sprach sie keifend, „daß du besser verstehst, Kuchen zu essen, als sie zu backen!"

Alfred, um es auf die Probe zu stellen, goldene Armbänder neben den Landstraßen aufhängte, Keiner sie anzurühren wagte. — Wohl ist dieser wackere König mit Karl dem Großen zu vergleichen.

Nach seinem Tode regierte eine ganze Reihe von Königen aus dem sächsischen Stamme, von denen Keiner ihn erreichte. Eduard I., Alfreds Sohn, bis 924. Athelstan, Eduards Sohn, bis 940. Edmund, auch Eduards Sohn, bis 946. Edred, desgleichen, bis 955. Edwy, Edmunds Sohn, bis 959. Edgar, auch Edmunds Sohn, bis 975. Ein herrschsüchtiger Mönch, Dunstan (spr. Donst'n), der bis zum Erzbischof von Canterbury emporgestiegen war, stellte die sehr verfallene Zucht der englischen Geistlichkeit her, unterwarf sie strengen Regeln, vermehrte die Zahl der Klöster und Abteien, und machte sich durch seine Strenge im ganzen Lande gefürchtet. Eduard II. der Märtyrer, Edgars Sohn, bis 978, wo ihn seine Stiefmutter Elfride ermorden ließ, um ihren Sohn Ethelred auf den Thron zu bringen. Dieser, bis 1016, war, wie seine drei Vorgänger, ein Werkzeug in Dunstans Hand, bis zu dessen Tode 988. Fast Alle hatten ihre Noth mit den Normännern, die ihre Landungen ungescheut fortsetzten, seit Alfred sie nicht mehr in Furcht erhielt, und sich selbst hier und da in England niederließen. Da faßte der achte jener Könige, Ethelred (978—1016), den schrecklichen Entschluß, alle Normänner in England an Einem Tage ermorden zu lassen, nachdem er ihnen den Frieden mehrmals abgekauft, aber dadurch sie noch mehr zu neuen Einfällen ermuntert hatte. Dies geschah 1002. Das Blutbad verschonte weder Alter noch Geschlecht; selbst die Schwester des Königs Swen von Dänemark, Gunilda, die an einen englischen Grafen verheirathet war, wurde zum Tode geschleppt, nachdem man vor ihren Augen ihre unschuldigen Kinder ermordet hatte. „Wehe! wehe!" rief sie in der Verzweiflung, „Gott wird diesen Mord an England nicht ungestraft lassen!"

Und so geschah es auch. Swen, der Dänen-König, erhob sich, und verwüstete zehn Jahre hindurch England auf eine fürchterliche Weise, verjagte Ethelred, und machte sich zum Könige des Landes. Als er 1014 starb, kehrte zunächst der elende Ethelred, der indessen sich nach der Normandie geflüchtet, nach England zurück, regierte aber eben so schlecht wie zuvor, bis er 1016 starb. Während dessen hatte Swens trefflicher Sohn, Kanut der Große, um die Herrschaft von England mit dem tapfern Sohne Ethelreds, Edmund Ironside (sprich Eirenseide, Eisenseite), gekämpft. Anfangs war der Ausgang ungewiß; da aber einer der englischen Großen, Edrik, mit einem Theile des Heeres zu Kanut überging, setzte sich dieser in den nördlichen Provinzen fest. Unter diesen Umständen war Ethelred gestorben, und Edmund war König geworden. Auch als solcher setzte er den Krieg mit den Dänen fort, bis er, wieder durch die Verrätherei jenes Edrik, den er mit Vertrauen wieder aufgenommen, eine Niederlage bei Assington (in Essex, nahe an der linken Seite der Themsemündung) 1016 gegen Kanut erlitt. Dieser versöhnte sich nun mit Edmund; sie theilten das Reich, so daß Kanut Northumberland, Mercia und Ostangeln, also die nördlichen und östlichen Provinzen, Edmund die südlichen und westlichen erhielt. Aber wenige Monate darauf starb der wackre Edmund, man sagt ermordet auf Edriks Betrieb.

Von nun an (1016—1035) regierte der Däne Kanut der Große

ganz England, und suchte nicht durch Gewalt, sondern durch die Liebe seiner Unterthanen seine Herrschaft zu behaupten. Er verdiente auch diese Liebe; denn er war gerecht gegen Jeden, Sachsen und Dänen, und bemühte sich, beide Nationen mit einander auszusöhnen*). Ihm folgten seine ungleichen Söhne Harald Harefort und Hartiknut. Mit diesen (1041) starb sein Haus aus, und nun wählten die Engländer wieder einen angelsächsischen König, Eduard III. den Bekenner (d. i. der Heilige). Er war der jüngste Sohn Ethelreds, und bekam seinen Beinamen wegen seiner Enthaltsamkeit. Ohne Kraft und Selbstständigkeit stand er ganz unter dem Einflusse des Grafen Godwin (Graf von Wessex und Kent, seines Schwiegervaters), der weitläuftigere Besitzungen als der König hatte, und nach dem Tode des kinderlosen Eduard den Thron zu besteigen hoffte. Zwar starb Godwin noch vor Eduard, aber sein Sohn Harold erbte die Ansprüche und den Stolz seines Vaters. Aber er hatte einen gefährlichen Mitbewerber an dem Herzog der Normandie, Wilhelm dem Eroberer, der mit Eduard verwandt war. Er war ein Sohn Herzog Roberts, der auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Jerusalem in Nicäa gestorben war (der bekannte Robert der Teufel).

Als nun Eduard 1066 starb, und mit ihm Alfreds Stamm erlosch, bemächtigte sich Graf Harold sogleich der königlichen Gewalt. Aber nun machte sich Wilhelm, Herzog der Normandie, auf, England zu erobern. Wilhelm war schön, groß und stark; einen tapferern und gewandtern Ritter als er gab es damals kaum, und eine Menge ausgezeichneter Ritter strömte herbei, an seinem Zuge gegen England Theil zu nehmen. Er setzte über den Canal, und lieferte den Engländern (14. Oktober 1066) die blutige Schlacht bei Hastings (Helstings) an der Südküste westlich von Dover. 15,000 Normänner blieben im schweren Streite, aber Herzog Wilhelm errang den Sieg und den Thron von England. Die Blüthe des angelsächsischen Adels war gefallen, auch Harold hatte das Leben verloren. Der Sieger hieß seitdem Wilhelm der Eroberer.

Das Land hatte Wilhelm zwar erobert, aber die Herzen der Engländer nicht. Seine Gesetze waren weise, und streng wurde auf Ordnung gehalten, so daß man sagte: ein Mädchen, mit Golde beladen, könne unangetastet von einem Ende des Landes bis zum andern gehen; aber er war rauh, unerbittlich, duldete keinen Widerspruch, und nahm den alten Einwohnern das, woran jeder Mensch mit ganzer Liebe hängt: ihre Sprache und ihre alten Einrichtungen. Dabei setzte er sie überall nach, und verlieh seinen Normännern die reichsten Besitzungen und angesehensten Aemter. Er führte statt' des Allodialbesitzes das Lehnsystem ein, und benutzte die öfteren Empörungen der Großen, ihre Güter einzuziehen, und zu Domänen zu machen. Gern hätten die Eng-

---

*) Von seiner Vernunft ist Folgendes ein Beweis: Seine Höflinge schmeichelten ihm einmal sehr, und meinten, er vermöchte Alles. Da ließ er seinen Stuhl auf die von der Ebbe trockene Meeresküste setzen, und als nun die Fluth zurückkehrte, befahl er dem Meere, stehen zu bleiben, und seine Füße nicht zu benetzen. Aber es wuchs immer höher, so daß er den Stuhl wegnehmen lassen mußte. „Seht!“ rief er nun, „wie Unrecht thut ihr, meine Macht zu preisen, der ich nicht einmal den Wellen des Meeres gebieten kann. Nur Einer ist da, der sprechen kann: „Bis hierher und nicht weiter!“ Vor ihm sinkt alle menschliche Größe in Nichts zusammen.“

länder ihn wieder weggetrieben, auch hörten die Aufstände während seiner ganzen Regierung nicht auf; aber er war Manns genug, jeden Laut des Unwillens kraftvoll zu ersticken, und bestrafte jeden neuen Aufstand mit fürchterlicher Härte. Lange Zeit verging daher, ehe sich Engländer und Normänner vertrugen. Durch ihre Vermischung hat sich nach und nach die englische Sprache gebildet. Wilhelm fand seinen Tod in einem Kriege mit Philipp I., Könige von Frankreich, einem Urenkel Hugo Capet's. Als er in die Stadt Mantes an der Seine, die er hatte anzünden lassen, einritt, scheute sein Pferd, und stauchte ihn dabei so heftig auf den Sattelknopf, daß er an den Folgen der Quetschung nahe bei Rouen starb, 1087. Von seinen drei Söhnen bekam Robert die Normandie, und Wilhelm der Rothe England. Der dritte, Heinrich, wurde mit Gütern abgefunden.

45. Die Franzosen.

(Hugo Capet 987—997. Robert 997—1031. Stiftung des ältern Hauses Burgund. Heinrich I. 1031—1060. Philipp I. 1060—1108. Ludwig VI. 1108—1137.)

Nach dem Tode Ludwigs des Faulen, des letzten Karolingers in Frankreich, 987, hatten die französischen Großen einen aus ihrer Zahl, den mächtigen Grafen von Paris und Herzog von Francien (d. i. ungefähr der Strich zwischen der Seine und Loire), Hugo Capet, zu ihrem Könige gewählt. Er eröffnete die lange Reihe der Capetinger, deren Hauptstamm erst 1328 ausstarb, von denen aber noch heute die Nebenzweige, Bourbon und Orleans, fortdauern. Die Macht Hugo's (987—997) war nicht bedeutend; denn die Großen, mehr als 40, betrachteten ihn nur als den Ersten von ihres Gleichen, sich selbst aber als unabhängig in ihren Ländern; denn keine Gesetze bestimmten damals, wie weit die Macht des Königs, wie weit die der Vasallen reiche, so daß jener nur von dem guten Willen seiner Großen abhing. Ebenso wenig war das Verhältniß der kleinen Vasallen zu den großen festgesetzt; jene hielten sich für eben so unabhängig wie diese, und gehorchten ihnen nur so weit, wie es ihnen beliebte. Dadurch aber entstand ein so gesetzloser Zustand, daß in der That zu verwundern ist, daß sich nicht alle Ordnung auflöste. Der ganze Druck dieses traurigen Zustandes lastete auf den Bürgern und Bauern, die Niemanden unter sich hatten, an den sie sich hätten halten können. Es war ein Glück für Frankreich, daß die ersten Capetinger recht lange regierten, und die Krone vom Vater auf den Sohn ohne Thronstreit überging. Große Begebenheiten kommen in dieser Zeit nicht vor. Hugo's Sohn,

Robert (997—1031), folgte seinem Vater. Papst Gregor V. gab ihm einen Beweis päpstlicher Anmaßung. Da Robert mit ihm wegen Besetzung geistlicher Stellen einen Streit hatte, so rächte sich der heilige Vater dadurch, daß er dem Könige gebot, sich von seiner sehr geliebten Frau Bertha zu trennen, weil sie mit ihm im vierten Grade verwandt sei, und da Beide sich an den päpstlichen Befehl nicht kehrten, sprach er über sie den Bann aus. Bei dem Aberglauben jener Zeit wirkte dieser auf das Volk so, daß Robert fürchten mußte, von seinen Unterthanen verlassen zu werden; es blieb ihm also nichts übrig, als nachzugeben. Er trennte sich von Bertha, und nahm

eine andere Frau, worauf der Papst den Bann wieder aufhob. Seinem zweiten Sohne, Robert, ertheilte er das Herzogthum Burgund, und so wurde dieser der Stammvater des sogenannten älteren Hauses Burgund, das, vom Vater auf den Sohn übergehend, erst 1361 ausgestorben ist. Unter König Roberts Sohn,

Heinrich I. (1031—1060), fiel nichts Merkwürdiges vor. Dagegen brach unter der Regierung seines Sohnes,

Philipp I. (1060—1108), der erste Krieg zwischen Frankreich und England aus. Oben ist erzählt worden, daß Wilhelm von der Normandie 1066 nach der Schlacht bei Hastings England erobert, und davon den Namen der Eroberer erhalten hatte. Dadurch entstand zwischen den beiden Königen von England und Frankreich ein unangenehmes Verhältniß, indem der Vasall Wilhelm mächtiger war als sein Lehnsherr Philipp, und dies mußte wieder die Eifersucht des Letzteren gegen jenen erzeugen. Philipp fing damit an, den ältesten Sohn Wilhelms, Robert, dem der Vater die Verwaltung der Normandie übergeben hatte, und der sich unabhängig machen wollte, gegen seinen Vater heimlich zu unterstützen. Anfangs war dieser Krieg nur zwischen Vater und Sohn. Hier ereignete sich ein seltener Fall. Eines Tages machte Robert einen Ausfall aus einer normannischen Festung (Gerberoi), in welcher sein Vater ihn belagerte. Er traf dabei auf einen Ritter mit geschlossenem Visir, hieb sich tapfer mit ihm herum, und warf ihn endlich vom Pferde. Erst als der Besiegte um Hülfe rief, erkannte ihn Robert: es war sein Vater, König Wilhelm, selbst. Rasch sprang er vom Pferde, stürzte zu den Füßen seines Vaters nieder, und bat ihn um Vergebung. Aber dieser stieß ihn zornig von sich, sprach den Fluch über ihn aus, und konnte nur mit Mühe bewogen werden, sich auf Roberts Pferd heben und so fortführen zu lassen. Zwar wurde nun eine Versöhnung zu Stande gebracht, aber aufrichtig war sie nicht, und der Streit erneuerte sich. Zuletzt fiel Wilhelm in Frankreich ein, weil Philipp ihn durch eine Spötterei erbittert hatte. Daß in diesem Kriege Wilhelm bei der Belagerung einer Stadt (Mantes) sein Leben verlor (1087), ist schon oben gesagt worden. Unter Philipps I. Sohn,

Ludwig VI. *) (1108—1137) dem Dicken, wurde der Krieg mit England fortgesetzt. Eine wichtige Einrichtung hat die Regierung Ludwigs merkwürdig gemacht. Er gab nämlich auf den Rath seines trefflichen Ministers, des Abtes Süger von St. Denys, nicht nur den Leibeigenen seiner Güter die Freiheit, wodurch er die Vasallen zur Nachahmung ermunterte, sondern ertheilte auch den Städten Communalrechte, wodurch die Gemeinden zu Wohlstand, zu Selbstgefühl und zu Macht gelangten. Auch die königliche Macht gewann dabei; denn künftig konnte der König die Städte als Gegengewicht gegen den Uebermuth der Großen gebrauchen.

*) Er heißt der Sechste, weil der letzte Karolinger, Ludwig der Faule, der Fünfte hieß.

Dritte Periode.

Vom Anfange der Kreuzzüge bis zur Reformation, 1095 — 1517.

---

46. Der erste Kreuzzug.

(Wallfahrten nach Jerusalem unter den griechischen Kaisern und den arabischen Chalifen. Seldschucken. Verfall des Chalifats. Emir al Omra. Togrulbeg. Peter von Amiens und Urban II. in Piacenza und Clermont 1095. Erste Züge der Kreuzfahrer unter Walther Habenichts und Peter, Gottschalk, Folkmar und Emich von Leiningen. Gottfried von Bouillon und Alexius Comnenus. Eroberung von Nicäa 1096. Schlacht bei Dory-läum. Fürstenthum Edessa. Belagerung von Antiochien. Peter Barthelemy und die heilige Lanze. Eroberung von Jerusalem 1099.)

Daß die Geistlichkeit von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mächtiger geworden war, ist schon gesagt worden. Sie wurde es besonders dadurch, daß sie behauptete: es hänge allein von ihr ab, den Christen den Himmel zu öffnen, oder ihn zu schließen. Wer ihr nicht gehorchen wollte, wurde mit dem Banne bedroht, und wie mächtig dieses Schreckmittel wirkte, haben wir schon an dem Beispiele des unglücklichen Heinrich IV. gesehen. Statt daß sonst der sündhafte Mensch nur durch Besserung des Herzens die verlorene Ruhe wiederzufinden glaubte, wurde ihm nun gesagt, er könne durch Fasten, durch Kniebeugungen, durch Hersagung vieler Gebete, durch empfangene Geißelhiebe oder durch eine Wallfahrt nach einem entfernten Gnadenbilde den Himmel gewinnen, und wem auch diese Büßungen noch zu unbequem waren, konnte sie durch einen bezahlten Stellvertreter verrichten lassen. Gewöhnlich erboten sich die Mönche dazu. Wem also an der Gewißheit lag, nach dem Tode selig zu werden, mußte es mit der Geistlichkeit halten. Daher waren in dieser Zeit die Schenkungen von Landgütern, Aeckern, Häusern, von Geld und Geldes-werth an Kirchen und Klöster so gewöhnlich, und in den alten noch vorhan-denen Schenkungsurkunden wird fast immer ausdrücklich gesagt, es geschähe, um seine Seele zu retten.

Aber keine Büßung wurde, nächst den Schenkungen an Kirchen und Klöster, für verdienstlicher gehalten, als eine Wallfahrt nach dem weitentfernten Je-rusalem. Diese Wahlfahrten waren gewöhnlich geworden, seitdem die fromme Helena, Constantins des Großen Mutter, eine Reise nach Jerusalem unter-nommen, und auf dem vermeintlichen heiligen Grabe — das ächte war nicht mehr mit Gewißheit zu bestimmen — eine Kirche hatte erbauen lassen. Seit-dem wurden die Wege dahin nie mehr leer. Ueberall, besonders in Jerusalem selbst, waren für die frommen Pilger Herbergen und Hospitäler erbaut, und Jeder schätzte sich glücklich, wer einen Pilger bei sich beherbergen konnte. So schön auch an sich das religiöse Gefühl war, welches die Leute trieb, den Ort zu sehen, wo der Heiland der Welt gewirkt, die Gegend zu betreten, wo er gewandelt hatte, so war doch der Aberglaube, der damit getrieben wurde, höchst verwerflich, und der Eifer, am heiligen Grabe zu beten, war so groß, daß

man selbst zarte Frauen hinziehen sah. Wer nun sein Verdienst noch vergrößern wollte, oder große Verbrechen abzubüßen hatte, machte sich die Wallfahrt absichtlich recht beschwerlich. Daß man zu Fuße reisen mußte, verstand sich von selbst. Aber die Meisten pilgerten barfuß, und in grobem Gewande, welches sie auf dem bloßen Leibe trugen, und Viele legten sich unterwegs strengere Fasten auf als daheim.

So lange die griechischen Kaiser das heilige Land besaßen, hatten es die Pilger recht gut. Aber im 7ten Jahrhundert eroberten die Araber das Land, und nun war die Frage, ob sie den Wallfahrern nicht Hindernisse in den Weg legen würden. Zum Glück war das nicht der Fall; denn der Chalif Omar — derselbe, welcher die Bibliothek in Alexandrien verbrennen ließ — war ein billig denkender Mann, betrachtete selbst Jerusalem als eine heilige Stadt, und ließ auch die Pilger, wie sie wollten, ab- und zugehen. Nie waren diese in größerer Menge nach Jerusalem geströmt, als gegen das Jahr 1000. Es hatte sich nämlich, wie schon oben erwähnt, allgemein der Glaube verbreitet, daß mit dem Jahre 1000 Jesus im Glanze seiner Herrlichkeit auf die Erde zurückkehren, daß dann der jüngste Tag anbrechen, und alle Menschen vor seinem Richterstuhle erscheinen würden. Einige mißverstandene Stellen der Offenbarung Johannis waren die Ursache dieser sonderbaren Einbildung. Kein Wunder, daß Viele in Palästina zu sterben wünschten, um gleich bei der Hand zu sein, wenn der Ruf zur Auferstehung erschalle; denn daß Jesus dort, wo er gelitten hatte, auch nun in seiner Herrlichkeit auftreten würde, schien ihnen ganz ausgemacht, und die Geistlichen bestärkten das unwissende Volk in diesem Glauben. Damals herrschte über Palästina der Chalif Hakem, ein grausamer Mann. Es hatte sich ein drittes Chalifat in Nord-Afrika, das der Fatimiden, gebildet mit dem Hauptlande Aegypten und der Hauptstadt Cairo. Von diesen Chalifen waren Syrien und Palästina unterworfen worden. Als nun der verfolgungssüchtige Hakem die Abendländer in so ungeheuren Zügen heranziehen sah, besorgte er, sie möchten am Ende ihn gar überwältigen. Er legte daher den Christen in Jerusalem unerschwingliche Abgaben auf, verbot ihnen zuletzt gar jeden gottesdienstlichen Gebrauch, zerstörte die Kirche des heiligen Grabes, und zertrümmerte die darin enthaltenen Heiligthümer. Aber seine Wuth konnte den frommen Eifer der Pilger nicht dämpfen. Eben daß sie um Jesus Willen leiden mußten, machte ihnen die Reise noch theurer, und sie glaubten dadurch noch gewisser den Himmel zu erwerben.

Aber sie hatten noch einen andern gefährlichen Feind zu fürchten, die Araber der Wüste oder die Beduinen. Diese Leute, die noch heute in Zelten wohnen, und als räuberische Hirten im Lande umherziehen, lauerten auf die sorglos einherziehenden Pilger, und machten selbst die Gegend um Jerusalem unsicher. Die Wallfahrer wurden von ihnen überfallen, und nicht allein ausgeplündert, sondern auch gemißhandelt, ja nicht selten todtgeschlagen. Aber warum wehrten sich die Pilger nicht? wird man fragen. Das thaten sie darum nicht, weil sie meinten, es sei ihnen nicht erlaubt, den heiligen Boden mit Feindesblut zu beflecken. Oft half es ihnen auch nicht einmal, wenn sie in großen Haufen und bewaffnet reisten. So unternahm 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz mit drei andern deutschen Bischöfen (von Utrecht, Bam-

berg und Regensburg) und 7000 Pilgern eine Wallfahrt nach Jerusalem. Glücklich waren sie schon bis in die Nähe von Jerusalem gekommen, als plötzlich ein großer Haufe Beduinen über sie herfiel. Sie wurden ausgeplündert, gemißhandelt, dem Bischof von Utrecht der Arm abgehauen, und nur 2000 sahen ihr Vaterland wieder, aber arm, nackt und von einer gräßlichen Magerkeit entstellt.

Im Jahre 1086 brach ein neues Unglück über Palästina herein. Ein türkischer Stamm, die Seldschucken, so genannt von ihrem ersten Anführer Seldschuck (um 970), hatte sich frei gemacht, und in der Bucharei niedergelassen. Das Chalifat zu Bagdad war zu dieser Zeit in einen Zustand fast völliger Auflösung versunken. Das ungeheure Reich der Araber war in viele Gebiete mit unabhängigen Dynastien zerfallen, von denen wir nur die Ghasnaviden in Ost-Persien bis in das Gangesland und die Buiden in Süd-Persien nennen. Letztere besaßen die Würde eines Emir al Omra, d. h. Fürsten, denen die Chalifen alle weltliche Gewalt über alle Statthalter und Gebiete übertragen hatten. Die machtlosen Chalifen selbst besaßen wenig mehr als ihre Hauptstadt Bagdad. Nun brachen die Seldschucken unter Togrulbeg (gestorben 1063) wieder hervor. Er eroberte sich von Ost-Persien an ein großes Reich und ließ sich zum Emir al Omra erheben. Einer seiner Nachfolger, Malek Schah, vollendete die Eroberung Vorder-Asiens, und vertheilte die Gebiete an seine Häuptlinge. So erhielt Maleks Bruder, Tutusch, Syrien und Palästina, welche den ägyptischen Chalifen entrissen worden waren, und dieser wiederum gab Jerusalem dem Orthok, dem Anführer einer Horde Seldschucken. Es waren wilde, rohe Menschen, die keine Schonung kannten. Während des Gottesdienstes drangen sie in Jerusalem in die Kirchen, überschrieen durch wilden Lärm die andächtigen Gesänge, verunreinigten die heiligen Gefäße, und schleppten den ehrwürdigen Patriarchen bei seinen grauen Haaren vom Altar hinweg, um ein hohes Lösegeld von ihm zu erpressen. Mit den armen Pilgern verfuhren sie ganz rücksichtslos. Tausende derselben lagen manchmal vor den Thoren Jerusalems, durch welche sie nicht eingelassen wurden, weil sie die verlangte Abgabe nicht bezahlen konnten. Denn unterwegs waren sie ausgeplündert worden, und nun kamen sie vor Elend um, im Angesicht der heiligen Stadt, welche sie nicht betreten durften.

Die Klagen über die Leiden der Pilger wurden immer lauter in Europa; selbst der griechische Kaiser bat den Papst Gregor VII., das Abendland zur Bekämpfung der Ungläubigen aufzurufen. Aber Gregor hatte zu viele andere Sorgen, als daß er ernstlich daran hätte denken können, und wer weiß, ob es auch nach ihm zu einer ernstlichen Unternehmung gekommen wäre, hätte nicht ein an sich unbedeutender, aber ausgezeichnet feuriger Mann das Abendland aufgeregt.

Im Jahre 1094 erschien Peter von Amiens, ein französischer Einsiedler vor dem Papste Urban II., und überreichte ihm ein Empfehlungsschreiben vom Patriarchen Simeon in Jerusalem. Er erzählte ihm darauf mit hinreißender Beredtsamkeit, er sei früherhin Einsiedler gewesen; aber die Zelle sei ihm zu enge geworden. Eine unerklärliche Unruhe habe ihn hinausgetrieben, um nach Jerusalem zu wandern. Hier hätten sich seinen Augen

die erschütterndsten Scenen dargestellt. Der Anblick der Orte, welche einst der Heiland betreten, hätte ihn mit unaussprechlichem Entzücken erfüllt; hätte er aber seine Augen auf die entweihten Christentempel, auf die stolz einherschreitenden Muselmänner, und auf die muthlos umherschleichenden Christen geworfen, so hätte ihn eine so tiefe Wehmuth ergriffen, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe habe finden können. Er sei zum Patriarchen geeilt, um Trost zu suchen, habe aber nur ohnmächtige Thränen gefunden. Die Angst habe ihn zur Kirche des heiligen Grabes getrieben. Hier, in der Stille der Nacht, ergriffen von der Heiligkeit des Orts, abgespannt von den Sorgen der Seele, sei er in der Vorhalle des Tempels vom Schlafe überrascht worden. Im Traume sei ihm der Welterlöser selbst erschienen. „Auf!" habe er gesprochen, „eile in deine Heimath, und wecke die Gläubigen zur Reinigung der heiligen Orte. Ihnen Allen, die da gehorchen, sollen die Pforten des Paradieses offen stehen." Mit noch glühenderem Eifer sei er aufgesprungen, zum Patriarchen geeilt, habe um Empfehlungsbriefe gebeten, und stehe nun hier als ein Werkzeug des Herrn, die christlichen Heiligthümer aus den Händen der Ungläubigen zu retten.

Urban hörte den feurigen Reden Peters mit Aufmerksamkeit zu, und erkannte bald, daß dieser Mann ganz dazu geeignet sei, das Volk zu einem Zuge nach dem heiligen Grabe aufzureizen. Er erklärte sich daher geneigt, eine solche Unternehmung zu unterstützen, und befahl ihm, Italien und Frankreich indessen zu durchziehen, und das Volk darauf vorzubereiten. Urban gab ihm den apostolischen Segen, und froh schwang sich Peter auf seinen Esel, um seine Beredtsamkeit am Volke zu versuchen.

Peter, der auch von der Kutte, welche er trug, Kuttenpeter oder Kukupeter genannt wurde, war damals 41 Jahre alt; aber sein feuriger Geist, seine übertriebene Enthaltsamkeit und seine Sorgen hatten ihm das Ansehen eines Greises gegeben. Man denke sich einen kleinen, dürren Mann, mit hohlen Wangen, tiefliegenden, feuerblitzenden Augen, und schwarzem Haare, welches ihm ungekämmt um den Kopf herumhing. Er trug ein graues Pilgerkleid, mit einem Stricke zugebunden; die Füße waren nackt, und vom Nacken hing eine Kapuze herab, die er, wenn es regnete, über den Kopf zog. Dieser Anzug, verbunden mit einem eingefallenen Gesichte, gab ihm ein gespenstisches Ansehen, so daß, wer ihn einmal erblickte, den Blick nicht von ihm wegzuwenden vermochte. So durchzog er ein Jahr lang Italien und das Land jenseit der Alpen, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Wo er einen Haufen Menschen um sich erblickte, hielt er seinen Esel an, hob das Kruzifix in die Höhe, und schilderte ihnen mit einer hinreißenden Beredtsamkeit die Leiden der Christen in Jerusalem und den Uebermuth der Barbaren. Er erzählte ihnen von seinen Erscheinungen, wie Jesus selbst ihn aufgefordert habe, das Volk zur Errettung des heiligen Landes herbeizurufen. „Auf! ihr Christen!" rief er dann mit glühendem Blick, sich im Sattel emporhebend, „auf! der Heiland ruft euch! Wie? und ihr wolltet nicht folgen? Er öffnet euch selbst die Thore des Paradieses, und ihr wolltet nicht hineingehen? Alle die heiligen Orte um Jerusalem rufen euch zu: Kommt, und errettet uns aus den Händen der Barbaren! Der Heiland selbst hat euch erwählt, seine heilige Stadt zu befreien. Ich selbst habe oft gehört, wie die geweiheten Orte

tief erseufzten, wie aus allen Winkeln der Weheruf ertönte: Rettet, ach rettet uns! und ihr wolltet noch säumen, ihr erkornen Werkzeuge des Herrn?" — Diese Worte begleitete er mit den lebhaftesten Geberden. Thränen strömten ihm über die hageren Wangen herab, und schwere Seufzer entstiegen seiner Brust. Oft geißelte er sich auch, daß ihm das Blut am Rücken herabfloß. Ueberall empfing man ihn als einen Heiligen; keins seiner Worte ging verloren, und wer sein Kleid berühren, oder ein Haar von seinem Esel erbeuten konnte, hielt sich für glücklich. Bald sprach das ganze Land nur von ihm. Weit und breit lief man herbei, ihn zu sehen, und wem dies nicht möglich war, der ließ sich wenigstens von ihm erzählen. Eine unbezähmbare Sehnsucht hatte Alle ergriffen, nach Jerusalem zu ziehen und Streiter Christi zu werden.

Der Papst freute sich dieser Stimmung sehr; solche Wirkung hatte er selbst nicht erwartet. Er eilte, sie zu benutzen, und schrieb für den ersten März 1095 eine Kirchenversammlung aus, die in Piacenza in Ober-Italien gehalten wurde. Er selbst wohnte ihr bei, und die Menge der Zuströmenden — man schätzte sie gegen 40,000 — war so groß, daß kein Gebäude sie zu fassen vermochte, und die Sitzungen auf freiem Felde gehalten werden mußten. Auch griechische Gesandte erschienen hier, und unterstützten die Angelegenheit durch ihre Bitten. Als der Papst seine Rede geendigt hatte, riefen Alle freudig aus: „Ja, ja! wir müssen uns erheben! Wir müssen die Fesseln der gedrückten Christenheit sprengen!"

Noch in demselben Jahre, im November, hielt Urban eine zweite Versammlung, in Clermont, einer Stadt in der Mitte von Frankreich. Zahllose Schaaren strömten herbei, die Worte Urbans und Kukupeters zu vernehmen. Der ganze große Platz war dicht mit Menschen bedeckt; in der Mitte sah man ein hohes Gerüst, auf diesem den für den Papst errichteten Thron. Zuerst trat Peter auf. Eine tiefe Stille zeigte die Aufmerksamkeit, mit welcher man auf jedes seiner Worte lauschte. Seine Rede ergoß sich wie ein Feuerstrom; mit solcher Kraft hatte er noch nie geredet; die Zuhörer schauderten bei der Schilderung der Martern, welche die Christen von den Ungläubigen auszustehen hätten, und heiße Thränen entquollen ihren Augen. Jetzt schwieg Peter; Urban trat auf mit dem ganzen Pomp der päpstlichen Würde, und hielt eine Rede, welche alle Zuhörer tief erschütterte. Sie ist uns aufbehalten worden. „Ich werde sie nicht trocknen, diese Thränen," so begann er, „welche diese schrecklichen Bilder in unsere Augen locken. Lasset uns weinen, meine Brüder! Lasset euren Wehklagen freien Lauf! Aber wehe uns, wenn wir nichts als diese Thränen hätten, wenn wir den Gedanken ertragen könnten, das Erbe des Herrn noch länger in den Händen der Ruchlosigkeit zu lassen. Jenes Land, das wir mit Recht das heilige nennen; jener Hügel, wo er für uns blutete; jenes Grab, von dannen er als Sieger des Todes hervorging; jener Berg des Friedens, von dem er sich in den Himmel emporhob; jene heiligen Mauern, welche die Versammlung der Apostel in sich geschlossen, und deren Bezirk das kostbare Blut der seligen Märtyrer getrunken hat; — alle, alle diese Gegenstände unsrer Verehrungen, wollen wir sie, ein feiges, verworfnes Volk, noch länger der Barbarei, der Ruchlosigkeit und der Uneinigkeit zum Raube überlassen? Von Zion ging das Wort des Herrn aus!

Auf, dann, ihr Bäche, die ihr von daher fließet, kehrt zu eurer Quelle zurück! Soll sich denn Gott andere Krieger erwecken? — Nein, o nein! ihr werdet aus eurer Trägheit erwachen! Auf! wider den Feind des christlichen Namens wendet diese Schwerter, die ihr ohne Aufhören gegen einander schärft! Dort ziehet hin! dort! gegen den Aufgang! da sind gerechte Beleidigungen zu rächen. Da büßet nun so manchen Raub, so manchen Brand, so manchen an dem Unschuldigen verübten Todtschlag. Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, Räuber, hungrige Geier, die ihr euch am liebsten im Blute eurer Brüder badet! eilt nach Paläſtina, und adelt eure befleckten Schwerter im Sarazenen-blute! Soldaten des Teufels, werdet Soldaten des lebendigen Gottes, und fürchtet nichts unter seiner glorreichen Fahne! Als Sieger werdet ihr zurückkehren, oder die Märtyrerkrone erringen; denn vollkommener Ablaß eurer Sündenschuld, und das gewisse Loos himmlischer Freuden begleitet euch in den heiligen Streit! — So ziehet denn hin, und nichts halte euch! Wir beschwören euch, doch nicht wir, sondern der Herr durch uns. Ritter oder Soldaten, Reiche oder Arme, Alle, die ihr hier zugegen seid: erhebt euch, und keine unwürdigen Bande, nicht eheliche Liebe, nicht kindliche Pflicht müsse euch an die Heimath fesseln."

Jetzt schwieg er, und nachdem er umhergeschaut, und den Eindruck seiner Worte bemerkt hatte, fuhr er fort: „Ja, Alles verkündigt uns den heiligen Zorn, der euch begeistert; in euch Allen brennt der Durst nach Rache. Wir entlassen euch, ihn zu stillen. Und damit keine Sorge, kein banger Rückblick mehr euren Busen beenge, so verleihen wir Allen, die sich diesem verdienstlichen Unternehmen widmen, den Schutz der Kirche, und völlige Sicherheit ihrer Personen und ihrer Habe. Die Bande des Fluches sollen sich um den Verwegenen schlingen, der sich erfrecht, Gottes heilige Streiter anzutasten."

Schon während der Rede hatte man Schluchzen und Seufzen gehört. Nun aber, da er schwieg, ließ Jeder seinen aufgeregten Empfindungen den freiesten Lauf. Ueberall sah man gen Himmel gehobene Augen und Hände, überall hörte man das Hallen zerschlagener Brüste, und endlich brachen die versammelten Tausende in den lauten Ruf aus: „Gott will es haben! Gott will es haben!"

Noch einmal erhob sich der heilige Vater, gebot Stille mit den Händen, und sprach: „Ja, Gott will es haben! Sehet da in der Einstimmigkeit dieses Rufs die augenscheinliche Erklärung des Ewigen, daß es sein Werk ist, welches ihr beginnt, und daß er mit euch ziehen werde. Laßt diese glücklichen Worte das Feldgeschrei sein, an welchem sich die Krieger der heiligen Miliz erkennen. Allein den Streitern Jesu gebührt es auch, ein unterscheidendes Zeichen an sich zu tragen, welches sie vom Pöbel sondere, und am Tage der Schlacht den Christen von dem Ungläubigen unterscheide. Die Abbildung des heiligen Kreuzes sei dieses ehrwürdige Zeichen. So schmücke sich denn Jeder, der diesem verdienstlichen Zuge sich zugesellt, auf seiner rechten Schulter mit einem Kreuze. Den Christen sei es ein Band einer allgemeinen Verbrüderung, den Sarazenen ein Schrecken. — Aber nur denen sei der heilige Weg geöffnet, deren Rüstigkeit seinen Beschwerden sich gewachsen fühlt. Alle Uebrige: Greise, Schwache, Weiber und Kinder, seien davon losgesprochen, und mögen durch Gebet, Rath und Almosen zur Befreiung der heiligen Orte beitragen. Auch

den Mönchen, Priestern und Geistlichen untersagen wir, ohne die Erlaubniß ihrer Obern zu reisen. Habt ihr den Segen der Bischöfe empfangen, so eilt und zögert nicht. Jeder raffe schnell zusammen, was er zur Reise bedarf; der Reiche biete dazu dem Armen die Hände, und so macht euch mit Zuversicht und Freude auf den Weg, sobald euch die milden Strahlen des Frühlings leuchten; denn: Gott will es haben!"

Als nun Urban die Hände zum Segen emporhob, empfingen Alle ihn knieend und mit Andacht. Ehe aber noch das Gewirr der Menschenmasse sich auflöste, knieeten einige Bischöfe vor dem päpstlichen Throne nieder, und baten um die Erlaubniß, den Weg Gottes — wie sie es nannten — zu betreten. Sogleich heftete er ihnen ein Kreuz von rothem Zeuge auf die Schulter. Nun traten die Gesandten des alten, mächtigen Grafen Raimund von Toulouse hervor, und meldeten, der Graf habe zwar nicht selbst erscheinen können, sich aber bereits mit dem Kreuze bezeichnet, um mit einer großen Anzahl Ritter die Reise zu unternehmen. Alle priesen die Frömmigkeit des tapfern Grafen, und sein Beispiel brachte bei unzähligen Rittern den Entschluß zur Reise, sich dem Zuge anzuschließen.

Die Wirkung der Versammlung war unbeschreiblich. Jeder ging mit dem festen Vorsatze nach Hause, den Zug mitzumachen, und eilte, sich das Kreuz aufheften zu lassen, ja Manche brannten es sich zum unvergänglichen Denkmale ihres festen Willens mit einem glühenden Eisen in das Fleisch ein. Darum nannte man Alle, welche das Zeichen des Kreuzes trugen, Kreuzfahrer. Mit Verachtung sah man auf die herab, welche zurückbleiben wollten, und betrachtete dies als einen Beweis eines ruchlosen Herzens. Alle beschäftigten sich nun mit Vorbereitungen zur langen Reise. Dieser verkaufte seine liegenden Gründe, um sie zu Gelde zu machen; jener schenkte seine Güter den Kirchen und Klöstern, um den Segen des Himmels zu erwerben; ein Andrer reiste umher, um von Freunden und Verwandten Abschied zu nehmen, während ein Vierter seine Waffen putzte und seine Pferde zuritt. Alle Bande des Blutes wurden zerrissen. Der Sohn riß sich vom Herzen der Mutter, der Gatte aus den Armen seiner Frau und Kinder los, und Alle brannten vor Ungeduld nach dem Augenblicke des Aufbruchs. Jeder träumte von den Reichthümern, die er zusammenplündern, von den Städten, die er erobern, und den Sarazenenköpfen, die er abhauen würde. Priester, Mönche und Einsiedler drängten sich herbei, ja selbst furchtsame Nonnen traten keck aus den Mauern ihrer Klöster ohne Erlaubniß ihres Bischofs heraus, um den für heilig gehaltenen Zug mitzumachen. Die Bewegungsgründe aller dieser Leute waren freilich sehr verschieden. Während Einige von wirklicher Frömmigkeit getrieben wurden, war es bei Andern Durst nach Abenteuern, oder Neugier, oder Hang zur Veränderung. Noch Andere wollten sich dadurch der Dienstbarkeit ihrer Herren entziehen, oder den Mahnungen ihrer Gläubiger entgehen, oder früher begangene Verbrechen sühnen. Alle aber wurden von der gewissen Hoffnung beseelt, ihre Glücksumstände zu verbessern.

Unter diesen Zurüstungen brach das Jahr 1096 an, und nun stellte Europa, besonders aber Frankreich, ein noch nie gesehenes Schauspiel dar. Von allen Seiten setzten sich einzelne Schaaren in Bewegung, und eilten den verabredeten Versammlungsplätzen zu. Ueberall sah man flatternde Fahnen, daher-

sprengende Ritter, eilig wandernde Kreuzfahrer, und alle Wege waren mit Menschen bedeckt, die jubelnd das Feldgeschrei: „Gott will es haben!“ hören ließen. Wären die Menschen nicht so berauscht gewesen von ihrem Eifer, so hätten sie über Commando und Verpflegung, über den einzuschlagenden Weg u. s. w. Ueberlegungen angestellt, und Verabredungen getroffen; aber daran dachte Keiner. Alle beruhigten sich bei dem Gedanken: Gott will es haben; darum wird er auch selbst für Alles sorgen; daher wurde von Anfang an Alles verkehrt angefangen. Aber Gott hilft nur denen, welche den ihnen verliehenen Verstand recht gebrauchen.

Der größte Haufen hatte sich unter die Anführung Kukupeters begeben. Es war dies aber fast nichts als liederliches Gesindel, welches nur darum mitzog, um sich der Arbeit daheim zu entziehen, und unterwegs vom Plündern zu leben. Dieser zahllose Haufen erschien zu Anfang des Frühlings vor der Burg Gottfried's von Bouillon, Herzogs von Nieder-Lothringen, desselben trefflichen Ritters, der schon bei der Schlacht bei Merseburg unter Heinrichs IV. Heer erwähnt worden ist. Auf ihn setzten die Kreuzfahrer mit Recht das größte Vertrauen, und wollten von ihm geführt sein. Gottfried erschrak, als er den ungeregelten Haufen erblickte. Unmöglich konnte er Lust haben, mit solchen Leuten zu ziehen. Er ermahnte sie, indessen voran zu ziehen. So brach denn der Schwarm wieder auf, und setzte jubelnd den Weg über Deutschland fort. Die große Anzahl dieser Leute bewog Petern, den Haufen zu theilen. 15- bis 20,000 der ungeduldigsten, größtentheils Fußgänger, bildeten den Vortrab. Sie wurden angeführt von einem Ritter, den man seiner Armuth wegen Walther Habenichts nannte. Der Zug dieser Leute ging durch Deutschland. Bis an die ungrische Gränze hielten sie Ordnung. Die Ungern versprachen ihnen hinlängliche Lebensmittel, aber sie verlangten, daß sie ruhig ihren Weg fortsetzten. Das war indessen diesen Leuten unmöglich. Sie zerstreuten sich, verübten viele Gewaltthätigkeiten, und betrugen sich so schlecht, daß endlich den Ungern die Geduld riß, und sie in der Gegend von Semlin sechszehn dieser Bösewichte todt schlugen. Aber die nachdrücklichste Züchtigung wartete ihrer erst im Lande der Bulgaren, in welches sie nun traten. Dies rohe Volk glaubte, die Kreuzfahrer kämen in feindlicher Absicht, und wollte ihnen daher keine Lebensmittel geben, und da diese selbst zugriffen, so fielen die Einwohner über sie her, schlugen ihrer eine Menge todt, sprengten die Uebrigen in die Wälder, in denen die Meisten vor Hunger umkamen, und verbrannten 140, welche sich in eine Kirche geflüchtet hatten. Ein kleiner Rest gelangte endlich im allerkläglichsten Zustande bis ins griechische Gebiet, und erhielt vom griechischen Kaiser Alexius Comnenus die Erlaubniß, bei Constantinopel den Nachzug erwarten zu dürfen.

Nicht viel besser ging es Petern mit seinem Haufen. — In Ungarn wurde er eben so gütig aufgenommen, als Walther, und hielt ziemlich Ordnung. Aber eben wollte er schon nach Bulgarien übergehen, als er auf den Mauern jener ungrischen Stadt die Waffen der dort erschlagenen sechszehn Kreuzfahrer erblickte. Auf seinen Wink stürzte sogleich seine ganze Schaar auf die Mauern los. Diese werden erstiegen, die meist unschuldigen Einwohner ermordet, und die übriggebliebenen in Ketten mitgeführt. Aber nun war es auch Zeit, sich fortzumachen; denn schon rückte der Ungernkönig (Colomann)

herbei, die Treulosigkeit zu rächen. Die Strafe ereilte aber den Haufen doch noch, wenn auch erst im Lande der Bulgaren. Die Zügellosigkeit der Kreuzfahrer brachte auch diese Leute auf. Es kam zum Streite; die Bulgaren schlugen (bei Nissa) 10,000 Kreuzfahrer todt, und nahmen dem Peter einige Tausend Wagen, und eine Menge Weiber, Kinder und selbst Nonnen weg, so daß er ganz tiefsinnig und abgerissen bei Constantinopel ankam. Hier erhielt er, wie Walther, die Erlaubniß, vor den Mauern dieser Stadt auf die folgenden zu warten.

Aber nicht alles Gesindel aus Deutschland und Frankreich war mit Walther und Peter nach dem Orient gezogen. Es zeigte sich bald, daß noch genug übrig geblieben war. Ein Priester, Namens Gottschalk, predigte am Niederrhein das Kreuz, und brachte 15,000 Mann zusammen. Mit diesen zog er nach Ungarn. Hier fingen sie gleich an zu plündern und zu morden, so daß die Ungarn sich aufmachten, und sie bei Belgrad fast sämmtlich todtschlugen.

Noch nichtswürdiger als dieser Haufen war eine Rotte von 200,000 Menschen, die sich in demselben Jahre unter einem Priester Folkmar am Niederrhein zusammenthat, und aus Weibern, Kindern, Priestern, Greisen und aus allerhand Gesindel bestand. Zu ihren Führern wählten sie eine Ziege und eine Gans, und wohin diese Thiere gingen, dahin gingen sie auch. Daß sie dabei nicht weit kamen, ist natürlich; aber daran lag ihnen auch nichts; denn sie hatten es zunächst auf die wehrlosen Juden abgesehen, unter dem Vorwande, daß deren Vorfahren sich an dem Erlöser vergriffen hätten, eigentlich aber, weil sie nach den Schätzen der Juden ein Gelüste hatten. Dafür fanden die Unholde auch fast alle unterwegs ihren Tod in Ungarn, wo sie in solcher Masse erschlagen wurden, daß der Fluß, an dem sie erwürgt wurden, mehrere Tage lang von ihrem Blute roth gefärbt war, und die Leichen seinen Lauf hemmten; denn wo hätte je unrechtes Gut ein Gedeihen gehabt?

Selbst Ritter gaben sich dazu her, sich durch das Gut der Juden zu bereichern, und diese Unglücklichen zu martern. Ein Graf Emich von Leiningen setzte sich zu gleicher Zeit am Oberrhein an die Spitze von 12,000 Kreuzfahrern, und verfolgte mit ihnen die eingeschüchterten Juden. Das Unrecht war so schreiend, daß selbst die Bischöfe jener Gegenden sich der Verfolgten eifrig annahmen, und hier und da gelang es auch wohl einem solchen frommen Geistlichen, sie zu retten. Aber dennoch wurden Unzählige zu Tode gequält (in Mainz, im Palaste des Erzbischofs, der es vergebens zu verhindern suchte, allein 900), und Viele gaben lieber sich selbst und den Ihrigen den Tod, um nur nicht den Unmenschen, die sich Christen nannten, in die blutigen Hände zu fallen. So kann der Mensch bis zum Teufel herabsinken! — Aber auch ihrer wartete die verdiente Strafe. Denn nachdem sie keine Juden mehr fanden, zogen sie nach Ungarn, und wurden hier niedergehauen, so daß nur sehr Wenige entkamen.

Die Versprengten von diesen und anderen Haufen verstärkten Peters Schwarm bei Constantinopel so, daß dieser zuletzt wieder 100,000 Mann beisammen sah. Diese Leute wirthschafteten nun dermaßen, daß der griechische Kaiser eilte, sie über den Bosphorus nach Klein-Asien übersetzen zu lassen. „Hütet euch aber," warnte er, „die Sarazenen anzugreifen, ehe das Heer von Rittern zu euch gestoßen ist: sonst seid ihr verloren." Aber die Warnungen

halfen nicht lange. Dann riß ihnen die Geduld. In ihrem Uebermuthe zwangen sie den verständigen Walther Habenichts, sie gegen die Feinde zu führen. Diese hatten dies längst gewünscht, lauerten ihnen bereits auf, und fielen sie bei Nicäa so kräftig von allen Seiten an, daß von dem ganzen Heere nicht mehr als — 3000 Mann das nackte Leben retteten. Auch Walther war erschlagen worden; Peter war zu seinem Glück gerade in Constantinopel, und holte geschwind das Häuflein zurück. Als späterhin die nachfolgenden Kreuzfahrer nach Klein-Asien kamen, gebrauchten sie die gebleichten Knochen ihrer hier erschlagenen Brüder, um davon eine Brustwehr aufzuwerfen.

Endlich am 15. August 1096 setzte sich auch das Heer der französischen Ritter von den Ufern der Maas in Bewegung. Es bestand wenigstens aus 90,000 Streitern, unter denen 10,000 wohlbepanzert zu Pferde saßen. Vor allen herrlichen Rittern aber leuchtete hervor der edle Gottfried von Bouillon, ein Mann in der Blüthe der Jahre, — er zählte ihrer erst 35, — von schönem, kraftvollem Körper, wohlerfahren in allen Künsten der Ritterschaft und des Kriegs, eine Wetterwolke in der Schlacht, aber sonst bescheiden, menschenfreundlich, und vor Allem voll inniger Frömmigkeit*).

Schon in der Jugend hatte Gottfried das Gelübde gethan, für die Befreiung des heiligen Grabes zu kämpfen; wie klopfte ihm nun das Herz, zur Lösung seines Gelübdes das Schwert ziehen zu können! An der Spitze des stattlichen Heeres zog er über den Rhein, längs der Donau durch Deutschland, und kam an Ungarns Gränze. Es war kein Wunder, daß der König Koloman nach so vielen übeln Erfahrungen nicht geneigt war, fernerhin den Kreuzfahrern den Durchweg zu erlauben. Indessen ließ er sich endlich bedeuten, daß die Neuangekommenen bessere Leute wären als jene früheren, und versprach ihnen Lebensmittel, wogegen die Kreuzfahrer die strengste Mannszucht gelobten und — auch hielten. Auch beim Zuge durch das Land der Bulgaren lief Alles friedlich ab. Um so mehr war dies im griechischen Kaiserthum zu erwarten. Aber Alexius hatte seinen Sinn geändert. Er hatte zwar die abendländischen Fürsten um Hülfssoldaten gebeten; aber daß sich, wie es schien, das ganze Abendland erheben würde, hatte er nicht vorausgesehen. An 300,000 Kreuzfahrer waren schon bei ihm vorübergefluthet, und hatten fast sämmtlich bereits den Tod gefunden. Nun hörte er, jetzt käme erst das Hauptheer, dem wieder neue Schwärme folgen sollten. Dabei ergriff ihn der Argwohn, ob

---

*) Wie er bei Merseburg für Heinrich IV. gefochten habe, ist schon erzählt worden; aber nicht, wie tapfer er sich schon als 15jähriger Jüngling benahm. Ein mächtiger Verwandter verdrängte ihn, weil er den Knaben für gering hielt, aus seinen Besitzungen. Gottfried klagte; die Richter aber verwiesen ihn auf das Gottesurtheil des Zweikampfes. Beide erschienen vom Kopf bis zum Fuß gerüstet in Gegenwart des Kaisers, und alle Zuschauer waren auf den Ausgang gespannt. Die Schwerter durchzuckten die Luft; endlich hieb Gottfried mit solcher Gewalt auf den Schild des Gegners, daß sein Schwert bis nahe an den Griff zersprang. Jeder gab nun den Jüngling verloren, und der Kaiser wollte schon die Streitenden trennen lassen. Aber sich besiegen zu lassen, konnte Gottfried nicht ertragen. Rasch flog er auf seinen Gegner ein, und schlug ihn mit dem bloßen Griff so kräftig gegen den Kopf, daß er sogleich zu Boden taumelte und sich für besiegt erkannte. Alle jauchzten dem mannhaften Jünglinge Beifall zu; er aber eilte auf den blutenden Gegner los, und ging nicht eher von dannen, bis er ihn untergebracht sah.

wohl die Sache auf seinen eignen Thron abgesehen wäre, und von nun an bewies er sich feindlich gegen die Kreuzfahrer. Ihnen offen entgegenzutreten, dazu war er zu schwach; aber Kunstgriffe der Heimtücke übte er an ihnen aus, die alle zu erzählen die Zeit nicht erlaubt. Auch an Gottfried wollte er seine Tücke auslassen; aber dieser wußte ihm zu begegnen. Als nämlich Gottfried erfuhr, daß Alexius den über Italien gezogenen Hugo, Grafen von Vermandois, der an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten, und sich nur mit Wenigen nach Constantinopel gerettet hatte, gefangen genommen, und daß der Kaiser seinen Unterthanen verboten habe, das Lager der Kreuzfahrer mit Lebensmitteln zu versehen, wie er doch versprochen hatte, so befahl er seinen Leuten, nur selbst zuzugreifen, und das thaten diese auch so nachdrücklich, daß Alexius schnell das Lager mit allem Ueberflusse versorgte, und den Grafen auf freien Fuß setzte.

Ueberhaupt war der Charakter dieses Kaisers ein Gemisch von Hochmuth, Feigheit und Tücke, und die Kreuzfahrer mußten sich sehr vor ihm hüten. Als nun außer Gottfried noch viele andere, meist französische und italienische große Herren im Lager bei Constantinopel angekommen waren, verlangte er, daß sie ihm den Lehnseid leisten sollten für diejenigen Länder, welche sie etwa in Asien erobern würden. Anfangs erklärten ihm alle, daß sie sich nie dazu verstehen würden; allein er wußte sie durch süße Worte und Geschenke so zu gewinnen, daß sie endlich einwilligten, da es ja doch nur eine leere Ceremonie sei. Bei der Handlung selbst zeigte Alexius einen albernen Stolz. Als Gottfried und die übrigen Großen und Ritter, alle im herrlichsten Waffenschmucke, in den Audienzsaal traten, sich tief vor dem Kaiser beugten, und ihm gar — so wollte es die griechische Sitte — die Kniee küßten, brüstete er sich auf seinem Throne, und sah sie stolz an, ohne sie auch nur im Mindesten zu grüßen *).

Unter den vielen Großen und Rittern, welche zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogen waren, zeichneten sich vor Andern folgende aus:

Balduin, und Eustach, Graf von Boulogne, Brüder Gottfrieds.

Robert, Herzog von der Normandie, ein Sohn König Wilhelms des Eroberers, von England, ein leichtsinniger und verschwenderischer Mann.

---

*) Dafür wurde er aber auch ein ander Mal recht gedemüthigt. Er gab nämlich eines Tages mehreren französischen Rittern, die ihm den Lehnseid leisten sollten, Audienz. Einer derselben, Robert von Paris, ärgerte sich über den ohnmächtigen Stolz des Mannes, der es doch mit keinem der Ritter an Tapferkeit aufnehmen konnte, schritt plötzlich auf ihn zu, stieg keck zum Staunen der Höflinge die Stufen des Thrones hinan, und setzte sich neben den Kaiser hin. Dieser wußte nicht, was er machen sollte, rückte aber etwas auf die Seite, und sah seinen Nachbar mit ängstlicher, aber gezwungen freundlicher Miene an. Einer der Fürsten (Balduin) unter den Kreuzfahrern machte dem Ritter über die begangene Unschicklichkeit Vorstellungen; dieser aber ließ sich nicht stören, sah den Kaiser verächtlich über die Schulter an, und murmelte: „Potz! über den Strohjunker, der sich da allein breit hinsetzt, und so viele wackere Ritter stehen läßt!“ Der Kaiser erfuhr durch seinen Dolmetscher, was er gesagt habe, und mußte sich, so sehr er sich auch ärgerte, doch recht freundlich stellen; denn er sah wohl, daß mit dem rauhen Ritter nicht zu spaßen sei. Die Demüthigung war ihm allerdings zu gönnen; indessen dadurch wird die Ungezogenheit des Ritters nicht entschuldigt.

Robert, Graf von Flandern, ein reicher Herr und tapferer Ritter.

Hugo, Graf von Vermandois, ein Bruder des Königs Philipp I. von Frankreich, der Vornehmste unter den Kreuzfahrern, aber an Rittertugenden von vielen Andern übertroffen.

Stéphan, Graf von Blois und Chartres, so reich, daß man sagte, er habe so viel Schlösser als das Jahr Tage.

Raimund, Graf von Toulouse, der reichste und mächtigste unter den französischen Großen, ein ziemlich bejahrter Herr. Er weihte den ganzen Rest seines Lebens dem Kampfe für die Befreiung des heiligen Grabes; darum übergab er sein Land in die Hände seines Sohnes, und zog an der Spitze eines großen Haufens Franzosen und in Begleitung seiner Frau nach dem Morgenlande, ein neues Reich sich zu erkämpfen.

Bohemund, Fürst von Tarent, der älteste Sohn Robert Guiscards, welcher einst den Papst Gregor VII. aus den Händen Kaiser Heinrichs befreite (s. oben). Er war ein überaus tapferer, in allen Ritterkünsten vielgeübter Mann, aber von vieler Schlauheit und großer Ehrbegierde. Ihn begleitete

Tankred, sein Neffe. Einen kühneren, gewandteren Ritter gab es kaum unter den Kreuzfahrern, und er war hierin sowohl, als in den Tugenden seines Herzens wohl nur mit Gottfried zu vergleichen. Im Umgange war er der freundlichste, liebreichste Mann, sprach nie von seinen Thaten, vergalt nie Böses mit Bösem, und liebte Gott von ganzem Herzen. Rief aber das Schlachthorn, so blitzten seine Augen vor Muth, unwiderstehlich warf er Alles vor sich nieder, und kein Kampf, kein Marsch, kein Wachen, keine Entbehrung konnte ihn ermüden.

Die meisten dieser Herren wählten den Weg über Italien, und setzten über das adriatische Meer nach Griechenland über, wo sie sich endlich, Jeder nach mancherlei Widerwärtigkeiten und Abenteuern, im Lager vor Constantinopel einfanden. Als man hier das Heer musterte, fand man 300,000 streitbare Fußgänger, 100,000 geharnischte Ritter, und 200,000 Weiber, Priester, Kinder und Troßbuben, zusammen 600,000 Menschen, eine Menschenzahl, die groß genug war, um jedes Land, welches sie betrat, zur Einöde zu machen und auszuzehren.

Nun brach man auf, und setzte zu Schiffe nach Klein-Asien über. Dies gehörte zu dem seldschuckischen Reiche Iconium, welches Suleiman unter Malek Schah in Klein-Asien gegründet und dessen Sohn Kilidsch Arslan unabhängig gemacht hatte. Zuerst warf man sich auf die Stadt Nicäa, und belagerte sie. Aber die Stadt war fest, und darin eine Besatzung, die sich aufs Aeußerste zu wehren entschlossen war. Nichts hier von den auf die Mauern unternommenen, aber abgeschlagenen Stürmen, von den Gefechten, welche in der Ebene vor der Stadt geliefert wurden, und von der Erbitterung, mit welcher man sich hier gegenseitig mordete. Endlich wurde die hartbedrängte Stadt zwar eingenommen, nicht aber den tapfer um sie fechtenden Kreuzfahrern übergeben, sondern den heimtückischen Griechen, die bei der Belagerung so gut wie nichts gethan hatten, aber doch die Früchte fremder Anstrengungen sich zuzueignen verstanden, indem sie mit den Einwohnern das

Abkommen getroffen hatten, daß die Stadt in die Hände des griechischen Kaisers geliefert würde.

Als das Heer nun weiter in das Innere des Landes eindrang, wurde die Noth mit jedem Tage größer. Es hatte sich in zwei Theile getheilt. Der eine Haufen, den Bohemund anführte, wurde bei Dorylänm (1097) plötzlich von Kilidsch Arslan mit 150,000 Mann angegriffen. Es war ein fürchterlicher Kampf; denn die Kreuzfahrer wurden mit Pfeilen überschüttet, und konnten mit ihren Schwertern und Lanzen dem Feinde, der in der Ferne blieb, nichs anhaben. Schon waren viele Kreuzfahrer gefallen, schon glaubten die Andern, hier ihr Grab zu finden, als plötzlich Gottfried von Bouillon und Raimund mit dem andern Heere herbeistürmten. Zwar zogen sich nun die Seldschucken wieder auf die Berge, von denen sie am Morgen herabgekommen waren, zurück; aber hier wurden sie von den angekommenen Rittern unter dem tausendfachen Ruf: „Gott will es haben!" angegriffen. Alles, was sich nicht durch die Schnelligkeit der Pferde retten konnte, wurde von den rachedurstenden Kriegern niedergehauen, und diese fanden in dem feindlichen Lager unermeßliche Beute. Allein diese verschaffte ihnen nur für den Augenblick Aushülfe. Die Sarazenen hatten alle Vorräthe mit sich fortgeführt oder zerstört, und so entstand bald der drückendste Mangel. Zuerst raffte dieser die Pferde hin, und viele Ritter waren genöthigt, um nur nicht zu Fuße weiter zu gehen, auf Ochsen zu reiten, und ihr Gepäck Schweinen, Ziegen und Hunden auf den Rücken zu binden. An Brot war gar nicht zu denken; man war froh, wenn man nur Aehren fand, die man zur Stillung des fressenden Hungers ausrieb. Dabei wurden die Kreuzfahrer unaufhörlich von den lauernden Seldschucken angegriffen, welche die Gegend genau kannten, und jeden Hinterhalt geschickt benutzten. Ehe es sich jene versahen, flogen diese auf ihren leichten Pferden herbei, überschütteten sie mit einem Pfeilregen, und jagten eben so schnell wieder davon, um bald wieder einen raschen Anfall zu machen. Hierzu kam nun endlich noch die glühende Hitze in den engen Thälern, an welchen dies Land reich ist. Einige wurden rasend, Andere sanken lechzend in den Sand, während sich sterbende Mütter neben den Leichnamen ihrer Säuglinge auf dem glühenden Boden wälzten, und Hunde vergebens keuchend nach einer Quelle auf den Feldern umherliefen. Endlich traf das Heer auf einen Fluß. Ein Schrei des Entzückens benachrichtigte auch die Zurückgebliebenen von dem köstlichen Funde, und augenblicklich stürzen Alle, die letzten Kräfte zusammenraffend, zum Flusse hinab, den brennenden Durst zu löschen; Viele aber finden durch das Uebermaß ihren Tod. Aber nicht Mangel allein droht den Kreuzfahrern Verderben; auch Uneinigkeit der Fürsten. Der tapfere Tankred hatte mit dem Vortrab die Stadt Tarsos in Cilicien berennt, von den Einwohnern das Versprechen, sich ihm zu ergeben, sobald das Hauptheer nachkommen würde, erhalten, und daher seine Fahne auf einem der Mauerthürme aufgepflanzt. Als aber Balduin, Gottfrieds stolzer Bruder, nachkam, verlangte er, daß die Stadt ihm übergeben würde, und bewog die Einwohner, Tankreds Fahne mit Hohn hinabzuwerfen, und die seinige aufzustecken. Nur Tankreds edle Mäßigung verhinderte, daß die beiden Parteien zum Handgemenge gekommen wären. Aber die Folge war, daß Balduin, weil Alle ihn haßten, sich bald darauf von den Uebrigen trennte. Er zog über den Euphrat nach Mesopotamien, er-

oberte die Stadt Edessa, und errichtete hier ein Fürstenthum Edessa, den ersten Staat, den die Kreuzfahrer im Morgenlande gründeten.

Noch ehe das Heer Klein-Asien verließ, hätte es beinahe den trefflichen Bouillon eingebüßt. Er ritt eines Tages, nur halbbewaffnet, mit mehreren Gefährten vom Lager in einen tiefen Wald, um zu jagen. Der erquickenden Kühle nachgehend, verirrt er sich von denselben, und hört nun plötzlich einen ängstlichen Hülferuf. Er eilt der Stimme nach, und findet einen Kreuzsoldaten, der von einem großen Bären angefallen ist, und mit ihm auf Tod und Leben kämpft. Gottfried zieht schnell das Schwert, und greift das Unthier an. Dieses aber läßt nun seine erste Beute fahren, fällt den mannhaften Ritter an, springt an ihm hinauf, und reißt Roß und Mann zu Boden. Mit ungeheuren Tatzen umklammert es ihn, und Gottfried scheint verloren. Plötzlich aber rafft er sich auf, reißt sich los aus der gräßlichen Umarmung, und rennt ihm das Schwert in den Leib. Unglücklicherweise aber ist der Stoß nicht tödtlich. Der Bär, durch die Verwundung noch wüthender gemacht, haut seine Tatzen aufs Neue dem Ritter in das Fleisch; der Kampf wird immer heftiger und hoffnungsloser; Gottfrieds Kräfte schwinden immer mehr und mehr; athemlos sieht er den Augenblick sich nähern, wo er eine Beute des Ungeheuers werden muß. Da sprengt einer der Jagdgefährten, durch das Geschrei und Gebrüll herbeigerufen, herzu, und stürzt das Thier endlich zu Boden. Aber Gottfried war so ermattet und zerfleischt, daß man ihn auf einer eilig aus Zweigen bereiteten Trage ins Lager tragen mußte, und er erst nach mehreren Wochen wieder das Pferd besteigen konnte.

Jetzt hatten die Kreuzfahrer das südöstliche Ende von Klein-Asien erreicht, und wendeten sich rechts nach Syrien, dessen Hauptstadt Antiochia war. Sie beschlossen, die Belagerung sogleich vorzunehmen. Aber die Stadt hatte eine doppelte, sehr dicke Mauer, und 450 Thürme, dabei eine muthige Besatzung. Das hielt die Kreuzfahrer nicht ab, die Belagerung anzufangen. Indessen vergingen drei Monate, ohne daß man etwas gewonnen hatte, weil man die Stadt wegen ihrer Größe und ihrer Lage nicht von allen Seiten einschließen konnte, und die Noth wurde im Lager täglich größer. Der Hunger wüthete gräßlich, der Regen durchnäßte die Zelte, die Pilger starben in solcher Menge, daß es an Raum fehlte, sie zu begraben, und von 70,000 Pferden waren bald nur noch 2000 übrig. Da sank freilich den Meisten der Muth; der frühere Enthusiasmus war längst abgekühlt; Wenige waren, die sich nicht nach Hause gesehnt hätten, und wirklich schlich sich Mancher fort. Unter diesen war selbst Kukupeter, der doch die Seele der ganzen Unternehmung gewesen war. Aber man merkte bald seine Flucht. Tankred saß auf, und jagte ihm nach; er holte ihn auch bald ein, und brachte ihn unter dem Gelächter des Heeres wieder zurück. Selbst unter den Fürsten waren Uneinigkeiten entstanden; einer beneidete den andern, und wäre nicht der edle Gottfried gewesen, der über alle die kleinlichen Umtriebe erhaben war, so wäre das ganze Heer aus einander gegangen.

Von den Kämpfen, die sich täglich vor den Mauern von Antiochia ereigneten, ließe sich viel erzählen, wenn der Raum es erlaubte. Es wurden hier Thaten gethan, welche an die Zeit der Helden von Troja und Griechenland erinnern. Nur leider war die große Erbitterung Schuld, daß auch

scheußliche Grausamkeiten verübt wurden*). Von der Tapferkeit Gottfrieds hier nur ein Beispiel. Es waren einige genuesische Schiffe mit neuen Kreuzfahrern gelandet. Viele aus dem Lager liefen ihnen entgegen bis zu dem vier Meilen entfernten Hafen, ohne die mindeste Vorsicht. Raimund und Bohemund eilten ihnen nach, um sie und die Ankömmlinge sicher in das Lager zurückzuleiten. Dennoch stürzte eine wilde Rotte Sarazenen aus einem Hinterhalte plötzlich hervor, als die Christen eben ganz sorglos einherziehen. Der Schrecken ist so groß, daß in einem Nu Alle auseinander stieben, die Ritter mögen rufen wie sie wollen. Bohemund jagt geschwind ins Lager, und ruft athemlos: „Auf! auf! zu den Waffen!" Alles stürzt herbei, Gottfried, obgleich er itzt von einer Krankheit genesen, sitzt schnell zu Pferde, und sprengt mit Hugo, Bohemund, den beiden Roberts und einer ganzen Schaar Reiter hinaus, den andringenden Sarazenen entgegen, und nun beginnt ein furchtbarer Kampf. Alle fechten wie die Löwen, aber vor Allen Gottfried. Vor seinem zermalmenden Säbel muß Alles weichen, und bald ist der Boden um ihn herum mit zersplitterten Lanzen, Helmen, Panzern, abgehauenen Aermen und Köpfen besäet. Während er noch so arbeitet, fliegt plötzlich auf schnellem Rosse ein Sarazene von gewaltiger Größe herbei, sich mit dem Helden zu messen. Er schwingt das Schwert zu einem entsetzlichen Hiebe; aber Gottfried fängt diesen mit dem Schilde auf, und ehe noch der Gegner Zeit hat, aufs Neue auszuholen, hebt er sich in den Bügeln; sein Schwert saust durch die Luft, und, mit Riesenkraft geführt, fährt es in die linke Schulter des Türken, durchschneidet im Nu den ganzen Leib, und fährt erst an der rechten Hüfte wieder heraus, so daß der obere Theil des Körpers zu Boden stürzt. Die untere Hälfte aber bleibt im Sattel sitzen, und das mit Blut übergossene Pferd sprengt mit ihr — ein grausenhafter Anblick! — nach der Stadt zurück. — Die Sarazenen begruben in der folgenden Nacht ihre Todten, und die Weiber gaben ihnen unter lauten Klagen das Beste, was sie hatten, und die Waffen, die jene in der Schlacht getragen hatten, mit ins Grab. Ein menschlicher Feind hätte dies so natürliche Gefühl geehrt. Nicht so die Kreuzfahrer. Am nächsten Morgen stürzten sie über die Grabhügel her, wühlten sie mit roher Fühllosigkeit auf, verstümmelten die Leichen, und raubten, was sie in den Gräbern fanden. Ihre elenden Lumpen hinwerfend, kleideten sie sich in die seidenen Gewänder der Todten, drei bis vier Kleider über einander, und stolzirten so vor den Mauern der Stadt herum, die wehklagenden Weiber laut verhöhnend. Aber die Strafe blieb nicht aus.

---

*) Man klagte einst, daß die Seldschucken so viele Kundschafter ins Lager der Kreuzfahrer schickten. „Die wollen wir bald los werden!" rief Bohemund. Er ließ sogleich — es war zur Zeit des Abendessens — zwei gefangene Türken tödten, braten, und öffentlich ausrufen: jeder Kundschafter solle von nun an gebraten und aufgegessen werden. Das wirkte. Voll Grausen erzählte nun ein Türke dem andern, daß die Christen nicht nur eroberten, plünderten und mordeten, sondern selbst Menschenfresser wären.

Ein reicher Graf saß einst mit seiner Frau im Schatten eines Gehölzes. Plötzlich stürzten Türken herbei, hieben dem Grafen den Kopf ab, und schleppten das arme Weib in die Stadt. Hier wurde sie den Mißhandlungen des Pöbels Preis gegeben, und dann todt geschlagen. Ihren Kopf aber und den ihres Mannes schossen sie hohnlachend ins Lager der Christen.

Die Belagerung hatte nun schon 8 Monate gedauert; noch war kein Ende derselben abzusehen, und die Nachricht, daß ein großes feindliches Heer zum Entsatze der Stadt im Anmarsche sei, erschreckte den Grafen Stephan von Blois so sehr, daß er augenblicklich wieder nach Europa umkehrte. Da wurde die Einnahme der Stadt plötzlich durch Bohemund bewirkt. Dieser ländersüchtige und ehrgeizige Mann sah mit Neid, wie Balduin bereits ein Fürstenthum besaß, und wünschte sich auch eins zu erobern. Er hatte sich dazu Antiochien ausersehen. Zu dem Zwecke trat er mit einigen der vornehmsten Einwohner in heimliche Unterhandlungen, besonders mit einem armenischen Renegaten Phiruz, der sich bereit erklärte, gegen eine Belohnung einen Hauptthurm der Mauer, in welchem er den Befehl führte, in Bohemunds Hände zu liefern. Dieser trat eines Tages in die Versammlung der Fürsten, eröffnete ihnen, daß durch seine Vermittelung die Stadt eingenommen werden könnte, wenn man ihm Antiochien als Fürstenthum verspräche. Anfangs wurde der Antrag, besonders von Raimund, mit Unwillen verworfen; da aber die Nachricht einging, daß jenes Entsatzheer nur noch 7 Tagereisen entfernt sei, willigte man ein. In einer dunkeln Nacht ließ Phiruz einen Haufen Kreuzfahrer auf einer Strickleiter einsteigen; Bohemund selbst war der erste auf der Mauer. Noch während der Nacht wurden mehrere Thürme genommen, und ganze Haufen von Kriegern heimlich eingelassen, so daß beim Anbruche des Tages die Seldschucken mit Schrecken die Stadt in den Händen ihrer Feinde sahen. Nun begann ein gräßliches Gemetzel. Weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont; das Blut rann in den Straßen; 10,000 Sarazenen wurden erschlagen. Die Christen jauchzten, aber das Elend kam nach. Denn schon am dritten Tage nach der Einnahme zeigte sich ein furchtbares Heer Sarazenen, welche Kerboga, der seldschuckische Sultan von Mosul, und andere Emire gesammelt hatten, und Antiochia wurde so schnell von ihnen umringt, daß die Kreuzfahrer keine Zeit hatten, die ausgehungerte Stadt mit Lebensmitteln zu versehen. Nun entstand hier eine so fürchterliche Hungersnoth, daß keine Worte das Elend zu beschreiben vermögen. Man aß Pferde, Kameele, Esel, Ratten und Mäuse, und da auch diese endlich nicht mehr für schweres Geld zu haben waren, nagte man an Thierhäuten, an Schuhriemen und an Baumrinde. Ja Manche stiegen, von wüthendem Hunger gepeinigt, in die Grüfte hinab, wühlten die kürzlich beerdigten Leichen der Türken auf, und hielten von den halbverwesten Gliedern schauderhafte Mahlzeiten. Gottfried selbst hatte kein Pferd mehr, auch kein Geld, ein neues zu kaufen, und Graf Robert von Flandern schlich umher, und bettelte um ein Stückchen Brot. Viele starben des elendesten Hungertodes, und die noch Lebenden schwankten wie Leichen umher. Die Noth war so gränzenlos, daß nur durch ein Wunder Rettung möglich schien, und Jeder überließ sich der hoffnungslosesten Verzweiflung.

Allein plötzlich sah man das Volk wie neu belebt sich erheben, und schaarenweise zu den Kirchen strömen, welche die Menge kaum zu fassen vermochten. Alle drängten sich bußfertig zu den Beichtstühlen, um ihre Sünden zu bekennen, und Lossprechung zu erflehen. Was war die Ursache dieser so plötzlichen Veränderung? — Ein Priester, Namens Stephan, war vor die Fürsten getreten, und hatte ausgesagt: als er die letztvergangene Nacht vor

dem Altare im Gebet durchwacht habe, sei ihm in heller Glorie der Heiland erschienen, und im Begriff gewesen, im Zorn über die Unthaten der Kreuzfahrer das Todeswort über sie auszusprechen. Aber Maria und Petrus hätten sich ihm zu Füßen geworfen, und seinen Zorn erweicht. Nun habe der Heiland ihm befohlen, dem Volke binnen fünf Tagen Erlösung anzukündigen, wenn es mit Ernst sich wieder zu ihm wende. — Noch während der tiefen Zerknirschung des Volks ereignet sich ein neues Wunder. Peter Barthelemy, ein französischer Priester, betheuert vor den Fürsten: der heilige Andreas sei ihm drei Mal in drei verschiedenen Nächten erschienen, und habe ihm entdeckt, daß in der Peterskirche in Antiochia vor dem Hochaltare in der Erde die heilige Lanze liege, mit welcher einst die Seite des Erlösers durchstochen worden. Dann habe er ihm befohlen, die Kreuzfahrer zu ermuntern, sie auszugraben; denn sie sei ihnen beschieden; Raimund von Toulouse solle sie in der Schlacht tragen, und ihr bloßer Anblick werde alle Feinde Jesu in die Flucht treiben. Zweimal habe er den Befehl unvollzogen gelassen, weil er besorgt, man werde ihm nicht glauben. Da sei ihm vor wenigen Stunden der Apostel zum dritten Male erschienen, höchst zornig, und habe ihm augenblickliche Strafe gedroht, wenn er nicht gehorche. Vermuthlich war ihm das ganze Mährchen von den Kreuzfürsten erst eingegeben worden. Sie stellten sich aber sehr erstaunt, und zwölf Männer wurden erwählt, die heilige Reliquie auszugraben. Als die Nachricht von dem neuen Wunder die Stadt durchflog, vergaß Jeder der augenblicklichen Noth. Alles Volk strömte zur Kirche hin, um das Wunder zu schauen. Die 12 Erwählten begeben sich in die Kirche, und schließen hinter sich zu, während das Volk ungeduldig draußen harrt. Man gräbt und gräbt vom Morgen bis in die Nacht — aber die Lanze will sich nicht zeigen. Endlich steigt Barthelemy barfuß und im Bußhemde selbst hinab, und bittet die Umstehenden, indessen eifrig zu Gott zu beten. Nach einer Weile erscheint er wieder, und, o Entzücken! er trägt die unschätzbare Lanze. Das Gewölbe der Kirche hallt wider von dem Geschrei: „Das Wunder ist geschehen!“ Draußen wird der Schrei des Entzückens wiederholt, die Thüren fliegen auf, und das trunkene Volk strömt herein, das köstliche Kleinod zu erblicken.

Nun waren die Halbverhungerten mit einem neuen Geiste beseelt. Daß sie jetzt siegen müßten, wußten sie gewiß, und kaum konnten sie den Augenblick erwarten, wo sie aus den Thoren brechen, und ihre Hände in Sarazenenblut baden sollten. Der nächste Tag wurde ihnen zur Erholung gegeben, und Alles, was noch für den letzten Augenblick aufgespart war, gierig verschlungen. Feierliche Prozessionen wallten durch die Gassen, und während ein Theil des Volks die Waffen zum morgenden Siege zurecht legte, lagen die andern auf den Knieen, und beichteten reuig ihre Unthaten.

Noch ehe der Tag anbrach, standen die Schaaren erwartungsvoll an dem Thore, zu dem sie herausbrechen sollten. Jetzt öffnet es sich; voran reitet Hugo von Vermandois, ein schwankendes Gerippe. Hinter ihm ein langer Zug Kreuzfahrer, einem Leichenzuge ähnlicher als einem Kriegsheere. Kerboga lachte, als er die hohlwangigen Pilger heranziehen sah, blieb ruhig beim Schachspiele sitzen, und schickte ihnen nur einige Tausend Reiter entgegen. Aber bald erfuhr er, welche Kraft im Menschen liege, wenn ein

großer Gedanke ihn begeistert. Mit festem Muthe schritten die Kreuzfahrer vorwärts, und warfen den ersten Haufen sofort in die Flucht. Aber neue sarazenische Haufen rückten vor, in solcher Menge, daß die Christen, überall gedrängt, schon zu weichen anfingen. In diesem Augenblicke der Entscheidung zeigt sich eine kleine Schaar Ritter zu Rosse in weißer, weitstrahlender Rüstung, die langsam von dem Rücken des nahen Gebirges herabsteigen. „Seht, wackre Kampfgenossen!“ ruft einer der vornehmsten Bischöfe, „seht den Engel des Herrn und seine Heerschaaren! Seht den Ritter Georg und seinen himmlischen Haufen! So kämpft der Herr für sein Volk! Auf! verdoppelt euren Muth, meine Brüder!“

Im Augenblick waren Aller Augen nach der bezeichneten Gegend gerichtet. „Gott will es haben! Gott will es haben!“ schreien Tausende von Kehlen, und nun ist an kein Halten mehr zu denken. In wildem Feuereifer schreiten die Kreuzfahrer vor, unwiderstehlich werfen sie Alles vor sich nieder; umsonst suchen die Emire die Weichenden zu sammeln; das ganze unermeßliche Heer ist vor den Schwertern der abgehungerten Christen auseinander gestoben, und Kerboga jagt auf seinem schnellsten Pferde davon, um sich hinter den Euphrat zu retten. Das Lager der Sarazenen fiel den Siegern in die Hände. Man hätte glauben sollen, daß die Freude über den Sieg die Christen menschlich gestimmt hätte. Aber unbarmherzig wurden alle Gefangene, selbst die Weiber, niedergemetzelt, und die gefundenen Säuglinge gefühllos von den Hufen der Rosse zertreten. Bohemund wurde nun Fürst von Antiochien.

Ueber dieser und ähnlichen Unternehmungen waren fast drei Jahre verstrichen, und noch war Jerusalem nicht erreicht. Doch jetzt, im Jahr 1099, näherte man sich der Stadt. Unterwegs wurde Peter Barthelemy ein Opfer des mit der heiligen Lanze gespielten Betrugs. Es fanden sich nämlich Viele, die das Wunder leugneten, und geradezu behaupteten, Raimund habe die ganze Sache im Einverständniß mit Barthelemy erfunden. Zwar versuchten die Verfechter des Wunders durch neue vorgegebene Träume und Erscheinungen den Glauben an die heilige Lanze zu halten; da aber Alles vergebens war, und man ganz laut über den Betrug spöttelte, entschloß sich Barthelemy endlich zu der Feuerprobe, um durch sie die Aechtheit der heiligen Lanze und die Wahrheit jener Erscheinung zu beweisen. Es wurden zwei große Holzstöße, nur einen Fuß von einander entfernt, angezündet; Barthelemy, nachdem ihn ein Bischof eingesegnet hatte, stürzte sich im bloßen Hemde und barfuß zwischen durch, verbrannte sich aber so, daß er am dritten Tage an den Brandwunden starb. Das Gottesurtheil hatte also gegen ihn gezeugt; dennoch wollte er selbst sterbend den Betrug nicht eingestehen, sondern meinte: Gott habe ihn darum durch Wunden bestraft, weil er selbst einmal einige Augenblicke lang an der Göttlichkeit der Lanze gezweifelt habe.

Die Kreuzfahrer waren längs der Seeküste hingezogen. Nun wandten sie sich davon ab, nach Jerusalem hin. Tankred mit hundert trefflichen Rittern eilte voran, und wurde in Bethlehem von den da lebenden Christen mit Entzücken empfangen. Andächtig kniete er nieder in Maria's angeblichem Hause, und küßte die Krippe, in welcher der Heiland als Säugling geruht haben sollte. Dann streifte er bis an die Thore Jerusalems, und kehrte ins

Lager zurück. Als die Kreuzfahrer seine Erzählung vernommen hatten, ergriff sie eine solche Sehnsucht, auch die heilige Stadt zu schauen, daß sie rastlos vorwärts eilten. Endlich erreichten sie den Gipfel eines Berges. Da lag sie vor ihnen, vom Glanze der Abendsonne erhellt, die langersehnte Stadt, das Ziel aller ihrer heißesten Wünsche. Alle fielen auf die Kniee, küßten den Boden, und weinten Thränen der Freude und der Wehmuth. Solcher Genuß ließ sie alle ausgestandene Leiden vergessen, und schon glaubten sie das Ende aller Mühseligkeiten erreicht zu haben.

Aber darin irrten sie sich sehr; denn Jerusalem liegt auf zwei steilen Bergen, war mit einer doppelten Mauer und vielen Vorräthen versehen, und hatte eine starke und muthige Besatzung von etwa 40,000 Mann. Das Heer der Kreuzfahrer war ungemein geschmolzen; man zählte nur noch 20,000 rüstige Fußgänger, und von den 100,000 Pferden, die bei Constantinopel versammelt gewesen waren, sah man nur noch 1500! Mit mehr Muth als Ueberlegung rannten die Kreuzfahrer schon am fünften Tage gegen die äußere Mauer an, erkletterten sie auch, wurden aber mit blutigen Köpfen wieder herabgeworfen, und sahen nun wohl ein, daß ohne Belagerungsmaschinen nichts zu machen sei. Nun zerstreuten sie sich in der Umgegend, und brachten mit großer Mühe aus der holzarmen Gegend die nöthigsten Baumstämme zusammen. Von der schweren Arbeit der Kreuzfahrer, der drückenden Hitze, dem Mangel an Trinkwasser und den häufigen blutigen Gefechten mit den Sarazenen hier kein Wort. Die Leiden der Kreuzfahrer waren unaussprechlich; aber die Hoffnung, bald in Jerusalem einzuziehen, ließ sie alle Beschwerden willig ertragen. Endlich hatte man zwei Belagerungsthürme vollendet. Sie waren vierseitig, mit starken Brettern beschlagen, durch Thierhäute gegen das Feuer gesichert, und hatten vorn eine Art von Zugbrücke, welche man auf die Mauer der Stadt herablassen wollte, um den Kriegern den Weg dahin zu bahnen. Unten hatten sie Räder, um der Mauer genähert werden zu können.

Nun waren die Vorbereitungen zum Angriff fertig. Zuvor aber wollte man mit Recht den Beistand des Himmels erflehen. Alle legten die beste Rüstung an, die Priester, weiß gekleidet und Kreuze tragend, zogen voran, und so bewegte sich der Zug langsam und feierlich um die Stadt herum, um am Oelberge zu beten. Die Sarazenen wußten nicht die Bedeutung dieser Prozession; sie verhöhnten sie von den Mauern herab, äfften ihre heiligen Gebräuche nach, und warfen mit Steinen und Pfeilen nach ihnen, ein Spott, der ihnen bald darauf theuer zu stehen kam. Die folgende Nacht brachten die Kreuzfahrer mit Gebeten und Bußübungen zu; Keiner wußte, ob er den nächsten Abend erleben werde.

So brach der zum Sturm bestimmte Tag, der 14. Jul. 1099, an. Mit unvergleichlicher Tapferkeit griffen die Pilger die Mauern an; aber die Sarazenen schleuderten Steine, Balken, brennenden Schwefel und siedendes Oel auf ihre Köpfe herab, und kaum konnte man die hölzernen Thürme vor ihren Brandpfeilen schützen. So kam der Abend heran; ermattet mußten sich die Christen zurückziehen; alles Blut, aller Schweiß war vergebens verronnen, und nur ein Umstand tröstete sie, daß den Feinden nicht gelungen

war, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf Gottfrieds Thurm aufgepflanzt hatte.

Am andern Morgen (15. Juli) wird mit dem Frühsten der Sturm erneuert, und mit noch größerem Grimme suchen die Pilger die Mauern zu ersteigen. Aber alle Anstrengung ist vergeblich. Schon liegen Tausende niedergeschmettert da, Gottfrieds Thurm geräth in Flammen, und kann kaum nur mit größter Mühe durch Essig gelöscht werden; sieben Stunden schon hat der Kampf gewährt; der Schweiß rinnt in Strömen herab, den Ermatteten sinken die Kniee zusammen, und ein dumpfes Gemurmel durchläuft die Reihen der Christen, daß hier alle Anstrengung vergebens sei. Da erscheint plötzlich auf der Höhe des Oelbergs ein herrlicher gewappneter Ritter, im Glanze der Sonne, und streckt seinen strahlenden Schild über die unter ihm tosende Stadt aus. Gottfried und Raimund erblicken ihn zuerst, und rufen laut: „Dort! dort! seht den heiligen Georg und seine Hülfe!" Alles starrt hin nach der wunderbaren Erscheinung, und frischer Muth kehrt in die verdrossenen Herzen zurück. Die Pilger raffen die letzte Kraft zusammen, der himmlischen Hülfe nun gewiß, stürmen die Leitern hinan, erklimmen die Mauern, und werfen Alles vor sich nieder; auch Gottfrieds Thurm bewegt sich in diesem Augenblick gegen die Mauer, die Fallbrücke fällt, Gottfried und sein Bruder Eustach sind die Ersten auf der Zinne, und hinter ihnen her dringt ein Wald von Lanzen vor. Die Stadt ist gewonnen, die Thore werden eingeschlagen, und ein dichter Strom von Kreuzfahrern wälzt sich durch die Straßen. Aber wer beschreibt das Gemetzel, welches nun entstand! Die langverhaltene Wuth bricht nun los, und sucht sich durch Mord zu stillen. „Gott will es haben! Gott will es haben!" tönt durch alle Straßen. Ueberall bilden sich Leichenhügel; denn die Sense des Schnitters kann nicht erfolgreicher mähen, als hier das Schwert der wüthenden Kreuzfahrer. Die fliehenden Sarazenen hatten sich in die Moschee Omars geworfen, zehntausend an der Zahl. Hierhin stürmten die Pilger. „Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder!" riefen sie; „Keiner werde verschont!" und nun metzelten sie so lange unter der dichtgedrängten Schaar, bis das Blut die Treppe des Tempels herabrieselte, und der Dunst der Leichname die Mörder betäubte und vertrieb. Dann ging es nach der Juden-Synagoge, in welche sich die Juden gerettet hatten. Das Gebäude wurde in Brand gesetzt, und sie Alle mußten verbrennen. Jetzt vertheilten sich die bluttriefenden Sieger in einzelne Banden, und durchtobten die Stadt, um zu plündern, und die Versteckten zu ermorden. Die Häuser wurden aufgeschlagen, Greise, Weiber und Kinder unter wildem Hohne zu Tode gequält, Andere gezwungen, von den Thürmen hinabzuspringen, noch Andere zu den Fenstern hinabgestürzt, die Kinder von der Mutterbrust gerissen, und gegen die Wände oder Thürpfosten geschleudert, daß das Gehirn umherspritzte. Vielen wurden lebendig die Bäuche aufgeschnitten, um zu sehen, ob sie nicht Gold verschluckt hätten, kurz so viele Greuel begangen, daß das menschliche Gefühl davor zurückschaudert. Es blieben nicht so Viele am Leben, als hinlänglich waren, die Ermordeten zu beerdigen. Ist es nun noch zu verwundern, daß die Eroberungen der Kreuzfahrer bald wieder verloren gingen, da die Unternehmung mit solchen Verbrechen begann?

Als nichts mehr zu morden und zu plündern da war, legten die Pilger das Schwert nieder, reinigten sich vom Blute, und zogen nach der Kirche des heiligen Grabes. Hier wurden sie feierlich von den Geistlichen empfangen. Alle dankten hier Gott für das Glück, das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen erlöst zu haben. Sie weinten vor Freude; vor Allen aber frohlockte Peter von Amiens, der endlich seine heißesten Wünsche erfüllt sah, und um den sich die dort wohnenden Christen drängten, um ihm dankbar die Hände zu drücken.

Nunmehr mußte man daran denken, wer das neue Königreich Jerusalem regieren sollte. Wer aber war wohl würdiger als Gottfried von Bouillon? Auf ihn fielen auch die meisten Stimmen; er aber weigerte sich, da eine Königskrone zu tragen, wo der Weltheiland mit einer Dornenkrone gekrönt worden war. Die Regierung nahm er indessen an, und nannte sich: Schutzherr Jerusalems und des heiligen Grabes. Wenige Wochen nach seiner Erwählung schlug er bei Askalon (12. August) den ägyptischen Chalifen, welcher zur Wiedereroberung Palästina's heranrückte. Leider starb der edle Mann schon im folgenden Jahre (1100). Sein Nachfolger war sein Bruder Balduin, der sich König von Jerusalem nannte.

47. Die Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschen. — Das Ritterthum.

(Johanniter in Jerusalem, Cypern, Rhodos und Malta. Tempelherren. Der deutsche Orden. Hermann von Salza. Deutsche Ritter in Preußen 1230. Vereinigung mit den Schwertbrüdern 1237. Ritterthum. Turniere.)

Da schon seit mehreren Jahrhunderten täglich neue Pilgerschaaren in Jerusalem angekommen waren, so hatte man zu ihrer Aufnahme und Verpflegung dort Klöster und Hospitäler erbaut. Ein solches war etwa funfzig Jahre vor dem ersten Kreuzzuge von einigen gutdenkenden italienischen Kaufleuten aus Amalfi errichtet worden. Es wurde von dem für dasselbe gewählten Schutzpatron das Hospital des heiligen Johannes von Jerusalem genannt, seines wohlthätigen Zweckes wegen bald reich begabt, immer mehr erweitert, und die Zahl der Mönche von Jahr zu Jahr vermehrt. Mittlerweile wurde Jerusalem erobert. Nun galt es nicht allein, kranke Pilger zu verpflegen, sondern auch die Reisenden gegen die umherstreichenden Seldschucken zu beschützen. Daher theilten sich nun die Väter des Hospitals in drei Klassen. Die Schwächeren und Aelteren bestimmten sich theils zur Pflege der Kranken (dienende Brüder), theils zur Abwartung der geistlichen Geschäfte (Priester), während die Rüstigeren und Jüngeren sich in die Rüstung steckten (Ritter), und die wehrlosen Pilger durch die Thäler von Palästina geleiteten. Der Nutzen dieses Johanniter-Ordens leuchtete Jedem ein, und daher erhielt er viele Güter geschenkt. Späterhin, als Jerusalem wieder verloren gegangen war, wurde der Orden nach Cypern versetzt. Auch von hier durch die Sarazenen vertrieben, setzte er sich in Rhodos fest (daher Rhodiser Ritter), bis er im 16ten Jahrhundert von Kaiser Karl V. Malta zum Aufenthalt erhielt. Von dieser Insel erhielten die Ritter den Namen: Malteser-Ritter. Ihre erste Bestimmung: die Krankenpflege,

hatte mit ihrer Vertreibung aus Palästina aufgehört; der Zweck des Ordens, der nur noch aus Rittern bestand, war nun, einen ewigen Krieg mit den Türken zu führen. Aber auch dies hörte nach und nach auf, und so hatte der Orden in der letzten Zeit keinen gemeinnützigen Zweck mehr. Als die Franzosen 1798, und dann die Engländer 1800 sich Malta's bemächtigten, übernahm zwar Kaiser Paul I. von Rußland die Großmeisterwürde, die nach ihm von Italienern fortgesetzt worden ist; auch hatte der Orden seinen Sitz in Catanea auf Sicilien, dann in Ferrara und Rom; allein er ist, ohne aufgehoben zu sein, doch als erloschen und ohne wirkliche Existenz anzusehen. — Ein Seitenzweig des Ordens waren die Johanniter, welche in Sonnenburg in der Neumark unter einem besonderen Heermeister ihren Sitz hatten. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., hob sie auf, behielt aber den Orden bei; sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. hat dieses Heermeisterthum wieder aufleben lassen. — Das Ordenskleid ist ein schwarzer Mantel mit achteckigem, weißem Kreuze.

Der Orden der Tempelherren entstand erst zwanzig Jahre nach der Eroberung von Jerusalem durch Hugo von Payens und Gottfried von St. Aldemar. Neun Ritter traten zusammen, und thaten das Gelübde, wehrlos reisende Pilgrimme zu geleiten. Das Haus, welches sie in Jerusalem bewohnten, stand in der Nähe einer alten Mauer, welche noch vom jüdischen Tempel übrig war. Daher ihr Name. Die ersten Ritter waren so arm, daß je zwei auf einem Pferde saßen. Die meisten Ritter waren Franzosen, und die Schenkungen, welche dieser Orden an reichen Gütern erhielt, waren so ansehnlich, daß er schon über 9000 Güter besaß, ehe die ersten 30 Jahre seiner Stiftung verflossen waren. Ein weißer Mantel mit rothem Kreuz war das Ordenskleid. Welches Ende der Orden genommen habe, soll unten (Abschnitt 59.) erzählt werden.

Ein dritter war der deutsche Orden. Es gab in Jerusalem eine Gesellschaft frommer Deutscher, welche 1128 ein Kloster errichteten, in welchem arme deutsche Pilger unterhalten und verpflegt wurden. Sie nannten sich die Brüderschaft des deutschen Hauses unserer lieben Frau zu Jerusalem. Mit denselben verband sich ein ähnlicher Verein von Kaufleuten und Pilgern aus Lübeck und Bremen, der bei der Belagerung von Akre 1190 gestiftet war, und zugleich wurde die vereinte Stiftung nach dem Muster jener beiden zu einem Ritterorden erhoben, welcher der deutsche oder Marianen-Orden genannt wurde, und reiche Güter geschenkt erhielt. Die deutschen Herren trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz. Nachdem späterhin Palästina wieder verloren gegangen war, wandten sich die Ritter nach Deutschland. Zu dieser Zeit — in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts — hatten die Polen häufige Kriege mit den heidnischen Preußen, welche nicht allein hartnäckig der Einführung des Christenthumes widerstrebten, sondern auch die angrenzenden Länder heftig beunruhigten. Sie trieben den Herzog Conrad von Masovien — so hieß ein Theil des jetzigen Polens — so in die Enge, daß er sich nach fremder Hülfe umsehen mußte. Er wandte sich an die deutschen Ritter, deren Großmeister, Hermann von Salza, mit Kaiser Friedrich II. aus Palästina zurückgekehrt war, und in Italien sich aufhielt. Hermann erlaubte, daß ein Theil der

Ritter nach Preußen ziehen könnte, wogegen der Herzog ihnen im Voraus das Kulmerland schenkte, das sie aber erst erobern sollten. Hermann Balk führte 1230 einen Haufen Ritter nach Masovien. Die Polen lachten über die kleine Zahl, die es mit den kriegerischen Preußen aufnehmen wollten. Aber bald dachten sie anders, als sie die todesverachtende Tapferkeit der Heldenschaar sahen. In einem 53jährigen hartnäckigen Kriege unterlagen endlich die Preußen; der größte Theil des Volkes war zu Grunde gegangen, der Ueberrest nahm das Christenthum an. Die deutschen Ritter aber machten das eroberte Preußen zu einem Ordenslande, welches unter ihnen bald kräftig emporblühte.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt der deutsche Orden durch seine Vereinigung mit den Schwertbrüdern 1237. Es waren nämlich in der Mitte des 12ten Jahrhunderts (1158) Kaufleute aus Bremen nach der Küste von Liefland verschlagen worden. Sie hatten mit den noch heidnischen Lieven einen Handelsverkehr angeknüpft, und die Erlaubniß erhalten, an der Mündung der Düna eine Niederlassung zu gründen. Nachdem der Handel im Gange war, streckte auch die Kirche ihre Arme nach Liefland aus. Ein Mönch, Meinhard, begleitete die Handelsleute, und es gelang ihm, einen Lieven zu taufen. Aber das Christenthum hatte keinen rechten Fortgang. Die meisten Getauften fielen wieder ab, und die Lieven jagten die Missionare aus dem Lande. Zwar ließ nun der Papst das Kreuz gegen die armen Lieven predigen, um sie mit Gewalt zu Christen zu machen, und bewaffnete Haufen durchzogen das Land; aber dadurch wurde die Erbitterung der Lieven nur noch größer. Da machte der vom Papst zum Bischof von Liefland ernannte Albert den Vorschlag, einen Ritterorden zu errichten, der den Zweck haben sollte, das Christenthum hier zu verbreiten. Der Papst (Innocenz III.) genehmigte dies gern. So entstand der Orden der Schwertbrüder, so genannt, weil sie auf dem weißen Ordensmantel ein aufgenähtes Schwert trugen, 1200. Zu gleicher Zeit legte der thätige Bischof Albert den Grund zur Stadt Riga. Nun begann ein langer, heftiger Kampf zwischen dem Orden und den heidnischen Einwohnern, und da diese die benachbarten Völker, die Esthen, Kuren u. A. zu Hülfe riefen, so wurden auch diese zuletzt von den Rittern bezwungen. Dennoch dauerte der erbitterte Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum fort. Zuletzt erlitten die Schwertbrüder 1236 eine große Niederlage durch die Lithauer, und da sie nun fürchteten, sich allein nicht behaupten zu können, so suchten sie sich mit dem deutschen Orden, der noch im Kampf mit den Preußen begriffen war, zu vereinigen. Hermann Balk, der damals noch lebte, war dazu bereit, und kam deshalb 1237 nach Liefland. Nachdem der Krieg ausgekämpft, und die Preußen wie die Lieven, Esthen, Kuren u. s. w. zum Christenthum gezwungen waren, machten die deutschen Ritter Marienburg zu ihrer Hauptstadt. Hier erhob sich das prächtige Ordenshaus des Hochmeisters. Nach dem Verfall des Ordens zur Ruine geworden, ist es durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in seiner früheren Herrlichkeit wieder aufgerichtet worden.

Je weniger der Geist des Menschen mit nützlichen Kenntnissen bereichert ist, desto größern Werth setzt der Mensch auf die Ausbildung der körperlichen Kräfte. So war es in jenen Jahrhunderten des Mittelalters. Für Unter=

richt wurde wenig gethan. Mancher Edelmann konnte kaum seinen Namen schreiben, und eine starke Faust zu haben, mit dem Schwerte gut umgehen, und ein wildes Pferd tummeln zu können, wurde für etwas Größeres gehalten, als über die höheren Angelegenheiten des Menschen nachzudenken, und den Kopf mit Kenntnissen zu bereichern. Das war nun freilich nicht gut; indessen wurde die Rohheit jener Leute dadurch nicht wenig gemildert, daß das Gefühl für Ehre und Schande bei ihnen sehr lebendig war, und wenigstens im Allgemeinen die Geschicklichkeit und Kraft des Körpers zu guten Zwecken angewendet wurde. Die, welche sich darin besonders hervorthaten, und die Führung der Waffen als Hauptbeschäftigung betrachteten, wurden Ritter genannt, und hielten es für eine heilige Pflicht, das weibliche, schwächere Geschlecht zu ehren und zu beschützen, sich des Schwachen und Bedrückten anzunehmen, und gegen die Feinde des Christenthums zu kämpfen. Diese Richtung nahm das Ritterthum besonders in Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien, und zum Theil auch in England; die übrigen Länder kamen damals weniger in Betracht.

Sobald ein Knabe, von gutem Herkommen, sieben Jahre alt war, so hieß er ein Junker oder Bube, und wurde in den Waffen geübt. Alle seine Spiele gingen darauf hin, ihn kräftig und gewandt zu machen. Wenn er größer wurde, so schloß er sich an irgend einen Ritter an, um sich mehr auszubilden. Er begleitete ihn auf die Jagd, wartete bei Tische auf, übte sich im Reiten und in Führung der Waffen. Dieser und jener wurde nebenbei auch wohl in Wissenschaften unterwiesen, doch war das mehr die Sache der Geistlichen, und einem jungen Edelmanne nicht schlechterdings nöthig.

Mit 14 Jahren wurde der Knabe ein Knappe, und ihm nun zum ersten Male ein Degen überreicht. Zugleich wurde eine Feierlichkeit veranstaltet, und er erhielt dabei eine Ohrfeige. Das war der letzte Schlag, den er bekam. Auch jetzt noch mußte er seinen Herrn und dessen Frau bedienen, den Weinkeller beaufsichtigen, die Speisen vorschneiden, und den Ritter aus- und anziehen. Ferner lag ihm die Pflege und das Zureiten der Pferde ob, und beständig mußte er der Befehle seines Herrn gewärtig sein. Wollte dieser ausreiten, so hielt ihm der Knappe den Steigbügel, und folgte ihm auf einem andern Pferde nach. Im Kriege führte er seinem Herrn das Kampfroß nach, und trug ihm so lange die Waffen, bis er ihrer bedurfte. In der Schlacht standen die Ritter in der ersten, die Knappen in der zweiten Reihe. Sobald der Ritter etwa stürzte, oder seine Lanze zerbrach, mußte der Knappe ihm wieder auf das Streitroß helfen, oder ihm andere Waffen reichen, und, wurden Gefangene gemacht, diese bewachen. Dadurch lernten sie dem Kampfe mit kaltem Blute beiwohnen. Gab es keinen Krieg, so übten sie sich, in voller Rüstung aufs Pferd zu springen, während des Galopps mit der Lanze nach Ringen zu stechen, u. dgl. mehr.

Hatte nun der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das 21ste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Dies konnte nur durch einen Ritter geschehen, und gern wählte man dazu besonders feierliche Veranlassungen, Hoffeste, Schlachttage u. dgl. Vorher mußte sich der Knappe mancherlei Bußübungen gefallen lassen; er fastete den Tag vorher, brachte die Nacht im Gebete zu, beichtete und empfing das heilige Abendmahl. Der Priester hängte ihm das eingesegnete Schwert um den Hals; dann kniete der

Knappe vor dem Ritter nieder, antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen, und leistete den Eid. Man legte ihm nun eine vollständige Ritterrüstung, aber ohne Helm, Schild und Lanze, an, worauf er wieder hinkniete, und den Ritterschlag erhielt, d. i. er wurde dreimal mit dem blanken flachen Schwerte auf den Nacken geschlagen. Jetzt erst reichte man ihm jene drei Waffenstücke, und führte ihm ein Pferd vor, welches er sogleich bestieg und tummelte. Die Vorschriften, welche ein neuer Ritter beschwören mußte, waren nicht immer dieselben. Ein altes Gedicht giebt folgende an: „Ihr, die ihr den Ritterstand begehrt, müßt ein neues Leben führen. Ihr müßt andächtig wachen im Gebet, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirche, die Wittwen und Waisen vertheidigen, und mit edler Kühnheit das Volk beschützen. Ein Ritter muß sich als ein rechtlicher Beschützer, ohne Andern das Ihrige zu entziehen, aufführen; er sei stets unverdrossen, mit den Verrichtungen seines Standes beschäftigt, mit rechtmäßigen Fehden, mit Reisen, mit Turnieren, mit Ritterübungen; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man ihm weder Schimpf noch Niederträchtigkeit in seinen Handlungen vorwerfen kann; er maße sich nie eines Vorzuges vor Andern an. So sei die Aufführung eines Ritters. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn, und die Bewahrung der Besitzungen desselben sei sein eifrigstes Bestreben. Er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit; er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gern ihre Erzählungen, und lerne daraus; er vernehme die Thaten der Helden, damit er auch im Stande sein möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte. So sei die Aufführung eines Ritters beschaffen."

Eigentlich durften nur Edelleute zu Rittern geschlagen werden; doch widerfuhr diese Ehre zuweilen auch Jünglingen ohne Adel, wenn sie sich als Knappen um ihre Herren besonders verdient gemacht hatten.

Die Hauptlust der Ritter waren die Turniere. Eine Art von Waffenübungen hatte schon Heinrich der Vogler eingeführt; aber die eigentlichen Turniere, wie wir sie eben beschreiben wollen, scheinen erst seit dem 12ten Jahrhundert eingeführt worden zu sein. Wenn ein Fürst oder ein andrer angesehener Mann ein Turnier veranstalten wollte, so wurde der Tag dazu im ganzen Lande, zuweilen selbst in den Nachbarländern, durch einen Herold bekannt gemacht. Der Platz dazu wurde geebnet, und mit Schranken versehen, damit das Volk zurückgehalten würde. Ringsum waren Sitze für die Zuschauer angebracht, und mit Tuch beschlagen; besonders prächtig waren die, welche für den Kaiser oder König oder andere sehr vornehme Personen bestimmt waren. An dem dazu bestimmten Tage füllten sich die Plätze mit Zuschauern an, die durch Pracht der Kleidung einander zu übertreffen suchten. Jeder nahm den ihm gebührenden Platz ein. Der Schall der Trompeten und Pauken verkündigte die Ankunft der Ritter, welche in glänzenden Waffen und herrlich geschmückt auf stolzen Rossen in die Schranken einzogen. Auf dem Helme winkte ein hoher, wallender Federbusch, und das Visir war geschlossen. Jeder hatte auf dem Schilde sein Wappen*), und dies mußte er

*) Wenn ein Ritter ganz geharnischt war, so war es unmöglich ihn zu erkennen. Daher war ein äußeres Abzeichen nöthig, und dazu wählte jeder ein Thierbild oder etwas

gewissen dazu bestimmten Rittern vorzeigen, welche die Wappenschau hielten, d. i. untersuchten, ob es wirklich das Wappen einer adeligen Familie sei, und schwere Strafe stand darauf, wer ein Wappen auf dem Schilde trug, welches ihm nicht zukam; denn Nichtadelige und übelberüchtigte Edelleute wurden nicht zugelassen.

Auf einer besonderen Erhöhung saßen die vier Kampfrichter oder Turniervögte, welche auf Ordnung sahen, und entschieden, wer den Preis davon getragen habe. Die Herolde aber empfingen die ankommenden Ritter, untersuchten die Waffen derselben, ob sie so eingerichtet waren, daß kein Schade damit angerichtet werden konnte, und wiesen ihnen ihre Stellen an.

Außer ihnen sah man auf dem Turnierplatze auch noch die Grieswärtel und Turnier- oder Prügelknechte. Jene waren, wie die Herolde, Edelleute, und hatten darauf zu sehen, daß die Streitenden einander nicht ernstlich angriffen. Geschah dies, so warfen sie die langen Stangen, welche sie trugen, zwischen sie, und brachten sie aus einander. Die Prügelknechte trugen Prügel in der Hand, und mußten den Streitenden die Waffen reichen oder aufheben, den Gefallenen zu Hülfe kommen, und das Volk in Ordnung halten. Dann und wann griffen sie auch wohl zu, wenn die Kämpfer nicht aus einander zu bringen waren.

Unter den vornehmen Zuschauern befanden sich auch Damen. Ihnen übertrug man gewöhnlich, den Preis oder Dank dem Sieger zu überreichen. Sie hatten einen besondern, erhöheten Sitz, und sorgten dafür, in reizendem Anzuge zu erscheinen.

Wenn endlich alle Vorbereitungen getroffen waren, winkten die Turniervögte; die Trompeten gaben das Zeichen zum Anfang, und es begann der Kampf. Die Ritter waren von den Pferden gestiegen, hatten sich in zwei Parteien geordnet, und standen schlagfertig einander gegenüber. Jeder hatte einen Kolben in der Hand, d. i. eine Keule von festem Holz, der dünne Griff mit Metall beschlagen, oben aber dick. Die Grieswärtel hieben die Seile entzwei, durch welche beide Parteien bis dahin getrennt waren, und nun schritten sie gegen einander vor. Jede Partei suchte die andre zurückzutreiben.

Anderes, womit er seinen Schild bemalte. Einer hatte einen Löwen, ein Andrer einen Hirsch, ein Dritter einen Baum u. s. w. Das nannte man sein Wappen; es war der ganzen Familie gemeinsam, und erbte vom Vater auf den Sohn. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien, die dasselbe Wappen im Schilde führten, unterscheiden konnte, so trug Jeder auf seinem Helme ein sogenanntes Kleinod, d. i. eine Verzierung von Metall, die oft recht abenteuerlich war. Nun brauchte man nur den Schild und das Helmkleinod eines Ritters zu betrachten, um zu wissen, wer er sei.

Um diese Zeit entstanden auch die Namen. Anfangs führte Jeder nur einen Vornamen: Gottfried, Hugo, Siegfried u. dgl Um nun die, welche gleichen Namen hatten, zu unterscheiden, setzte man einen Beinamen hinzu, der entweder von dem Wohnorte, oder von gewissen Eigenthümlichkeiten oder von der Beschäftigung hergenommen war; z. B. Peter der Nürnberger, Johann Kurzfuß, Konrad Fleischer u. dgl. Die Edelleute erhielten den Namen von ihrem Stammschlosse, z. B. Hermann von Hohenburg, weil dies der Name seines Schlosses war. Nachmals wurden diese Namen erblich, und blieben, auch wenn das Schloß in andere Hände übergegangen war. Noch jetzt sind diejenigen Namen die häufigsten, welche gewisse oft vorkommende Beschäftigungen oder Aemter ausdrücken; z. B. Schuster, Schneider, Bauer, Krüger, Schulze, Müller u. s. w.

So focht man zuweilen stundenlang, entweder bis die eine gesiegt hatte, oder bis den Vögten gefiel, den Kampf aufhören zu lassen. Die Trompeten gaben das Zeichen, daß dieser Kampf beendigt sei. Das war das Vorturnier.

Nun wurden die Kolben mit den Schwertern vertauscht. Der Kampf begann aufs Neue, und die Kunst bestand darin, den Gegnern die Helmkleinode herunterzuhauen. Hinter sich hatte Jeder einen oder mehrere Knappen. Diese durften sich nicht in das Gefecht mischen, sondern nur ihren Herren die nöthigen Waffen reichen. Dieser Kampf hieß das Nachturnier.

Eine andere Turnierübung war das Lanzenstechen. Gewöhnlich traten darin zwei und zwei gegen einander auf, selten ganze Schaaren. Die beiden Ritter, welche mit einander den Gang machen wollten, stellten sich zu Roß einander gegenüber. Jeder legte die Lanze ein, d. i. er hielt sie in der rechten Hand, die Spitze des Schafts unter dem Arme, und drückte sie mit diesem fest an den Leib. Die eiserne Spitze aber hielt er über das linke Ohr seines Pferdes hin. Zuerst ritten Beide in Frieden neben einander vorbei, dann aber setzten sie sich recht fest in den Sattel, brachten das Pferd in kurzen Galopp, und indem sie einander begegneten, suchte Jeder den Andern entweder an den Kopf, oder an die Brust oder an die Mitte des Schildes zu treffen. Wer gut traf, und dabei fest in den Bügeln saß, zersplitterte entweder durch den gewaltigen Stoß seine Lanze oder warf den Gegner aus dem Sattel. Beides wurde für einen Sieg gehalten. Denn blieb die Lanze des Gegners ganz, so war es ein Zeichen, daß dieser gar nicht oder schlecht getroffen hatte, und er wurde für besiegt erkannt. Oft geschah es, daß ein Ritter die zerbrochene Lanze mit einer andern vertauschte, und mit andern Rittern noch mehrere Lanzen brach.

Hatten endlich alle Ritter das Ihrige gethan, so wurde das Turnier beendigt. Die Turniervögte nannten die Namen der Sieger, und die Herolde riefen sie laut aus. Die Sieger traten nun vor die Damen, welche die Danke austheilten, hin, verbeugten sich tief, ließen sich auch wohl auf ein Knie nieder und empfingen die Danke, die aus kostbaren Waffen: Helmen, Schwertern, Wehrgehängen, Hals- und Armketten, goldenen Kränzen, Ringen u. dgl. zu bestehen pflegten. Die Trompeten und Pauken erklangen aufs Neue. Die Sieger zogen, von einer Menge Volks begleitet in das Schloß, wurden hier von den Frauen entwaffnet, mit prächtigen Kleidern angethan, und in den Saal geführt, wo der Fürst sie erwartete. Dieser wies ihnen bei dem Gastmahle die ersten Plätze an, und ließ sie zuerst bedienen. Bei der Mahlzeit wurde nun ganz vorzüglich von ihrer Geschicklichkeit und ihren Thaten erzählt, und dies munterte die jungen Leute auf, sich Mühe zu geben, auch einst so gefeierte Ritter zu werden.

Nicht alle Turniere wurden gerade so gehalten, wie oben beschrieben ist; es gab dabei unendliche Abänderungen, sowohl in Hinsicht der Gebräuche, als der Bewaffnung. Auch ging es nicht immer ganz ohne Schaden ab. Mancher Ritter, der mit seinem schweren Panzer vom Rosse stürzte, brach sich die Rippen oder Arme und Beine entzwei; Mancher wurde mit der Lanze tödtlich verwundet, oder auf der Stelle getödtet; dies widerfuhr sogar im 16ten Jahrhundert einem Könige von Frankreich, Heinrich II., der einen Lanzenstich durch das Auge in den Kopf erhielt. Zuweilen wurde aus dem Scherze Ernst,

und die Erbitterung so groß, daß sich der Turnierplatz in ein Schlachtfeld verwandelte, und die Grieswärtel nicht mehr im Stande waren, die Streitenden aus einander zu bringen.

Es gab viele Ritter, welche kein Eigenthum besaßen, und im Lande zu Pferde herumzogen, um andere zu beschmausen, Abenteuer zu suchen, und Ruhm sich zu erwerben. Sie wurden fahrende Ritter genannt. Kamen sie an eine Burg, so begehrten sie Herberge, und wurden gewöhnlich freundlich aufgenommen und gut bewirthet; denn Gastfreundschaft war damals eine fast allgemein herrschende Tugend. Die Absicht ihres Umherziehens war verschieden. Einige suchten durch tapfere Thaten Bewunderung zu erregen; Andere gingen den Turnieren nach, suchten Danke zu verdienen, oder Gefangene zu machen, für die sie sich dann ein Lösegeld geben ließen; wurden sie aber selbst gefangen, so mußte man sie unentgeltlich frei geben, weil sie nichts hatten. Noch Andere wurden von ihrer Begierde nach Abenteuern und ihrer Vorliebe für ein abwechselndes Leben umhergetrieben.

48. Die Kaiser Heinrich V. und Lothar.

(Heinrich V. 1106—1125. Investiturstreit mit Paschalis II. und Calixt II. Erster Römerzug 1110. Vertrag in Sutri. Gefangennehmung des Paschalis. Heinrich im Bann. Krieg mit Adalbert von Mainz, Lothar von Supplingenburg und Ludwig dem Springer. Schlacht am Welfesholze 1115. Zweiter Römerzug 1116. Wormser Concordat 1122. — Lothar von Sachsen 1125—1137. Heinrich der Stolze von Baiern. Guelfen und Gibellinen. Roger II., erster König von Sicilien 1130. Erster Römerzug 1132. Vertrag über die Mathildischen Güter. Zweiter Römerzug 1136. Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg.)

Heinrich V., **1106--1125**, folgte seinem unglücklichen Vater als deutscher König; aber da der Fluch seines Vaters auf dem ungerathenen Sohne lastete, so ist schon vorauszusehen, daß seine Regierung nicht ruhig und glücklich sein konnte. Und so war es auch. Bisher war er ein Werkzeug in den Händen des Papstes gewesen. Daß er das ferner nicht bleiben könne und dürfe, fühlte er wohl, aber eben so sehr auch, daß er sich nur durch Kampf von der geistlichen Herrschaft losreißen könne. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung begann der Streit mit Papst Paschalis II. Dieser hatte das Gebot gegeben: daß jeder Geistliche, welcher von einem Laien (also auch vom Kaiser) die Investitur empfinge, seines Amtes entsetzt, und daß der Laie, der sie ertheilte, mit dem Banne belegt werden solle. Aber Heinrich nahm darauf keine Rücksicht, sondern setzte nach wie vor Bischöfe ein, und diese nahmen auch von ihm die Investitur an. Ja, er schickte zwei unternehmende Gesandte an den Papst, der damals zum Besuch in Frankreich war, den Erzbischof Bruno von Trier und den riesenhaften Welf von Baiern (einst Gemahl der Markgräfin Mathilde), ließ gegen die päpstliche Verordnung protestiren, und da Paschalis schneidend antwortete, so rief Welf zornig aus: „Da ist ein Zwist, der nicht hier, sondern in Rom mit dem Schwerte entschieden werden muß.“ So wurde also der unglückselige Kampf zwischen der Kirche und der weltlichen Macht erneuert, nur war der Unterschied, daß Heinrich V. ein kräftigerer und entschiedenerer Mann als sein Vater war. Er wäre gleich nach Italien gezogen, um eine Entscheidung herbeizuführen, wenn er nicht durch Kriege

mit den Ungarn, Böhmen und Polen einige Jahre lang beschäftigt worden wäre. Aber 1110, nachdem er seine dereinstige Vermählung mit der erst zehnjährigen Tochter des Königs Heinrich I. von England, Mathilde, festgesetzt hatte, um an diesem Könige einen treuen Bundesgenossen gegen das zweideutige Frankreich zu haben, zog er über die Alpen durch Burgund, Savoyen, Vercelli mit einem größeren Heere, als man je eins aus Deutschland in Italien gesehen hatte. Als er sich Rom näherte, begannen Unterhandlungen zwischen ihm und dem Papste, und da Beide in Hinsicht der Investitur nicht nachgeben wollten, erklärte Paschalis zum großen Staunen des Kaisers: er könne nimmermehr zugeben, daß der Kaiser noch ferner die Investitur ausübe; da nun Heinrich behaupte, sie komme ihm zu, weil die Kaiser von je her die Kirche mit Gütern und Rechten begabt hätten, so möge das Reich alle diese Schenkungen zurücknehmen; die Geistlichkeit möge mit den Zehnten und mit den andern sonst erhaltenen Gütern sich begnügen. Obgleich Heinrich kaum glauben konnte, daß es dem Papste mit dieser Erklärung Ernst sei, so ließ er sich doch den Vorschlag gefallen, schloß mit ihm in Sutri einen Vertrag ab: Paschal solle ihn in Rom krönen, und desselben Tages den Bischöfen befehlen, Alles, was sie vom Reiche erhalten, zurückzugeben, wogegen der Kaiser der Investitur entsagen werde. Nun zog Heinrich nach Rom, aber mit Argwohn im Herzen, ob der Papst es auch aufrichtig meine, wurde vor der Peterskirche von Paschal freundlich empfangen, küßte diesem den Fuß, und Beide traten Hand in Hand in die Kirche ein. Aber hier ereignete sich ein unerwarteter Auftritt. Der Papst verlangte, Heinrich solle vor der Krönung der Investitur entsagen, dieser dagegen weigerte sich dessen, weil er eine Arglist vermuthete. Darüber entstand ein heftiger Wortwechsel. Endlich rief Einer aus des Königs Gefolge (Albert von Saarbrück) dem Papste zu: „Wozu das viele Gerede? Du weißt, worauf es hier ankommt. Der Kaiser, unser Herr, verlangt die Krönung zu empfangen, wie einst Karl, Pipin und Ludwig.“ Und da der Papst erklärte: er werde ihn nicht krönen, so brauste der Zorn der Deutschen auf. Wenig fehlte, daß man den Papst gemißhandelt hätte; er wurde ergriffen, und nebst mehreren Bischöfen und Cardinälen gefangen fortgeführt. Darüber erhob sich in Rom ein ungeheurer Tumult; der Kaiser entging nur mit Noth der Ermordung; eine Menge seiner Leute wurde erschlagen, und nach zweitägigem Kampfe verließ er, die Gefangenen mit sich führend, die Stadt, blieb aber drohend in der Nähe stehen. Nachdem Paschal zwei Monate jede Nachgiebigkeit abgelehnt hatte, machte ihn endlich die Gefangenschaft geschmeidig, und er unterzeichnete einen Vertrag: Die Bischöfe und Aebte sollten ohne Simonie mit Zustimmung des Kaisers gewählt werden, und von diesem die Investitur mit Ring und Stab empfangen; Paschalis und die andern Gefangenen die Freiheit erhalten, jener aber schwören, sich nie wegen des erfahrenen Schimpfes zu rächen, auch nie gegen Heinrich den Bann auszusprechen. Zugleich erlaubte der Papst nun erst die Beisetzung der Leiche Heinrichs IV. in geweihte Erde. Nachdem Alles feierlich beschworen worden war, zog Heinrich zum zweiten Male nach Rom, und erhielt in der Peterskirche die Krönung. Aber nachdem Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt war, trat bald der alte Zwist wieder hervor. Paschal erklärte auf einer Kirchenversammlung in Rom, jener Vertrag sei erzwungen, und habe

daher keine Gültigkeit; er werde an den Grundsätzen Gregors VII. und Urbans II. halten, und nie die Investitur dem Kaiser überlassen. Und da Paschal geschworen hatte, ihn nicht in den Bann zu thun, so sprach der Erzbischof von Vienne den Bann gegen Heinrich aus, weil dieser den Papst gefangen genommen hatte, und Paschal war eidbrüchig genug, seine Einwilligung dazu zu geben.

Dieser Bann erregte in Deutschland große Bewegung. Heinrich hatte sich durch seine durchgreifende Handlungsweise viele Feinde gemacht, die nun den Bann zum Vorwand nahmen, sich gegen ihn zu erklären. An die Spitze derselben stellte sich Heinrichs ehemaliger Kanzler und alter Freund, den er kurz vorher erst zum Erzbischof von Mainz erhoben hatte, Adalbert oder Albert von Saarbrück. Aber Heinrich war nicht so leicht einzuschüchtern. Er ließ den undankbaren Kirchenfürsten sogleich greifen und ins Gefängniß werfen, dann fiel er verwüstend in Sachsen ein, dessen Herzog, Lothar Graf von Supplingenburg, sich nebst dem Landgrafen Ludwig dem Springer von Thüringen auch gegen ihn erklärt hatte. Von diesem traurigen Geschäft ging er zu einem fröhlicheren über, indem er in Mainz seine Vermählung mit der englischen Königstochter Mathilde feierlich vollzog. Alle deutsche Fürsten waren dazu geladen; fast Alle erschienen, auch Herzog Lothar, aber dieser im Bußgewande, warf sich vor dem Kaiser nieder, und flehte um Vergebung. Heinrich vergab ihm; dagegen ließ er den Landgrafen Ludwig, der auch nach Mainz gekommen war, ohne vorher um Vergebung gebeten zu haben, greifen und ins Gefängniß werfen. Diese Gewaltthat erregte allgemeines Murren. Fast Alle verließen Mainz und den Hof, und traten in eine große Verbindung gegen den Kaiser zusammen. Dieser zog wieder nach Sachsen. Hier kam es zur Schlacht am Welfesholze im Mansfeld'schen 1115. Die Helden des Tages waren auf des Kaisers Seite Graf Hoyer von Mansfeld, auf der der Verbündeten der junge Graf Wieprecht von Groitsch, dessen alten Vater der Kaiser gefangen hielt. Zwischen Beiden erhob sich ein furchtbarer Kampf; lange schwankte der Sieg, weil Beide gleich starke und gewandte Ritter waren; zuletzt fiel Hoyer von Wieprechts Schwert, und sein Fall entschied auch das Schicksal der Schlacht. Die Sachsen erfochten über den Kaiser einen großen Sieg. Nach demselben jubelten seine Feinde und bekamen neuen Zuwachs. Wohl mochte Heinrich in jenen Tagen des Unglücks an den Kummer denken, den er seinem Vater gemacht hatte, und fast befand er sich in derselben Lage. Fast die Einzigen, die mit ihm hielten, waren seiner Schwester Söhne, die hohenstaufischen Brüder, Friedrich von Schwaben und Conrad von Franken. Dem Letzteren hatte Heinrich das Herzogthum Franken übertragen, indem er den Bischöfen von Bamberg und Würzburg die herzoglichen Rechte, die sie bisher gehabt hatten, entzog. Zu seiner Bedrängniß kam eine neue Verlegenheit. Mathilde, Markgräfin von Toskana, die größte Frau ihrer Zeit, war (1115) gestorben. Sie hatte alle ihre reichen Güter dem päpstlichen Stuhle vermacht; aber Heinrich erkannte diese Schenkung nicht an, weil er ihr nächster Verwandter sei, und wirklich hatte sie auch höchstens nur das Recht gehabt, ihre Allodiengüter zu verschenken, nicht aber die, welche deutsche Reichslehen waren. Während er nun an einen Zug nach Italien dachte, und vergebens sich mit den deutschen Fürsten auszusöhnen suchte, traf

ihn ein neuer Aerger: als er in Mainz war, empörten sich die Einwohner, belagerten ihn in seinem Schlosse, und zwangen ihn, ihren Erzbischof Adalbert frei zu geben, und kaum war dieser entlassen, so suchte er durch gehässige Reden den Haß gegen den Kaiser noch bittrer zu machen.

So viel also auch Kaiser Heinrich noch in Deutschland zu schlichten gehabt hätte, so zogen ihn doch noch stärker die italienischen Angelegenheiten über die Alpen (1116). Er nahm ohne Widerstand die mathildischen Güter in Besitz. Als er sich aber Rom näherte, entfloh der schwache Paschalis, der selbst nicht recht wußte, ob er es mit dem Kaiser halten, oder sich dessen Feinden anschließen sollte, nach Apulien. Noch ehe sich Heinrich aus Italien entfernte, starb Paschalis, und Gelasius II. wurde gewählt. Schnell ging Heinrich nach Rom, und da Gelasius nach Gaëta floh, und eine Aussöhnung zurückwies, so ließ jener einen spanischen Bischof zum Gegenpapst (Gregor VIII.) wählen. Und noch ehe der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, jagten die Römer (die Frangipani) den Gelasius, der nach Rom zurückgekommen war, fort, und nöthigten ihn, in Frankreich eine Zuflucht zu suchen, wo er bald darauf starb. Während nun der Kaiser in Deutschland den Kampf gegen seine vielen Feinde fortsetzte, wählte man den Papst Calixt II., denselben, der früher als Erzbischof von Vienne sich unterfangen hatte, den Bann gegen Heinrich auszusprechen. Durch Calixt erhielt der Investiturstreit neue Bitterkeit, und da Keiner nachgeben wollte, erneuerte der Papst den Bann auf einer Synode in Rheims. Da kehrte Calixt nach Rom zurück, und ließ den Gegenpapst Gregor, einen höchst ehrwürdigen Mann, nachdem er ihm in Sutri in die Hände gefallen war, in eine zottige Thierhaut hüllen, rückwärts auf ein Kameel setzen, so unter dem Geschrei des Volkes („maledicte! maledicte! per te tam grande scandalum venit!") durch die Straßen von Rom führen, endlich ihn von Kerker zu Kerker schleppen, bis er nach mehreren Jahren den Tod fand. Auch Heinrich würde wohl noch einen schweren Stand gegen den Papst bekommen haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich mit den deutschen Fürsten zu versöhnen. Der Friede wurde (1121) auf einem Reichstage in Würzburg geschlossen. Dies machte auch den Papst nachgiebiger; auf einer Versammlung der beiderseitigen Bevollmächtigten in Worms 1122 schlossen Beide einen Vertrag, durch den der Investiturstreit beendigt wurde. Man nennt denselben das Wormser Concordat oder die Calixtinischen Compactaten. Der Kaiser und der Papst verglichen sich dahin, daß die deutschen Bischöfe und Aebte in Gegenwart des Kaisers, aber ohne Simonie, gewählt, und von ihm wegen ihrer vom Könige einst erhaltenen Güter mit dem Scepter belehnt werden, aber vom Papste die Belehnung mit Ring und Stab erhalten sollten. Ganz Deutschland frohlockte, daß endlich der Friede zu Stande gekommen war.

Heinrich starb in Utrecht, wohin er zur Feier des Pfingstfestes gegangen war, wenig geliebt und unbetrauert. Er war erst 44 Jahr alt, und hinterließ keine Kinder. Wer erkennt hierin nicht eine Strafe des gerechten Gottes, der es ungerathenen Kindern nie gut gehen läßt!

Da mit Heinrich V. das fränkische Kaiserhaus ausgestorben war, so mußte man zu einem andern Hause übergehen. Die Fürsten versammelten sich zur Wahl wieder am Rhein. Die größte Hoffnung machte sich Friedrich von

Hohenstaufen, Herzog von Schwaben. Sein Vater war Schwiegersohn Kaiser Heinrichs IV. gewesen, und hatte von diesem das Herzogthum erhalten. Aber man fürchtete seine Ehrsucht; auch war der vorige Kaiser zu wenig beliebt gewesen, als daß man seinen Neffen hätte wählen sollen; vorzüglich aber lag der hohen Geistlichkeit daran, daß ein Mann gewählt würde, welcher der Kirche zugethan wäre. Darum fiel auf Betrieb jenes herrschsüchtigen Erzbischofs Adalbert von Mainz die Wahl auf

Lothar, 1125—1137, Herzog von Sachsen, vorher Graf von Supplingenburg, einen frommen und braven Herrn, der aber leider der Kirche zu ergeben war. Dies benutzte auch der Papst (Honorius II.) sogleich, um vom neuen Kaiser das Versprechen zu erlangen, bei den Bischofswahlen nicht zugegen zu sein, und andere Zugeständnisse mehr. Auf Ruhe konnte damals ein deutscher Kaiser nicht denken; so war es auch bei diesem. Die beiden hohenstaufischen Brüder, Friedrich der Einäugige von Schwaben und Conrad von Franken, konnten es ihm nicht vergeben, daß um seinetwillen ihr Haus übergangen sei, und machten ihm während seiner ganzen Regierungszeit recht viel zu schaffen. Um sich zu stärken, verband er sich mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, einem Neffen des jüngeren Welf, und gab ihm seine einzige Tochter Gertrud zur Frau. Außerdem ertheilte er ihm noch das Herzogthum Sachsen, so daß Heinrich zwei Herzogthümer zugleich besaß — ein seltener Fall — und der mächtigste Fürst in Deutschland wurde. Der Haß der Hohenstaufen wurde dadurch nur noch mehr aufgestachelt, und so entzündete sich eine wüthende Feindschaft zwischen beiden Häusern, die auch noch unter den folgenden Kaisern fortwährte, und Veranlassung war, daß sich ganz Deutschland und Italien in die zwei Parteien der Guelfen (Welfen) und Gibellinen theilte. Denn Heinrich war aus dem welfischen Hause, die Hohenstaufen aber wurden von einem ihnen zugehörigen Schlosse auch Waiblinger genannt, und dieser Name in Gibellinen verwandelt. Die Guelfen waren späterhin meist die Partei des Papstes, die Gibellinen die des Kaisers; doch bei diesem Kaiser war es umgekehrt. Denn Lothar lebte mit dem Papste in gutem Vernehmen, und gestattete ihm einen größern Einfluß auf Deutschland, als gut war. Er duldete nicht nur, daß bei seiner Wahl ein päpstlicher Legat zugegen war, sondern holte auch selbst die Bestätigung des Papstes ein. Das war nicht weise; denn die Päpste verloren nie ihr Ziel aus den Augen, die weltliche Herrschaft der geistlichen zu unterwerfen, und was ihnen einmal erst bewilligt war, das gaben sie nie wieder auf.

Diese Nachgiebigkeit gegen den Papst zeigte Lothar auch bei seinem ersten Römerzuge. Es waren nämlich wieder zwei Päpste gewählt worden, Innocenz II. und Anaklet II. Jener suchte und fand seine Stütze im Kaiser, dieser in dem neuen Könige von Neapel und Sicilien, Roger II. Der jüngste Bruder Robert Guiscards nämlich, Roger I., hatte den Griechen (1073) die Insel Sicilien abgenommen. Dessen Sohn, Roger II., hatte damit auch die Herrschaft über Apulien und Calabrien vereinigt, nachdem das hier regierende Haus Guiscards (1127) ausgestorben war. Roger hatte die bedrängte Lage Anaklets benutzt, und ihn bewogen, ihn 1130 zum Könige von Sicilien zu krönen, so daß Roger der Erste in der Reihe der Könige von Neapel und Sicilien ist. — Lothar zog (1132) nach Italien, führte seinen Papst, Inno-

cenz II., nach Rom, und ließ sich krönen. Statt die Lage des Papstes zu benutzen, um sich von der unwürdigen Abhängigkeit loszumachen, und die alten kaiserlichen Hoheitsrechte zu erneuern, gab er zu, daß der Papst ihn mit den Mathildischen Gütern belehnte, und wenn er auch seinem neuen Lehnsherrn nur eine kleine Summe jährlich bezahlte, so war es doch höchst mißlich, dem herrschsüchtigen Papste auch nur den Schein einer gesetzlichen Autorität über den Kaiser einzuräumen. Ueberdies versprach Lothar, daß jene Güter nach seinem Tode dem Papste zufallen sollten.

Einige Jahre nach seiner Rückkehr versöhnte sich Lothar mit den Hohenstaufen. Der Frieden wurde (1135) durch die Vermittelung des heiligen Bernhard, des Stifters der Cisterzienser, auf einem Reichstage in Bamberg geschlossen, wo Friedrich von Schwaben vor dem Kaiser das Knie beugte, und dafür von der Reichsacht losgesprochen wurde. Dasselbe that Conrad von Franken in Mühlhausen. Er warf sich im Bußgewande vor Lothar nieder, und erhielt Verzeihung und Lossprechung von der Acht.

Nun unternahm Lothar seinen zweiten Römerzug (1136), um den wieder aus Rom vertriebenen Innocenz einzusetzen. Nachdem ihm dies gelungen war, und er den König Roger aus Unter-Italien fast verdrängt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück. Aber noch unterwegs ereilte ihn der Tod in den Tyroler Alpen, im Ober-Innthale, einige Stunden vor Innsbruck, 1137. In Königslutter (zwischen Helmstädt und Braunschweig) liegt er begraben.

Außer den beiden mächtigen Häusern der Guelfen und der Hohenstaufen erhob sich unter Lothar noch ein drittes, das Haus Brandenburg. Auf dem ersten Zuge des Kaisers über die Alpen war der Markgraf von Nordsachsen (der jetzigen Altmark), Conrad von Plötzkau, geblieben. Lothar belehnte darauf (1134) mit der erledigten Markgrafschaft den Grafen von Ballenstädt, Albrecht den Bär, aus dem Hause Ascanien (Aschersleben, später Anhalt), der ihm in Italien gute Dienste geleistet hatte. Albrecht war ein tüchtiger Ritter, wie auch sein Beiname andeutet, und schaute sich um, wo er wohl sein neues Besitzthum noch vergrößern könnte. Er fiel in das Land an der Havel und Spree ein, die jetzige Mittel-, Uckermark und Priegnitz, unterwarf die dort wohnenden Wenden, welche bis dahin alle Bemühungen der Markgrafen vereitelt hatten, zwang sie zur Annahme des Christenthumes und bevölkerte das Land mit Kolonisten, die er besonders aus Flandern (einem Theile der Niederlande) zog. Der Name Nordsachsen hörte bald darauf auf, und ging in den der Mark Brandenburg über; denn diese Stadt wurde zur Hauptstadt erhoben. Um diese Zeit scheint auch Berlin zuerst angelegt worden zu sein, ungefähr zu derselben Zeit, wie auch der erste Grund zu Wien gelegt wurde. Albrecht der Bär ist durch diese Vergrößerung und festere Gestaltung der Mark-Nordsachsen, die er auf seine Söhne vererbte, der eigentliche Gründer der Mark Brandenburg geworden. Er starb 1170. Die Ballenstädter Markgrafen haben die Mark bis 1319 besessen.

49. Conrad III. — Zweiter Kreuzzug.

(Conrad III. 1138—1152. Krieg mit Heinrich dem Stolzen, Welf von Baiern und Heinrich dem Löwen. Weinsberg. Arnold von Brescia. Das Königreich Jerusalem. Eroberung von Edessa 1144. Bernhard von Clairvaux und Eugen III. Versammlung bei Vezelay. Kreuzzug Conrads III. und Ludwigs VII. 1147. Belagerung von Damaskos.)

Heinrich der Stolze hatte so sicher auf die Nachfolge seines Schwiegervaters gerechnet, daß er bereits die Reichskleinodien in Besitz genommen hatte. Aber gerade dieser Stolz war es, der die Fürsten gegen ihn aufbrachte, und sie wählten lieber

Conrad III. von Hohenstaufen, jenen schon erwähnten Herzog von Franken, 1137—1152. Er eröffnet eine Reihe tüchtiger Kaiser aus dem erlauchten Hause der Hohenstaufen. Derselbe Grund, der schon Lothar und Friedrich entzweit hatte, war auch hier die Quelle einer bittern Feindschaft zwischen Conrad und Heinrich dem Stolzen. Dieser weigerte sich anfangs, den neuen Kaiser anzuerkennen. Endlich that er es halb gezwungen; aber nun verlangte Conrad, er solle eins seiner beiden Herzogthümer wieder herausgeben, weil es sich nicht gezieme, daß ein Fürst zwei Länder besäße. Der Grund war offenbar nichtig, und Heinrich weigerte sich daher auch zu gehorchen. Deshalb that ihn der Kaiser in die Reichsacht, und sprach ihm nun gar beide Herzogthümer ab. Das Herzogthum Sachsen gab er Albrecht dem Bären, und Baiern dem Markgrafen Leopold von Oesterreich aus dem Hause Babenberg, Conrads III. Stiefbruder. Heinrich floh nach Sachsen, fand hier treuen Beistand, und trieb seinen Gegner Albrecht wieder aus dem Lande. Bald darauf (1139) starb Heinrich zwar, aber er hinterließ einen zehnjährigen Sohn, Heinrich den Löwen, und sein Bruder Welf trieb Leopold aus Baiern hinaus, und ging nun gar selbst auf den Kaiser los. Dieser jedoch schlug ihn beim Städtchen Weinsberg im Würtembergschen zurück, und zwang die Einwohner der Stadt, die es mit Welf gehalten hatte, sich ihm zu ergeben. Er hatte gelobt, die Stadt zu zerstören und die Männer niederhauen zu lassen. Da kam eine Abgesandtschaft der Weiber zu ihm ins Lager, und bat um die Erlaubniß, frei abziehen zu dürfen mit ihrer Habe. „Ja!" sprach er, „es sei euch vergönnt, von dem, was euch am liebsten ist, so viel fortzutragen, als eure Schultern vermögen." Am andern Morgen öffneten sie die Thore, und es stellte sich ihm eine sonderbare Erscheinung dar. Jede Frau trug auf ihrem Rücken ihren Mann oder eine ihr sonst theure Person. Conrad lachte; seine Räthe aber meinten, dies sei Betrug, und der Vertrag müsse ihnen nicht gehalten werden. „Nein!" rief er, „der Einfall gefällt mir, und ein Kaiser muß sein Wort nie brechen!" Er ließ die treuen Weiber zwar nicht ziehen, aber er befahl ihnen, in die Stadt zurückzukehren, und schenkte dieser um ihretwillen die angedrohte Strafe.

Für den jungen Heinrich den Löwen führte seine Mutter Gertrud die Vormundschaft, und da der Kaiser sie an des eben gestorbenen Leopold von

Oesterreich Bruder, Heinrich Jasomirgott, der jenem in Oesterreich und Baiern gefolgt war, verheirathete, so leistete sie im Namen ihres Sohnes auf Baiern Verzicht. Dagegen behauptete sich der junge Löwe in Sachsen, und hatte die Freude, nicht nur daß die treuen Sachsen seinen Gegner Albrecht den Bär entfernt hielten, sondern auch, daß der Kaiser ihm Sachsen zurückgab. Albrecht der Bär mußte zurücktreten, und erhielt keine weitere Entschädigung, als daß er von der sächsischen Oberhoheit losgesprochen wurde, und Brandenburg nun mit dem vollen Rechte eines Reichsfürsten besaß, auch die Würde eines Erzkämmerers erhielt.

Indessen hatte sich in Rom eine seltsame Veränderung zugetragen. Ein Geistlicher, Arnold von Brescia, ein gutdenkender, für alles Große und Edle begeisterter Mann, Schüler und Anhänger des berühmten Abälard in Paris, war mit Unwillen über die Herrschsucht und Sittenlosigkeit der Geistlichkeit erfüllt, und lehrte, es sei Unrecht, daß die Geistlichen und Mönche Güter besäßen; er verlangte, daß sie nur von den Zehnten leben, und die sich angemaßten Güter und Länder herausgeben sollten. Diese Lehre, die den Geistlichen sehr gefährlich werden konnte, wurde darauf auf einer Synode im Lateran (1139) für Ketzerei, und Arnold für einen Ketzer erklärt. Aber anders dachte das römische Volk. Es erregte, von Arnolds Lehre begeistert, einen Aufstand gegen Papst Innocenz II., und da dieser gleich darauf starb, so sagte es sich vom Papste los, rief den Arnold herbei, und dieser entwarf eine neue, der alten römischen Republik ähnliche Verfassung. Papst Eugen III. mußte nach Frankreich fliehen, und die Römer luden den Kaiser ein, nach Rom zu kommen. Aber Conrad kam nicht; theils mochte er den Römern nicht trauen, theils mit dem Papst in keinen Zwiespalt gerathen wollen. Er überließ die Entscheidung dieser Wirrnisse der Folgezeit, hatte auch gerade eine wichtigere Unternehmung vor.

Was war aber indessen aus dem Königreiche Jerusalem geworden? — Anfangs bestand es nur aus den Städten Jerusalem und Joppe (letzteres ein Seestädtchen, wo die Kreuzfahrer zu landen pflegten), und noch etwa 20 andern Städten. Nach und nach wurde es aber erweitert und erstreckte sich von dem südöstlichen Winkel Kleinasiens die ganze Küste entlang bis Rafah und von Edessa bis zum älanitischen Meerbusen an der Sinai-Halbinsel. Edessa am Euphrat und Tripolis an der Küste standen als Grafschaften, Antiochien als Fürstenthum mit dem Königreich Jerusalem in Lehnsverbindung nach der Weise der abendländischen Reiche. Daß das christlich gewordene Jerusalem nun von immer neuen Pilgerzügen besucht wurde, läßt sich voraussetzen; der Eifer, die heiligen Stätten zu besuchen und dort zu beten, war durch den Erfolg des ersten Kreuzzuges gestiegen. Und wer das gelobte Land selbst nicht sehen konnte, fühlte sich doch einigermaßen befriedigt, wenn ihm im Sarge ein Häuflein Erde aus Palästina unter das Haupt gelegt wurde. Auch galt es als Vorzug, die Kinder in Jordanwasser taufen zu lassen. Venedig und Genua zogen ihren Vortheil aus diesen frommen Gewohnheiten. Ihre Schiffe führten um gute Bezahlung die Pilger hin und brachten ganze Ladungen Erde und Wasser zurück. Daß Gottfried von Bouillon 1100 gestorben sei, wissen wir schon. Ihm war sein Bruder Balduin, der sich zuerst König von Jerusalem nannte, gefolgt, und diesem mehrere Andere, alle

aus seinem Hause entsprossen*). Indessen hatten die Seldschucken sich von dem ersten Schrecken erholt, und den Krieg gegen die Christen unaufhörlich erneuert. 1144 eroberte der edle und tapfere Fürst von Mosul Zenghi die Stadt Edessa. Zwar fiel er zwei Jahre darauf von der Hand eines Meuchelmörders, und die Christen bemächtigten sich der Stadt aufs Neue; aber nun erschien sein noch höher begabter Sohn, Nureddin, der von morgenländischen Dichtern wegen seiner Gerechtigkeit und seines Muthes hochgepriesen wird, und nahm Edessa wieder ein, wobei 46,000 Einwohner erschlagen, und die Stadt gänzlich zerstört wurde**). Diese Nachricht setzte das Abendland in Schrecken. Aber so groß auch die allgemeine Theilnahme war, so würde doch ohne den Abt Bernhard von Clairvaux kein neuer Kreuzzug zu Stande gekommen sein. Dieser Mann hatte schon in der Jugend durch Fleiß, Einfachheit, Bedachtsamkeit und Gehorsam sich hervorgethan, und vor Allem sich selbst zu beherrschen gelernt. Gegen die sinnlichen Freuden, gegen Essen, Trinken und schöne Kleider, war er ganz gleichgültig; jeder Augenblick, ohne dringende Noth schlafend zugebracht, schien ihm ein Verlust am Leben; denn sein Gemüth war immer auf etwas Höheres gerichtet. In dem Kloster Citeaux (Cistertium) in Burgund hatte er seine Laufbahn als Mönch begonnen und den Orden der Cisterzienser zwar nicht gestiftet, doch fester geordnet; daher sich die Cisterzienser auch Bernhardiner nannten. Dann gründete er in einer wüsten Gegend der Champagne (Dep. d. Aube) das berühmte Kloster Clairvaux, und hier lebte er mit der größten Strenge. So zurückgezogen aber auch sein Leben als Mönch war, so wenig kannte er Menschenfurcht, wenn es darauf ankam, die Ehre Gottes zu befördern.

Der damals lebende Papst Eugen III. erkannte, daß der Abt Bernhard ganz der Mann sei, wie einst Kukupeter, die Abendländer zu einem neuen Kreuzzuge zu bereden, und gab ihm daher den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Dabei kam dem Abt sehr zu Statten, daß der König von Frankreich, Ludwig VII., gerade damals die heftigsten Gewissensbisse fühlte. Er hatte nämlich in einem Kriege mit dem Grafen von Champagne die Stadt Vitry erobert, und dabei waren in einer Kirche 1300 Menschen, die sich dahin

---

*) Folgende war die Reihe der Könige von Jerusalem: Balduin I., 1100—1118. — Balduin II., sein Schwestersohn, Fürst von Edessa, 1118—1131. — Fulko von Anjou, dessen Schwiegersohn, 1131—1143. — Balduin III., dessen 13jähriger Sohn, 1143—1162. — Amalarich, dessen Bruder, 1162—1173. — Balduin IV., dessen Sohn, 1173—1185. — Balduin V., Schwestersohn des Vorigen (erster Ehe), 1185—1186. — Guido von Lusignan (Schwager Balduins IV.), 1186—1187.

**) Ein sonderbarer morgenländischer Staat jener Zeit muß hier beiläufig erwähnt werden, die Assassinen. Es waren Schwärmer, hervorgegangen aus der Secte der Ismaeliter. Ihr Stifter hieß Hassan Sabah, kurz vor dem ersten Kreuzzuge, und galt bei seinen Anhängern als Prophet. Sie hatten ihre Sitze theils südlich vom kaspischen See, theils in Syrien am Libanon. Er nannte sich „unser Herr,“ der „Alte vom Berge,“ und herrschte vom Libanon aus, von wo er mit eiserner Strenge regierte, und nur selten sichtbar war. Nachdem er gestorben, vererbte er sein Reich und seine Macht, vor der sowohl die Seldschucken als die Kreuzfahrer große Furcht hatten, dem ältesten Lehrer der Secte, die sich lange in Ansehen erhielt. Sie hatten geheime Erkennungszeichen und Lehren, und verbanden mit List und unglaublicher Kühnheit die blindeste Todesverachtung in Erfüllung der Befehle ihres Oberhauptes.

geflüchtet hatten, verbrannt worden. Nur durch einen Kreuzzug glaubte der König die große Schuld sühnen zu können. Das Beispiel des Königs, und vorzüglich auch die Versicherung des beredten Bernhard, daß der Kreuzzug glücklich ausfallen würde, und allen Theilnehmern vollständige Vergebung ihrer Sünden zu Theil werden sollte, brachte eine Menge Menschen in Frankreich in Bewegung. Bernhard hielt eine große Versammlung bei Vezelay in Burgund, wo er durch seine Beredtsamkeit Alles hinriß. Ludwig, seine Frau Alienor (Eleonore), sein Bruder, viele Grafen, Bischöfe und Edle nahmen das Kreuz, und zwar in solcher Menge, daß die wollenen Kreuze, die Bernhard bei Vezelay austheilte, lange nicht zureichten, und er seinen eigenen Mantel zu Kreuzen verschneiden mußte, um nur den Andrang zu befriedigen.

Nun wandte er sich auch nach Deutschland. Aber Kaiser Conrad III. war nicht geneigt dazu; denn die Angelegenheiten in Deutschland und Italien beschäftigten ihn genug; auch hatte er auf einer früher unternommenen Wallfahrt die Schwierigkeiten eines Kriegszuges in das Morgenland beurtheilen gelernt. Bernhard indessen war nicht der Mann, ein angefangenes Werk so schnell aufzugeben. Er reiste dem Kaiser, der ihm auszuweichen suchte, nach. Als Bernhard an den Rhein kam, fand er das Volk in großer Aufregung. Ein Mönch Radolf hatte ohne Auftrag in den Städten und Dörfern des Rheins zur Aufnahme des Kreuzes aufgefordert, und ungeheuren Zulauf bekommen; aber zugleich hatte er, nach dem Beispiele der Priester Folkmar und Gottschalk (beim ersten Kreuzzuge), den Haß gegen die Juden rege gemacht, indem er ihnen die schändlichsten Verbrechen schuld gab, und dadurch eine allgemeine Verfolgung dieser Unglücklichen hervorgerufen. So viel Juden auch dabei als Opfer des wilden Volkshasses fielen, so zeigte sich doch bei dem Adel und der Geistlichkeit ein edles Bestreben, die Verfolgten zu schützen, mehr noch als beim ersten Kreuzzuge. Bernhard traf den Mönch Radolf in Mainz, überzeugte ihn von seinem Unrechte, und bewog ihn, in sein Kloster zurückzukehren. Den Kaiser traf er in Frankfurt am Main, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Doch scheint der beredte Mann auf Conrad einen großen Eindruck gemacht zu haben; denn dieser bat ihn, Deutschland noch nicht zu verlassen, und da der heilige Mann eines Tages nach einer gehaltenen Predigt in Gefahr war, in der Kirche von dem Gedränge derer, die ihm ihre Verehrung beweisen wollten, erdrückt zu werden, warf Conrad seinen Kaisermantel ab, nahm den Heiligen auf seine Arme, und trug ihn so aus dem Gedränge hinaus. In Speier, wo Conrad das Weihnachtsfest feierte, traf ihn Bernhard zum zweiten Male. Dieser hielt hier eine begeisternde Predigt vor dem Kaiser und vielen Fürsten und Prälaten. Hier redete er jenem so zu Herzen, daß, als er ausrief: „Wie wirst du einst am jüngsten Tage sagen können, du habest deine Pflicht erfüllt?“ — der Kaiser gerührt aufstand, und sprach: „Ja, ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; er soll mich nicht undankbar finden!“ Zugleich nahmen sein Neffe Friedrich, der nachmalige Kaiser, und eine Menge Große das Kreuz. Dieser zweite Kreuzzug geschah im Jahre 1147.

Zuerst zogen die Deutschen. Nach vielen Unglücksfällen und Treulosigkeiten der Griechen, deren Kaiser, Manuel Komnenus, den König Con-

rad, mit dem er verschwägert war (sie hatten zwei Schwestern zu Frauen) dringend um Beistand gebeten hatte, kamen sie über Ungarn und Constantinopel nach Klein-Asien. Dennoch benahm sich Manuel treulos, woran allerdings die Raubsucht der Kreuzfahrer einige Schuld getragen haben mag. Fast wäre es zum Kriege gekommen. Conrad wählte den Weg über Ikonium quer durch das Land. Aber er erreichte Ikonium nicht. Die griechischen Wegweiser ließen sie im Stiche, als sich das Heer in einer wüsten, wasserlosen Einöde befand. Dazu wurden sie von den leichtberittenen Bogenschützen des Sultans von Ikonium, Masud, umschwärmt, und endlich von der ganzen feindlichen Macht überfallen. Von 70,000 wohlbewaffneten deutschen Kriegern wurden bis auf 7000 alle erschlagen, die Unbewaffneten, die Weiber und Kinder nicht gerechnet. Und der Kaiser? Mißmuthig kehrte er bis Nicäa zurück, wo er auf die nachrückenden Franzosen stieß. Dann ging er nach Constantinopel, wo er sich mit Manuel aussöhnte.

Den Franzosen ging es nicht besser. Zwar schlugen sie einen andern Weg durch Klein-Asien, längs der Seeküste, ein; aber auch hier waren ihnen die Muhamedaner unaufhörlich zur Seite, und neckten sie ohne Unterlaß. Die Noth wurde endlich so groß, daß Pferde- und Eselsfleisch als Leckerbissen galten. König Ludwig schiffte sich nun an der Südküste, in Pamphylien, ein, und setzte nach Antiochien über, wohin die Griechen sein zurückgelassenes Heer zu Lande leiten sollten. Aber dieses wurde nun vollends eine Beute des Hungers und des Schwertes der Feinde. Auch hier handelten die Griechen recht treulos, plünderten die Wehrlosen rein aus, und zuletzt wurde die Noth der Franzosen so groß, daß selbst die Türken von Mitleid ergriffen wurden, und unter die Schmachtenden Brod und Geld austheilten.

Kaiser Conrad war indessen von Constantinopel aus zu Schiffe gegangen, und mit dem kleinen Reste seines Heeres in Palästina gelandet. Hierhin kam auch König Ludwig. Sie erreichten Jerusalem, beteten am heiligen Grabe, und fragten sich nun: was weiter geschehen sollte? Man kam dahin überein, daß man Damaskos angreifen wollte. Was nur von Bewaffneten zu finden war, wurde zu einem Heere gesammelt, und man zog, Balduin III. mit, vor die Stadt. Hier aber hatten sie mit der Treulosigkeit der Nachkommen der ersten Kreuzfahrer, die den Feinden in die Hände arbeiteten, den Pullanen, so viel zu kämpfen, daß die Belagerung zuletzt aufgehoben werden mußte. Auch verlangte man in Deutschland und Frankreich sehr nach der Rückkunft der beiden Herrscher. Beide hatten längst eingesehen, daß bei der allgemeinen Uneinigkeit unter den christlichen Großen in Palästina nichts zu machen wäre, und kehrten mißmüthig 1149 nach ihren Staaten zurück. So hatte sich also dieser zweite Kreuzzug ganz ohne Nutzen geendigt. Als man den Abt Bernhard fragte, wie es denn komme, daß seine Weissagungen so schlecht eingetroffen wären, erwiederte er: „Auch die Widerwärtigkeiten kommen von Gott, und die Uebereilungen der Fürsten und die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben den Zorn des Himmels herbeigeführt.“

Bald darauf starb Kaiser Conrad III., ohne einen Römerzug unternommen zu haben, 1152 in Bamberg, wo er neben Heinrich II. begraben wurde. Von diesem Kaiser an führte das deutsche Reich den Doppeladler im Wappen,

als Sinnbild des durch die Vermählung des Kaisers bewirkten Bündnisses mit dem griechischen Kaiserthum.

50. Kaiser Friedrich Barbarossa. — Dritter Kreuzzug.

(Friedrich I. Rothbart 1152—1190. Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen. Erster Römerzug 1154. Hadrian IV. und Arnold von Brescia. Wilhelm I. der Böse von Neapel. Zweiter Römerzug 1158. Zerstörung von Crema 1160 und von Mailand 1162. Alexander III. und Victor IV. Dritter Römerzug 1163 und vierter 1166. Paschalis III. Friedrich in Susa. Fünfter Römerzug 1174. Lombardenbund. Heinrich der Löwe. Schlacht bei Legnano 1176. Frieden in Venedig 1177. Aechtung Heinrichs des Löwen. Frieden in Costnitz 1183. Eroberung von Jerusalem durch Saladin 1187. Kreuzzug.)

Als Conrad den Tod nahe gefühlt, hatte er die Reichskleinodien nicht seinem Sohne, der noch zu jung war, sondern seines Bruders, Friedrichs des Einäugigen, Sohne, Friedrich, der sich schon durch manche tapfere That ausgezeichnet hatte, übergeben. Die Deutschen wählten ihn auch zum König, und er hieß nun

Friedrich I., 1152—1190, und hat den Beinamen Rothbart oder Barbarossa erhalten. Er war ein gar tüchtiger Kaiser. Einen so kraftvollen Mann hatten die Deutschen seit lange nicht auf dem Throne gesehen. Schon seine große, männliche Gestalt, seine scharf blickenden Augen, und seine feste, stolze Haltung verkündigten den gewaltigen Herrscher, während seine Freundlichkeit und seine feine Sitte ihm das Vertrauen der Untergebenen erwarben. Eine seiner ersten Handlungen war die Aussöhnung der beiden mächtigen Häuser der Guelfen und Gibellinen. Auch war er ganz dazu gemacht; denn von Vaters Seite war er ein Hohenstaufe, und durch seine Mutter Judith, eine Schwester Heinrichs des Stolzen, stammte er von den Guelfen ab. Auch hatte er Ansehen genug, den gegenseitigen Haß beider Häuser, wenn er auflodern wollte, mit Nachdruck zu unterdrücken. Um allen Stoff zum Unfrieden zu zerstören, gab er Heinrich dem Löwen das Herzogthum Baiern zurück, so daß dieser nun wieder Baiern und Sachsen zugleich besaß, und dadurch der mächtigste Fürst Deutschlands wurde. Der Markgraf von Oesterreich, Heinrich Jasomirgott*), wurde für den Verlust von Baiern dadurch entschädigt, daß Friedrich ihn zum Herzog von Oesterreich erhob, ihn von der bisherigen Abhängigkeit von Baiern lossprach, und ihm Oesterreich ob der Ens, das bisher zu Baiern gehört hatte, ließ.

Leider konnte Friedrich für Deutschland nicht viel wirken, da Italien ihm bis an den Abend seines Lebens so viel zu thun machte. Die Städte in der Lombardei, von denen Mailand die vornehmste war, hatten ihn zwar als ihren Herrn anerkannt, aber sie waren durch Thätigkeit reich, und durch Reichthum übermüthig geworden, und meinten, der Kaiser sei wohl ihr Schutzherr, dürfe aber ihre Freiheiten und Gesetze nicht antasten. Am übermüthigsten war das mächtige Mailand, und hatte mehrere benachbarte Städte unterdrückt. So waren damals zwei Parteien unter den lombardischen Städten; die eine hielt es mit Mailand, die andere suchte die Hülfe des Kaisers. Es erschienen

---

*) Er führte den Beinamen von dem Schwur, den er zu gebrauchen pflegte.

auf dem Reichstage zu Würzburg vor dem Throne Friedrichs die Abgesandten der Städte Lodi, Como, Pavia und Cremona, und baten um Schutz gegen Mailand. Der Kaiser sagte ihnen Hülfe zu, und zog

1154 zum ersten Male nach Italien. Auf den roncalischen Feldern unweit Mailand hielt er einen großen Reichstag nach alter Sitte, hörte die Klagen gegen Mailand an, das zu seiner Verwunderung Gesandte, und ihm durch dieselben ein goldenes Becken, mit Geld gefüllt, geschickt hatte, und ließ sich in Pavia zum König von Italien krönen. Tortona, welches es mit Mailand hielt, und die Befehle des Kaisers, sich von Mailand loszusagen, und sich an Pavia anzuschließen, verachtete, wurde belagert, ausgehungert und endlich von Grund aus zerstört, und dadurch der Haß der Mailänder gegen den Kaiser noch höher gesteigert. Sie warben Truppen, sagten dem Kaiser den Gehorsam auf, rissen von den kaiserlichen Schreiben die Siegel ab, und traten sie mit Füßen; ja sie bauten, während er nach Rom zog, Tortona wieder auf. Seitdem war ein unversöhnlicher Haß zwischen Friedrich und Mailand. Gern hätte Friedrich in seinem Zorn sie gleich gezüchtigt. Aber dazu war er nicht stark genug. Dagegen zog er nach Rom. Hier war, wie schon oben gesagt, seit einiger Zeit Uneinigkeit zwischen dem Papste und dem Volke. Eugen III. war bereits gestorben; Hadrian IV. saß (seit **1154**) auf dem päpstlichen Stuhle, ein stolzer Mann, der in seiner Jugend von Almosen gelebt, und durch Fleiß, Gewandtheit und Schlauheit sich so weit emporgeschwungen hatte. Obgleich Arnold von Brescia noch großen Anhang in Rom hatte, so hatte doch Hadrian sich hier behauptet, den Ketzer, wie man ihn nannte, in den Bann gethan, und die Stadt so lange mit dem Interdict belegt, bis die Römer den ihm so gefährlichen Mann aus der Stadt entfernt hatten. Hadrian kam dem Kaiser entgegen, traf ihn im Lager bei Sutri, und hatte den Uebermuth, zu erwarten, daß ihm der Kaiser beim Absteigen vom Maulthiere den Steigbügel halte, und ihm herunterhelfe. Da das aber Friedrich nicht that, so verweigerte er ihm den Friedenskuß so lange, bis er ihm die schuldige Ehrerbietung erwiesen hätte. Friedrich weigerte sich; da stellte man ihm vor, es sei ja nur eine leere Ceremonie, und Kaiser Lothar hätte es auch gethan. „Nun meinethalben!" sprach er lächelnd, „aber ich werde es ungeschickt machen, da ich noch nie Stallknecht gewesen bin!" — Nun zog er in Rom ein. Der Widerstand der Einwohner wurde von Heinrich dem Löwen überwältigt. Friedrich wurde vom Papste zum Kaiser gekrönt. Wenige Stunden vorher hatte der unglückliche Arnold geendet. Er war dem Kaiser ausgeliefert worden, und dieser hatte ihn auf das Andringen des Papstes der geistlichen Gewalt übergeben. Hadrian kannte kein Erbarmen; er überantwortete ihn dem Stadtpräfecten zur Hinrichtung. Auf einem hochgelegenen Platze am nördlichen Thore der Stadt war ein Scheiterhaufen errichtet. Arnold wurde oben festgebunden. Er konnte vor sich drei lange Straßen, die hier zusammenliefen, fast die Hälfte der Stadt, überschauen, deren Bewohner er so oft zur Freiheit aufgerufen hatte. Jetzt lagen sie noch in tiefem Schlafe, und ahnten nicht das Schicksal ihres verehrten Gesetzgebers. Endlich erwachten sie von dem Tumult, griffen zu den Waffen, und stürzten zur Rettung des Unglücklichen herbei. Aber zu spät! schon prasselte die Flamme, und die Wache des Papstes trieb sie zurück. —

Friedrich ging nun der Sommerhitze und des Sommerfiebers (febbre maremmane) wegen wieder nach Deutschland, und verschob die Bestrafung der Mailänder auf eine günstigere Zeit, weil Krankheiten in seinem Heere eingerissen waren.

Auch mit dem Papste dauerte der Friede nicht lange, weil Hadrian wohl einsah, daß Friedrich die kaiserliche Macht in Italien herstellen wollte. Neapel gehörte damals dem Könige Wilhelm I. dem Bösen von dem Geschlechte der Normannen, der (1154) seinem Vater Roger II. auf dem Throne gefolgt war. Mit diesem verband sich der ehrgeizige Hadrian, und glaubte nun dem Kaiser trotzen zu können. Als ein Erzbischof von Lund in Schweden (Eslyn) auf seiner Rückreise von Rom in Burgund ausgeplündert und gefangen genommen wurde, und der Kaiser auf Verlangen des Papstes, den Frevel zu bestrafen, nichts that, schickte Hadrian zwei Legaten nach Besançon ab, wo Friedrich eine Versammlung der burgundischen Großen hielt, deren Anrede schon von der Anmaßung ihres Herrn zeugte. „Es grüßt euch," sprachen sie „unser seligster Vater, der Papst Adrian; es grüßen euch die Cardinäle; jener als Vater, diese als Brüder." Und in dem päpstlichen Briefe hieß es unter Anderm: „Wir haben die kaiserliche Krone und mit ihr das Höchste alles Erdenglanzes dir gewährt, und gern hätten wir noch größere Wohlthaten (beneficia) auf dein Haupt gehäuft, wenn größere möglich wären." Der Papst hatte absichtlich das Wort beneficium gebraucht; denn dies hieß nicht nur Wohlthat, sondern hatte im Mittelalter auch die Bedeutung von Lehn, und hätte der Kaiser jetzt dazu geschwiegen, so hätten sich wohl die Päpste späterhin auf diesen Fall berufen und behauptet, die Kaiserkrone sei ein päpstliches Lehn. Darum ergrimmten der Kaiser und die anwesenden Großen so über die Unverschämtheit Hadrians, daß die Legaten nicht nur keiner Antwort gewürdigt wurden, sondern den Befehl erhielten, sogleich Deutschland zu verlassen.

Im Jahre 1158 zog Friedrich zum 2ten Male über die Alpen, um die ungehorsame Stadt Mailand zu züchtigen. Diese wehrte sich hartnäckig, sah ruhig der Verwüstung ihrer Felder zu, und nur erst als der Hunger aufs Höchste gestiegen war, baten die Bürger um Frieden. Den bewilligte ihnen der Kaiser und zwar unter gemäßigten Bedingungen. Die Consuln und der Adel mußten barfuß und barhaupt, Schwerter auf den Nacken gebunden, die Bürger aber mit Stricken um den Hals, im kaiserlichen Lager erscheinen, dem Kaiser huldigen, und versprechen, eine Kaiserburg in Mailand zu erbauen, und die andern Städte in Ruhe zu lassen. Dann hielt Friedrich einen großen Reichstag auf den roncalischen Feldern, ließ hier von vier der berühmtesten Rechtsgelehrten aus Bologna und von den Abgeordneten der Städte untersuchen, und feststellen, welche Rechte dem Kaiser in Italien zukämen, nämlich daß des Kaisers Wille die einzige Quelle aller Gesetze sei, und erkundigte sich genau nach den Mathildischen Gütern, die bisher vom Papst besessen worden waren. Es konnte nicht fehlen, daß schon dies einen bittern Streit zwischen Kaiser und Papst erzeugen mußte.

Die Unterwerfung der Mailänder war nur durch die Noth erzwungen gewesen. Kaum war der Kaiser abgezogen, so empörten sie sich schon wieder, und jagten den Kanzler desselben (Rainald), der einen neuen Bürgermeister einsetzen sollte, schimpflich aus der Stadt. Ebenso machte es auch die Stadt

Crema. Da gelobte Friedrich, nicht eher wieder die Krone auf sein Haupt zu setzen, bis er die Rebellen gezüchtigt hätte. Zuerst verwüstete er die Gegend um Mailand, dann belagerte er Crema 1160. Mit dem größten Heldenmuthe vertheidigten die Bürger ihre Mauern, und vermehrten dadurch die Erbitterung des Kaisers so, daß er sich selbst zur Grausamkeit hinreißen ließ. So ließ er vierzig Bürger aus Crema, die er als Geiseln im Lager hatte, hinrichten, und befahl, daß seine Soldaten die Kinder der Cremeser, die ihm auch als Geiseln überliefert waren, an einen hölzernen Belagerungsthurm binden, und so gegen die Mauern anrücken sollten. Die Väter der unglücklichen Schlachtopfer standen auf den Mauern, und erhoben ein lautes Jammergeschrei; aber die Noth des Vaterlandes verlangte Unterdrückung der zärtlichsten Gefühle. Einer von ihnen rief laut seinen Kindern zu: „Selig, wer für Vaterland und Freiheit stirbt! Fürchtet den Tod nicht, liebe Kinder, der allein euch zur Freiheit führen kann! Wäret ihr so alt als wir, so würdet ihr ihm, wie wir, freudig für das Vaterland entgegengehen. Euch Glückliche ereilt er, ehe ihr dem Jammergeschrei eurer um Schonung flehenden Kinder das Ohr verschließen dürft." Und nun schleuderten die Maschinen der Cremeser ungeheure Steinblöcke gegen den anrückenden Thurm, den endlich, als er aus den Fugen zu brechen drohte, der Kaiser zurückzuziehen befahl. Neun Kinder waren zerschmettert worden. — Nachdem die Belagerung sechs Monate gedauert hatte, und keine Hoffnung mehr da war, die Stadt zu behaupten, unterwarf sich Crema. Friedrich erlaubte den Einwohnern Abzug mit Allem, was sie tragen könnten. Dann wurde die Stadt gänzlich zerstört.

Nun zog der Kaiser vor Mailand. Es mußte sich nach langer, hartnäckiger Belagerung auf Gnade und Ungnade unterwerfen 1162. Die Consuln und die Edelleute erschienen mit bloßen Schwertern auf den Nacken gebunden, die Bürger mit Stricken um den Hals, Alle ohne Kopfbedeckung, und barfuß, und warfen sich mit demüthigster Geberde, und: „Gnade! Gnade!" rufend, vor die Füße des Kaisers nieder. Dieser befahl, daß Alle, welche seit drei Jahren Consuln gewesen waren, vor ihm erscheinen, und daß alle Waffen und Fahnen ihm überliefert werden sollten. Fünf und zwanzig Tage ließ er die Bürger in der Ungewißheit, was er über die Stadt beschließen werde. Dann gebot er, die Mauern abzutragen, und allen Einwohnern auszuwandern. Zitternd gehorchten sie; Friedrich zog in die menschenleere Stadt ein, und sprach nun das Urtheil aus: Mailand solle von Grund aus geschleift, und sein Name von der Erde vertilgt werden. Die Bewohner aber von Como, Lodi, Pavia und Cremona, der Städte, welche mit Mailand in Feindschaft gelebt hatten, baten den Kaiser um die Erlaubniß, das Werk der Zerstörung verrichten zu dürfen. Es wurde ihnen gewährt. Die Kirchen wurden verschont; nach sechs Tagen hielt der Kaiser seinen Einzug durch die niedergeworfenen Mauern. — Die vertriebenen Einwohner erhielten den Befehl, sich an vier verschiedenen Orten anzubauen. Auch die andern guelfischen Städte unterwarfen sich nun, Friedrich kehrte nach Deutschland zurück, und eine Zeitlang blieb Italien ruhig, nicht aus Zufriedenheit, sondern aus Furcht.

Aber die lombardischen Städte erhoben sich bald wieder. Es waren nach Hadrians Tode (1159) zwei Päpste gewählt, Alexander III. und Victor IV. Friedrich hielt es mit dem Letzteren. Darum schloß der Erstere

ein Bündniß mit Wilhelm II. dem Guten von Neapel (der 1160 den Thron seines Vaters, Wilhelms des Bösen, bestiegen hatte), sprach den Bann gegen Friedrich aus, und Beide regten jene Städte wieder auf. 1163 kam der Kaiser zum dritten Male nach Italien, ohne Heer, mit einem glänzenden Hofstaat. Als er in die Gegend des zerstörten Mailand kam, warfen sich ihm die Mailänder zu Füßen, und flehten ihn jammernd um mildere Behandlung an; denn alle Städte litten durch die Habsucht der kaiserlichen Vögte. Er betrachtete sie mit Theilnahme, und wies sie an seine Minister. Diese aber, unwillig, legten ihnen neue Lasten auf. Auch in andern Städten waren die Klagen über die kaiserlichen Vögte laut; aber man wollte darauf nicht hören. Da traten sie wieder in einen Bund zusammen (Veroneser-Bund, weil zuerst Verona, Treviso, Padua und Vicenza zusammentraten), und schwuren: Gehorsam dem Kaiser in allen billigen Dingen, Widerstand gegen jeden Mißbrauch der Gewalt. Dieser Bund wurde, da der Druck fortdauerte, ja noch verstärkt wurde, dadurch erweitert, daß die Städte Bergamo, Cremona, Brescia, Mantua und Ferrara zu einem Lombardenbunde zusammentraten; selbst die Mailänder schickten insgeheim Gesandte, denen der Bund den Wiederaufbau ihrer Stadt versprach.

1166 überstieg Friedrich die Alpen zum vierten Male. Dies Mal brachte er ein großes Heer mit, und wandte sich nach Rom, um Papst Alexander zu züchtigen. Er eroberte Rom im Sturm, führte den Gegenpapst Paschalis III. (Victor war 1164 gestorben) hier ein, die Römer unterwarfen sich, Alexander floh, schleuderte aber den Bannstrahl auf den Kaiser. Nun riß eine Seuche unter den Deutschen ein; die Freunde Alexanders erklärten sie für eine Strafe Gottes. Seines blühenden Heeres beraubt, mußte Friedrich nach Deutschland zurückeilen, überall von den feindseligen Mailändern und andern Lombarden verfolgt. Ihm blieben in seiner Ohnmacht nichts als Drohungen übrig. In Susa entging er einer großen Gefahr. Die Einwohner schlossen, sobald er in der Stadt war, die Thore, und verlangten die Freigebung der italienischen Geiseln, die er mit sich führte, und da er sich dessen weigerte, machten sie dieselben mit Gewalt frei. Ja, man wollte sich während der Nacht selbst seiner Person bemächtigen. Zum Glück warnte ihn sein Hauswirth. Der Kaiser ließ einen treuen Ritter, Hartmann von Siebeneichen in Tyrol*), der ihm ähnlich sah, in sein Bette legen; er selbst entfloh in Sclavenkleidern. Am andern Morgen kamen die Bürger, brachen das Schlafgemach auf, und da sie den Kaiser nicht fanden, entließen sie den treuen Siebeneichen ungekränkt.

Ehe der Kaiser noch ein neues Heer werben konnte, erhoben sich die unterdrückten Städte der Lombarden mit ihrer ganzen noch übriggebliebenen Kraft. Alexander III. und der griechische Kaiser Manuel Komnenos schürten das Feuer eifrig an. Sie verbanden sich auf Tod und Leben gegen die Deutschen; Mailand wurde eilends neu aufgebaut, die Festung Alessandria als Schutzwehr gegen die Deutschen errichtet, und so gerüstet fürchteten sie den Kaiser nicht. 1174 zog er zum fünften Male nach Italien, nachdem er den

*) Die Ruine liegt im Etschthale, westlich von Botzen, auf einem Felsen, da, wo das Thal nach Meran zu eine Biegung macht.

kampflustigen Erzbischof von Mainz, Christian*), mit dem Vortrab vorausgeschickt hatte, mit einem der furchtbarsten Heere. Aber die Lombarden lauerten hinter ihren Mauern; überall starrten ihm ihre Festungswerke entgegen; sieben Monate mußte er allein vor Alessandria vergeblich liegen, und sein Heer schmolz sichtlich zusammen. In dieser Noth traf ihn die erschütternde Nachricht: Heinrich der Löwe, seine kräftigste Stütze, habe das Heer verlassen, und eile, des Krieges überdrüssig, nach Deutschland zurück. Geschwind eilte er ihm nach, traf ihn in Chiavenna oder am Comer-See, und unterließ nichts, den mächtigen Herzog zur Rückkehr ins Lager zu bewegen. Alles vergebens! Heinrich schützte Alter — er war aber erst 46 Jahre alt, — Regierungsgeschäfte und Unlust am Kriege vor, obwohl der alte, wieder aufgewachte Groll der Guelfen gegen die Gibellinen der Grund sein mochte. „Bedenke," rief Friedrich, „daß ich dir nie etwas verweigerte, und du könntest jetzt zurücktreten, wo der Deutschen Ehre, des Kaisers Ruhm, der Preis meines ganzen Lebens auf dem Spiele steht?" Aber der Löwe war unbeweglich; da umfaßte Friedrich flehend die Kniee des Unerbittlichen. Auch diese Demüthigung konnte Heinrichs Felsensinn nicht erweichen. Da nahte sich dem Kaiser würdevoll seine Gattin Beatrix, und sprach: „Lieber Herr, stehe auf! Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkest." Der Kaiser erhob sich; Heinrich aber, der als ein Mann von unbegränzter Habsucht, geizig und treulos geschildert wird, bestieg sein Roß, und ritt nach Deutschland zurück.

Die Folgen von des Herzogs Entfernung zeigten sich bald. Die Lombarden griffen den Kaiser in einer offenen Feldschlacht bei Legnano, unweit Mailand, 1176 an, und schlugen ihn völlig. Er wurde verwundet, stürzte zu Boden, und wurde für todt gehalten. Erst nach der Schlacht fand er sich zur großen Freude der Seinigen wieder ein. Nun blieb ihm nichts übrig, als um Frieden zu bitten, ein schwerer Schritt für den hochherzigen Kaiser! Er erkannte Alexandern als Papst an, bewilligte den Lombarden und Wilhelm von Neapel einen Waffenstillstand, und wurde vom Banne losgesprochen. In Venedig, wo der Frieden festgestellt wurde, hielten Friedrich und Alexander eine Zusammenkunft 1177. Nachdem ein päpstlicher Legat beim Anlanden der kaiserlichen Barke den Kaiser vom Banne losgesprochen hatte, begab sich dieser auf den Markusplatz, wo ihn Alexander erwartete. Als Friedrich ihn erblickte, warf er den Mantel ab, und bückte sich, ihm den Fuß zu küssen. Alexander aber hob ihn in die Höhe, gab ihm den Friedenskuß, und führte ihn in die Markuskirche. Am andern Tage hielt der Kaiser dem Papste, als dieser zu Pferde stieg, den Steigbügel. Kurz Beide, ganz mit einander ausgesöhnt, schlossen Frieden; zugleich wurde bestimmt, der Waffenstillstand mit den Lombarden solle sechs und der mit Wilhelm von Neapel funfzehn Jahre dauern.

Froh über die Versöhnung eilte der Kaiser nach Deutschland zurück, und vollzog nun an Heinrich dem Löwen, der Norddeutschland zu einem großen Reiche vereinigen wollte, die ihm gerecht scheinende Strafe. Er forderte ihn

*) Er war so stark, daß er einmal 38 Lombarden in einem Treffen mit seinem Streitkolben die Zähne einschlug.

drei Mal auf, vor ihm zu erscheinen, und da er nicht kam, so sprach Friedrich auf einem Reichstage in Würzburg die Reichsacht über ihn aus, und entsetzte ihn aller seiner Reichswürden und Lehen. Dann vertheilte er diese. Baiern kam an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser in Italien große Dienste geleistet hatte. Das alte Herzogthum Sachsen wurde sehr zertheilt; ein Theil mit der Herzogswürde (die Gebiete von Wittenberg und Lauenburg) kam an den Grafen Bernhard von Anhalt, einen Sohn Albrechts des Bären; kleinere Länder erhielten andere benachbarte Fürsten. Anfangs wehrte sich der Löwe tapfer gegen seine Feinde. Als aber der Kaiser selbst gegen ihn zu Felde zog, eilte er ihm nach Erfurt entgegen, that einen Fußfall, und flehte um Gnade. Friedrich gedachte jener Stunde am Comer-See, und des Wechsels der menschlichen Schicksale. Thränen entstürzten seinen Augen, und er rief gerührt aus: „Dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks!" Der Herzog behielt nur sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg (später auch zum Herzogthume erhoben), und wurde auf drei Jahre aus Deutschland verbannt. Bei dem Könige Heinrich II. von England, dem Vater seiner sanften, frommen Gattin Mathilde, fand er eine freundliche Aufnahme. Seine Nachkommen sitzen noch auf dem englischen und hannöverschen Königs- und braunschweigischen Herzogsthrone.

Die Lombarden hatten der Bezwingung des gewaltigen Heinrich mit besorgtem Gemüth zugesehen, und da jetzt die Jahre des Stillstandes vorüber waren, so baten sie den Kaiser, einen vollständigen Frieden mit ihnen zu schließen. Friedrich war dazu gern bereit, weil er bei seiner Aussicht auf den Besitz von Neapel wünschen mußte, die Lombarden nicht als Feinde im Rücken zu haben. Er kam 1183 in Costnitz zu Stande. Im folgenden Jahre feierte nun der Kaiser ein großes Fest zu Mainz, wo er seine beiden ältesten Söhne zu Rittern schlug. Heinrich war bereits zum deutschen König und Nachfolger erwählt, Friedrich wurde mit Schwaben belehnt, Conrad mit Franken, Otto mit Burgund. Der Reichthum und der Glanz dieses Festes waren bewunderungswürdig; des Reiches Herrlichkeit entfaltete sich um den ruhmreichen Kaiser. Auch mit Wilhelm von Neapel vertrug sich Friedrich nun völlig, und er hatte die Freude, seinen ältesten Sohn Heinrich mit Wilhelms Vaters-Schwester und Erbin, der 11 Jahre älteren Constantia, in Mailand, so gern auch der Papst es gehindert hätte, zu vermählen. Da Wilhelm keine Kinder hatte, so hatte der alte Kaiser die Aussicht, daß sein Haus die schönen Länder Neapel und Sicilien, ja wohl endlich ganz Italien, einst erhalten würde. Aber gerade das, was sein Herz mit großer Freude erfüllte, und die Größe seines Hauses zu begründen schien, war nachmals die Ursache des Unterganges desselben.

Am späten Abende seines Lebens noch unternahm der Kaiser nach so vielen ruhmvollen Thaten einen Kreuzzug. Es herrschte damals (seit 1169) über Aegypten ein junger, muthiger Fürst vom Volke der Kurden, Saladin. Die ägyptischen Chalifen, Fatimiden, waren ohne Macht, und wurden von ihren Veziren regiert. Ein solcher war der Kurde Saladin 1169. Zwar stand Aegypten damals unter Nureddins Oberhoheit; aber als dieser starb (1173), nahm Saladin den Namen Sultan an, trat als ganz unabhängiger Herr auf, eroberte mehrere Länder Vorder-Asiens (das glückliche

Arabien, Syrien), und wurde als das Haupt der Bekenner des Islams betrachtet. Guido von Lusignan, Gatte Sybillens, der Schwester des (1185) gestorbenen Balduin IV., welcher nach der einjährigen Regierung des Knaben Balduin V. (1185 und 1186), Sohns Sybillens (erster Ehe), König geworden (1186—1187), wurde nicht gern als König gesehen. Während dieser Uneinigkeit griff Saladin, der mit dem Sultan von Mosul schnell Frieden schloß, das Königreich Jerusalem an. Guido zog ihm entgegen, und wurde in der Schlacht bei Tiberias geschlagen, und nun war Jerusalem nicht mehr zu retten. Die geängsteten Einwohner mußten sich ergeben; die Wenigsten entkamen, die Meisten fanden den Tod, oder wurden, wie Guido, gefangen, und am 3. Oct. 1187 zog Saladin unter Trompeten- und Paukenschall in die Stadt als Sieger ein. Er benahm sich höchst edelmüthig gegen die Besiegten, sorgte für die Kranken, theilte große Summen unter die Bedrängten aus, und bewilligte Allen freien Abzug; die Zeichen des Christenthumes aber wurden zerstört, und die Kirchen geplündert. Das Königreich fiel nun ohne Gegenwehr; nur Tyros wurde gerettet. Für die Uebergabe von Askalon wurde Guido freigelassen.

Als die Nachricht von dem lange befürchteten Unglücke nach dem Abendlande kam, war die Bestürzung gränzenlos. Der Papst (Urban III.) starb vor Betrübniß, und der neue Papst (Gregor VIII.) rief die Völker zu neuen Anstrengungen auf, die heilige Stadt zum zweiten Male den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Von allen Seiten rüstete man sich; wer zurückblieb, wurde als feige und weibisch verspottet.

Obgleich im 67sten Jahre, hielt es Friedrich doch für eine heilige Pflicht, in eigener Person hinzuziehen. Ihm schloß sich eine Menge der Fürsten, Bischöfe, Grafen, Ritter und eine Unzahl gemeinen Volks an. Um wegen Heinrichs des Löwen ohne Sorgen sein zu können, bewog der Kaiser denselben, das Reich zum zweiten Male zu verlassen, und nach England zu gehen. Im Frühjahr 1189 sammelten sich Alle bei Regensburg, und zogen durch Ungarn. Aber sobald Friedrich nach Bulgarien kam, empfand er die Treulosigkeit der Griechen, durch welche die Bulgaren aufgehetzt waren, die Pilger heimtückisch anzufallen. Der griechische Kaiser Isaak Angelus wollte dem deutschen Kaiser nicht einmal den Kaisertitel geben, sondern nannte ihn nur einen Schutzherrn von Rom, sich selbst aber ließ er einen Heiligen nennen, und gab sich eine Menge prunkhafter Titel. Friedrich antwortete dem Gesandten: „Durch die Wahl der Fürsten bin ich Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünden eingedenk, nicht einen Heiligen. Für jetzt hat uns Gottes Gnade die Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit gegeben, wie wir deren zu unserm großen Zwecke bedürfen, und die Netze, in denen ihr uns gefangen zu haben prahlt, werden wir wie Spinneweben zerreißen." Halb mit Gewalt bahnte er sich nun einen Weg durch das tückische Land, setzte über die Dardanellenstraße, und landete glücklich in Klein-Asien. Hier ging es aber diesem Heere nicht viel besser, als denen des ersten und zweiten Kreuzzuges. Zwar hatte Friedrich vor seinem Kreuzzuge ein Bündniß mit dem Sultan von Ikonium geschlossen, und wurde bis Klein-Asien von den Gesandten desselben begleitet; aber der Sultan zeigte sich treulos. Auch jetzt umschwärmten die Seldschucken die Pilger Tag und Nacht, überfielen die

Einzelnziehenden, und beunruhigten die Christen so, daß diese sechs Wochen lang nicht einmal die Rüstung ablegen konnten. Zugleich riß ein drückender Mangel ein; Pferdefleisch und Pferdeblut wurden als Leckerbissen genossen. In dieser Noth erschien plötzlich vor ihnen unweit Ikonium ein feindliches Heer von wenigstens 300,000 Mann. Aber Friedrich verzagte nicht. „Nur der Tapfere," sprach er, „kann auf Rettung hoffen; wer aber die Gefahr flieht, muß umkommen." Alle wandten sich im Gebet an Gott, genossen das heilige Abendmahl, und nun stürzten sie sich auf den Feind. Zehntausend Feinde wurden erschlagen, die Andern zerstreut. Solche Kraft giebt das Gottvertrauen!

Nach unsäglichen Beschwerden, und nachdem Ikonium ausgeplündert worden, erreichte man endlich den hintersten Theil Klein-Asiens, und kam an den Bergstrom Kalykadnos oder Saleph jenseits Seleucia. Des Kaisers Sohn, Friedrich von Schwaben, führte den Vortrab, der Kaiser selbst zog mit dem Hintertreffen nach. Der Strom trennte Beide. Da aber der Vater den Sohn bald zu erreichen wünschte, und der Zug über die Brücke ihn zu lange aufgehalten hätte, so wollte er durch den Fluß schwimmen. Man warnte ihn vor dem ihm unbekannten Gewässer. Aber furchtlos wie immer sprengte er mit dem Rosse hinein. Der Strom ergriff ihn mit Gewalt, und riß ihn um. Zwar eilten ihm Viele sogleich zu Hülfe; doch als man ihn ans Land brachte, war der würdige Greis entseelt*). Das geschah am 10. Juni 1190. Die Trauer um den herrlichen Kaiser war so groß, wie gerecht; im fernen Vaterlande kleidete sich die Erinnerung in die bedeutsame Volkssage von dem Kaiser im Kyffhäuserberge, der, wenn die Raben nicht mehr die Höhe umfliegen, noch einmal herausschreiten werde, aufrichtend des deutschen Reiches Herrlichkeit, die seit ihm verblichen schien. —

Herzog Friedrich, des Kaisers Sohn, führte zwar den Rest weiter; aber des alten Friedrichs Geist fehlte. Die Ordnung ließ nach, Viele starben auf dem Wege nach Antiochien oder daselbst an der Pest dahin, der kleine Ueberrest folgte dem Herzoge bis vor Akre, das schon von einem anderen Heere von (englischen und französischen) Kreuzfahrern belagert wurde. Hier fand auch Herzog Friedrich seinen Tod; er wurde ein Opfer der Seuche. Doch hatte er noch die Gründung des Bodens der deutschen Herren bestätigt. Nun eilten auch die Letzten nach Deutschland zurück. So endete der dritte Kreuzzug.

---

*) Siehe das Titelkupfer.

51. Philipp August und Richard Löwenherz. — Heinrich VI.

(Philipp II. August 1180—1223. Ludwig VIII. 1223—1226. Verfolgung der Albigenser. — Wilhelm II. der Rothhaarige von England 1087—1099. Krieg mit Robert von der Normandie. Heinrich I. Beauclerk 1099—1135. Freiheitsbrief. Ende Roberts. Thronstreit zwischen Stephan von Boulogne (1135—1154) und dem Hause Anjou-Plantagenet. Heinrich II. aus dem Hause Plantagenet 1154—1189. Streit mit Thomas a Becket und Papst Alexander III. Eroberung Irlands 1172. Empörung der Söhne Heinrichs. Zusammenkunft in Gisors mit Philipp August. Richard Löwenherz 1189—1199. Kreuzzug mit Philipp August 1190. Belagerung von Akre. Waffenstillstand mit Saladin. Richard in deutscher Gefangenschaft. Empörung Johanns. Johann ohne Land 1199 bis 1216. Ermordung Arthurs von Bretagne. Krieg mit Philipp August. Verlust der Normandie. Streit mit dem Papste Innocenz III. England ein päpstliches Lehen. Schlacht bei Bovines 1214. Aufstand der englischen Barone. Magna Charta 1215. Heinrich III. 1216—1272. Rembroke Protector. Verlust von Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Aufstand der englischen Großen unter Simon von Montfort Graf von Leicester. Schlacht bei Lewes 1264. Entstehung des Hauses der Gemeinen. Schlacht bei Evesham 1265. — Heinrich VI. 1190—1197. Aufstand der Sicilianer unter Tankred.)

Nach Ludwigs des Dicken Tode war sein Sohn Ludwig VII. (1137 bis 1180) auf den französischen Thron gestiegen, ein schwacher und abergläubischer Mann, derselbe, von dessen Kreuzzug oben gesprochen worden ist. Während desselben verwaltete der kluge Abt Süger die Regierung. Um diesen sonst so weisen Mann ist nur zu bedauern, daß er aus übelverstandener Frömmigkeit der neueren Geistesrichtung, die sich damals in Frankreich zeigte, nicht hold war. Es tauchten in jener Zeit Bemühungen einzelner gelehrter Männer auf, die Lehren der christlichen Kirche, welche sich unter der Autorität des Papstes unangefochten festgestellt hatten, durch die Philosophie des Plato und des Aristoteles zu begründen und mit dem Verfahren dieser alten Weltweisen in Uebereinstimmung zu bringen. Man nannte diese Männer Scholastiker. Allerdings löste sich dabei das Christenthum in todte Spitzfindigkeiten und begeisterungslose Streitsucht um Begriffe auf, der Kirche war aber hauptsächlich um ihr Ansehen bange und die Scholastiker, deren Haupt damals Peter Abälard in Frankreich war, wurden verfolgt. Der Einfluß Bernhard's von Clairvaux auf den König und den Minister wirkte hier mit, denn Bernhard gehörte einer andern Richtung an, die das Christenthum weniger mit dem klügelnden Verstande, als mit dem gläubigen Gefühl erfassen wollte. — Ludwig hatte eine stolze, herrschsüchtige Frau, Eleonora von Aquitanien. Sie hatte ihrem Gemahl, besonders während seines Kreuzzugs, auf welchem sie ihn begleitete, viele Kränkungen zugefügt, so daß er sich nach seiner Rückkunft gegen Sügers Rath von ihr schied. Sie heirathete darauf den Herzog der Normandie und Grafen von Anjou, Maine und Touraine, Heinrich Plantagenet, brachte ihm ihre reichen Güter, die sie in Frankreich besaß (Guienne, Gascogne und Poitou, den südwestlichen Theil Frankreichs), zu, und machte ihn schon dadurch zu einem sehr mächtigen H rrn. Dem Könige konnte diese Verbindung nicht gleichgültig sein. Er griff daher zu den Waffen, weil die Heirath ohne seine Erlaubniß eingegangen sei, und beide Theile führten einen erbitterten Krieg gegen einander. Bald darauf erbte Heinrich auch noch den englischen Thron, so daß er zu-

gleich England und fast die Hälfte von Frankreich besaß, und nun für den König von Frankreich ein sehr gefährlicher Nachbar wurde. Wegen seiner Besitzungen in Frankreich war dieser Heinrich II. ein Vasall des Königs dieses Landes, und doch war er bei Weitem mächtiger als sein Lehnsherr. Das gab natürlich zu vielen Streitigkeiten Anlaß. Zwar söhnten sie sich mit einander aus; allein bald wurde der Krieg erneuert, als Heinrich auch noch die Grafschaft Toulouse verlangte, weil seine Frau darauf Ansprüche habe. Zuletzt mußte Heinrich nachgeben, weil er mit seinen eigenen Söhnen in Streit gerieth, welche den König von Frankreich als Lehnsherrn um Entscheidung baten. Dies führte einen einstweiligen Frieden herbei unter Vermittelung des Papstes, der Beiden zu einem Kreuzzuge zuredete.

Auf Ludwig VII. folgte in Frankreich dessen Sohn Philipp II. August 1180—1223, ein kluger, unternehmender Mann, der stets auf Erweiterung seiner Macht und seines Gebietes sann, aber dabei nicht bedachte, daß der Besitz nur dann Segen bringe, wenn er ohne Gewalt oder Hinterlist erworben wird. Von seinem Kreuzzug wird nachher besonders die Rede sein, ebenso von seinen Kriegen mit den Königen von England, Richard Löwenherz und Johann ohne Land. Seine Siege über die Engländer benutzte er, die Macht seiner Vasallen zu beugen, und die Kronländereien zu vermehren. Unter seinem Sohne,

Ludwig VIII. (1223—1226), ist die Verfolgung der unglücklichen Albigenser im südlichen Frankreich die wichtigste, aber zugleich die schmachvollste Begebenheit. Unten werden wir Gelegenheit haben, mehr davon zu sprechen.

Die Geschichte von England haben wir oben (Ende Abschnitt 44) mit der Regierung Wilhelms II. des Rothhaarigen, des zweiten Sohnes Wilhelms des Eroberers, abgebrochen (1087 bis 1099). Als sein Vater 1087 starb, bestieg er nach dem Willen desselben den englischen Thron, indem Robert, der älteste Sohn, ausgeschlossen und mit der Normandie abgefunden wurde. Darüber entstand ein Krieg zwischen beiden Brüdern, bis Robert durch die Kreuzzüge davon abgezogen wurde. Er war einer der Ersten, die sich zur Theilnahme daran entschlossen, machte mit Wilhelm Frieden, und bot ihm, um das nöthige Geld zur Ausrüstung zu erhalten, die Normandie als Unterpfand eines Darlehns auf 5 Jahre an. Wilhelm ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sich zu bereichern, zahlte nicht mehr als 10,000 Mark, und erpreßte dies Geld obendrein von seinen Unterthanen. Nachdem er auf der Jagd durch einen Pfeil, den ein Jäger nach einem Reh abgeschossen hatte, der aber ihn in die Brust traf, getödtet worden war, bemächtigte sich sein jüngerer Bruder,

Heinrich I. (1099—1135), der wegen seiner Gelehrsamkeit den Beinamen Beauclerk (des Gelehrten) führte, des Throns, und ertheilte den Engländern, um sie für sich zu gewinnen, große Freiheiten, die aber späterhin nicht gehalten wurden. Einen Monat nach dieser Thronveränderung kehrte Robert vom Kreuzzuge heim, und verlangte den englischen Thron. Er setzte nach England über, und schon sollte eine Schlacht über beide Brüder entscheiden, als die englischen Großen einen Vergleich vermittelten, nach welchem Robert sich mit der Normandie und einem mäßigen Jahrgehalt be-

gnügen sollte. Aber kaum war Robert in sein Land zurückgekehrt, so brach Heinrich den Vertrag, fiel in die Normandie ein, schlug seinen Bruder, nahm ihn gefangen, und sperrte ihn ins Bergschloß Cardiff in Wales, wo der Unglückliche bis an seinen Tod, 28 Jahre lang, gefangen gesessen hat. Bis auf diese Härte gegen Robert war Heinrich ein ausgezeichneter Mann, besaß eine seltene Gelehrsamkeit, und regierte weise. Nachdem sein einziger Sohn auf der Ueberfahrt von der Normandie nach England auf dem gescheiterten Schiffe ertrunken war, war seine Tochter Mathilde seine Erbin. Sie war zuerst an Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen, und, nachdem dieser gestorben, an den jungen und schönen Grafen von Anjou Gottfried Plantagenet*), einen der mächtigsten Barone Frankreichs, einen Sohn jenes Fulco von Anjou, Königs von Jerusalem, verheirathet worden. Diese Mathilde ernannte er zur Erbin aller seiner Länder, mit Einstimmung der englischen Reichsversammlung.

Aber sobald Heinrich I. (1135) gestorben war, bemächtigte sich Stephan, Graf von Boulogne, des englischen Throns. Dieser war ein Tochtersohn Wilhelms des Eroberers, also des verstorbenen Königs Neffe, und besaß außer Boulogne große Güter in England, die ihm Heinrich, dessen Liebling er gewesen, geschenkt hatte. Dafür aber hatte er Mathilden und deren Sohn als rechtmäßigen Erben von England eidlich anerkannt. Dennoch vergaß er alle Pflichten der Dankbarkeit, brach seinen Eid, und gewann die Engländer durch Verleihung eines neuen Freiheitsbriefes. Es erhob sich nun ein grausamer Bürgerkrieg, der mit wechselndem Glück 18 Jahre lang geführt wurde, in welchem sich aber Stephan in England behauptete. Während dessen starb Gottfried Plantagenet (1150). Sein Sohn, Heinrich von Anjou, setzte für seine Mutter den Krieg fort, bis 1153 ein Vergleich geschlossen wurde, nach welchem Stephan König von England blieb (1135—1154), Heinrich die Normandie, die er (1144) erobert hatte, behielt, und nach Stephans Tode König von England werden sollte. Da nun Stephan schon im folgenden Jahre, 1154, starb, so bestieg

Heinrich II. (1154—1189) den englischen Thron, und wurde der Stifter des Königshauses Anjou oder Plantagenet, welches erst 1499 ausstarb. Er war, wie sein Vater, ein hochbegabter Mann, tapfer, fest, umsichtig, aber auch herrschsüchtig, hart und habgierig. Am meisten ist seine Regierung getrübt worden durch seinen Streit mit dem Erzbischof von Canterbury, Thomas a Becket. Dieser Mann hatte früher als königlicher Kanzler dem Könige treu gedient, und war durch seine Verdienste nach und nach bis zum Erzbischof hinaufgestiegen. Nachdem er als Kanzler königlichen Aufwand getrieben, und sich mit Jagen, Reiten, Vogelbeizen und Spielen belustigt hatte, änderte er als Erzbischof plötzlich seine Lebensart, um den Ruf eines Heiligen zu gewinnen. Er legte sich die größten Entbehrungen auf, kleidete sich in Sackleinewand, die er so selten wechselte, daß sie zuletzt voll Schmutz und Ungeziefer war, nährte sich fast nur von Brot und Wasser, und wusch täglich 13 Bettlern die Füße. Jetzt (1163) verlangte er von

*) Er führte den Beinamen, weil er einen blühenden Zweig auf dem Helme zu tragen pflegte.

den englischen Großen die Zurückgabe der Güter, welche früher dem erzbischöflichen Stuhle gehört hätten, und verweigerte für die Geistlichkeit den weltlichen Gerichten den Gehorsam; denn er hatte gemerkt, daß Heinrich den Plan habe, den Clerus dem Willen des Königs zu unterwerfen. Wilhelm II. hatte bei seinem Streite mit dem gelehrten Erzbischof Anselm die Einkünfte des Erzbisthums eingezogen. Heinrich war entschlossen, die ehrsüchtige Geistlichkeit in ihre Gränzen zurückzuweisen. So entspann sich ein Streit, der 7 Jahre mit großer Erbitterung geführt wurde, indem Keiner nachgeben wollte, und der sich mit der Ermordung Beckets endigte. Es waren nämlich dem Könige einst im Zorn Worte entfallen, welche vier Männer seines Hofes so auslegten, daß er die Ermordung Beckets wohl gern sehen würde. Sie eilten nach Canterbury, überfielen den Erzbischof vor dem Altare seiner Kirche, und spalteten ihm den Kopf. Heinrich erschrak über die rasche That, und da er die Folgen voraussah, so eilte er, sich deshalb mit dem Papste Alexander III. (1170) zu vergleichen. Er schickte drei Bischöfe nach Italien, und diese hatten Mühe, den aufgebrachten Papst so weit zu beruhigen, daß er in dem Bannfluch, den er über alle Mörder Beckets aussprach, den König nicht ausdrücklich nannte. Sodann schickte Alexander zwei Cardinäle an Heinrich ab, in deren Gegenwart er öffentlich an der Kirchthüre schwören mußte, daß er an Beckets Tode unschuldig sei. Der Ermordete wurde zwei Jahre später für einen Heiligen erklärt, und nun strömten Tausende zu seinem Grabe, und eine Menge Wunder wurden erzählt, die sich hier ereignet hätten. Und so groß war damals die Macht der Geistlichkeit, daß selbst der sonst so muthige Heinrich für nöthig hielt, durch eine Wallfahrt nach seinem Grabe seine Reue über die durch ihn veranlaßte That zu beweisen; er brachte barfuß und fastend eine ganze Nacht am Grabe zu, und ließ sich dann von einem Haufen von Mönchen den entblößten Rücken geißeln, worauf er Absolution erhielt. —

Mit Ludwig VII. von Frankreich war er im Kriegszustande, weil er mit dessen geschiedener Frau, Eleonore, verheirathet war. Wie schwer mußte Ludwig den begangenen Fehler, die reiche Erbin so schöner Länder von sich gelassen zu haben, bereuen!

Heinrich II. war der erste englische König, welcher Irland eroberte, das damals unter 5 Könige getheilt war (1172). Er hatte zu dieser Gewaltthat kein anderes Recht, als daß ihm der Papst (Hadrian IV.) das Land geschenkt hatte. Zwar behaupteten sich die Engländer im östlichen Theile der Insel, aber unter beständigem Kampfe mit den Eingeborenen, und so bildete sich unter diesen ein Nationalhaß gegen England, den wir noch heute fortdauern sehen.

Heinrichs Gattin Eleonore trübte den Abend seines Lebens. Sie lebte mit ihm in Unfrieden, ermordete, wie es heißt, mit eigener Hand, des Königs Geliebte, Rosamunda Clifford, und reizte ihre Söhne, sich gegen ihren Vater zu empören. Dieser hatte den Fehler Ludwigs des Frommen begangen; den ältesten, Heinrich, hatte er zum künftigen König von England krönen lassen, dem zweiten, Richard, Poitou, und dem dritten, Gottfried, Bretagne verliehen; nur der jüngste, Johann (daher mit dem Beinamen ohne Land), war noch leer ausgegangen. Zu der Empörung seiner Söhne kam noch ein

Einfall des Königs von Schottland (Wilhelm). Dieser wurde besiegt und gefangen, und mußte die Oberherrschaft Englands über Schottland anerkennen (diese Oberhoheit verkaufte Heinrich nachher, um Geld zum Kreuzzug zu erhalten); aber der Kummer über seine Söhne dauerte fort. Zwei derselben, Heinrich und Gottfried, starben vor dem Vater. Indessen war auch zwischen dem alten Könige und Philipp August von Frankreich ein Krieg ausgebrochen. Als aber die Nachricht von der Eroberung von Jerusalem durch den Sultan von Aegypten nach Europa kam, beschlossen beide Könige, Heinrich II. und Philipp August, sich zu vergleichen, um gemeinsam einen Kreuzzug zu unternehmen. Sie kamen deshalb in Gisors (Dep. der Oise) zusammen, und verabredeten das Nähere. Aber ehe noch der Zug vor sich gehen konnte, mußte der unglückliche Heinrich noch einmal die Waffen gegen seinen Sohn Richard ergreifen, der sich wieder empört hatte, und von den meisten Baronen der englischen Besitzungen in Frankreich unterstützt wurde. Dieser unnatürliche Krieg zwischen Vater und Sohn schlug zum Nachtheil Heinrichs aus; er mußte darein willigen, daß alle seine Unterthanen dem treulosen Richard huldigen sollten. Zu dieser Demüthigung kam noch eine Entdeckung, die ihm das Herz brach; er erfuhr, daß sein Lieblingssohn Johann mit den Empörern einverstanden gewesen war. Diese Nachricht schlug ihn ganz danieder. Er rief schmerzhaft aus: „Wehe dem Tage, an dem ich geboren bin, und Fluch meinen Söhnen, die ich zurücklasse!" So starb er 1189 in Chateau Chinon in Frankreich.

Um sein Gewissen zu beruhigen, unternahm der neue König von England, Richard Löwenherz, 1189—1199, sogleich den Kreuzzug, und vereinigte sich dazu mit Philipp August. Das dazu nöthige Geld zusammenzubringen, wurde Geistlichen und Weltlichen eine Abgabe aufgelegt, die man den Saladinszehnten nannte. Auch diesmal fand sich eine ungeheure Menge von Pilgern ein; man beschloß aber, statt des Landwegs durch Ungarn, lieber zur See die Reise zu unternehmen, um die Unfälle zu vermeiden, welche bis jetzt noch alle Kreuzfahrer, besonders in Klein-Asien, erfahren hatten. Die Engländer schifften sich in Marseille, die Franzosen in Genua ein, 1190, wozu Venedig, Pisa und Genua die Schiffe gaben. Die anfängliche Einigkeit wurde durch den gegenseitigen Haß beider Völker schon getrübt, als beide Könige in Messina auf Sicilien ans Land stiegen, um hier den Winter zuzubringen. Noch größer wurde der Zwiespalt, als sie im folgenden Jahre vor der Stadt Akre landeten, und diese Stadt belagerten. Denn Richard hatte auf seiner Fahrt die Insel Cypern erobert, weil die Einwohner einige englische Kreuzfahrer, die hier Schiffbruch gelitten, gemißhandelt hatten. Philipp August war über diese Besitznahme eifersüchtig. Akre in Palästina war schon seit zwei Jahren von Guido von Lusignan belagert, wurde aber sehr hartnäckig vertheidigt. Dennoch wurde endlich die Stadt erobert, weil beide Nationen sich wetteifernd anstrengten; die eine Hälfte wurde von den Engländern, die andere von den Franzosen in Besitz genommen. Herzog Leopold von Oesterreich glaubte, er habe für seine Deutschen auch das Recht, einen Theil zu besetzen, und pflanzte seine Fahne auf einem der Stadtthürme auf. Darüber ergrimmte der stolze Richard, weil ein Herzog sich Königen gleich stellen wollte, und befahl, die Fahne abzureißen und in den

Koth zu treten. Leopold war zu schwach, um widerstehen zu können; er verließ aber die Stadt, und nahm sich vor, bei Gelegenheit Rache auszuüben.

Nicht viel geringer war die Erbitterung zwischen den beiden Königen. Beide machten auf die Insel Cypern Anspruch. Auch die Pilger waren mürrisch, weil sie bei der Theilung der Beute von Akre zu kurz gekommen wären. Kurz es war nirgends Eintracht und einmüthiges Wirken. Zuerst verlor Philipp August die Lust, länger in Palästina zu bleiben, und eilte, ärgerlich über den rohen Trotz Richards, wirklich, jedoch mit Zurücklassung seiner Krieger, gegen den Herbst 1191 nach Frankreich zurück, nachdem er geschworen, während Richards Abwesenheit nichts Feindseliges gegen England zu unternehmen. Richard blieb noch, machte sich aber großer Grausamkeiten schuldig. So ließ er einmal ohne Noth 2500 wehrlose Gefangene niedermetzeln, weil Saladin das versprochene Lösegeld nicht gleich aufbringen konnte. Und das war um so schändlicher, da Saladin, obgleich kein Christ, sich so edelmüthig benahm. Die Strafe des Himmels blieb nicht aus; giftige Seuchen wütheten so verderblich in seinem Heere, daß von 300,000 Pilgern, welche vor Akre angekommen waren, nur 6000 ihr Vaterland wiedergesehen haben.

Indessen erhielt Richard aus England Nachricht, daß sein nichtswürdiger Bruder Johann, von dem lauernden Philipp August unterstützt, Anhänger werbe, um ihn vom Throne zu stoßen. Unter diesen Umständen hielt es Richard für nöthig, nach England zurückzukehren (1192). Vorher noch verrichtete er die kühnsten und ritterlichsten Thaten; daher sein Beiname Löwenherz. Einmal stürzte er sich in die Reihen der Feinde, und hieb einem Anführer mit einem Hiebe Kopf, Schulter und rechten Arm ab, und machte sich überhaupt so gefürchtet, daß noch lange Zeit nachher die saracenischen Mütter ihren Kindern, wenn diese schrieen, drohend zuriefen: „Wartet! König Richard kommt!"

Solche Tapferkeit ehrte der edelmüthige Saladin selbst an seinem Feinde. Als Richard einst krank war, schickte er ihm das schönste Obst zur Erquickung, und endlich bewilligte er den Kreuzfahrern die Seestädte Palästina's von Tyros bis Joppe, einen Waffenstillstand auf drei Jahre, und die Erlaubniß, nach Jerusalem zu wallfahrten. Daß Unzählige die Erlaubniß benutzten, versteht sich von selbst. Wie gern wäre nicht auch Richard hingepilgert! Aber er war gerade krank. Er vergoß bittere Thränen, daß er nicht gewürdigt sei, die heiligen Orte zu betreten. — Guido von Lusignan erhielt Cypern als englischer Vasall, und zum Titularkönig wurde ein Graf (Heinrich) von Champagne ernannt. Der vierte Kreuzzug fiel also fast in dieselbe Zeit, in welcher auch der dritte durch Friedrich I. unternommen war.

Bald nach Richards Abreise starb Saladin, 1193. Er hinterließ keine Schätze, aber der Segen seines Volks folgte ihm nach. Als er von seinem Sohne für dies Leben Abschied nahm, sprach er: „Verehre das höchste Wesen und befolge seine Gebote; denn es ist die Wurzel alles Guten. Vergieße kein Blut; denn es schläft nicht, sondern kommt auf dein Haupt. Erhalte dir die Herzen deiner Unterthanen durch Liebe und Sorge; denn sie sind dir von Gott übergeben. Beleidige Niemand; denn erst nach verübter Rache pflegen sich die Menschen wieder zu versöhnen. Hasse Niemand; denn Allen steht

der gleiche Tod bevor. Hast du gegen Gott gefehlt, so sei reuig; er ist barmherzig."

Richard hatte, ehe er England wiedersah, noch viel Ungemach auszustehen; der Fluch seines Vaters ruhte nicht. Ein Sturm trieb ihn ins adriatische Meer, und als er in der Nähe der deutschen Küste war, litt er zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als durch Deutschland zu reisen; da er aber zuerst durch Oesterreich gehen mußte, und hier sein Feind, Herzog Leopold, wohnte, so lag ihm Alles daran, unerkannt zu bleiben. Deshalb zog er ein Pilgerkleid an, und hoffte, daß man ihn nicht entdecken würde. Aber in Wien war er so unvorsichtig, mehr Aufwand zu machen, als man von einem armen Pilger erwarten konnte. Man wurde aufmerksam auf ihn, und — erkannte ihn. Leopold ließ ihn gleich festnehmen, und da der deutsche Kaiser, Heinrich VI., ein Sohn Friedrichs I., den Richard auch als seinen Feind ansah, weil er (Richard) mit Tankred von Sicilien gegen Heinrich im Bunde war, so gab er dem Herzog eine Geldsumme für den Gefangenen, und nahm ihn in eigene feste Verwahrung, erst in Trifels in Rheinbaiern, dann in Worms, zuletzt in Dürnstein an der (linken) Donau. (Die Burgruine steht noch.)

Was Richard bei seinem ungeduldigen und heftigen Charakter in dem Gefängnisse empfand, läßt sich denken, besonders da er erfuhr, daß sein schändlicher Bruder Johann sein Unglück benutzte, die Krone von England an sich zu reißen, und deshalb mit Philipp August ein Bündniß geschlossen hatte, dem er dafür den östlichen Theil der Normandie überlassen wollte. Ein Glück war es für Richard, daß die getreuen Engländer den Johann durchaus nicht annehmen wollten, und auch Philipp August sich nicht so schnell, als er gedacht hatte, der Normandie bemächtigen konnte. Wer weiß, ob Kaiser Heinrich jemals Richard wieder losgegeben hätte, wenn nicht der Papst dazwischen getreten wäre. Dieser drohte mit dem Banne, wenn er ihn nicht losließe. Heinrich ließ sich ein Lösegeld von 50,000 Mark bezahlen, und Richard reiste nun nach einer Gefangenschaft von länger als einem Jahre eilig nach England zurück. Keiner erschrak mehr als Johann. Die erste Nachricht bekam er durch den König von Frankreich, der ihm nur die wenigen Worte schrieb: „Nehmt euch in Acht; der Teufel ist wieder los." Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als seinen Bruder um Verzeihung zu bitten, um sich seiner Großmuth zu überlassen. Er fiel ihm zu Füßen, und erhielt Vergebung. „Ich vergebe dir," sprach Richard, „und hoffe, daß ich deine Beleidigung eben so bald vergessen werde, als du meine Gnade."

Mit Frankreich mußte Richard einen Krieg führen, dessen Ende er nicht erlebte. Er wurde im Kriege gegen den Vicomte von Limoges bei der Belagerung eines festen Schlosses (Chalus bei Limoges) durch einen Pfeil tödtlich verwundet, und starb 1199.

Sein Bruder Johann ohne Land (1199—1216) bestieg nun den englischen Thron, obgleich Arthur, Herzog von Bretagne, der 12jährige Sohn jenes Gottfried, der vor seinem Vater Heinrich II. gestorben war, ein näheres Recht hatte. Aber Johann schaffte ihn auf die Seite. Der unglückliche Jüngling war in seine Hände gefallen, und verschwand in einem festen Schlosse bei Rouen; ein Gerücht gab an, daß Johann ihn mit eigener Hand

erstochen habe. Die Mutter des Ermordeten wandte sich in ihrem Jammer an den König von Frankreich, und bat um Rache. Philipp August ergriff die Gelegenheit mit Freuden, mit Johann zu brechen, und ihn seiner Besitzungen in Frankreich zu berauben. Er berief ihn vor seinen Richterstuhl, und da er nicht erschien, erklärte er ihn des Mordes schuldig und seiner französischen Lehen verlustig. Er eroberte die ganze Normandie, die er nun wieder mit Frankreich vereinigte, und nahm auch die andern englischen Besitzungen in Besitz, während Johann ruhig zusah. Dagegen bat dieser den Papst Innocenz II. um seinen Schutz. Vergebens ermahnte dieser zum Frieden; Philipp August ruhte nicht eher, bis alle Engländer über den Canal getrieben waren.

Johann, um seine Unklugheit voll zu machen, veruneinigte sich endlich auch mit dem Papste, indem er den unter päpstlichem Einfluß gewählten Erzbischof von Canterbury nicht annehmen wollte, und die erzbischöflichen Güter einzog. Innocenz III. belegte das Land mit dem Interdict, und da Johann dennoch zu drohen und gegen die Geistlichkeit zu wüthen fortfuhr, so sprach er den Bann über ihn aus, und entband Johanns Unterthanen von ihrem Lehnseide.

Noch hielt sich Johann aufrecht, und hoffte in seiner Verblendung auf die Treue seiner Unterthanen, die ihn aber längst wegen seiner Tyrannei und Grausamkeit verachteten, und da der Papst zuletzt ihn förmlich des Thrones entsetzte, und die Vollziehung des Urtheils dem Könige von Frankreich übertrug, so fielen die Engländer von Johann ab. Jetzt erst gab Johann Alles verloren, und demüthigte sich unter die starke Hand des Papstes. Er nahm alle Bedingungen an, welche ihm der päpstliche Legat bei einer Unterredung in Dover vorschrieb: Johann mußte nicht nur der Geistlichkeit allen zugefügten Schaden ersetzen, und dem Papste vollkommnen Gehorsam versprechen, sondern auch England und Irland dem päpstlichen Stuhle abtreten, um es von diesem als Lehen wieder zu empfangen, und dafür jährlich eine bestimmte Summe bezahlen. Sodann folgte die unwürdige Feierlichkeit der Belehnung; der Legat (Pandolpho) saß auf einem Throne; Johann warf sich vor ihm nieder, schwur dem Papste Treue, und legte das Geld vor ihn hin, welches der Legat aus Uebermuth mit Füßen trat (1213). Von da eilte dieser nach Frankreich, und verbot nun dem Könige von Frankreich die Fortsetzung des Kriegs, weil Johann seine Sünden erkannt und sich mit dem päpstlichen Stuhle ausgesöhnt habe, und dessen Lehnsmann sei. Aber Philipp August wollte die Aussicht, den König Johann seiner Besitzungen in Frankreich zu berauben, nicht aufgeben, und setzte den Krieg eifrig fort, obschon er zugleich von dem Grafen von Flandern, Ferdinand, der, heimlich mit Johann im Bunde, sich geweigert hatte, an dem Zuge gegen England Antheil zu nehmen, und dem deutschen Kaiser Otto IV. angegriffen wurde. Dieser war Philipp Augusts Feind, weil sein Gegenkaiser Friedrich II. von Frankreich Unterstützung erhielt. Gegen die beiden Letzteren gewann er einen großen Sieg bei Bovines unweit Lille 1214, der ihn nicht nur augenblicklich von seinen Feinden befreite, sondern ihm auch über die französischen Großen ein solches Uebergewicht gab, wie kein König vor ihm gehabt hatte. Philipp August benutzte diesen Sieg, die königliche Macht zu vergrößern. Er vereinigte die den

Engländern abgenommenen Länder mit seinen Domänen, ohne mit ihnen Jemanden zu belehnen, und bestimmte nun die Zahl der Pairs von Frankreich. Es wurden dazu, außer 6 Erzbischöfen und Bischöfen, die Herzöge von Burgund, Bretagne und Guienne, und die Grafen von Toulouse, Flandern und Champagne ernannt. Johann, der froh war, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu erlangen, hoffte nun wenigstens in England ruhig regieren zu können. Aber die englischen Barone wollten seine Ohnmacht benutzen, um ihre Vorrechte zu erweitern. Sie verlangten, daß er ihnen die schon von Heinrich I. bewilligten, aber nachher nicht gehaltenen Freiheiten bestätige, und da er sich dessen weigerte, schlossen sie unter einander ein Bündniß, gingen bewaffnet auf den König, der nur ein Gefolge von sieben Rittern bei sich hatte, los, und zwangen ihn, so sehr er auch wüthete, ihnen einen Freiheitsbrief auszustellen. Dies ist die berühmte Magna Charta, die noch heute in England gilt und von den Engländern hoch geehrt wird. Der König entsagt darin allen Eingriffen in das bestehende Recht, verspricht ohne Bewilligung eines Parlamentes keine außerordentlichen Abgaben zu erheben, ebenso auch die alten Rechts-Gewohnheiten des Landes kräftig handhaben zu lassen. Sie wurde auf dem Felde Runnemede (Ronnimihd), unweit Windsor, 1215 vom Könige ausgefertigt und beschworen. Aber Papst Innocenz III. that als Lehnsherr von England dagegen Einspruch, und löste den vom Könige geleisteten Eid. Johann, der ohnedies nur höchst ungern die Charte unterzeichnet hatte, verwarf diese nun gänzlich, und so erhob sich ein neuer, mit Grausamkeit geführter Krieg der Barone gegen den König. Sie riefen den ältesten Sohn Philipp Augusts, Ludwig (VIII.), herüber, und boten ihm die Krone an. Der Prinz kam, konnte aber die Liebe der Engländer nicht gewinnen, da er überall seinen mitgebrachten Franzosen den Vorzug gab. Indessen hatten die heftigen Leidenschaften Johanns dessen Gesundheit zerstört, und ehe es noch zu einer Schlacht kam, starb er 1216 zu allgemeiner Freude.

Nach Johanns Tode bestieg sein 10jähriger Sohn Heinrich III. (1216 bis 1272) den englischen Thron. Anfangs führte der wohldenkende Graf Wilhelm von Pembroke als Protector die Regierung, und söhnte die Barone mit dem jungen Könige aus, und da Ludwig (VIII.) seine Ansprüche nicht aufgeben wollte, so wurde er mit den Waffen angegriffen, geschlagen und zur Verzichtleistung gezwungen. Nachdem aber Heinrich diese selbst übernommen hatte, beging er Fehler auf Fehler. Zwei Kriege, die er gegen Frankreich führte, um die verlornen Besitzungen wieder zu erkämpfen, fielen unglücklich aus; er mußte der Normandie, Anjou, Maine, Touraine und Poitou entsagen, und froh sein, daß ihm der südwestliche Theil Frankreichs (Guienne und einige kleinere Grafschaften) gelassen wurde. Während er sich in England vom Papste beherrschen und ausplündern ließ, drückte er seine Unterthanen durch Steuern, und verletzte die Magna Charta. Um den stets erneuerten Gelderpressungen des Papstes zu genügen, der mit englischem Gelde die Hohenstaufen stürzen wollte, wurden Priester wie Laien gedrückt, und jede Ungerechtigkeit ausgeübt. Selbst Alles, was der König zu seiner Kleidung und Hofhaltung bedurfte, wurde seinen Unterthanen mit Gewalt entrissen. Die englischen Großen verbanden sich gegen den Unfug, wählten zu ihrem

Haupte den Grafen von Leicester, Simon von Montfort, einen Sohn des Montfort, der sich im Albigenserkriege durch seine Wuth ausgezeichnet hatte,*) und verlangten nicht nur Abstellung der Beschwerden, sondern auch Veränderung der Verfassung. Der König, eingeschüchtert, versprach eine Versammlung nach Oxford zu berufen, wo Alles ausgeglichen werden sollte. Sie fand statt — das tolle Parlament genannt — 1558. Man ernannte eine Commission von 24 Herren aus dem Stande der Barone und Prälaten, welche die Verfassung verbessern sollten. Wirklich beschränkten sie auch den König so, daß er alle Selbstständigkeit verlor. Sobald aber die Barone uneinig wurden, ließ sich Heinrich vom Papst seines Eides entbinden, und trat wieder selbstständig auf. Dies gab das Signal zum Bürgerkriege. Die Barone zogen gegen den König zu Felde, es kam zu einer Schlacht bei Lewes (spr. Lu-is) in Sussex; der König und dessen Bruder Richard (der deutsche König) wurden gefangen genommen, und jener mußte nun in Alles willigen (1264). Leicester berief ein Parlament nach London, um durch dasselbe seine Verordnungen bestätigen zu lassen, und befahl, daß dazu auch aus jeder Grafschaft zwei Ritter, und aus den freien Städten Abgeordnete erscheinen sollten. Dies ist die erste Spur von Vertretung des englischen Volks, die Entstehung des Hauses der Gemeinen 1265; jedoch hatten diese Volksvertreter noch nicht das Recht, die Steuern zu bewilligen. Indessen änderte sich die Lage der Sachen schnell. Der älteste Sohn des Königs, der unternehmende Eduard (I.), stellte sich an die Spitze der Freunde seines Vaters, ging mit ihnen auf die Barone los, und schlug diese in der Schlacht bei Evesham (spr. Njiushemm) in Worcester-Shire (1265) so entscheidend, daß ihre Partei sich nicht wieder erholen konnte, besonders da Leicester gefallen war. Die königliche Gewalt wurde nun wieder hergestellt, wie sie vor dem tollen Parlamente gewesen war, und die Engländer beruhigten sich in der Hoffnung, daß der ritterliche Eduard besser als sein Vater regieren werde. Heinrich starb 1272.

Wir kehren nach Deutschland zurück.

Kaiser Heinrich VI., 1190—1197, der seinem Vater Friedrich I. auf dem deutschen Throne gefolgt war, regierte zu kurze Zeit, um seine hochfliegenden Pläne ausführen zu können. Mehr als Deutschland beschäftigten ihn Neapel und Sicilien, welche ihm, wie schon gesagt, seine Frau Constantia nach dem Tode Wilhelms II. (1189) zugebracht hatte. Die Einwohner sahen höchst ungern, daß sie einem Deutschen gehorchen sollten, empörten sich, und riefen einen Seitenverwandten, den Prinzen Tankred, Grafen von Lucca, zum König aus. Tankred wurde in Palermo gekrönt. Heinrich erschien in Italien, wurde in Rom gekrönt, konnte aber Neapel nicht erobern, und mußte wegen einer Seuche nach Deutschland zurück. Erst nach Tankreds Tode eroberte er Neapel und Sicilien mit Gewalt, und schreckte sie durch Grausamkeit. Dem Sohne Tankreds, Wilhelm, ließ er die Augen ausstechen, Andern glühende eiserne Kronen aufsetzen, und noch Andere wurden auf Stühle von glühendem Eisen gesetzt. Die geschreckten Königreiche gehorchten zitternd. Auch in Deutschland trachtete Heinrich nach Stärkung der kaiserlichen Gewalt, aber seine Ab-

*) Siehe Abschnitt 53.

sicht, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln, wurde vereitelt. Indem er sich zu einem Kreuzzuge anschickte, hinter welchem er wohl größere Pläne auf die Ausdehnung seiner Macht über das griechische Kaiserthum hegte, starb er plötzlich in Sicilien.

52. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. — Kreuzzug gegen Constantinopel. — Friedrich II.

(Philipp von Schwaben 1198—1208 und Otto IV. 1197—1218. Innocenz III. Kreuzzug der Franken und Venetianer gegen Constantinopel 1203 und 1204. Isaak Angelos und Alexius III. Angelos. Heinrich Dandolo. Alexius Ducas Murzuphlus und Theodor Laskaris. Eroberung von Constantinopel. Lateinisches Kaiserthum bis 1261. Balduin von Flandern. Reich von Nicäa. Trapezuntisches Reich. Michael Paläologos, Wiederhersteller des griechischen Kaiserreichs 1261. — Friedrich II. 1212—1250. Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX. Kreuzzug Friedrichs 1228—1229. Einnahme von Jerusalem 1229. Frieden von St. Germano. Empörung des Prinzen Heinrich und der Lombarden. Isabella von England. Friedrich in Italien. Ezzelino da Romano. Schlacht bei Corte nuova 1237. — Dschingis-Chan 1206—1227. Mongolenschlacht bei Kloster Wahlstatt 1241. — Innocenz IV. seit 1241. Kirchenversammlung in Lyon 1245. Friedrich im Bann. Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, Gegenkönige 1246 und 1247. Enzio. Peter de Vineis. Friedrichs Tod.)

Als Heinrich VI. starb, war sein Sohn Friedrich erst vier Jahre alt. In Neapel und Sicilien wurde er zwar König, aber die Deutschen wollten kein Kind zum Herrscher, und konnten sich über die Wahl nicht einigen. Der unselige Zwiespalt der Häuser der Gibellinen und der Guelfen brach wieder aus. Jene wählten den Bruder Heinrichs VI., **Philipp von Schwaben, 1197—1208**, und diese den Sohn Heinrichs des Löwen, **Otto IV. von Braunschweig, 1198—1218.**

Der Bürgerkrieg zwischen den beiden Königen brach aus; Deutschland wurde zerspalten und verwüstet. Anfänglich stieg Otto's Macht, und der Papst erklärte sich für ihn; Philipp aber, ein tüchtiger Fürst, obwohl von sanftem und feinem Wesen, verlor den Muth nicht, hielt seine Feinde und abtrünnigen Freunde nieder und war nahe daran, die Oberhand zu gewinnen; da wurde er vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den er beleidigt hatte, aus Rache ermordet. Dieser, ein Neffe jenes obenerwähnten Wittelsbachers, hatte — so wird erzählt — von Philipp das Versprechen erhalten, die Kaisertochter zur Gattin zu bekommen; aber später hatte der Kaiser Bedenken getragen, sein Wort zu halten, weil Otto ein heftiger, roher Mann war. Dagegen hatte er ihm einen Empfehlungsbrief an den Herzog von Schlesien, Heinrich den Bärtigen, versprochen, ihm auch angeblich einen solchen gegeben. Otto hatte den Brief geöffnet, und darin gefunden, daß der Kaiser ihn als einen hochfahrenden Mann geschildert, und den Herzog vor ihm gewarnt hatte. Diese Doppelzüngigkeit machte ihn wüthend; er eilte nach Bamberg, drang in das kaiserliche Zimmer, und erschlug den Kaiser 1208. Otto von Braunschweig wurde nun zwar von allen Deutschen als Kaiser anerkannt, aber viel hat er nie bedeutet. Mit dem schlauen und ehrgeizigen Papst **Innocenz III., 1189—1216**, der ihn doch ganz besonders begünstigt hatte, überwarf er sich, weil er ihm mehr versprochen hatte, als er halten wollte oder konnte, und dieser

beförderte daher die Wahl des jungen Friedrich, der auch wirklich 1212 zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Otto ließ sich das ruhig gefallen, ließ sich in eine Verbindung mit Johann ohne Land und mit dem Grafen von Flandern gegen Philipp August von Frankreich ein, und wurde von diesem in der Schlacht bei Bovines (1214) aufs Haupt geschlagen. Gedemüthigt ging er auf seine Familiengüter, und starb 1218 auf der Harzburg.

Ehe wir Friedrichs II. Regierung erzählen, müssen wir des Kreuzzugs der Venetianer gegen Constantinopel erwähnen 1203 und 1204. Nach dem Aussterben der Familie der Komnenen (1185) war Isaak Angelos griechischer Kaiser geworden, ein schwacher und grausamer Mann. Nach einer zehnjährigen Regierung hatte ihn sein eigener Bruder Alexius III. Angelos vom Throne gestürzt, ihm die Augen ausstechen lassen, und ihn in ein Kloster in Pera (1195) gesperrt. Indessen war des blinden Isaak Sohn, der auch Alexius hieß, zum Jüngling herangewachsen. Der Jammer seines Vaters trieb ihn zu einem Versuch, ob er vielleicht im Abendlande Hülfe zur Entthronung seines Oheims finden könnte, mit dessen schlechter Regierung die Griechen höchst unzufrieden waren.

Während dieser Vorgänge war auf des Papstes Innocenz III. Betrieb in Frankreich und Italien ein neuer Kreuzzug vorbereitet worden. Fulco von Neuilly, ein beredter Cisterzienser, übernahm die Rolle des Peter von Amiens, reiste in Frankreich umher, und gewann viele Ritter für den Kreuzzug. Viele französische Große hatten sich dazu entschlossen, den Markgrafen Bonifaz von Montferrat zum Anführer gewählt, und waren mit Venedig wegen der Ueberfahrt nach Palästina in Unterhandlung getreten. Man kam über eine bestimmte Summe überein; da es aber zur Abfahrt kommen sollte, fand es sich, daß das Geld der Kreuzfahrer nicht hinreichte. In dieser Verlegenheit wurde endlich ein Ausweg gefunden: die Venetianer waren bereit, mit dem, was an der bedungenen Summe noch fehlte, Geduld zu haben, wenn dagegen die Kreuzfahrer ihnen beistehen wollten, die Stadt Zara in Dalmatien, auf welche jene Ansprüche hatten, zu erobern. Den Zug begleitete der 94jährige Doge von Venedig, Heinrich Dandolo, obgleich fast erblindet, doch noch von männlicher Kraft. Zara ergab sich alsbald (1203). Hier fand sich der Prinz Alexius ein, und vermochte die Kreuzfahrer durch große Versprechungen, ihm zur Vertreibung seines Oheims behülflich zu sein. Man segelte also weiter, und endlich langte die stolze Flotte an der asiatischen Küste, Constantinopel gegenüber, an. Diese Stadt bildet ein Dreieck, dessen Spitze sich da befindet, wo die Meerenge des Bosphoros in das Meer von Marmora mündet; die südliche Mauer zieht sich also längs dieses Meeres hin, die nördliche wurde durch das goldene Horn, einen vom Bosphoros nach Westen sich hinziehenden Meerbusen, der zum Hafen dient, begränzt, so daß sich die Grundlinie des Dreiecks im Westen befindet. Die Kreuzritter, neben ihnen die gesattelten Pferde, fuhren auf den Palandern (breiten Schiffen) hinüber, und stiegen, da die feigen griechischen Reiter die Flucht ergriffen, bei Pera ungehindert ans Land. Am andern Tage sprengten sie die eiserne Kette, welche den innern Hafen sperrte, und bemächtigten sich desselben. Dann wurde beschlossen, daß die Franzosen die westliche Mauer bestürmen, die Venetianer aber zu Schiffe vom Hafen aus die nördliche Mauer angreifen sollten. Während jene von

den Pisanern und andern Hülfstruppen der Griechen zurückgeschlagen wurden, ruderten die Schiffe heran. Dandolo, der fast blinde Greis, stand in voller Rüstung auf dem Vordertheil seiner Galeere; vor ihm wallte die Markusfahne. Am Ufer sprang er ans Land, die Venetianer ihm nach; sie stürmten die Hafenmauer, pflanzten die Fahne darauf, und bald waren 25 Mauerthürme in ihren Händen. Dennoch hätten die Griechen, wenn sie einigen Muth besessen, durch ihre Menge die Kreuzfahrer erdrücken können. Aber der elende Kaiser verlor den Muth; er flüchtete sich auf einem mit seinen Schätzen beladenen Schiffe. Die Höflinge holten alsbald den blinden Isaak aus seinem Kerker, und setzten ihn wieder auf den Thron. Er bestätigte die Versprechungen, die sein Sohn den Kreuzfahrern gemacht hatte, und wies ihnen die nördlich vom Hafen gelegenen Vorstädte Pera und Galata zur Wohnung an, damit in der Stadt selbst keine Reibungen zwischen Griechen und Franken entständen. Dennoch loderte bald der Haß der Griechen gegen die Fremden auf, da der blinde Kaiser, um den Kreuzfahrern die versprochene Summe zu bezahlen, drückende Steuern auflegen, sogar das Kirchensilber angreifen mußte. Dazu kam ein fürchterlicher Brand, den die Fremden veranlaßten. Venetianer, Pisaner und Flandrer hatten sich vereinigt, das Viertel, in welchem die Sarazenen wohnten, auszuplündern, weil es gegen die sogenannten Ungläubigen erlaubt schien. Da aber die Angegriffenen sich wehrten, legten die Flandrer Feuer an die nächsten Häuser. Der Brand griff so furchtbar um sich, daß er 8 Tage lang währte, und der dritte Theil der Stadt in Asche sank. Die Griechen murrten nicht allein über die Zügellosigkeit der Fremden, sondern auch über den jungen Alexius, der diese hergeführt, und auf der andern Seite waren auch die Kreuzfahrer mit ihm unzufrieden, daß er seine Versprechungen nicht erfüllt habe, und kündigten ihm zuletzt Fehde an, so daß der Krieg zwischen Griechen und Franken aufs Neue ausbrach. An die Spitze der Griechen stellte sich des geflüchteten Alexius Schwiegersohn, der Oberkämmerer Alexius Ducas, der von seinen starken Augenbrauen den Beinamen Murzuphlus führte, und rief sie zur Vertheidigung auf Er gewann das Volk, ließ sich zum Kaiser ausrufen, bewog den blinden Isaak und seinen Sohn, sich vor der Wuth des Volks zu flüchten, und ließ Beide in dem Schlupfwinkel, den er ihnen zur Rettung angewiesen hatte, erdrosseln (1204). In der That zeigte er ungewöhnlichen Muth, und führte die Griechen gegen die Feinde; aber das Volk war zu feige, und war keiner bleibenden Begeisterung fähig. Jetzt griffen die Kreuzfahrer die Stadt aufs Neue an, indem sie von Pera und Galata den Hafen überschifften, und die nördliche Stadtmauer bestürmten. Murzuphlus, der sein Zelt auf dem Trümmerhaufen aufgeschlagen hatte, schlug den ersten Angriff zurück. Drei Tage darauf erneuerten die Kreuzfahrer den Sturm; je zwei an einander gekettete Galeeren griffen einen Thurm an; bis Mittag widerstanden die Griechen. Da senkten zwei Galeeren ihre Leitern auf einen Thurm; ein Franzose und ein Venetianer schwangen sich zuerst hinüber; bald waren vier Thürme erstiegen, drei Thore gesprengt, das ausgebrannte Stadtviertel und das Zelt des Murzuphlus gewonnen. Dieser verbarg sich bis zur Nacht, und rief sodann, die Straßen durchlaufend, das Volk noch einmal zur Vertheidigung auf. Da aber die feigen Griechen jeden Kampf verweigerten, nahm er seine Familie, bestieg eine Barke, und entfernte sich

aus der Stadt. Späterhin wurde er von den Lateinern gefangen, und zur Strafe, daß er den jungen Alexius ermordet, von einer hohen Pyramide hinabgestürzt. Noch einen, aber eben so vergeblichen Versuch zur Vertheidigung machte ein edler Grieche, Theodor Laskaris; auch er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Eben rüsteten sich die Kreuzfahrer, um ihre Angriffe auf die Stadt, die sich Straße für Straße noch einen Monat hätte vertheidigen können, fortzusetzen, als sich ihnen ein langer Zug von Priestern und Weibern, Kreuze und Heiligenbilder vor sich hertragend, näherte, und für die Stadt um Gnade bat. So hatte eine Handvoll tapferer Kreuzfahrer den griechischen Kaiserthron umgestürzt. Die erbetene Gnade wurde der Stadt nicht gewährt; denn schon hatten die Fremden die Plünderung derselben und die Theilung der Beute verabredet. Diese Plünderung begann nun, und war von allen den Greueln begleitet, welche Habgier und Rohheit zu erzeugen pflegen. Die Kirchen wurden so gut wie die Privathäuser beraubt; man trieb Pferde und Maulthiere in das Innere der Tempel, um sie mit dem Kirchenraube zu beladen, bemächtigte sich zuerst alles dessen, was sich ungesucht darbot, mißhandelte dann die Einwohner, um ihnen das Verborgene zu erpressen, und trieb sie zuletzt aus ihren Wohnungen. Fast alle Reiche und Vornehme verließen die Stadt in elende Lumpen gehüllt zu Fuß, laut jammernd über ihren Verlust und über den Fall des Vaterlandes, und verfolgt von dem Hohne der untersten Volksklassen, die sich über das Elend derer, die bisher von ihnen beneidet waren, freuten. Der Schätze waren so viele, daß ein Augenzeuge (der Franzose Villeharduin) versichert: seit dem Beginn der Zeiten sei nie so viel in einer Stadt erbeutet worden. Ein großer Theil der Kunstwerke wurde durch die Rohheit der Soldaten zerstört; nur die vier schönen korinthischen Pferde von Erz, die noch heute auf dem Giebel der Markuskirche stehen, wurden fortgeführt. Zum Kaiser des neuen lateinischen Kaiserthums — so wurde es genannt — wählten die Kreuzfahrer den Grafen Balduin von Flandern; aber er bekam nicht das ganze Land; es wurde in mehrere größere und kleinere Länder getheilt, von denen der Markgraf Bonifaz Makedonien und Thessalien mit dem Titel eines Königs von Thessalonich, die Venetianer aber die Küstenstriche, Kreta und einige Inseln erhielten.

Balduin hat traurig geendet. Schon im folgenden Jahre wurde er von den Cumanen und Wallachen, die von den Griechen zu Hülfe gerufen waren, gefangen. Der Fürst dieser beiden Völker ließ ihm die Beine bis an die Kniee, und die Arme bis an die Ellbogen abhauen, und ihn dann in einen Abgrund stürzen, wo er erst am dritten Tage seinen Geist aufgab. (?)

In Asien dagegen konnten die Lateiner keinen festen Fuß fassen. Hier stiftete der vorerwähnte Theodor Laskaris, Schwiegersohn Alexius' III., im mittleren und nördlichen Klein-Asien ein neues Reich, das Reich von Nicäa, während zwei Verwandte des Hauses der Komnenen aus den Ländern Paphlagonien und Pontos am schwarzen Meere das trapezuntische Kaiserthum errichteten, das aber nie bedeutend wurde, und noch im 13ten Jahrhundert sich wieder mit dem griechischen vereinigte. Unter beständigen Kämpfen mit den Griechen, namentlich mit den Kaisern von Nicäa, behauptete sich das lateinische Reich nur 57 Jahre, bis 1261, wo Michael Pa-

läologos, der Kaiser von Nicäa, Constantinopel eroberte, und das griechische Reich wieder aufrichtete.

Doch wir kehren wieder nach dem Abendlande zurück. Friedrich II., **1212—1250**, ein Enkel Friedrichs I., war ein feingebildeter, Künste und Wissenschaften liebender, ritterlicher König, und gewiß würde er Deutschland recht glücklich regiert haben, wäre er nicht auch König von Neapel und Sicilien gewesen. Diese Länder, die damals noch weit blühender waren, als jetzt, lagen ihm sehr am Herzen, und verwickelten ihn in Streit mit dem Papste, dem er zuletzt unterlag.

Als Friedrich II. 1212 zum deutschen Könige gewählt wurde, war Innocenz III. Papst (1198—1216), einer der schlausten Männer, die je auf dem päpstlichen Stuhle saßen. Er gab die Wahl Friedrichs nur unter der Bedingung zu, daß er versprach, seinem Sohne Heinrich die Regierung seiner Länder in Italien zu übergeben, damit nicht ein und derselbe Mann über Deutschland und jene schönen Länder gebiete, — und einen Kreuzzug so bald als möglich zu unternehmen. Mit unendlichen Schwierigkeiten gelangte der junge Friedrich (über Chiavenna, Chur und Constanz) nach Deutschland, da Otto und dessen Anhang die Pässe besetzt hielten. Innocenz starb schon 1216. Sein Nachfolger Honorius III. war ein sanfter, friedliebender Mann. Er erinnerte zwar Friedrich oft an seine Versprechungen, aber er ließ sich durch dessen Versicherung, bald einen Kreuzzug zu veranstalten, immer wieder beruhigen. Wirklich wäre es auch thöricht gewesen, wenn Friedrich, der in Deutschland alle Hände voll zu thun hatte, die Streitigkeiten der Großen zu schlichten, jetzt nach Palästina hätte ziehen wollen. Weit mehr lag ihm am Herzen, seinen ältesten Sohn Heinrich zum deutschen König und zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, und er hatte die Freude, daß die deutschen Fürsten ihn wirklich (1220) wählten. Nun überließ er Deutschland diesem seinen Sohne und der für ihn eingesetzten Regierung, und konnte sich ganz seinen italienischen Ländern widmen. Dem Papste war das zwar nicht recht, indessen ließ er sich von Friedrich beschwichtigen, und ertheilte ihm selbst in Rom die Kaiserkrönung, wobei aber Friedrich sein Versprechen, den Kreuzzug recht bald zu unternehmen, erneuern mußte. Dann zog der neue Kaiser nach Neapel, und gefiel sich hier so gut, daß zwar immer vom Kreuzzuge die Rede war, es aber nicht dazu kam, ob er gleich als Gatte der Jolantha, Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann v. Brienne, ein persönliches Interesse daran hatte. Endlich riß dem Papste die Geduld, und er erklärte, daß Friedrich in den Bann verfallen sei, wenn er nicht binnen zwei Jahren nach Palästina absegelte. Aber ehe noch die Frist abgelaufen war, starb Honorius (1227), und Gregor IX. wurde Papst.

Gregor war ein schon mehr als 80jähriger, aber schöner, kräftiger Greis, und von so unbeugsamer Hartnäckigkeit, daß er fest entschlossen war, dem Kaiser, den er als einen natürlichen Feind der päpstlichen Gewalt betrachtete, in nichts nachzugeben. Sein erster Brief an Friedrich erinnerte diesen an den Kreuzzug, und zwar so eindringlich, daß er wohl einsah, er müsse nun Ernst machen. Er schiffte sich (in Brindisi) daher 1227 auch wirklich ein; aber eine Seuche war bereits unter den Pilgern eingerissen, und er selbst

wurde davon ergriffen, so daß er nach einer dreitägigen Seefahrt nach Neapel zurückkehren mußte. Gregor war außer sich vor Wuth, behauptete, die Krankheit Friedrichs wäre Verstellung gewesen, und that ihn ohne Umstände in den Bann. Dagegen erließ Friedrich ein heftiges Schreiben, in welchem er den Mißbrauch des Bannstrahls und die gänzliche Verdorbenheit der Nachfolger des heiligen Petrus auseinander setzte.

Um nun zu zeigen, daß er es wirklich mit dem Kreuzzuge ehrlich meine, schiffte sich Friedrich im folgenden Jahre 1228 wieder ein, und landete glücklich in Akre. Die hier befindlichen Christen, besonders die Templer und Johanniter, nahmen ihn mit Entzücken auf; aber die Freude währte nicht lange. Denn war es bisher ein Verbrechen gewesen, daß Friedrich den Kreuzzug nicht unternahm, so erzürnte sich jetzt der Papst, daß jener ohne sein Geheiß und als ein mit dem Banne Behafteter ihn unternommen habe, und schickte ihm zwei Minoriten nach, welche dem Patriarchen von Jerusalem, den Rittern, ja allen Christen streng verboten, dem Kaiser zu gehorchen. Dieser mochte sich rechtfertigen, wie er wollte, Alles zog sich von ihm wie von einem Verpesteten zurück. Aber der wackere Friedrich ließ sich dadurch nicht irren. „Gut!" sprach er, „wollt ihr mir nicht gehorchen, so gehorchet wenigstens Gott." Und nun machte er seine Befehle nicht in seinem Namen, sondern im Namen Gottes und der Christenheit bekannt. Das half; nun folgten ihm die Meisten gen Jerusalem. Er richtete mehr durch Güte aus, als seine letzten Vorgänger durch Gewalt. Es gelang ihm nämlich, mit dem Sultan von Aegypten el Kamel einen Waffenstillstand und einen Vertrag abzuschließen, durch welchen ihm dieser Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und andere den Christen heilige Oerter friedlich einräumte, wogegen Friedrich den Festungen und der Wiedereroberung des ganzen Palästina entsagte. Am 17. März 1229 hielt Friedrich mit freudeklopfendem Herzen seinen Einzug in Jerusalem, und setzte sich in der Kirche die Krone selbst aufs Haupt; denn durch seine Frau Jolantha hatte er das nächste Anrecht auf das Königreich Jerusalem. Dann eilte er nach Italien zurück. Der rachsüchtige Gregor war nämlich im Verein mit Friedrichs treulosem Schwiegervater, Johann von Brienne, mit einem Heere Schlüsselsoldaten*) in Neapel eingefallen, wurde aber, sobald Friedrich gelandet war, schnell wieder herausgetrieben, und endlich gar genöthigt, in St. Germano Frieden zu schließen und den Bann zu lösen.

Nun schien es, als wenn Friedrich einige Ruhe genießen sollte. Aber so gut sollte es diesem Kaiser nie werden. Denn nun empörten sich Mailand und die andern guelfischen Städte der Lombardei, und Gregor unterstützte sie heimlich, weil ihm daran lag, daß Friedrich nicht zu mächtig werden sollte. Aber ein größerer Kummer war dem Kaiser noch aufgespart. Sein Sohn Heinrich, der deutsche Reichsverweser, empörte sich gegen ihn (1235). Zwischen Beiden war ein fremdes, kaltes Verhältniß. Sie waren einander lange fern gewesen, und daher keine Liebe zwischen ihnen aufgekommen. Auch hatte Friedrich ihn kalt empfangen, und seine Regierungsmaßregeln hart getadelt;

---

*) Päpstliche Truppen.

er nahm die Klagen der Fürsten gegen Heinrichs durchgreifende Maßregeln an, tadelte seinen Sohn, und befahl demselben, das vermeintliche Unrecht wieder gut zu machen, zerstörte Burgen wieder aufzubauen, und dergleichen mehr. Er hatte ihm auch manchmal wegen seiner üppigen Lebensart Vorstellungen gemacht; das war dem stolzen Jüngling unerträglich, nichtswürdige Schmeichler regten ihn noch mehr an; er vergaß alle Pflichten der Dankbarkeit und des Gehorsams, und machte mit den Lombarden einen Bund gegen seinen königlichen Vater. Nothgedrungen zog Friedrich gegen seinen Sohn zu Felde. Sobald er nach Deutschland kam, empfingen ihn die Fürsten mit Ehrerbietung, und erklärten auf einem Reichstage in Regensburg seinen Sohn für schuldig. Dadurch verlor dieser allen Muth, und flehte die Gnade des Kaisers an. Zwar verzieh ihm dieser auch auf einem Reichstage in Worms; da aber der Sohn seine Umtriebe wieder erneuerte, ließ ihn der Kaiser in ein festes Schloß (St. Felice) nach Apulien bringen, wo er sieben Jahre darauf starb.

Auf dieses traurige Geschäft folgte ein fröhlicheres. Friedrich war Wittwer, und warb um die schöne Isabella, die Schwester des Königs von England, Heinrichs III. In Cöln, der reichsten deutschen Handelsstadt damals, wurde sie mit ungemeiner Pracht empfangen. An 10,000 Bürger und Jünglinge zogen ihr frohlockend entgegen, Alle in festlichen Kleidern und herrlich geschmückt. Viele ritten stattliche Rosse, schwenkten die Lanzen, und führten, die Rosse hin und wieder tummelnd, Ritterspiele auf. Auch kamen ihr auf trockenem Boden prächtige Schiffe entgegengefahren. Sie wurden von Pferden gezogen, die aber nicht gesehen wurden, weil sie sich unter den Schiffen befanden, und mit purpurnen Decken bedeckt waren. In den Schiffen saßen Geistliche, welche, von Orgeln begleitet, liebliche Gesänge ertönen ließen. Als die Braut in den Straßen der Stadt an allen Fenstern, auf allen Balconen die frohe Menge erblickte, nahm sie den Schleier ab, und grüßte freundlich. Dafür priesen Alle ihre ausnehmende Schönheit und Herablassung. Die deutschen Ritter schenkten ihr eine kostbare Wiege, deren Decke aufs Kunstreichste aus Elfenbein, Gold, Muscheln und Perlen zusammengesetzt war. Die Hochzeit wurde in Worms gefeiert (1235).

Dann hielt Friedrich einen großen Reichstag in Mainz, der von 85 Fürsten und hohen Prälaten, 12,000 Edeln und unzähligem Volk besucht wurde. Heinrichs Schuld wurde hier nochmals anerkannt, und Friedrichs andrer Sohn Conrad zu seinem Nachfolger erwählt. Friedrich vertrug sich auch mit dem welfischen Hause, indem er den Sohn Otto's IV., Otto das Kind, das Haupt des welfischen Hauses, zum Herzog von Braunschweig und Lüneburg ernannte, und gab viele nützliche Anordnungen, die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Unter Anderem setzte er zur besseren Befolgung des Landfriedens das Amt eines kaiserlichen Hofrichters ein, der Jedermanns Streitigkeiten anhören und entscheiden sollte, ausgenommen die Sachen der Fürsten.

Nach dieser kurzen Ruhe mußte der Kaiser nach Italien (1236) zurückkehren, wo die lombardischen Städte in offener Empörung gegen ihn waren. Aber dies Mal war er überaus glücklich, eroberte mehrere Städte, und schlug die Mailänder in einer großen Feldschlacht bei Corte nuova 1238. Be-

sonders behülflich war ihm bei Bezwingung der Städte der schreckliche Ezzelino da Romano, Herr von Verona, sein Schwiegersohn. Dieser Mann zeigte recht, was auch bei den schönsten Anlagen aus dem Menschen werden kann, wenn keine Furcht vor Gott im Herzen wohnt. Seine gränzenlose Herrschsucht machte ihn zum blutdürstigen Tiger gegen die, welche ihm im Wege standen, oder seinen Argwohn aufregten. In allen ihm unterworfenen Städten ließ er Ströme von Blut fließen, namentlich in Padua, wo er 12,000 Bürger tödten ließ. Seine Gefängnisse reichten nicht hin, alle die ihm Verdächtigen zu fassen; er ließ daher neue bauen, und besuchte sie oft selbst, um sich zu überzeugen, daß durch keinen Spalt ein verlorner Sonnenstrahl eindringe, und sich an den Qualen der Unglücklichen in diesen finstern, höllenähnlichen Löchern zu weiden. Manchen ließ er die Augen ausquetschen, oder Nasen und Beine abschneiden, und gab sie dann dem öffentlichen Elende Preis*). Die besiegten Lombarden baten nach der Schlacht um Frieden; aber der Kaiser wollte durchaus, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergäben. Dessen weigerten sie sich aber; lieber wollten sie unter ihren Schilden sterben, sprachen sie, als vor Hunger oder am Galgen umkommen. Man redete dem Kaiser zu, an das Beispiel seines Großvaters Friedrichs I. zu denken. „Ihr habt ein so schönes Reich," sprach Einer, „ihr habt Alles, was einen Menschen beglücken kann. Um Gottes Willen, warum stürzt ihr euch in diese neue Fehde?" — „Es ist wahr," antwortete Friedrich, „aber der Ehre wegen kann und will ich nicht zurück." Daß Friedrich hier so unbillig dachte, war der Anfang seines Unglücks. Auch der alte Gregor stand jetzt wider ihn auf (1239), trat öffentlich auf die Seite der Lombarden, und schleuderte aufs Neue den Bannstrahl gegen ihn. Nun begann ein Kampf zwischen Kaiser und Papst von einer Heftigkeit, wie man es noch nie gesehen hatte, ja Gregor predigte sogar das Kreuz gegen den Kaiser. Vor aller Welt ergossen sie ihren Unwillen in den heftigsten Schmähungen. Dennoch war, so lange Gregor lebte, das Glück auf Friedrichs Seite, und als Gregor die Nachricht erhielt, daß Friedrichs Sohn Enzio, König von Sardinien, mit einer pisanischen Flotte die genuesische, auf welcher viele Bischöfe sich von Nizza nach Rom zu einem vom Papst ausgeschriebenen Concil überfahren ließen, geschlagen, vernichtet, und jene Geistlichen aufgefangen hätte, kränkte er sich so, daß er vor Aerger starb, 1241.

In diesem Jahre ereignete sich eine Begebenheit, die Europa in große Gefahr brachte. Unter dem Volke der Mongolen war 1206 ein großer König aufgetreten, Temudschin, Dschingis-Chan genannt. Er hatte

---

*) Dieser Tyrann lebte noch bis 9 Jahre nach Friedrichs II. Tode. Da endlich kam des Himmels Rache über ihn. Er wurde in einer Schlacht verwundet, und von den Mailändern gefangen genommen. „Der gefangene Ezzelino," erzählt ein alter Geschichtschreiber (Rolandini), „verschloß sich in drohendes Schweigen. Er heftete den trotzigen Blick auf die Erde; kein Laut entfuhr ihm. Indessen strömten von allen Seiten Volk und Soldaten herbei, um diesen einst so gewaltigen Mann zu sehen, dem an unmenschlicher Grausamkeit noch kein Fürst der Erde geglichen hatte, und laut erscholl aller Orten der allgemeine Jubel." Man ließ seine Wunden verbinden, er aber wies die Aerzte unwillig zurück, riß seine Wunden auf, wälzte sich auf dem Boden seines Gefängnisses, und hauchte am 11ten Tage seiner Gefangenschaft seine giftige Seele aus.

als glücklicher Eroberer zuerst China erobert, dann fast ganz Asien durchstürmt. Als er 1227 gestorben war, setzten seine Söhne, Oktai, Tschagatai und Tuli, und Enkel die Eroberungen fort; Nichts widerstand ihren Waffen; selbst der russische Czar, Alexander Newski, wurde in die Flucht gejagt. Einer der Enkel, Batu, zog endlich selbst durch Polen, über die Karpathen nach Ungarn, das er nach mehreren blutigen Schlachten überwand; ein anderer Haufe Mongolen, die man im Abendlande auch Tartaren nannte, drang durch Polen bis an die Oder, verbrannte Breslau und kam in die Gegend von Liegnitz. Der Kaiser, alle Kräfte in seinem Streite mit dem Papste bedürfend, konnte nur zur Abwehr der wilden Horden auffordern. Herzog Heinrich II. von Niederschlesien trat mit seinen Schlesiern und einem Zuzuge Polen den Feinden entgegen; auch einige deutsche Ordensherren aus Preußen waren herbeigeeilt. Auch der Schwager des Herzogs, Wenzeslaw von Böhmen, war mit einem Heere im Anzuge; als aber der verwüstende Schwarm herannahte, erwartete Heinrich den Beistand nicht. Die Schlacht geschah am 9. April 1241 eine Meile östlich von Liegnitz. Wahlstatt ist das Feld genannt worden, und ein Kloster ist dort erbaut. Zwar siegten die Mongolen durch die Ueberzahl, der Herzog selbst wurde erschlagen; aber sie hatten die Tapferkeit der Deutschen fürchten gelernt, und kehrten um. Nachdem sie mit den Nasen und Ohren der Erschlagenen als Siegeszeichen viele Säcke angefüllt hatten, wandten sie sich über Ungarn nach den Steppen Asiens zurück. Ein andrer Enkel des großen Chans (Hulaku) nahm Bagdad im Sturm ein, wobei 200,000 Einwohner erschlagen wurden, und machte dem Kalifat Bagdad ein Ende*).

An Gregors IX. Stelle wurde Innocenz IV. zum Papst gewählt, noch klüger, schlauer, unternehmender und unversöhnlicher als jener. Eben als Friedrich sich Mühe gab, mit ihm sich zu versöhnen, und der Papst sich stellte, als wollte er dazu die Hand bieten, entfloh er heimlich von Rom nach Lyon 1245, weil er in Frankreich ungehinderter handeln konnte, und berief eine Kirchenversammlung dahin, um hier seinen Feind ganz zu Boden zu treten. Er beschuldigte ihn des Meineides, der Ketzerei und der Gottlosigkeit, und so beredt auch Taddeo de Suessa, des Kaisers Gesandter,

*) Batu führte 500,000 Reiter auf kleinen, mageren, aber ausdauernden und schnellen Pferden, bewaffnet mit Lanzen, Bogen, krummen Schwertern, kleinen Schilden aus Weidengeflechten, die Reichern mit Schienenpanzern von Leder oder Eisen. Zugleich zog mit ein zahlloser Troß von Weibern, Kindern, Sclaven und Heerden aus den Steppen am caspischen Meere. Der Sieg war ihnen gesichert durch die strengste Mannszucht und die größte Beweglichkeit. Nach einem unermeßlichen Pfeilregen warfen sie sich auf den Feind, wichen dann schnell wieder zurück, um aufs Neue anzugreifen oder den Feind einzuschließen. Fürchterlich war das Schicksal der Besiegten. Alle waffenfähige Mannschaft wurde niedergehauen, die Weiber ermordet oder zu Sclaven gemacht, und die Oerter von Grund aus zerstört. Dschingis-Chan hatte einmal Gefangene in 80 Kesseln sieden lassen, und sich gerühmt, die Einwohner von Samarkand mild behandelt zu haben, weil er nur 30,000 derselben habe erschlagen und die übrigen 30,000 als Sclaven verkaufen lassen. Als Batu Rjäsan in Rußland erstürmt hatte, ließ er alle Einwohner tödten; Viele wurden gespießt, geschunden, zur Zielscheibe von Bogenübungen gebraucht oder ihnen Nadeln und Holzsplitter unter die Nägel getrieben. „Es blieb," wie eine Chronik sagt, „kein Seufzender noch Weinender übrig, sondern Alle lagen als Todte vereint." So ging den Mongolen der größte Schrecken voran.

diesen zu vertheidigen sich Mühe gab, so sprach doch der Papst und das Concilium den Bann über ihn aus. „Das Maaß seiner Frevel ist voll," rief er, „Gott verstößt ihn von seinem Angesichte, und nimmt ihm die Königs- und Kaiserkrone." Dann drehten Alle, zum Zeichen der Verwünschung, die brennenden Kerzen um, die sie in der Hand trugen, und löschten das Licht aus. Taddeo aber schlug sich im tiefen Schmerze an die Brust, und rief: „Dies ist ein Tag des Wehs und des Jammers!" So verließ er den Saal. Als Friedrich erfuhr, daß man ihn entsetzt habe, warf er einen finstern Blick über die ihn gerade umgebende Menge hin, und sprach: „So hat mich denn dieser Papst in seiner Synode verworfen; er hat mich meiner Krone beraubt. Geht und bringt mir meine Kleinodien." Aus der ihm dargereichten Schachtel nahm er eine der Kronen, setzte sie sich aufs Haupt, und rief, sich mit drohendem Blicke erhebend: „Nein! noch ist sie nicht verloren, meine Krone! und ehe ich sie hingebe, müssen noch Ströme von Blut fließen."

Leider gingen auch diese Worte in Erfüllung; denn der Papst suchte überall dem Kaiser offene und heimliche Feinde zu erwecken, und Friedrich bot alle seine Kräfte auf, den Kampf siegreich zu bestehen. Auf Innocenz' Betrieb wählten viele deutsche Bischöfe (Mainz, Trier, Cöln, Bremen u. s. w.) 1246 einen andern König, Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen, den man spottweise den Pfaffenkönig nannte, weil fast nur die Bischöfe und Aebte auf seiner Seite waren. Dieser Mann nahm die ihm dargebotene Krone nur ungern an, und starb schon nach 9 Monaten an einer Wunde, die er in einem Treffen bei Ulm gegen des Kaisers Sohn Conrad erhalten hatte. Darauf wurde auf des Papstes Betrieb und durch sein Geld von Friedrichs Feinden der erst zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland (1247—1256) gewählt, ein Mann von weniger Kraft. Während sich Conrad, Friedrichs Sohn, mit ihm und seiner Partei tapfer in Deutschland herumschlug, hatte Friedrich mit den Lombarden alle Hände voll zu thun. Aber diese Kriege waren es weniger, die seinen hohen Geist beugten, als nagender Herzenskummer. Die Einwohner von Bologna (1249 bei Fossalba) hatten seinen liebsten Sohn, Enzio, gefangen genommen, und weigerten sich hartnäckig, ihn jemals wieder frei zu geben. Auch ist er wirklich in der Gefangenschaft, erst nach 22 Jahren, gestorben. Ferner wurde ihm sein Geheimschreiber und vieljähriger Freund, Peter de Vineis, untreu, und gar über dem Versuche betroffen, seinen Herrn zu vergiften. Zugleich entriß ihm der Tod seinen theuern Taddeo. Das Alles beugte ihn so tief, daß er sich recht ernstlich nach der Ruhe des Grabes sehnte. Wiederholt bot er dem Papste Friede und Versöhnung an; aber Innocenz wies die ihm dargebotene Hand zurück, weil er voraussah, daß Friedrich bald ganz unterliegen würde. Endlich starb der lebensmüde Kaiser 1250 auf einem einsamen Schlosse (Firenzuola) in Apulien. In Palermo liegen seine Gebeine.

53. Die Bettelmönche. — Die Inquisition.

(Unsittlichkeit der Geistlichen und Mönche. Karthäuser 1084. Cisterzienser 1098, Prämonstratenser 1120, Franziskaner 1210 und Dominikaner 1216. Waldenser und Albigenser. Simon von Montfort. Inquisition seit 1229. Conrad von Marburg.)

Wie die Macht des Papstes immer größer wurde, besonders seit Gregor VII., ist bereits erzählt worden. Aber dadurch gewann die Geistlichkeit im Allgemeinen nicht an Ansehen. Je reicher und mächtiger die Geistlichen wurden, desto übermüthiger und sittenloser wurden sie auch. Im zwölften Jahrhundert wurden einmal in England binnen 12 Jahren über 100 Mordthaten durch Geistliche verübt, und oft mußten Verbote gegeben werden, daß sie nicht die Schenken besuchen, mit Würfeln spielen, Waffen tragen, und Turniere mithalten sollten.

Nicht besser ging es in den Klöstern zu. Auf dem Monte Cassino in Campanien hatte Benedikt von Nursia um 530 ein Kloster gegründet und dem Mönchswesen des Abendlandes eine feste Ordnung gegeben, denn nach seiner Regel wurden die meisten Klöster eingerichtet. Sie haben in jenen verwilderten Zeiten unendlich viel Segen verbreitet. Oft und gern in Wildnissen gegründet, wurde von den Klöstern aus die Rohheit der Umwohner gedämpft, Verfolgten eine Zuflucht gesichert, der Anbau der Ländereien entweder begonnen oder doch mehr belebt und was unter dem Lärm der Waffen und der Kriege von geistigem Leben übrig blieb, das hat sich hinter den Mauern der Klöster erhalten. Aber die strenge, einfache Klosterzucht verfiel allmälig; Trägheit, Heuchelei, gemeine Gesinnung und Sittenlosigkeit riß unter den Mönchen ein, so daß das Mönchthum in sich zu zerfallen drohte. Da standen im 11ten und 12ten Jahrhundert einige Männer als Wiederhersteller eines strengen Klosterlebens auf, und da es schwer hielt, die alten Klöster zur Sittenstrenge aufzurichten, so gründeten sie neue Mönchsorden. Hier nur von einigen der vornehmsten.

Unter allen war der strengste der Orden der Karthäuser. Bruno aus Köln stiftete ihn 1084. Er war ein Canonicus in Rheims; weil ihn aber die Lasterhaftigkeit der Welt anwiderte, ging er in eine wilde Berggegend bei Grenoble, die la Chartreuse (die Karthause) hieß. Hier baute er ein Kloster. Dreizehn gleichdenkende Mönche folgten ihm nach, und lebten in großer Enthaltsamkeit. Brod, Hülsenfrüchte und Wasser waren ihre einzige Nahrung, höchstens dann und wann ein Fisch oder etwas Käse als Leckerbissen. Sprechen durften sie ohne Erlaubniß ihres Abtes nicht, und wenn sie einander in den öden Kreuzgängen des Klosters begegneten, waren die Worte: memento mori! das Einzige, womit sie sich begrüßten. Ein andrer, auch strenger Orden war der der Cisterzienser, gestiftet von Robert 1098, benannt vom Kloster Citeaux unweit Dijon. Sie gehen weiß, mit schwarzem Scapulier, und nannten sich auch Bernhardiner, vom Abte Bernhard von Clairvaux, der zu ihnen gehörte, und von ihnen sind die Barfüßermönche ausgegangen. Ferner der Orden der Prämonstratenser, gestiftet 1120 von Norbert. Er behauptete, es sei ihm im Traume eine Wiese, auf welcher

er ein Kloster bauen sollte, gezeigt worden. Daher nannte er das Kloster (bei Laon) pré montré (die gezeigte Wiese).

Wichtiger aber als alle andere Mönchsorden wurden die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

In dem Städtchen Assisi im Kirchenstaate lebte zu Ende des 12ten Jahrhunderts ein wohlhabender Kaufmann, der einen Sohn, Namens Franziscus, hatte. Der junge Mensch sollte auch zur Handlung angelernt werden, kam aber plötzlich, man weiß nicht wodurch, zu dem Entschlusse, ein frommes Leben zu führen, nachdem er viele thörichte Streiche ausgeübt hatte. Einst, als ihn sein Vater mit Waaren, die er verkaufen sollte, ausgeschickt hatte, kam er ohne sie und ohne Geld nach Hause, und erzählte, er habe das letztere zu frommen Zwecken verwendet. Der Vater züchtigte ihn, und sperrte ihn ein, aber die schwache Mutter ließ ihn wieder heraus. Nun trieb er sich umher, und seine Schwärmerei wurde immer größer. Er erzählte ganz im Ernst, daß er mit Gott und Jesus zuweilen mündliche Unterredungen habe. Seine Kleider schenkte er oft weg, und ließ sich dafür von Bettlern Lumpen geben, und da sein Vater ihn von seinen Thorheiten zurückbringen wollte, kam er gar nicht mehr nach Hause, sondern lebte in Höhlen und Einöden. Einst hörte er eine Predigt an, in welcher der Geistliche den Spruch Matth. 10, 9 und 10 vorlas: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Reisefahrt; auch nicht zwei Röcke, keine Schuhe und keinen Stecken; denn ein Arbeiter ist seiner Speise werth." Sogleich warf er Alles weg, was er noch hatte: Geld, Tasche, Schuhe, Stock und Kleider, behielt nichts als eine Kutte von grobem, braunem Tuche, band um den Leib einen Strick, und wanderte barfuß weiter. Ueber den närrischen Menschen wurde natürlich viel gesprochen. Viele nannten ihn einen Narren; selbst sein Bruder verspottete ihn; aber Andere meinten, er müsse wohl ein Heiliger sein; bald liefen ihm Mehrere nach, und machten es ebenso wie er. Als er elf Schüler beisammen hatte, so schrieb er ihnen eine Regel vor, und verlangte vor Allem Gehorsam, Armuth und eheloses Leben. Mit zwölf Schülern kam er 1210 nach Rom zu Papst Innocenz III., und bat ihn, einen Mönchsorden stiften zu dürfen; seine Schüler sollten überall umherziehen, und durch Worte und Beispiel an Gottes Gebote erinnern. Der Papst sah den kleinen, hagern Mann mit Erstaunen an, aus dessen Augen hohe Begeisterung leuchtete, der aber mit seinen dunkeln ungekämmten Haaren, und seiner elenden, schmutzigen Kleidung nicht danach aussah, daß man auf seine Ermahnungen viel hören würde. „Höre, guter Freund," soll ihm der Papst geantwortet haben, „du willst eine Brüderschaft stiften; du solltest aber lieber mit den Schweinen eine Brüderschaft errichten; denn mit ihnen hast du mehr Aehnlichkeit als mit einem Menschen." Franziscus nahm die Worte des Papstes wörtlich, ging wirklich zu den Schweinen, wälzte sich mit ihnen herum, und kam dann wieder zu Innocenz. Dieser erstaunte über solchen Eifer und Gehorsam. Er bestätigte nun den Orden, unter der Bedingung, daß diese Mönche ihm gehorsam sein, und überall den katholischen Glauben ausbreiten sollten. Sie nennen sich Franziskaner, später auch Barfüßer und Capuziner; die strengsten sind die Minoriten. An Zulauf fehlte es dem Orden nicht, und ob man gleich einst, als Franziscus nach Bologna kam,

ihn mit Steinen warf, und die Jungen ihn auslachten, ihm die Kappe abrissen, und ihm den Kopf mit Sand bestreuten — er hielt dazu ganz still, — so wurde er doch an den meisten andern Orten mit großer Verehrung empfangen; man zog ihm entgegen, läutete mit den Glocken, und brachte ihm Kinder zum Segnen und Kranke zur Heilung. Um sich den Namen eines Heiligen noch mehr zu verschaffen, geißelte er seinen Leib, den er Bruder Esel nannte, jede Nacht dreimal: einmal für seine eigenen Sünden, das andere Mal für die der anderen Menschen, und das dritte Mal für die der Seelen im Fegefeuer, und stürzte sich zuweilen nackt in Gruben voll Schnee, um sich in der Entsagung aller Bequemlichkeiten zu üben. In seine Hände und Füße grub er sich Wunden, und gab vor, Jesus habe ihm selbst diese Wundenmale aufgedrückt. Sein Orden breitete sich schnell aus. Franziscus starb, 54 Jahre alt, nackt auf der bloßen Erde liegend (1226).

Die Dominikaner wurden von Dominicus Guzman, einem edeln Spanier, gestiftet. Schon in seiner Jugend war er fleißig, betete viel, forschte in der heiligen Schrift, und zeigte vor Allem eine große Liebe zu seinen Nebenmenschen. Als er 36 Jahre alt war, reiste er durch Frankreich. Hier in dem Gebirge der Sevennen, besonders um das Städtchen Albi herum, lebten damals viele christliche Gemeinden, die sich von Lehren der herrschenden Kirche losgemacht hatten und von den Katholiken für Ketzer gehalten wurden, aber höchst fromm und sittlich waren. Auch in den Alpenthälern von Savoyen und Piemont bestand seit Jahrhunderten die von der Kirchenlehre sich entfernt haltende Sekte der Vallenser (Thalleute). Ihre Meinungen erhielten eine festere Begründung durch Peter Waldus, einen Kaufmann in Lyon, der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte. Seine Anhänger breiteten sich bald aus, besonders im südlichen Frankreich und Deutschland, und nannten sich Waldenser. Sie verwarfen alle erst nachher eingeführten Gebräuche, wollten von Verehrung der Heiligen, Ablaß, Fegefeuer, Mönchsleben u. dergl. nichts wissen, nahmen nur Taufe und Abendmahl als Sakramente und nur die Bibel als Glaubensvorschrift an, gehorchten der Obrigkeit, lebten in Stille und Frieden, und hatten Geistliche, die nicht nach irdischen Gütern trachten durften. Aehnliche Sekten hatten sich, wie oben gesagt, im südlichen Frankreich gebildet, die man alle unter dem Namen Albigenser zusammenfaßte. So wacker nun auch diese Albigenser waren, so wurden sie doch von den umwohnenden Katholiken als verabscheuungswürdige Menschen angesehen. Als Guzman durch ihr Land reiste, jammerte es ihn, daß diese sonst so guten Leute ein Raub des Teufels — so meinte er — werden müßten. Er suchte sie deshalb von ihren vermeintlichen Irrthümern zu bekehren, und blieb deshalb zehn Jahre bei ihnen. Zuletzt kam er auf den Gedanken, es müsse ja recht verdienstlich sein, einen Orden zu stiften, der sich ganz der Bekehrung der sogenannten Ketzer widmete. Papst Honorius III. bestätigte diesen Orden 1216. Er wurde auch der Predigerorden genannt, weil die Dominikaner umherreisten, und die Erlaubniß hatten, überall zu predigen und Beichte zu hören. — So ein braver Mann Dominicus sonst auch war, so war er doch ein Schwärmer, und legte einen viel zu großen Werth auf äußere Gebräuche. So hatte er z. B. sich neun Arten zu beten ausgedacht: in gebückter Stellung, auf dem Bauche liegend, abwechselnd niederknieend und

dann wieder aufspringend, die Arme wie ein Kreuz ausgestreckt u. s. w. Er starb 51 Jahre alt, auf der Erde liegend, in einer härenen Kutte, und eine Kette um den Leib. Anfangs war sein Orden, wie der des Franziscus jetzt noch, ein Bettelorden, ist es aber seit dem 14ten Jahrhundert nicht mehr.

Nicht alle Katholiken dachten so menschenfreundlich gegen die Andersdenkenden. Im Gegentheil hielten es die recht eifrigen Katholiken für ihre Pflicht, die armen, stilllebenden Menschen zu verfolgen, und zum Zurücktritt in die katholische Kirche durch Gewalt zu zwingen. Am abscheulichsten ging man mit den Albigensern um. Gegen sie wurde (schon 1205 durch den Abt Arnold von Citeaux) förmlich das Kreuz gepredigt, und ein grausamer französischer Großer, Simon von Montfort, der Vater des bei Heinrich III. erwähnten Grafen von Leicester, führte unter Philipp August's Regierung das Kreuzheer gegen die Wehrlosen. Mit recht teuflischer Wuth fielen seine Horden in das Land der Albigenser ein, plünderten Alles aus, und ermordeten die Einwohner. Allein bei Erstürmung der Stadt Beziers (1209) wurden 60,000 Einwohner erschlagen! Damit wollten sich die Mörder den Himmel erwerben! — Als einige Kreuzfahrer den Abt von Citeaux, der ihnen mitgegeben war, um sie aufzumuntern, fragten, wie sie die Ketzer von den Katholiken beim Eindringen in die Stadt unterscheiden sollten, rief er aus: „Schlagt nur Alle todt! Der Herr wird schon die Seinen beschützen!“ So mißbrauchte man oft unsere heilige Religion zu den größten Abscheulichkeiten! Zwanzig Jahre lang wüthete der Glaubenskrieg gegen jene Gemeinden, bis sie und ihr Beschützer, Graf Raimund von Toulouse, den Widerstand aufgaben.

Aber damit, glaubte Papst Gregor IX., sei noch nicht genug zur Vertilgung der Ketzer geschehen. Er ließ 1229 in Toulouse eine Synode halten, auf welcher beschlossen wurde, ein eignes Ketzergericht niederzusetzen. Die Richter sollten alle Häuser, selbst jeden Schlupfwinkel durchsuchen, um die Ketzer aufzuspüren, und wer einen Ketzer bei sich dulde, dessen Haus sollte niedergerissen werden. Die Dominikaner boten sich an, dies christliche Geschäft zu übernehmen, und so wurden sie denn 1233 zu Inquisitoren ernannt. Das Ketzergericht nannte man die Inquisition, das ein berühmter Geschichtschreiber mit Recht als „das fluchwürdigste Denkmal kirchlicher Anmaßung und Tyrannei, die Schandsäule der Menschheit“ bezeichnet. Nun wetteiferten die Dominikaner recht, wer recht viel Ketzer dem Gerichte liefern konnte. Die Angezeigten wurden, ohne daß sie oft wußten, was sie gethan hätten, oder wer ihr Ankläger wäre, in scheußliche Gefängnisse gesetzt, und blieben entweder lebenslang darin, oder sie wurden öffentlich verbrannt; selten einmal wurde ein Gefangener wieder frei gelassen Wollten die Armen nicht gestehen, was sie gar nicht einmal gethan hatten, so brachte man sie auf die Folter, und preßte ihnen jedes Geständniß ab. Man war recht teuflisch erfinderisch gewesen, verschiedene Arten von Martern zu erdenken. Die Inquisition war nun auch ein wirksames Mittel, ohne Aufsehen die wegzuschaffen, welche man los sein wollte, oder sich an seinen Feinden zu rächen. Denn man brauchte ja nur vorzugeben, daß dieser oder jener eine Ketzerei behauptet habe. In Deutschland hat die Inquisition glücklicher Weise nie festen Fuß fassen können, mehr in Frankreich, Italien, besonders aber in Spanien und Portugal.

Jedoch fehlte es auch in Deutschland nicht an schwärmerischen Priestern, welche alle die, welche vom Kirchenglauben abzuweichen sich gedrungen fühlten, unerbittlich verfolgten. Am ärgsten trieb dies der finstere Conrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Er hatte sich vom Papst Gregor IX zum Ketzerrichter für Deutschland ernennen lassen, und verfolgte nun mit blinder Wuth jeden Andersdenkenden. Wer bei ihm als Ketzer angegeben war, und seine Verirrungen eingestand, kam mit dem Abschneiden der Haare weg; wer aber nichts gestand, weil er vielleicht nichts zu gestehen hatte, wurde unerbittlich verbrannt. Zuletzt wurde dieser Unmensch von einem erbitterten Ritter nahe bei Marburg (1233) erschlagen.

54. Die Hansa.

(Nordischer Handel. Lübeck, Hamburg, Bremen, Wisby. Erste Hansa zwischen Lübeck und Hamburg 1241. Blüthe der Hansa. Verfall derselben im 15ten Jahrhundert.)

Die schönen Producte der wärmeren Länder, besonders Asiens und Afrika's, wurden im Mittelalter vorzüglich durch italienische Kaufleute den Europäern zugeführt, und wie jetzt London, Amsterdam, Cadix und andere Handelsstädte blühen, so waren damals Venedig, Genua, Pisa und Amalfi die Hauptsitze des Handels mit den Producten und Fabrikaten des Südens. Die Schiffe dieser italienischen Städte fuhren unaufhörlich nach Alexandrien in Aegypten und den Küsten Asiens am mittelländischen Meere, und kamen reichbeladen zurück.

Aber auch der Norden von Europa war reich an trefflichen Waaren, welche die Südländer nicht entbehren konnten. Das dauerhafte Eisen Schwedens und Norwegens und die hohen Waldbäume der Ostsee-Küsten waren zum Schiffbau unentbehrlich. Die damals weniger als jetzt bevölkerten Nordländer lieferten einen ungeheuren Vorrath des köstlichsten Pelzwerks. Salz wurde hier in Ueberfluß gefunden, und besonders verschaffte der Fischfang den Einwohnern einen sehr reichlichen Erwerb. Die Küsten der Ostsee wurden damals noch häufiger als jetzt von Heringen besucht, die man damals schon recht gut einzusalzen verstand. Unter allen Städten dieser Küsten blühte der Handel nirgends mehr als in Lübeck, nächstdem in Hamburg und in Bremen. In Wisby, jetzt einem elenden Städtchen auf der Insel Gottland, waren damals reiche Niederlagen von asiatischen Waaren, und an den Küsten von Esthland, Liefland, Curland, Preußen und Pommern waren viele deutsche Colonien angelegt. Zu jenen Naturerzeugnissen kamen nun noch, nachdem seit Heinrichs des Voglers Zeit die Städte in Aufnahme gekommen und der Bürgerstand entstanden war, die fleißigen Arbeiten der norddeutschen Städte. Nur ein großes Hinderniß stand der rechten Blüthe des Handels hier im Wege: die Unsicherheit der Landstraßen und der Flußschifffahrt. Zogen die Frachtwagen von Stadt zu Stadt, oder fuhren die beladenen Schiffe auf dem Rhein und andern deutschen Strömen dahin, so fielen die Raubritter über sie her, und plünderten sie aus. Daher waren die Kaufleute genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Einzelne von ihnen verabredeten sich, in Karavanen zu reisen, und legten Geld zusammen, um davon bewaffnete

Knechte zu unterhalten, welche die Wagen und Schiffe begleiten und schützen mußten. Dergleichen Verbindung nannte man eine Hansa. Aber nur reiche Städte konnten diese Ausgaben bestreiten. Eine solche Hansa schlossen 1241 die beiden reichen Städte Lübeck und Hamburg. Andere Handelsstädte fanden die Einrichtung so vernünftig und vortheilhaft, daß sie baten, auch in den Bund aufgenommen zu werden. Die erste Stadt, welche dazu trat, war Braunschweig, zwar nicht an der See gelegen, aber nicht weniger betriebsam und wohlhabend. Ihr folgten bald fast alle wichtigen Städte von den Niederlanden bis nach Liefland hinauf. Lübeck war der Hauptort der großen Hansa: hier wurden die Bundesversammlungen gehalten, hier wurde die Bundeskasse verwahrt, und der Bürgermeister von Lübeck war Vorsteher des Bundes, der in vier große Quartiere getheilt war, deren Hauptstädte Lübeck, Danzig, Braunschweig und Cöln waren. Um 1370 zählte der Bund gegen 80 Städte. Uebrigens handelte jede Stadt frei, ganz nach eigenem Gefallen; aber wenn sie angegriffen wurden, standen sie alle für einen Mann. Da nun ihre Waaren besonders nach auswärts verführt wurden, so hatte die Hansa vier große Hauptcomptoirs und Niederlagen: London, Brügge in Flandern, Bergen in Norwegen, und Nowgorod in Rußland. Die Hansa wurde, da ihre Verbindung so umfassend war, überaus mächtig; sie schloß alle andern Nationen von der Ostsee aus, und nicht selten führte sie Kriege mit den nordischen Staaten, oder schloß mit ihnen Handelsverträge. Einmal eroberte sie Lissabon mit einigen hundert Schiffen, und überall handelte man mit ihr gern, weil sie redlich und gewissenhaft im Handel war, und sich mit einem rechtmäßigen Gewinn begnügte.

Erst im 15ten Jahrhundert fing der Handel der Hansa an zu sinken. Theils war die Unsicherheit der Wege da nicht mehr so groß, theils wurden die Niederländer, und bald darauf die Engländer ihre Nebenbuhler, theils machte auch ihre Anmaßung sie verhaßt, und endlich bekam der Handel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien zu Ende des 15ten Jahrhunderts eine sehr veränderte Richtung. Im 16ten Jahrhundert entstanden gar Streitigkeiten unter den Bundesstädten; mehrere, besonders die Landstädte, traten ganz davon ab, weil sie wenig Vortheil mehr von der Verbindung hatten, und so löste sich die alte Hansa endlich ganz auf.

55. Ludwig IX. von Frankreich. — Letzte Kreuzzüge.

(Ludwig IX. der Heilige. Sein Kreuzzug nach Aegypten 1248—1254. Parlament. Abtretung von Guienne an England. Kreuzzug Ludwigs gegen Tunis und sein Tod 1270. Ende der Kreuzzüge 1291.)

Von 1226—1270 regierte in Frankreich ein Sohn Ludwigs VIII., Ludwig IX., der Heilige. Seinen Beinamen erhielt er wegen seiner frommen Gemüthsart und der Genauigkeit, mit welcher er äußeren Gebräuchen oblag. Wenn wir über seine strenge Lebensart jetzt lächeln möchten, so müssen wir bedenken, daß er in einer Zeit lebte, wo man die Frömmigkeit vorzüglich in Enthaltsamkeit setzte. Hier nur Einiges davon. Dann und wann trug er, um sich an Entsagungen und Unbequemlichkeiten zu gewöhnen, ein härenes Kleid auf dem bloßen Leibe, und des Obstes enthielt er sich das ganze Jahr; nur ein Mal jährlich erlaubte er sich, es zu kosten; doch redeten ihm die

Geistlichen diese Uebungen wegen der nachtheiligen Folgen auf die Gesundheit endlich aus. Wöchentlich ging er zum heiligen Abendmahl, wöchentlich ließ er sich von einem dazu bestimmten Geistlichen mit zusammengebundenen eisernen Kettchen den Rücken geißeln, und als einer dieser Geistlichen ihn recht derb zu schlagen pflegte, so duldete er es geduldig, und äußerte nicht eher, als bis jener gestorben war, wie übel er es gehabt habe. Täglich besuchte er drei bis vier Messen, betete den ganzen Vormittag in der Kirche, las täglich in der Bibel und in den Kirchenvätern, duldete keine müssigen Gespräche in seiner Gegenwart, und tadelte die streng, welche weltliche Gesänge, Musik und Schauspiele besuchten. Für schweres Geld hatte er sich ein Stück des heiligen Kreuzes, des Schwammes und der Dornenkrone Christi verschafft. Jeden Donnerstag wallfahrtete er barfuß in die Kirche zu diesen Reliquien, rutschte auf den Knieen bis zum heiligen Kreuze hin, und küßte es, indem er sich selbst auf den Boden in Gestalt eines Kreuzes ausstreckte. Für Arme und Kranke sorgte er mit der äußersten Sorgfalt; jene lud er zu Tische, wartete ihnen auf, wusch ihnen die Füße und küßte sie. Einmal ging er barfuß in den Kirchen umher, und theilte Almosen aus. Auf der Straße bat ihn ein Aussätziger jenseit des morastigen Weges um ein Almosen. Sogleich watete er durch den Koth, reichte es ihm, und küßte ihm obendrein die Hand. Wenn er in Krankenhäusern die Kranken pflegte, so litt er, daß ihm die Leidenden aus Mund und Nase die Hände besudelten. Die Bettelmönche liebte er so, daß er selbst einer geworden wäre, wenn seine Frau es ihm nicht ausgeredet hätte.

Wenn Ludwig nicht mehr als dies gethan hätte, so würde man ihn einen Schwärmer oder einen gutmüthigen Narren schelten. Aber er war wirklich ein sehr braver und gottesfürchtiger Mann. Gegen Vornehme und Geringe war er höflich und freundlich, nie zornig, strafte mild, aber ernstlich, schwur, fluchte und schalt nie, und als ihm einst ein Diener ein brennendes Wachslicht auf den bloßen Fuß fallen ließ, sagte er blos: „Ihr solltet doch nicht vergessen, daß euch mein Großvater aus viel geringeren Ursachen weggejagt hätte.“ Gelogen hat Ludwig nie; selbst seinen Feinden brach er nie sein Wort. So günstig auch die Gelegenheit war, den Engländern, die unter sich uneins waren, die letzten Besitzungen, die sie noch im südwestlichen Frankreich hatten, abzunehmen, so erklärte er doch fest, keinen Eroberungskrieg unternehmen zu wollen. Ja, er machte sich Vorwürfe, daß er die Provinzen behielte, welche sein Großvater den Engländern abgenommen hatte. So sehr er auch die Geistlichen ehrte, so gab er ihnen doch nicht in allen Dingen nach, that nur das, was er nach seiner Ueberzeugung für recht hielt, und trat der Anmaßung des Papstes kräftig entgegen. Daher war auch unter ihm Friede und Ruhe im Lande, und seine Unterthanen segneten seine Regierung. Einem so durchaus rechtschaffenen Könige kann man leicht jene übertriebene Beobachtung der äußeren Gebräuche verzeihen, da er durch seine Handlungen zeigte, wie ernstlich er es mit der Religion meinte.

Als er König wurde, war er erst 10 Jahre alt, und daher führte seine fromme und kluge, aber herrschsüchtige Mutter Blanca, eine Castilianerin, die Regierung. Nachdem er diese selbst übernommen hatte, zeigte er überall Milde und Weisheit. Dem unseligen Albigenserkriege machte er ein Ende, die französischen Großen hielt er nieder, und gab die weisesten Gesetze.

Ludwig unternahm zwei Kreuzzüge gegen die Ungläubigen, weil er dies als eine Gewissenssache betrachtete. Seit dem Kreuzzuge Friedrichs II. 1228 war es den Christen in Palästina unglücklich ergangen. Jerusalem nebst anderen Städten war 1244 von einer durch den Sultan von Aegypten herbeigerufenen Horde Chowaresmier*) wieder eingenommen, und furchtbar verwüstet worden. Dies war es besonders, was den heiligen Ludwig bewog, auszuziehen, um Palästina wieder zu befreien. Aber nicht in dieses Land selbst sollte dies Mal der Zug gehen, sondern vielmehr nach Aegypten, dessen Sultan (el Saleh Nodschmeddin, ein Sohn el Kamel's) eben Besitzer von Jerusalem war.

Als die Nachricht von dem Verluste Jerusalems nach Frankreich kam, lag Ludwig gerade tödtlich krank. Eben wollte ihn schon seine Wärterin als einen Gestorbenen mit einem Tuche bedecken, da schlug er plötzlich die Augen auf, und sagte: „Das Licht des Orients hat sich durch des Herrn Gnade vom Himmel herab über mich verbreitet, und mich von den Todten zurückgerufen.“ Sobald er nur einigermaßen hergestellt war, wollte er aufbrechen, so sehr auch seine Mutter Blanca und seine Frau Margaretha ihn baten, erst seine völlige Herstellung abzuwarten. Indessen verzog sich der Aufbruch doch noch bis zum Jahre 1248, wo sich das französische Heer unter des Königs persönlicher Anführung, auf genuesischen Schiffen in Aiguesmortes, unweit der Rhonemündungen, einschiffte. Zunächst landete man in Cypern. Im folgenden Jahre stiegen die Franzosen bei der ägyptischen Stadt Damiette ans Land, ohne daß die Aegypter sie zu hindern suchten. Auch Damiette selbst wurde ohne Schwierigkeit eingenommen. Als aber die Pilger in das Innere des Landes eindrangen, begann die Noth. Ueberall wurden sie von den Sarazenen umschwärmt, einzeln Ziehende niedergehauen, und alle Zufuhr dem Heere abgeschnitten. Zwar verrichteten die Ritter die tapfersten Thaten, die fast ans Unglaubliche gränzen; aber das half der Noth des Ganzen nicht ab, und eines Tages wurde gar des Königs Bruder, der Graf von Artois, der sich unbesonnen zu weit vorgewagt hatte, überfallen, und fast alle seine Leute, der dritte Theil des Heeres, niedergehauen. Ihn selbst hat man nie wieder gesehen.

Zuletzt kam zu allem Elende noch eine gefährliche Seuche, von der selbst der König ergriffen wurde. Nun versuchte man eiligst nach Damiette zurückzukehren, aber — es war schon zu spät. Die Meisten wurden umgebracht, Viele ertranken im Nil, der Ueberrest mußte sich dem neuen Sultan (der vorige, el Saleh, war eben gestorben, und dessen Sohn Moattam hatte den Thron bestiegen) zu Gefangenen ergeben, 1250. Unter den Letzteren befand sich auch der unglückliche König, seine Frau Margarethe, und zwei seiner Brüder, Karl von Anjou und Alphons von Poitiers. Welcher Jammer unter den Gefangenen herrschte, läßt sich leicht denken. Nur Ludwig behielt heitern Muth, weil sein fester Glaube an die Alles leitende Vorsehung Gottes ihn nie verzagen ließ. „Des Herrn Wille ist geschehen,“ rief er, „der Name des Herrn sei gelobt!“ Nun suchte der Sultan Moattam schwere Bedingungen von

*) Das Reich der Chowaresmier vom kaspischen Meer und dem Aralsee südwärts, war von einem seldschuckischen Sklaven gegründet, von den Mongolen aber umgestürzt worden.

dem Könige zu erpressen, und da dieser sie einzugehen sich weigerte, drohte man ihm mit der Folter, den Uebrigen aber mit dem Tode. Nichts erschütterte des braven Ludwigs Muth. Endlich einigte man sich dahin, daß Ludwig für seine Person die Stadt Damiette herausgeben, für sein Heer aber 800,000 Goldstücke bezahlen sollte, wovon der Sultan, durch Ludwigs edles Benehmen gerührt, ihm den 5ten Theil erließ. Aber ehe noch der Vertrag vollzogen wurde, ereignete sich ein Vorfall, der den König und seine Unglücksgefährten schaudern machte. Vor seinen Augen nämlich fielen die Mameluken, ein Haufen kriegerischer Soldaten, die der Sultan in seinen Diensten hatte, und die mit ihm unzufrieden waren, über Moattam her, und mordeten ihn auf gräßliche Weise. Mit noch blutigen Händen und Schwertern traten sie vor Ludwig, und Einer rief: „Was giebst du mir dafür, daß ich deinen Feind tödtete, der dich, wenn er länger gelebt, gewiß umgebracht hätte?" Und als der König sich schaudernd wegwandte, fuhr er fort: „Ich werde dich aus deiner Gefahr befreien; aber erst schlage mich zum Ritter." — „Nur wenn du ein Christ wirst," antwortete Ludwig, „will ich das thun, dich mitnehmen und dir Lohn geben." — Während dessen berathschlagten die andern Mörder, ob man nicht am besten thue, alle Gefangenen zu ermorden. Welche Lage für den König! Dennoch weigerte er sich standhaft, und hatte die Freude, daß man nicht weiter in ihn drang, sondern den Vertrag des Sultans bestätigte.

Aber hier trat ein neues Hinderniß unerwartet ein. Die Einen verlangten nämlich, der König sollte bei der Beschwörung des Vertrags sich folgender Worte bedienen: „Wenn ich den Vertrag nicht halte, so soll man mich als einen Christen betrachten, der Gott, sein Gesetz und die Taufe verleugnet, das Kreuz bespuckt und mit Füßen tritt." So fest nun auch der König entschlossen war, sein Wort treu zu halten, so weigerte er sich schlechterdings, diesen Eid zu leisten, weil er jene Worte zu gebrauchen für Unrecht hielt. Als ihm seine Brüder und selbst die Geistlichen zuredeten, sprach er: „Ihr wißt, daß ich euch Alle wie meine Brüder liebe, aber ich hasse ebenso auch die Sünde. Was auch daraus entstehen mag, bei Gott! nie sollen solche Worte aus dem Munde eines Königs von Frankreich kommen." — „Weißt du aber wohl," rief der Emir, der mit ihm unterhandelte, „daß man dir den Kopf abschlagen, und deine Gefährten kreuzigen wird?" — „Ihr könnt," antwortete Ludwig, „nach Belieben mit uns verfahren; ich aber will weit lieber als ein guter Christ sterben, als in Feindschaft mit Gott, Jesus und den Heiligen leben." Da kamen mehrere Emire wüthend in sein Zelt gerannt, schwangen die Schwerter, und riefen: „Wie? du bist unser Gefangener, und thust, als wenn wir deine Diener wären; du mußt schwören oder sterben!" Aber der treffliche Ludwig blieb ganz ruhig und sprach: „Gott hat euch zu Herren meines Leibes gemacht; aber über meine Seele vermöget ihr nichts; die ist in Gottes Händen." Jetzt knebelten sie dem alten achtzigjährigen Patriarchen, den sie für den Rathgeber des Königs hielten, die Hände mit solcher Gewalt auf den Rücken, daß ihm das Blut aus den Fingerspitzen sprang, und er in dem Uebermaaß von Schmerz den König bat, doch zu schwören; die Sünde wolle er auf sich nehmen. Aber so tief Ludwig auch von den Leiden seines Freundes erschüttert war, so blieb er doch standhaft, weil er weder ihn der göttlichen Verantwortung aussetzen, noch um

eines irdischen Vortheils willen eine unwürdige Gotteslästerung aussprechen wollte. Auch hatte er die Genugthuung, daß ihm die Emire nicht nur jenen Eid erließen, sondern auch solche Achtung für ihn fühlten, daß sie nicht übel Lust hatten, ihn zu ihrem Sultan zu wählen. — Als die erste Zahlung des Lösegeldes erfolgt war, erzählten die dazu Beauftragten dem Könige mit heimlicher Freude, es sei ihnen gelungen, die Sarazenen um 10,000 Livres zu übervortheilen. Da wurde Ludwig sehr ungehalten, und befahl, augenblicklich das Fehlende nachzuliefern, so sehr es auch überall am Gelde fehlte. —

Noch war Ludwig in Akre in Syrien, wohin er zunächst geschifft war, als er die Nachricht bekam, daß seine Mutter gestorben sei. So herrschsüchtig diese Frau auch gewesen war, und so oft auch Ludwig selbst darunter hatte leiden müssen, so tief war doch jetzt sein Schmerz. Im ersten Augenblicke schrie er laut auf, und warf sich vor dem Altare nieder (er befand sich gerade in der Kirche). Bald aber faßte er sich, weinte bitterlich, und betete: „Mein Herr und mein Gott! ich danke dir, daß du mir meine liebe Mutter so lange gelassen hast. Ich liebte sie mehr als alle Menschen; du aber hast sie abgefordert in dein Reich; dein Wille sei gepriesen!" Erst 1254 schiffte er sich nach Europa ein. Auch unterwegs zeigte er sich als der wackere Mann, der er immer war. Regelmäßig wurde Gottesdienst gehalten, und da sich einst ein leichtsinniger Matrose entschuldigte, daß er demselben nicht beiwohnen könne, weil er gerade Schiffsarbeit habe, erbot sich der König, für ihn die Arbeit zu übernehmen. Endlich erreichte man die französische Küste, und mit lauter Freude wurde der gute Ludwig von seinen Unterthanen empfangen.

Auch seine fernere Regierung wurde durch Weisheit geleitet. Er verbot die gerichtlichen Zweikämpfe, und gab jedem Unterthanen die Erlaubniß, von den Gerichten der Vasallen an das königliche Obergericht, das jetzt den Namen Parlament erhielt, zu appelliren. Seine Friedensliebe zeigte Ludwig besonders in seinem Verfahren gegen England. Heinrich III. war zweimal in Frankreich gelandet, um die Länder, welche Philipp August England entrissen hatte, wiederzuerobern, war aber beide Male zurückgeschlagen worden. Um ferneren Kriegen vorzubeugen, hielt Ludwig es für das Beste, freiwillig Einiges aufzuopfern. Er schloß (1259) mit Heinrich III. einen förmlichen Frieden und Vertrag, nach welchem dieser (1259) den südwestlichen Theil von Frankreich unter französischer Lehnshoheit behielt, dagegen allen andern von seinen Vorfahren in Frankreich besessenen Ländern entsagte. Als Besitzer jener Länder erhielt der König von England den Titel eines Herzogs von Guienne, und einen Sitz unter den französischen Pairs.

Ehe wir die während Ludwigs Regierung in Deutschland und Italien vorgefallenen Begebenheiten erzählen, wollen wir sein Ende betrachten. Ungeachtet des unglücklichen Ausgangs seines ersten Kreuzzugs entschloß er sich, noch einen, und zwar an dem späten Abende seines Lebens, zu unternehmen, weil die Mamelucken unter ihrem Sultan Bibars die christlichen Besitzungen in Palästina bis auf einen geringen Ueberrest weggenommen und die Kirchen zerstört hatten. Der Kreuzzug geschah im Jahre 1270. Schon war Ludwig 66 Jahre alt, und so schwach, daß er nicht mehr die ganze Rüstung tragen, auch nicht mehr ohne Unterstützung aufs Pferd steigen konnte. Auf Zureden

seines Bruders, des bösen Karls von Anjou*), sollte es dies Mal zuerst nach Tunis gehen; denn der König von Tunis hatte früher den Königen von Neapel einen Tribut bezahlt, sich aber gegen Karl dessen geweigert und Ludwig hatte gehört, jener sei geneigt, zum Christenthume überzutreten.

Aber vom Anfange an hatte der gute König mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Er schiffte sich wieder in Aiguesmortes ein. Nachdem einige Stürme glücklich überstanden waren, landete man an der afrikanischen Küste, und nahm die Stadt Karthago ein. Aber nun folgte Unglück auf Unglück. Karl von Anjou ließ zwei Monate vergebens auf sich warten, und kam erst, als Ludwig im Sterben lag. Die Sarazenen machten unaufhörliche Anfälle, und schleuderten aus großen Wurfmaschinen brennend heißen Sand auf die armen Kreuzfahrer, die sich so schon vor Hitze nicht zu lassen wußten. Dazu kam nun noch die Pest, die unter ihnen gräßlich wüthete. Auch der alte König wurde davon ergriffen. So lange er noch einige Kräfte hatte, beschäftigte er sich damit, für seinen ältesten, von ihm innigst geliebten Sohn einige Vorschriften als Vermächtniß aufzusetzen; denn er fühlte den Tod sich nähern. Dann, als ihm die Kräfte schwanden, legte er die Hände kreuzweis über die Brust, richtete die Augen gen Himmel, und sprach den Spruch Davids: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen.“ So starb der fromme König.

Sein Heer eilte nun, mit dem Könige von Tunis einen leidlichen Frieden zu schließen, und kehrte zurück. — Dieser Kreuzzug des heiligen Ludwig ist der letzte gewesen. Seitdem ist kein bedeutender Zug mehr nach Palästina oder überhaupt zur Wiedereroberung des heiligen Grabes unternommen worden. Denn theils war die Begeisterung für dergleichen Unternehmungen gänzlich erloschen, theils hatten die Abendländer jetzt andere Sorgen, theils auch schreckte der traurige Erfolg, den alle jene Züge gehabt hatten, von neuen zurück. Der letzte Platz, den die Christen in Palästina noch hatten, Akre, wurde ihnen 1291 von den Muhamedanern entrissen, so daß man die Zeit der Kreuzzüge auf 200 Jahre annehmen kann, genauer von 1096—1291.

Die erwähnten, von Ludwig IX. hinterlassenen Vorschriften für seinen Sohn sind so wahr und schön, daß einige davon hier stehen mögen. „Geliebter Sohn, das Erste, das ich dir zu befolgen rathe, ist, daß du von ganzem Herzen und nach allen deinen Kräften Gott liebest; denn ohne ihn können wir nichts thun. Hüte dich also, ihn auf irgend eine Weise zu beleidigen; lieber mußt du alle Martern ausstehen, als eine Todsünde begehen. Schickt dir Gott widrige Zufälle, so nimm sie freudig an, und danke ihm dafür. Erzeigt er dir Wohlthaten und Gnade, so hüte dich, übermüthig zu werden; es würde die größte Bosheit sein, seine Wohlthaten zu seiner Beleidigung zu mißbrauchen. — Diene Gott andächtig, von Herzen und mit

*) Karl von Anjou hatte den König nach Aegypten begleitet. Als dieser von hier nach Palästina überschiffte, war er noch recht innig betrübt über den Verlust seines Bruders, des Grafen von Artois. Karl dagegen, ein gefühlloser Mensch, nahm daran so wenig Theil, daß er sich weder um den todten noch um den lebenden Bruder bekümmerte, sondern sich zum Würfelspiel hinsetzte. Ueber diese Gefühllosigkeit war Ludwig so ungehalten, daß er zu ihm ins Zimmer ging, ihm seine Nichtswürdigkeit derb vorhielt, und dann Tisch, Würfel und Geld ins Meer warf.

dem Munde. — Gegen Arme hege ein sanftes und mitleidiges Herz, und stehe ihnen nach Kräften bei. — Gehe nur mit redlichen Leuten um, und meide die Gesellschaft der Bösen. Höre Gottes Wort, und behalte es in deinem Herzen. Bete oft, dulde Keinen, der so verwegen sein sollte, in deiner Gegenwart ein Wort zu reden, welches Anlaß zu Sünden oder zu Verläumdungen Andrer geben könnte. Danke Gott oft für die Güter und das Glück, das er verleihen wird. Laß Jedem Gerechtigkeit widerfahren, dem Armen wie dem Reichen. — Gieb das zurück, was dir nicht zukommt. — Deinem Vater und deiner Mutter erweise Ehrfurcht, und hüte dich, sie durch Ungehorsam zu erzürnen. — Der Aufwand in deinem Hause sei vernünftig und mäßig. — Befolgst du alles dies, mein lieber Sohn, so gebe ich dir dafür allen Segen, den je ein Vater seinem Kinde geben kann, und bitte Gott, daß er dich vor allem Uebel, besonders vor Todsünden, bewahre, damit wir einst nach diesem sterblichen Leben vor Gott sein können." — Welche schöne Vorschriften! Wohl dem Jünglinge, der sie treu befolgt! denn Gott wird immerdar mit ihm sein.

56. Untergang der Hohenstaufen. — Sicilianische Vesper.

(Wilhelm von Holland bis 1256. Conrad IV. bis 1254. Manfred, König von Neapel. Karl von Anjou. Schlacht bei Benevento 1266. Conradino. Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola 1268. Untergang der Hohenstaufen. Johann von Procita. Sicilianische Vesper 1282. Peter III. von Aragonien. Frieden zwischen den Häusern Anjou und Aragonien 1302.)

Während sich Frankreich der väterlichen Regierung Ludwigs IX. zu erfreuen hatte, ging es in Deutschland nicht so ruhig zu. Als nämlich Friedrich II. 1250 starb, lebte noch der von seinen Feinden gewählte Gegenkönig, Wilhelm von Holland. Aber die Partei der Hohenstaufen erkannte ihn nicht an, sondern wählte Friedrichs ältesten Sohn, Conrad IV., 1250—1254, und so gab es also wieder zwei Oberhäupter des Reichs. Für Deutschland hat Conrad so gut wie nichts gethan; denn er begab sich schon im folgenden Jahre nach Neapel und Sicilien, welche Länder ihm mehr am Herzen lagen. Mit ihnen zugleich hatte er aber von seinem erlauchten Vater den Haß gegen Papst Innocenz IV. geerbt, der einen Hohenstaufen nicht als Nachbar dulden wollte, und jene Länder ausbot. Aber mehrere Fürsten schlugen sie aus, weil es ihnen mißlich schien, Länder anzunehmen, die dem Papste nicht gehörten, und die sie auf jeden Fall erst erobern mußten. Während dieser Streitigkeiten starb Conrad, erst 26 Jahre alt, sehr unerwartet, 1254; 7 Monate darauf auch Innocenz IV.

Was zunächst in Deutschland geschah, davon nachher. Erst die Begebenheiten von Italien.

Conrad IV. hinterließ ein Söhnchen von zwei Jahren, Conradino. Ihn erkannten die Neapolitaner gleich als König an, und Manfred, Fürst von Tarent, der geliebteste Sohn Kaiser Friedrichs II., sollte die Regentschaft führen, ob er gleich selbst erst 22 Jahre alt war. Zwar that der Papst (Alexander IV.) alles Mögliche, Beide zu verdrängen; aber die Einwohner hielten meist treu an den Hohenstaufen, und wählten endlich Man-

fred den zum König, weil Conradin noch zu jung sei, und sich in Deutschland aufhalte. Manfred nahm die Krone an, doch so, daß sie nach seinem einstigen Tode an seinen Neffen Conradin falle, und wußte sie auch lange kräftig gegen den Papst, der ihn mit dem Banne belegte, und alle Empörer zu behaupten. Indessen hörte der Papst (Urban IV.) nicht auf, sie hier und da auszubieten. Er wandte sich an Ludwig IX., und forderte ihn auf, sie für einen seiner Söhne in Besitz zu nehmen. Aber dieser antwortete: sich fremden Eigenthumes anmaßen, sei schändlich. Ohne sein Gewissen zu verletzen, könne er sich nicht in die Angelegenheiten Siciliens mischen. Bei Karl von Anjou dagegen, Ludwigs Bruder, fand der Papst williges Gehör. Karl war 42 Jahre alt, klug, thätig und tapfer, aber von schlechtem Herzen. Schon sein Aeußeres schreckte zurück. Seine olivenfarbige Haut, sein strenger, wilder Blick, seine finstere Stirn gaben ihm ein widriges Ansehen; nie sah man ihn freundlich oder gar lächelnd; er sprach nur wenig, und stets ernst, strafte streng und mit Grausamkeit, und nie kam ein Gefühl von Menschenliebe in sein hartes Gemüth. Welche verschiedene Brüder: der fromme, theilnehmende Ludwig, und der finstere, kalte Karl! Er war durch Heirath Herr der Provence geworden, und hatte schon hier durch Unterdrückung der Freiheit der Städte seinen tyrannischen Sinn gezeigt.

Es kam nun nur darauf an, das geschenkt erhaltene Land zu erobern. So ungern auch der gute Ludwig die ungerechte Unternehmung seines Bruders sah, so konnte er sie doch nicht hindern. Mit des Papstes (Clemens IV.) Unterstützung warb Karl ein treffliches Heer, und zog nach Italien. Bei Benevento trafen sich 1266 Karl und Manfred. In dieser Schlacht kämpften die Deutschen und Muhamedaner in Manfreds Heer tapfer; aber es gingen viele Bestochene von Manfreds neapolitanischen Söldnern zu Karl über, andere flohen. Erschrocken sah sich Manfred nach ihnen um; da fiel der silberne Adler, den er als Zierde auf dem Helme trug, herab auf den Sattel. „Das ist ein Zeichen Gottes!" seufzte er. Er fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen sei, stürzte sich in das Schlachtgewühl, und fiel an der Brücke von Benevent, wo die Feinde durch einen Steinhaufen, den sie auf die Leiche warfen, ihm ein ehrendes Denkmal setzten. Diese Schlacht entschied das Schicksal Neapels und Siciliens. Beide Länder wurden den Franzosen unterworfen, und wie sehr auch die Einwohner über die neuen Herrscher seufzten, so wagten sie doch, eingeschüchtert und betäubt, keinen Widerstand.

Indessen war Conradin, von seiner Mutter Elisabeth treu gepflegt, am Hofe seines Oheims, des Herzogs von Baiern, zum Jünglinge herangewachsen. Viele Italiener fanden sich bei ihm ein, und ermunterten ihn, nach Italien zu kommen, und sein väterliches Erbe zu erkämpfen. In der Lombardei, sagten sie, ständen Viele bereit, sich auf den ersten Wink zu erheben, und mit jedem Tagmarsche vorwärts würde sein Heer wachsen. Die besorgte Mutter warnte vor der gefährlichen Unternehmung. Sollte sie ihren einzigen Sohn, einen zarten Jüngling von 15 Jahren, in den Kampf auf Leben und Tod ziehen lassen? Aber Conradin hatte bereits gewählt. Seine Güter in Deutschland waren fast alle schon in fremden Händen; er hatte nichts mehr als die Hoffnung, und diese leuchtete ihm jetzt so freundlich von Italien her.

Die wenigen Güter, die er noch besaß, wurden zu Gelde gemacht, von allen Seiten strömten ihm die alten Freunde des Hauses der Hohenstaufen zu, und 1267 zog er, von der Mutter, auf Hohenschwangau, wo sie sich trennten, mit Thränen eingesegnet, voll der heitersten Hoffnungen über die Alpen nach Italien. Hier fand er zwar nicht den Anhang, den er erwartet hatte; auch hatte sein Oheim, der Herzog von Baiern, nichts für ihn gethan, weil er mit Ottokar von Böhmen zu thun hatte; doch rückte er 1268 vor, und sobald er sich Rom näherte, entfloh der Papst (Clemens IV.), indem er weissagend ausrief: „Des Knaben Größe wird verschwinden wie ein Rauch. Er ziehet hin gen Apulien wie zur Schlachtbank!“ In Rom wurde Conradin, als er in jugendlicher Schönheit und Heiterkeit einzog, mit Entzücken empfangen.

Dann zog Conradin der Gränze Neapels zu. Er hatte den Weg über das Gebirge gewählt. Als er hier die Höhe erreicht hatte, von welcher man in das schöne Land den ersten Einblick gewinnt, welcher Anblick zeigte sich da seinen trunkenen Blicken! Ein geistreicher Kenner dieser Gegend*) sagt von ihr: „Aller Schein des Nordens ist hier verschwunden; Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder, an Bächen liegende freundliche Häuser, an den Felswänden kühn hinaufgebaute Orte zeigen sich in unglaublicher Mannigfaltigkeit, und in größerer Entfernung erscheinen, mit dem Dunkelblau des Himmels sich verschmelzend, die ruhigen Fluthen des Sees von Celano. Wie fröhlich jubelnd, und aller finstern Ahnungen ledig mag Conradins Heer in dies neu eröffnete Paradies hinabgeblickt haben! Was mußte der Jüngling fühlen, der dies herrliche Reich, sein Erbreich, jetzt zu seinen Füßen sah!“

Conradin stieg nun in ein Thal hinab, unfern dem Städtchen T a g l i a c o z z o (spr. Talliacozzo). Hier trat ihm Karl von Anjou eiligst entgegen. Die Schlacht war am 23. August 1268 beim Dorfe S c u r c o l a. Die tapfern Ritter in Conradins Heer warfen nach dem ersten Anlaufe die Franzosen in die Flucht. Dasselbe Schicksal hatte der zweite Haufe, und Conradin zweifelte nicht, daß selbst König Karl geblieben sei; denn man fand einen getödteten Ritter, welcher Karln glich, und die königlichen Abzeichen trug. Aber man wußte nicht, daß Karl aus Sorge für seine Sicherheit seine Rüstung diesen Ritter hatte anlegen lassen. Jetzt sah man keinen Feind mehr vor sich. Man überließ sich einer gränzenlosen Freude; die Beute wurde getheilt; die Reihen löſten sich auf, Viele legten die Panzer und Waffen ab, um von den Anstrengungen des heißen Sommertages auszuruhen.

Aber Karl von Anjou hatte seine auserlesensten Reiter, auf den Rath eines französischen Ritters (Alard von Valery), in eine Bergschlucht versteckt. „Jetzt ist es Zeit!“ rief dieser dem Könige zu, brach vor, und sprengte in die Ebene. Als das Heer der Deutschen die Feinde erkannte, war die Bestürzung zu groß, und die Zeit zu kurz, um sich zu sammeln. Wer fliehen konnte, floh; nur einzelne Haufen wehrten sich noch, bis auch sie in die Flucht geworfen wurden. Welcher Glückswechsel! Schon glaubt Conradin

*) v. Raumer in seiner classischen Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, Th. 4, S. 596.

gesiegt zu haben und den Feind getödtet, und nun ist sein Heer auseinander=gesprengt, sein Reich unwiederbringlich verloren.

Conradin und einige der Edelsten aus seiner Begleitung waren nach der Meeresküste gejagt, und hatten schnell ein Schiff bestiegen, um nach Sicilien zu entkommen. Aber der Besitzer von Astura, eines an der Küste gelegenen Schlosses, Frangipani, merkte, daß die Fortschiffenden bedeutende Männer sein müßten, und hoffte, daß ihre Gefangennehmung ihm von Karl von Anjou große Belohnungen erwerben würde. Darum schickte er ihnen ein Schiff nach, und ließ sie zurückholen. Conradin gab sich zu erkennen, und hoffte hier Hülfe zu finden, weil jener Edelmann von seinem Großvater mit Wohlthaten überschüttet worden war. Das aber hatte der tückische Italiener längst vergessen. Er nahm die Unglücklichen gefangen, und lieferte sie dem unversöhnlichen Karl aus.

Mit Conradin zugleich war gefangen genommen worden der Freund seiner Jugend, Friedrich von Oesterreich. Fast gleiches Alter — Friedrich war nur drei Jahre älter — gleiche Gesinnungen und gleiches Schicksal — auch Friedrich hatte sein väterliches Erbe an den König von Böhmen, Ottokar, verloren — hatten einen innigen Freundschaftsbund zwischen ihnen geschlossen, und nun erreichte sie Beide auch ein gleiches Verderben. Denn daß sie sterben sollten, war bei Karl fest beschlossen. Er setzte ein Gericht nieder, welches über sie zum Scheine sprechen sollte, damit das Todesurtheil recht unparteiisch und gerecht erschiene. Karl selbst klagte Conradin an als Feind der Kirche, als Empörer und als Hochverräther, der nebst allen Mitschuldigen des Todes sterben müßte. Die Richter erschraken, weil sie Karls Grausamkeiten kannten, und wagten lange nicht zu widersprechen. Endlich stand Einer (Guido von Suzara hieß der Ehrenmann) unter ihnen auf, und sprach: „Conradin ist nicht als Empörer gekommen, sondern er versuchte sein väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen. Er ist nicht im Kampfe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, verlangen göttliche wie menschliche Gesetze.“ Alle fielen ihm bei; nur ein Nichtswürdiger (Robert von Bari) sprach ihm im Sinne des Königs das Leben ab. „Du allein hast Recht!“ rief Karl wüthend, „es ist wahrlich Gnade genug, wenn ich Conradin und seine Mitschuldigen nicht wie gemeine Verbrecher am Galgen sterben lasse.“

Beide Freunde saßen gerade beim Schachbrette, als ihnen das Todesurtheil vorgelesen wurde. Sie wurden leichenblaß; doch faßten sie sich schnell, und baten, ihr Testament aufsetzen und beichten zu dürfen. Es wurde ihnen erlaubt, aber nur wenige Zeit dazu vergönnt. Das Blutgerüste wurde vor der Stadt an einer Stelle aufgeschlagen, wo Conradin noch einmal die Herrlichkeit seines Reiches übersehen konnte, um ihm den Abschied vom Leben recht bitter zu machen. Am 29. October 1268 wurden die Unglücklichen zum Richtplatze geführt, wo der Scharfrichter schon mit aufgestreiften Aermeln ihrer wartete. Karl sah aus dem Fenster einer gegenüber gelegenen Burg der Hinrichtung zu. Jener ungerechte Richter trat vor, und sprach auf Befehl des Königs: „Dieser Conradin, versammelte Männer, kam als ein Verführer des Volks, fremde Länder zu ernten, und rechtmäßige Könige anzugreifen. Dafür wird nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn das

Todesurtheil gesprochen und sogleich vollzogen.“ Es erhob sich ein dumpfes Gemurmel, aber das Volk fürchtete sich vor Karl. Nur Graf Robert von Flandern, Karls eigener Schwiegersohn, konnte den Zorn nicht zurückhalten, sprang hervor, und rief: „Wie kannst du, frecher und ungerechter Schurke, einen so großen und vornehmen Ritter zum Tode verurtheilen?“ Zugleich hieb er ihn mit dem Schwerte, so daß er für todt weggetragen wurde. Karl biß sich vor Zorn in die Lippen, schwieg aber, das Volk fürchtend. Conradin sprach nur wenige Worte, welche Alle tief rührten. Da aber Keiner ihn zu befreien wagte, warf er seinen Handschuh unter die Menge, damit er dem Könige Peter von Aragonien, dem Gemahl der Tochter Manfred's, Constantia, gebracht werde, und dieser seinen Tod rächen möchte. Ein Ritter, Heinrich, Truchseß von Waldburg, hob ihn auf, und erfüllte nachmals Conradins Verlangen.

Jetzt drückte Conradin seinen Freund Friedrich ans Herz, legte sein Oberkleid ab, hob die Arme und Augen gen Himmel, und sprach: „Jesus Christus, König der Ehren! wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Er kniete nieder, plötzlich aber sprang er noch einmal auf, und rief: „O Mutter, Mutter, welche schreckliche Nachricht wirst du von mir hören!“ — Als nun sein Haupt fiel, schrie Friedrich, von ungeheurem Schmerze ergriffen, so laut auf, daß alle Umstehende Thränen vergossen. Dann kam auch die Reihe an ihn und an die andern Gefangenen. Darunter war ein Graf mit zwei Söhnen; erst ließ Karl, obgleich der Graf 100,000 Unzen Goldes Lösegeld geboten hatte, die Kinder in den Armen des Vaters, dann diesen selbst tödten. Ueber 1000 Gefangene mußten bluten. — Mit Conradin erlosch das erlauchte Haus der Hohenstaufen*).

Nachdem Karls von Anjou erster Blutdurst gestillt war, strafte er die Sicilianer, weil sie Conradin geneigt gewesen waren. Ein bittrer, nur durch Gewalt niedergehaltener Groll herrschte in der ganzen Insel, darum war sie von Karl mit starker Besatzung belegt. Indessen suchten die Einwohner fremde Hülfe, und namentlich hatte Peter, König von Aragonien, ein Schwiegersohn Manfreds, ihnen dieselbe zugesagt. Johann von Procita, ein vornehmer Neapolitaner, und Manfreds ehemaliger Diener, dessen Güter Karl von Anjou eingezogen hatte, war nach Aragonien an Peters Hof gegangen, hatte da freundliche Aufnahme gefunden, und hatte ihn dringend aufgefordert, als nächster Verwandter den bedrückten Sicilianern zu Hülfe zu kommen, und da Peter sich dazu für zu schwach hielt, hatte er sich im Mönchsgewand nach Constantinopel begeben, und den griechischen Kaiser (Andronikus II.), der Karls von Anjou feindselige Absichten gegen den griechischen Thron kannte, bewogen, Geld und Waffen herzugeben. Es fehlte nur an einem Funken, die Explosion zu bewirken.

Am zweiten Osterfeiertage, den 30. März 1282, wandelten die Einwohner von Palermo schaarenweise nach der benachbarten Kirche von Montreal,

*) Die einzigen noch lebenden Hohenstaufen waren: 1. Margarethe, vermählt an Albrecht den Unartigen, Landgrafen von Thüringen, eine Tochter Friedrichs II.; sie starb 1270. 2. Enzio, der 1272 in der Gefangenschaft in Bologna starb.

um dort die Vesper zu hören. Auch die in der Stadt wohnenden Franzosen nahmen Theil; damit aber kein Unglück geschehe, war Waffen zu tragen streng verboten worden. Die Palermitaner hatten sich auf der Wiese zerstreut; Einige pflückten Blumen, Andere sangen. Unter den Wallenden befand sich auch eine vornehme Jungfrau, von ihrem Verlobten, ihren Eltern und Brüdern begleitet. Ein unverschämter Franzose, Drouet mit Namen, schloß sich an sie an, und beleidigte sie frech, so daß sie ohnmächtig hinsank. In dem Augenblick blitzten Hunderte von Dolchen, welche von den Palermitanern unter den Kleidern verborgen getragen worden, und ringsum erhob sich das Geschrei: „Nieder, nieder mit den Franzosen!" Drouet war der Erste, der niedergestoßen wurde; dann fielen die Andern auf der Wiese, und endlich liefen die Einwohner mit lautem Mordgeschrei nach der Stadt, und begannen das Morden aufs Neue, bis kein Franzose mehr am Leben war. Viertausend fielen in dieser ersten Nacht. Selbst die Weiber und Kinder dieses Volkes wurden nicht verschont. In allen Städten der Insel folgte man dem Beispiele der Hauptstadt, und damit Keiner entrinne, ließ man jeden Verdächtigen das Wort Ciceri (Erbsen) aussprechen, ein Wort, welches kein Franzose rein auszusprechen vermag. Nur ein einziger Franzose wurde verschont, weil er durch Rechtschaffenheit und Menschlichkeit in allgemeiner Achtung stand; ihn sendete man mit Weib und Kindern nach Neapel hinüber. Dann schickten die Einwohner Boten nach Aragonien; Peter kam, und nahm, als Conradins Erbe, von der Insel Besitz. Die Ermordung jener Franzosen ist es, welche man die sicilianische Vesper nennt.

Als Karl von Anjou die Kunde von der Empörung erhielt, biß er vor Wuth mit den Zähnen in seinen goldenen Stockknopf. Dann sprach er gefaßt: „Herr Gott! es hat dir gefallen, mir Unglück zu senden; möge es dir doch auch gefallen, daß mein Stern langsam untergehe" — Er blieb zwar König von Neapel bis an seinen Tod, der drei Jahre darauf erfolgte, aber glücklich hat er nicht regiert; denn er drückte seine Unterthanen sehr hart. Aus allen seinen Handlungen blickten Habsucht und Grausamkeit hervor. Jeder Besitz war unsicher geworden; allen Vorstellungen, Bitten und Drohungen setzte er eine grauenvolle Verstocktheit entgegen. Erst sterbend erkannte er die Nothwendigkeit einer Aenderung seiner Regierungsgrundsätze. Beide Häuser, das aragonische in Sicilien und das Haus Anjou in Neapel, schlossen 1302 einen Frieden, nach welchem jedes in seinem Besitze blieb. Karls Geschlecht erlosch 1435, der Mannsstamm Peters erst 1516 mit Ferdinand dem Katholischen.

57. Das Interregnum. — Rudolph von Habsburg. — Adolph von Nassau.

(Interregnum 1250—1273. Richard von Cornwallis 1256—1272 und Alfons X. von Castilien. Rudolph von Habsburg 1273—1291. Krieg mit Primislav Ottokar von Böhmen. Schlacht bei Cistersdorf 1278. Eberhard von Würtemberg. Adolph von Nassau 1291—1298. Albrecht der Unartige von Meißen und Thüringen und seine Söhne Friedrich und Diezmann. Schlacht bei Gellheim 1298.)

Als, wie oben erzählt worden ist, Conrad IV. 1254 in Italien starb, lebte noch sein Gegenkönig Wilhelm von Holland. Aber Nutzen hatten

die Deutschen von seiner Regierung so wenig, als von der Conrads. Jeder Herzog, ja jede Stadt und jeder Ritter, that, was ihm beliebte und wozu er die Macht hatte. Es riß eine greuliche Unordnung in Deutschland ein; denn auf Wilhelms Befehle achtete Niemand; nur in Niedersachsen genoß er einiges Ansehen. Die Raubschlösser mehrten sich auf eine schauderhafte Weise. Keiner war mehr seines Lebens und Eigenthums sicher. Er selbst stand in gar keiner Achtung: die Bürger von Coblenz hieben einmal, ohne daß er sie strafen konnte, seine Soldaten zusammen; der Erzbischof von Cöln wollte ihn einst in seinem Palaste gar verbrennen; und ein Edelmann wagte es ungestraft, Wilhelms Frau auf offener Straße auszuplündern. Endlich starb er 1256 in einem Kriege mit den Friesen. Bei Medenblick in Westfriesland wollte er über einen zugefrornen Sumpf reiten, brach ein in den Morast, und ehe ihm die Seinigen zu Hülfe kommen konnten, erschlugen ihn die im Hinterhalt liegenden Friesen.

Nach seinem Tode, den in Deutschland Keiner beklagte, wollte kein deutscher Fürst die Kaiserwürde annehmen, weil weder Ehre noch Vortheil damit verbunden schien. Da schlugen die geistlichen Kurfürsten vor, einen fremden Herrn zum deutschen Kaiser zu wählen. Der Erzbischof von Cöln (der von Mainz war in Braunschweig gefangen) und die meisten andern Fürsten wählten den Grafen

Richard von Cornwallis, 1256—1272, einen tapfern und umsichtigen Herrn, Bruder König Heinrichs III. von England und der Gemahlin Friedrichs II., Isabella, weil er ein reicher Mann war, und man große Geschenke von ihm erwarten konnte. Richard nahm die Krone an, beschenkte auch die Wahlfürsten reichlich. Einige aber meinten, er hätte ihnen weniger gegeben als den andern. Besonders gehörte der Erzbischof von Trier zu den Unzufriedenen, und bewirkte, daß diese (Sachsen, Brandenburg und Böhmen) den König von Castilien,

Alfons X. (gest. 1284), wählten, der den Beinamen des Weisen führte, weil er in der Sternkunde wohl erfahren war. Er war ein Enkelsohn des Kaisers Philipp von dessen zweiter Tochter Beatrix. So hatte Deutschland also wieder zwei Herren, die aber auch so wenig für dieses damals recht unglückliche Land thaten, wie früherhin Conrad IV. und Wilhelm. Richard ist zwar viermal nach Deutschland gekommen, reiste aber immer bald wieder nach England zurück, und Alfons ließ sich in Deutschland nie sehen. Daher wird auch die Zeit von Friedrichs II. Tode bis zum Tode Richards das Interregnum (Zwischenreich) genannt, weil die Deutschen von 1250 an so gut wie gar keinen König hatten. Richard starb endlich 1272. Nach Alfons fragten die Deutschen gar nicht mehr, und schritten gleich zu einer neuen Wahl.

Dabei mußte mit größerer Vorsicht zu Werke gegangen werden, als bisher, wenn man dem armen Deutschland helfen wollte. Man bedurfte eines Mannes, der Kraft, Muth und Festigkeit genug besaß, die an Unordnungen und Räubereien gewöhnten Edelleute zur Pflicht zurückzuführen, aber dabei doch selbst nicht allzu mächtig war, damit er nicht die mächtigen Herzöge unterdrücke. Einen solchen Mann glaubte man an dem frommen Grafen

Rudolph von Habsburg (1273—1291) gefunden zu haben. Besonders empfahl ihn Werner von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, der

ihn genau kannte. Als nämlich dieser Werner nach Rom reisen mußte, um sich von da den Erzbischofs-Mantel zu holen, und durch die Schweiz ging, bat er den Grafen, ihm bis an die Gränze Italiens das Geleite zu geben, weil es damals höchst unsicher zu reisen war. Rudolph that das gern, und als sie sich wieder trennten, schüttelte ihm Werner dankbar die Hand, und sprach: „Wollte Gott, Herr Graf, daß ich noch so lange lebte, bis ich euch den mir geleisteten Dienst vergelten kann!“ Sein Wunsch wurde jetzt erfüllt. Alle Fürsten stimmten ein, und sogleich wurde eine Gesandtschaft an Rudolph abgeschickt. Dieser belagerte gerade die Stadt Basel, als die deutschen Herren in seinem Lager erschienen, ihm die auf ihn gefallene Wahl meldeten, und ihn einluden, recht geschwind nach Aachen zu kommen, und sich dort zum Kaiser krönen zu lassen. Er vertrug sich schnell mit Basel, und eilte nach Deutschland.

Rudolph war ein angesehener, aber geldarmer Graf; seine Güter lagen in der Schweiz zerstreut; das alte Schloß Habsburg auf einem Berge an der Aar (im jetzigen Kanton Aargau), dessen Ruinen noch jetzt weit über das Land hin schauen, war sein Stammschloß. Für einen Kaiser war seine Macht gering; aber sie lag in seiner großen Seele, und in der allgemeinen Achtung, die er bei Hohen und Niederen genoß. Seine Frömmigkeit, sein leutseliges Wesen, sein Muth im Kriege, seine Gerechtigkeit waren allgemein erkannt; nur von einem solchen Manne war für das zerrüttete Deutschland Errettung zu hoffen. Von ihm legte der Erzbischof von Köln in einem Schreiben an den Papst (Gregor X.) folgendes Zeugniß ab: „Dieser König ist rechtgläubig, ein Verehrer der Kirchen, ein Freund der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, ausnehmender Frömmigkeit, ohne Zweifel von Gott geliebt, von angenehmer äußerer Bildung, abgehärtetem Körper und glücklich im Kriege.“ Der Papst bestätigte seine Wahl, nachdem Rudolph ihm versprochen hatte, alle von früheren Kaisern gegen die Kirche übernommenen Verpflichtungen treu zu halten, und die Güter der Kirche auf keine Weise anzugreifen, und da Rudolph sein Wort gehalten, so hat er mit dem Papst im besten Vernehmen gestanden.

Sobald er die Regierung antrat, schrieb er an alle Fürsten: „Meine Gedanken sind nur dahin gerichtet, wie ich Ruhe und Ordnung in dem so lange zerrütteten Reiche wieder herstellen, und den Unterdrückten wider die Gewaltthätigkeiten der Mächtigen Schutz verschaffen kann. Mit Gottes Hülfe hoffe ich diesen Zweck zu erreichen, verspreche mir aber auch von euch Allen Treue und den gebührenden Gehorsam.“

Aber es war nicht zu erwarten, daß alle deutschen Stände von den bisherigen Gewaltthätigkeiten ablassen, und die geraubten Güter gutwillig herausgeben würden. Keiner war aber feindseliger gegen den neuen Kaiser als Primislav Ottokar, König von Böhmen, ein Mann von wildem, trotzigem Gemüthe. Während des Interregnums hatte er sich noch der Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain bemächtigt, auf welche jener Friedrich, der mit Conradin auf dem Blutgerüste starb, die nächsten Ansprüche hatte.*) Jetzt war er entschlossen, den ungerechten Besitz zu behaupten, und

*) Es war nämlich 1246 das Haus der Babenberger in Oesterreich mit Friedrich dem Streitbaren, einem wilden Krieger, der gegen die Ungarn in der Schlacht

wollte Rudolph nicht als Kaiser und Herrn erkennen. Dreimal forderte ihn dieser auf, vor ihm zu erscheinen und den schuldigen Lehnseid abzulegen; da er aber hartnäckig ausblieb, blieb nichts als Gewalt übrig. Rudolph stärkte sich durch Bündnisse mit Sachsen und Pfalz, und ertheilte dem Burggrafen Friedrich III. von Zollern die erbliche Belehnung mit der Burggrafschaft Nürnberg. Ueber Ottokar sprach er die Reichsacht (in Kempten) aus. Rasch ging der Kaiser auf Wien los. Ottokar stand jenseit der Donau, und hielt sich hier ganz sicher. Aber plötzlich sah er zu seiner großen Bestürzung das kaiserliche Heer Anstalten machen, über den reißenden Strom zu setzen. Das brachte ihn so aus der Fassung, daß er um Frieden bat, und den größten Theil der unrecht besessenen Länder herauszugeben versprach. Rudolph willigte gern ein, und Ottokar bat fußfällig um Verzeihung und huldigte (1276).

Aber dem wilden Könige war nicht zu trauen. Darum behielt der Kaiser einen Theil des Heeres beisammen. Es zeigte sich auch bald, wie weise dies gewesen war. Denn schon zwei Jahre nach jenem Frieden stand Ottokar, aufgereizt durch seine den Deutschen feindlich gesinnte Gemahlin Kunigunde, Tochter des Fürsten von Halicz, wieder gegen den Kaiser auf. Schnell war dieser wieder da, setzte über die Donau, und griff den König, ob dieser gleich ein weit größeres Heer hatte, bei Eistersdorf auf dem Marchfelde einige Meilen von Wien, an, 1278. Rudolph gerieth in dieser Schlacht in große Lebensgefahr. Ottokar hatte einen starken und tapfern polnischen Ritter vermocht, den Kaiser in der Schlacht aufzusuchen und umzubringen. Der Pole erreichte ihn auch, griff ihn wüthend an, und stieß sein Pferd nieder. Rudolph wäre verloren gewesen, hätte er sich durch seinen Schild nicht vor dem Zertreten geschützt. Endlich gelang es ihm, sich unter dem getödteten Pferde hervorzuarbeiten, und er hieb sich nun so lange mit dem Polen herum, bis ihm die Seinigen zu Hülfe kamen. So errettete die Vorsehung den braven Kaiser. Anders ging es mit Ottokar. Rudolph hatte seinen Rittern ausdrücklich befohlen, seines Feindes zu schonen. Dennoch jagten zwei Ritter auf ihn los, stachen ihm sein Pferd nieder, und da er um sein Leben flehte, rief der Eine: „Du hast mir einst meinen Freund ohne Schuld getödtet; darum mußt du jetzt sterben.“ So durchrannte er ihn mit dem Schwerte, während der Andere ihm einen Hieb in den Hals versetzte. Dies war Ottokars Ende; sein Grabmal ist noch in der erzbischöflichen Kirche von Prag zu sehen. Nach dem Siege fanden Rudolphs Leute unter den Leichen auch jenen Polen, zwar noch lebend, aber fürchterlich zugerichtet. Sie fragten Rudolph, ob sie den Schelm nicht vollends tödten sollten. „Das wolle Gott verhüten!“ antwortete der Kaiser, „es wäre doch Schade, wenn ein so tapfrer Ritter sterben sollte.“ Darauf ließ er ihn sorgfältig pflegen, und schickte ihn dann in sein Vaterland zurück. So wissen sich edle Menschen zu rächen! Auch gegen Ottokars unmündigen Sohn Wenceslaus IV. zeigte sich Rudolph groß-

---

an der Leitha gefallen war, erloschen. Er war ein Urenkel Heinrichs Jasomirgott. Hermann von Baden bemächtigte sich, als Mann der Nichte Friedrichs, des Landes, starb aber schon nach 4 Jahren. Seine Ansprüche erbte zwar sein Sohn Friedrich, aber die Oesterreicher erkannten den mächtigeren Ottokar als Herrscher an.

müthig, vielleicht auch durch das Erscheinen des Vormunds der Ottokarischen Kinder (Otto von Brandenburg) im Felde zur Nachgiebigkeit bewogen. Er belehnte ihn mit Böhmen und Mähren, ja er gab ihm später seine Tochter zur Frau, und nahm ihm nur die von Ottokar unrecht erworbenen Länder. Oesterreich, Steiermark und Krain gab er seinen Söhnen Albrecht und Rudolph, und wurde dadurch der Stammvater des österreichischen Hauses. Kärnthen bekam Graf Meinhard von Tyrol, der ihm gegen Ottokar treu beigestanden hatte. Er war ein Schwager des unglücklichen Friedrich, der in Neapel enthauptet wurde.

Darauf reiste Rudolph umher, hielt mehrere Reichstage, und ließ in verschiedenen Gegenden den Landfrieden beschwören. Dennoch hörten viele Ritter nicht auf, von ihren Raubschlössern aus die Ruhe des Landes zu stören. Einer der ärgsten war Graf Eberhard von Würtemberg, der den Wahlspruch hatte: Gottes Freund, aller Welt Feind! Er konnte nicht vergessen, daß Rudolph sonst seines Gleichen gewesen war, und wollte ihm nicht gehorchen. Aber Rudolph wußte sich Gehorsam zu verschaffen. Er zerstörte mehrere Burgen um Stuttgart und zwang ihn durch Belagerung dieser Stadt zur Unterwerfung. In Thüringen brach der Kaiser 66 Raubschlösser, und 29 Raubritter wurden enthauptet. Am Rhein und in Franken zog er auch strafend umher und warf über 70 Burgen nieder. Das machte Eindruck*).

---

*) Von seiner Klugheit erzählt man folgendes Beispiel: Als er einst in Erfurt war, trat ein Kaufmann aus Lübeck vor ihn, und klagte gegen einen Gastwirth von Erfurt, dem er einen Beutel mit Gold zur Verwahrung gegeben habe, und der nun die ganze Sache ableugne. Rudolph ließ den Beklagten holen, befragte ihn, und erhielt die Versicherung, daß er von keinem Beutel wisse, und der Kaufmann ein Lügner sei. Allein den Kaiser täuschte er nicht; der durchschaute den ganzen Betrug. Wie von ungefähr sagte er während des Gesprächs zum Gastwirthe: „Sieh! du hast ja an deinem Gürtel einen köstlichen Beutel hängen! Laß doch einmal sehen!“ Sogleich nahm ihn der Gastwirth ab, überreichte ihn dem Kaiser, und bat diesen, ihn doch als Geschenk anzunehmen. Rudolph hatte nur etwas von dem Manne in Händen haben wollen. Er nahm einen Vorwand hinauszugehen, und sandte einen Diener zur Frau des Wirths: dieser ließe ihr sagen, sie solle ihm einmal den bewußten Beutel mit dem Golde schicken; zum Zeichen, daß die Botschaft von ihm selbst käme, schicke er hier seine Tasche mit. Die Frau gehorchte sogleich. Sobald der Kaiser den Beutel hatte, befragte er den Beklagten noch einmal. Dieser blieb aber bei seiner Aussage. Jetzt holte Rudolph den Beutel vor, und rief: „Kennst du diesen Beutel?“ Der Bösewicht erblich, fiel auf seine Kniee nieder, und bat um Gnade, wurde aber sofort mit Recht zum Galgen abgeführt.

Ergötzlicher ist der Vorfall, der sich mit Rudolph in Mainz zutrug. Es war kaltes Wetter, und da er auf der Straße fror, so trat er in das Haus eines Bäckers, um sich am Backofen zu wärmen. Die Frau des Bäckers wußte nicht, daß er der Kaiser sei; denn er war kein Freund von Staat und Putz, und trug selbst bei Feierlichkeiten nur einen grauen Mantel von grober Wolle. Auch jetzt hatte er ein gewöhnliches Wamms an, und die Frau hielt ihn für einen gemeinen Reiter aus dem Gefolge des Kaisers. Da sie nun auch von der Einquartierung zu leiden hatte, so machte sie ihrem Herzen Luft, und schimpfte tüchtig auf den Bettelkaiser, der mit seinen Leuten den Bürgern so zur Last falle. Rudolph lächelte; die Frau aber wurde nur noch zorniger, und da sie gerade die Kohlengluth ausgießen wollte, so goß sie eine ganze Kanne über den vermeintlichen Kriegsknecht. Der Kaiser blieb gelassen, und ging triefend nach Hause. Aber zu Mittage schickte er einen Bedienten in kaiserlicher Liverei mit mehreren Schüsseln zu der Frau; das schicke ihr, ließ er ihr sagen, der Reitersmann, den sie so begossen habe. Himmel! wie erschrak die Frau, da sie hörte, was sie angerichtet habe. Aber sie erstarrte fast vor

Rudolph pflegte Deutschland zu durchreisen und selbst Gericht zu halten. Er ließ sich von Jedem sprechen; „denn," sagte er, „ich bin wahrlich nicht König geworden, um mich vor den Menschen einzuschließen." Nur seine Nachgiebigkeit gegen den Papst ist nicht zu entschuldigen. Er mochte dulden, daß dieser sein weltliches Gebiet vergrößerte; aber er unterstützte auch den päpstlichen Legaten, der in Würzburg der deutschen Geistlichkeit einen Tribut auflegen wollte. Doch der ganze Klerus erhob sich dagegen, und so wurde nichts daraus Kurz vor seinem Ende hatte er noch eine bittere Kränkung. Er hätte sehr gern gesehen, daß sein Sohn Albrecht ihm auf dem Kaiserthron nachgefolgt wäre, und äußerte auch gegen die Fürsten diesen Wunsch. Aber diese schlugen es ihm ab, vielleicht weil ihnen Rudolphs Haus schon zu mächtig schien. Mißvergnügt verließ er Frankfurt, wo er den Reichstag gehalten hatte, und starb gleich darauf auf der Reise nach Speier, **1291**, in Germersheim. Ein zu seiner Zeit lebender Geschichtschreiber (Volkmar) sagt von ihm: „Sein Ruhm verbreitet Furcht und Schrecken über die ungerechten Großen, und Freude über das Volk. Wie Licht auf Finsterniß, so folgt Ruhe und Friede auf Krieg und Zerrüttung. Der Landmann nimmt wieder den Pflug zur Hand, der lange Zeit ungenutzt im Winkel lag. Der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreist jetzt das Land mit größter Sicherheit, und die Räuber und Bösewichter, die vorher ungescheut herumschwärmten, suchen sich in wüsten Gegenden zu verbergen." Ein schönes Lob! und noch lange vor seinem Tode war es zum Sprichwort geworden, daß man von dem, der sein Wort brach, zu sagen pflegte: „Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht!"

Nach seinem Tode wurde, obgleich sich Albrecht schon eines Theils der Reichskleinodien bemächtigt hatte, auf Betrieb des Erzbischofs von Mainz, Gerhard von Eppenstein, Graf Adolph von Nassau, **1291 – 1298**, zum König gewählt, ein tapfrer Ritter, aber ein schlechter Kaiser; denn es fehlte ihm eine Eigenschaft, ohne welche ein Kaiser damals nicht bestehen konnte: das Ansehen. Er war so arm, daß er den Frankfurtern nicht einmal die ihm vorgestreckten Kosten seiner Krönung bezahlen konnte; denn er besaß von der

---

Angst, als ihr zugleich angedeutet wurde, sie sollte sogleich vor dem Kaiser erscheinen. Daß sie sterben müsse, schien ihr gewiß; sie nahm Abschied von Mann und Kindern, und ging zitternd. Als sie zum Kaiser eintrat, sah dieser sie freundlich an, und sprach: „Ich danke euch, daß ihr heute so aufrichtig über mich gesprochen habt. Fürchtet euch übrigens nicht. Indessen ganz ohne Strafe könnt ihr nicht wegkommen; darum sollt ihr der ganzen Gesellschaft hier unser Abenteuer erzählen." Das that denn die Frau unter dem lauten Lachen der Zuhörer. Von solchen Scherzen war der gute Rudolph ein großer Freund. Er konnte auch heiter und fröhlich sein, da er immer ein gutes Gewissen hatte.

Ein Graf von Waldeck suchte den König zu bestimmen, die Edelleute zu schonen, und nur mit Geld zu bestrafen. Da erhob sich Rudolph in edlem Zorn und sprach: „Die Räuber sollen bestraft werden, wie sie es verdient haben. Edle giebt es hier nicht. sondern nichtswürdige Diebe und Räuber, welche die Armen unterdrücken, den Frieden stören, und die Gerechtigkeit verletzen. Der wahre Adel hält Treue, ehrt Tugenden, und liebt die Gerechtigkeit."

Auf eine Volkssage gestützt, daß Kaiser Friedrich II. wiederkommen werde, traten mehr als 20 Menschen auf, die sich für ihn ausgaben. Allein nur Einer, ein Bauer, Tile Kolup, in Mainz und in der Wetterau, erhielt so viel Anhang, daß Rudolph mit einem Heere gegen ihn ziehen mußte. Er wurde gefangen und in Wetzlar verbrannt.

kleinen Grafschaft Nassau nur einen kleinen Theil. Viel Gutes ist von seiner Regierung nicht zu erzählen. Zu seiner Zeit regierte in Frankreich König Philipp IV., und in England König Eduard I. Dieser wollte mit Philipp einen Krieg anfangen. Dasselbe wollte auch Adolph, weil Philipp einige Länder jenseit des Rheins, die eigentlich zu Deutschland gehörten, an sich gerissen hatte. Eduard und Adolph schlossen daher ein Bündniß, und jener zahlte diesem eine beträchtliche Summe, um ein Heer auszurüsten. Indessen redete der Papst zum Frieden, so daß der Krieg unterblieb. Dennoch behielt Adolph das Geld, und wandte es noch dazu zu einer Handlung der Ungerechtigkeit an.

Heinrich der Erlauchte nämlich, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, hatte bei seinem Tode (1288) seine Länder unter seinen Sohn, Albrecht den Unartigen, und seinen Enkel Friedrich Tuta vertheilt, so daß jener Thüringen, dieser Meißen erhielt. Albrecht, ein böser Mensch, hatte eine Tochter Kaiser Friedrichs II., Margarethe, zur Frau, wandte sich aber von ihr ab, und heirathete die schöne Kunigunde von Eisenberg, ein böses, herrschsüchtiges Weib. Margarethe war nicht einmal ihres Lebens sicher, und mußte in dunkler Nacht von der Wartburg nach Eisenach fliehen. Noch einmal umarmte sie ihre Söhne, Friedrich und Diezmann, und biß dabei in der Heftigkeit ihres Schmerzes jenen in die Backe, daher er von nun an Friedrich mit der gebissenen Wange hieß. Beide bemerkten, daß ihr Vater, der sie haßte, sie um die ihnen zukommenden Länder bringen, und sie seinem Sohn zweiter Ehe, Apitz, zuwenden wollte. Darüber kam es zum Kriege zwischen dem Vater und den Söhnen, in welchem Friedrich in die Hände des Vaters gerieth, der ihn ein Jahr lang auf der Wartburg in harter Gefangenschaft hielt. Zwar verglichen sich die streitenden Parteien; da aber Albrecht fortfuhr, den Apitz mit Gütern zu beschenken, so erneuerte sich der Krieg, und diesmal überfiel Friedrich den Vater, nahm ihn gefangen, und setzte ihn erst nach einem Jahre in Freiheit, worauf durch Kaiser Rudolphs Vermittelung eine Aussöhnung erfolgte. Doch auch dieser Frieden war von keiner langen Dauer. Friedrich Tuta starb (1291), und sogleich nahmen Friedrich und Diezmann von der Markgrafschaft Meißen Besitz. Das brachte Albrecht noch mehr gegen sie auf, und um sie um die Erbschaft zu bringen, so bot er Thüringen und Meißen dem Könige Adolph für eine Summe Geldes an. Dieser ging den Handel ein, und benutzte dazu das englische Geld. Aber die beiden Brüder ließen sich ihre Erbländer nicht so schnell entreißen. Sie führten mit dem Könige einen hartnäckigen Krieg, und indem Adolph in Thüringen und Meißen eindrang, begingen seine Krieger die abscheulichsten Schandthaten. Das fehlte nur noch, um sein Ansehen ganz herunterzubringen. Dazu kam, daß er sich den mächtigen Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, zum Feinde gemacht hatte. Dieser Mann hatte gehofft, Adolph würde sich von ihm leiten lassen, und da er seine Hoffnung getäuscht sah, und Adolph ihm den versprochenen Rheinzoll in Boppard nicht abtrat, so suchte er ihn zu stürzen, und brachte es dahin, daß die Fürsten ihn absetzten, und vorläufig Albrecht zum König wählten. Dieser ging schnell auf seinen Gegner los, und traf ihn 1298 bei Gellheim im nördlichen Rheinbaiern. Beide Feinde sprengten wüthend gegen einander. Der

tapfere Adolph wurde getödtet; ob Albrecht selbst sein Mörder gewesen, ist ungewiß.

58. Albrecht I. — Der Schweizerbund.

(Albrecht I. 1298—1308. Aussterben des böhmischen Königsstammes 1306. Heinrich von Kärnthen, König von Böhmen. Krieg mit Diezmann und Friedrich; Treffen bei Lucka. Die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Vögte Geßler von Bruneck und Landenberg. Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold vom Melchthale im Rütli 1307. Wilhelm Tell und Geßler. Johann Parricida. Albrechts Fall 1308.)

Nach Adolphs Fall wurde Albrecht I. König der Deutschen, 1298 bis 1308. Die Tugenden seines trefflichen Vaters Rudolph hatte er nicht geerbt; er war im Gegentheil hart, ungerecht und ländersüchtig; daher war auch ihr Schicksal so ganz verschieden. Während seiner ganzen Regierung schaute er überall in Deutschland um, wo er wohl mehr Land erwerben könnte, und endlich überraschte ihn der Tod mitten unter seinen ehrgeizigen Entwürfen.

Mit Gerhard von Eppenstein vertrug er sich eben so wenig wie sein Vorgänger. Er verlangte die Zurückerstattung aller während des Interregnums dem Reiche entzogenen Güter und Rechte, namentlich der Rheinzölle, durch welche die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln sich auf Kosten der Unterthanen bereicherten, und da jene Kirchenfürsten sich weigerten, so ging Albrecht mit bewaffneter Mannschaft auf sie los, und zwang sie, die Zölle aufzuheben und die Rheinfahrt offen zu lassen.

Seine Neigung, seine Familie mit Ländern zu bereichern, zeigte Albrecht beim Aussterben des böhmischen Königsstammes. Der Sohn des obengenannten Wenceslaus IV. (1305), Wenceslaus V., starb 1306, ein verschwenderischer, ausschweifender Jüngling, allgemein gehaßt. Er hinterließ zwei Schwestern, deren eine (Anna) an Herzog Heinrich von Kärnthen, einen Sohn Mainhards von Tyrol, vermählt war, die andere (Elisabeth) an Johann von Luxemburg später verheirathet wurde. Heinrich von Kärnthen wollte als nächster Erbe das Königreich in Besitz nehmen; aber Albrecht erklärte es für ein dem Reiche heimgefallenes Lehen, und verlieh es seinem Sohne Rudolph, der dafür die Wittwe des Wenceslaus IV. heirathete, und von den Böhmen anerkannt wurde. Da aber Rudolph schon im folgenden Jahre starb, erneuerte sich der Streit; Heinrich von Kärnthen behauptete sich jedoch als König von Böhmen trotz des Widerspruchs des Kaisers.

Zu gleicher Zeit machte Albrecht auch Ansprüche auf Meißen und Thüringen, indem er behauptete, Adolph habe diese Länder nicht für sich, sondern für das Reich erkauft. Aber auch hier war er unglücklich; denn Diezmann und Friedrich der Gebissene brachten ihm bei Lucka 1307 (zwischen Altenburg und Leipzig) eine solche Niederlage bei, daß er fürs Erste seine Absicht aufgeben mußte.

Als sich Albrecht von hier nach der Schweiz wandte, um dort auf seinen Erbgütern neue Kräfte zu sammeln, traf ihn unerwartet der Tod.

Die Schweiz gehörte damals zu Deutschland. Die meisten Städte waren freie Reichsstädte, d. i. sie wurden von ihren Magistraten regiert, und standen unmittelbar unter Kaiser und Reich. Derselbe Fall war mit den sogenannten

drei Waldstädten Schwyz, Uri und Unterwalden. Hier hatte jeder Familienvater seine Stimme, und an ihrer Spitze stand der Landammann. Nur wenn sich wichtigere Vorfälle ereigneten, verwalteten die Grafen von Habsburg das Amt eines Reichsvogtes, der aber nach ihren Gesetzen richtete, unter denen sie bis dahin froh und frei gelebt hatten. In den übrigen Theilen der Schweiz dagegen hatten einige Grafen Besitzungen. Der reichste unter ihnen war der Graf von Habsburg, jetzt König Albrecht, der die Absicht hatte, die habsburgischen Güter zu einem Herzogthum zu erheben, und dies einem seiner Söhne zu verleihen. Aber seine Güter lagen zerstreut, und er wollte jene einfachen, freiheitliebenden Hirten unter die Landeshoheit Oesterreichs bringen. Darum ließ er den Waldstädten sagen, sie würden wohl thun, wenn sie sich seinem Schutze unterwürfen. Ihm zu widerstehen wären sie doch zu schwach. Er wollte sie aber lieber zu seines Hauses lieben Kindern haben, weil er von seinem Vater her schon wisse, daß sie ein tapferes Volk wären, und solche Leute liebe er. Hierauf antworteten sie: „Sie wüßten recht wohl, daß der selige König ihnen ein guter Vogt gewesen wäre; aber sie liebten den Zustand ihrer Vorfahren, und wollten dabei bleiben. Darum bäten sie um Bestätigung ihrer Freiheiten." Auch schickten sie Werner, Freiherrn von Attinghausen, Landammann von Uri, an den König, ihre alten Rechte sich bestätigen zu lassen. Aber Albrecht hatte keine Zeit dazu, war auch übel zu sprechen. Dagegen schickte er ihnen, um sie seinen Unwillen fühlen zu lassen, zwei stolze, gefühllose Vögte ins Land, Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg. Geßler baute sich einen Zwinghof, etwas hier Unerhörtes, in Altorf in Uri, Landenberg wohnte auf einem Bergschlosse bei Sarnen in Unterwalden. Nun fingen die Bedrückungen an. Wegen kleiner Vergehen wurden die Leute in finstere Kerker geworfen, oder aus dem theuren Vaterlande verwiesen, Zölle wurden angelegt, und der Adel des Landes Bauernadel genannt. Noch größere Gewaltthätigkeiten schienen die Einwohner fürchten zu müssen. Als einst Geßler bei dem Hause eines angesehenen Landmanns von Schwyz, Werner Stauffacher, vorbeiritt, hielt er das Pferd an, und betrachtete jenes. Es war wohlgebaut, mit vielen Fenstern versehen, dazwischen mit Sinnsprüchen bemalt, weitläufig und ansehnlich. Stauffacher stand in der Thüre, und nahm ehrerbietig die Mütze ab. Geßler aber rief stolz: „Kann man auch leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt!" Werners verständiges Weib rieth dem beunruhigten Manne nach Uri über den See zu fahren, und den alten Walther Fürst, einen geachteten Landmann, um Rath zu fragen. Dort traf er einen Dritten, Arnold von der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden, in gleicher Absicht. Wegen einer geringen Ursache hatte Landenberg ihm ein Gespann schöner Ochsen vom Pfluge weggenommen, und dabei gesagt, die Bauern könnten selbst den Pflug ziehen, wenn sie Brot essen wollten. Darüber hätte den Jüngling der Zorn überwältigt, und er dem Knechte des Vogts den Finger zerschlagen. Weil er sich aber geflüchtet, so hatte der Vogt dem alten Vater die Augen ausstechen lassen. Nachdem die drei Männer überlegt hatten, was zu thun sei, kamen sie überein, daß der Tod besser sei, als ungerechtes Joch zu dulden. Sie verabredeten einen Tag, an welchem sie Jeder mit 10 bewährten Freunden auf einer einsamen Wiese am Westufer des Vierwaldstädter-Sees, das Rütli oder richtiger Grütli, d. i. kleine

Wiese, genannt, rings von Felsen umgeben, in der Stille der Nacht zusammenkommen wollten. Alle 33 gaben sich hier (Novemb. 1307) mit bewegtem Herzen die Hände darauf: daß Keiner ohne den Andern handeln, Keiner den Andern verlassen wollte. In dieser Freundschaft wollten sie leben und sterben, dem Hause Habsburg getreu bleiben, die Vögte aber und ihre Knechte ohne Blutvergießen vertreiben, und ihren Enkeln die von den Vorältern empfangene Freiheit ungetrübt hinterlassen. Alle hoben die Hände gen Himmel, und schwuren. Dann ging Jeder still in seine Hütte zurück, den Tag der Ausführung, den 1. Januar 1308, ruhig abwartend.

Noch ehe dieser Tag kam, verlor Geßler unerwartet das Leben. Ein Landmann aus Bürglen, unweit Altorf in Uri, Wilhelm Tell, Walther Fürsts Tochtermann, auch einer jener 33, ging gleich nach der Zusammenkunft im Rütli über den Markt von Altorf. Hier hatte Geßler, den Gehorsam der Schweizer zu prüfen, auf einer hohen Stange einen Hut aufgesteckt, und befohlen, daß jeder Vorübergehende seinen Hut abziehen solle. Das vermochte Tells Freiheitssinn nicht, und als die Wache ihn ergriff, und die Einwohner herbeiströmten, ihn zu befreien, erschien der Landvogt selbst. Er verlangte, daß Tell, der als guter Schütze bekannt war, seinem kleinen Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen sollte. Kein Bitten half, Tell schoß, und traf den Apfel glücklich. Aber er hatte zwei Pfeile aus dem Köcher genommen, und auf des Vogts Befragen, wozu? — erwiederte er: „Der zweite Pfeil war für eure Brust bestimmt, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte.“ Da befahl der Vogt, ihn über den See nach Küßnacht zu führen, und ihn in einem festen Kerker zu verwahren. Er selbst fuhr mit. Doch als sie auf dem See schifften, entstand ein entsetzlicher Sturm. Wenn hier der Sturm — Föhn wird er genannt — sich aus den Schlünden des hohen Gotthardt losreißt, und sich zwischen den himmelhohen Felswänden, welche den See einschließen, verfängt, so wühlt er das Wasser zu thurmhohen Wellen auf. Das Schiff war in äußerster Gefahr unterzugehen. In dieser Noth befahl der Vogt, dem Tell die Fesseln abzunehmen, und ihn ans Steuerruder zu stellen. Tell lenkte nach den Felsen, welche das östliche Ufer bekränzen. Hier wählte er einen felsigen Vorsprung, drückte das Hintertheil des Schiffes heran, ergriff plötzlich die Armbrust, und — schwang sich hinauf, indem er mit dem Fuße das Schiff in den offenen See hineinstieß. Nach langer Fahrt landete dies bei Küßnacht; Tell aber lauerte dem Landvogt in einem Hohlwege auf, und schoß ihm den Pfeil durchs Herz. Die Verschwornen blieben ruhig, und warteten den 1. Januar ab.

Als der Morgen dieses Tages graute, überraschten sie die Burg Landenbergs durch Schnelligkeit und List, und gaben dann durch Feuer, welche schnell auf den Gipfeln der Berge angezündet wurden, den Freunden vom Gelingen des Unternehmens Nachricht. Landenberg, der gerade in der Frühmesse abwesend war, wagte nicht, Gewalt zu brauchen. Er floh, wurde aufgefangen, aber ungekränkt über die Gränze gebracht, nachdem er geschworen hatte, nicht wieder zu kommen.

König Albrecht war, als dies geschah, auf seinen Gütern in der Schweiz, und gedachte, die ungehorsamen Bauern leicht zu züchtigen. Aber sein Ende

verhinderte dies. In seinem Gefolge war Johann von Schwaben, späterhin Parricida genannt, seines (1289) verstorbenen Bruders Rudolph einziger Sohn. Er war bereits 19 Jahr alt, konnte aber von dem ländergierigen Oheim nicht erlangen, daß er ihm die vom Vater hinterlassenen Güter überantwortete. Jetzt sah Johann die ihm vorenthaltenen Güter mit eigenen Augen, und sein Unwille loderte heftiger auf. Alle Unzufriedenen sammelten sich um ihn, und reizten ihn noch mehr gegen den König. Noch einen Versuch der Güte wollte Johann machen. Zwei Bischöfe legten auf seine Bitte sein Anliegen dem Könige vor; dieser aber antwortete: er möchte sich gedulden, bis er den Krieg mit Böhmen beendigt, und Meißen erobert habe. Johann ging murrend aus dem Zimmer. Albrecht rief ihm nach, er solle hundert der besten Rosse und Leute zu seiner Führung auswählen. Johann schwieg. Als sie an demselben Tage bei der Tafel saßen, brachte ein Junker Maienkränze; so war es am 1. Mai gewöhnlich. Der König suchte den besten aus, und legte ihn seinem Neffen auf den Teller, und sagte: „Sieh, lieber Vetter, so etwas paßt sich für dich." — Johanns Augen füllten sich mit Thränen. Nachmittags, als Albrecht seiner Gattin entgegen ritt, und dabei auf einem Kahne über die Aar setzen mußte, wußten Johann und seine Mitverschworenen — Walther von Eschenbach, Rudolph von Balm, Rudolph von Wart und Conrad von Tegerfeld — es so einzurichten, daß der König mit ihnen allein zuerst überfuhr, und die andere Begleitung jenseits zurückblieb. Dann fielen sie plötzlich über ihn her. Albrecht rief „Vetter, zu Hülfe!" — „Da ist Hülfe!" schrie Johann, und stieß ihm das Schwert mit solcher Gewalt in den Nacken, daß es vorn durch die Brust hinausging. Die Andern hieben ihn vollends nieder, und entflohen. Der Fluch des Himmels aber folgte ihnen. Den treulosen Johann hat man nie wieder gesehen; es hieß, er sei nach Jerusalem gegangen, die große Schuld durch Gebet am heiligen Grabe zu sühnen, und als Mönch in Pisa gestorben. Eschenbach war ins Würtembergische geflohen, und Schäfer geworden; erst nach 25 Jahren entdeckte er auf dem Sterbebette seinen Stand. Wart allein wurde gefangen und lebendig gerädert.

59. Philipp IV. und die Tempelherren. — Das Haus Valois.

(Philipp III. 1270—1285. Philipp IV. der Schöne 1285—1314. Streit mit Eduard I. von England wegen Guienne. Zerwürfniß mit dem Papste Bonifaz VIII. Eroberung von Flandern. Der tiers-état. Wilhelm von Nogaret in Anagni 1303. Clemens V. Päpste in Avignon bis 1376. Großes Schisma 1378—1417. Aufstand in Flandern unter Peter le Roi 1302. Treffen bei Cortryk. Aufhebung der Templer 1307. Verbrennung Jakob Molai's 1314. — Ludwig X. Hütin 1314—1316. Enguerrand de Marigny. Das salische Gesetz. — Philipp V. der Lange 1316—1322. Karl IV. 1322 bis 1328. Aussterben des Hauses Philipps IV. Das Haus Valois. Das Haus Navarra.)

Nach des guten Ludwigs IX. Tode, 1270, wurde dessen Sohn Philipp III. (1270—1285), derselbe, der ihn nach Tunis begleitet hatte, König von Frankreich. Er war ein Mann von mittelmäßigen Herr-

schertugenden, und wichtige Vorfälle ereigneten sich unter seiner Regierung nicht. Desto wichtiger war die seines Sohnes

Philipps IV. des Schönen (1285—1314), eines habgierigen, ungerechten Königs, der nur Erweiterung seiner Macht und seiner Schätze vor Augen hatte. Die Lage Deutschlands und Frankreichs war damals in sofern dieselbe, als hier wie dort der König nicht alleiniger Besitzer des Landes war, sondern sich mit vielen großen und kleinen Fürsten darein theilen mußte, die nicht immer geneigt waren, ihm zu gehorchen. Aber Philipp war nicht der Mann, der seine Befehle ungestraft verachten ließ. Er hielt nicht nur seine Vasallen in Zaum, sondern wagte auch mit der Kirche einen Kampf, aus dem er siegreich davon ging. Nur ist zu bedauern, daß es ihm gleichgültig war, durch welche Mittel er das erreichte. Jede List und Treulosigkeit war ihm willkommen, wenn er nur dadurch zum Ziele gelangte.

Den ersten Streit führte er mit König Eduard I. von England. Dieser war unter den huldigenden Pairs in Paris erschienen, hatte sein Knie vor dem jungen König gebeugt, und war freundlich aufgenommen worden. Aber die Freundschaft war nicht aufrichtig. Eduard unterstützte heimlich die Spanier, die damals mit Frankreich Krieg hatten, und zeigte sich überhaupt feindlich. Daher faßte Philipp den Entschluß, die Engländer ganz aus Frankreich zu vertreiben, um so mehr, da Eduard gerade mit Schottland beschäftigt war. Eine Veranlassung war bald gefunden. Schon lange hatten normannische Kaper den englischen Handel gestört. Jetzt hatten die Normänner eine Raubflotte von 200 Segeln ausgerüstet; diese war nach der (damals den englischen Besitzungen in Frankreich zugehörigen) Küste bei Bayonne gesegelt, hatte dort die mit Wein beladenen englischen Schiffe überfallen, und die Vorräthe theils zerstört, theils davongeführt. Aber eine englische Flotte hatte den Normännern unterwegs aufgelauert, die Schiffe nach England geführt, und die Mannschaft war hingerichtet worden. Diesen Vorfall benutzte Philipp, und verlangte die Herausgabe der Schiffe und der Mannschaft. Eduard, der mit Schottland und Wales Krieg hatte, machte Friedensvorschläge; aber Philipp wies diese zurück, und endlich ließ er sogar den König von England vor den Hof der Pairs fordern, um wegen der Gewaltthätigkeiten seiner Unterthanen Rede zu stehen. Zwar erschien Eduard nicht selbst, schickte aber, um den Streit gütlich zu endigen, seinen Bruder, Edmund von Lancaster, nach Paris, der mit Philipp einen Vergleich abschloß, und um einen Beweis seines vollkommenen Vertrauens auf die guten Gesinnungen Philipps zu geben, übergab Eduard dem Könige Philipp das ganze Herzogthum Guienne, nachdem dieser feierlich versprochen hatte, es ihm sogleich zurückgeben zu wollen. Aber die Zurückgabe erfolgte nicht, und da Eduard darauf drang, wurde ihm geantwortet, es sei nicht daran zu denken; denn der Vertrag sei von ihm zwar unterschrieben, aber nicht untersiegelt worden. Eduard, außer sich vor Zorn, beschloß sogleich den Krieg, und schloß dazu ein Bündniß mit dem deutschen Kaiser Adolph. Aber Philipp wußte den Krieg zu vereiteln, indem er nicht nur den Grafen Veit von Flandern, der sich ins Geheim mit Eduard verbunden hatte, mit dessen ganzer Familie an seinen Hof lockte, und sie dann gefangen setzte, sondern auch den König von Schottland (Johann) bewog, in England einzufallen, und die Walliser,

sich gegen Eduard zu empören. Dadurch bekam Eduard so sehr alle Hände voll zu thun, daß er den von Papst Bonifaz VIII. vorgeschriebenen Waffenstillstand annehmen, und die Wiedereroberung von Guienne auf günstigere Zeiten versparen mußte (1293).

Dieser Streit mit England führte einen noch heftigeren Zwist mit dem Papst herbei. Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals Bonifacius VIII., ein hoher, kräftiger, aber stolzer und gebieterischer Greis, der sich berufen fühlte, im Sinne Gregors VII. und Innocenz's III. zu verfahren. Er gebot den beiden Königen, Frieden zu halten. Eduard nahm das Gebot willig an, Philipp aber antwortete, der Papst habe sich in weltliche Händel nicht zu mischen. Ferner waren in jenen Zeiten die Güter der Geistlichen von Abgaben befreit, und es wurde für eine Art von Kirchenraub gehalten, wenn man sie besteuerte. Aber darauf nahm Philipp keine Rücksicht. Er hatte längst gewünscht, einmal mit dem Papst in die Schranken zu treten, und legte daher auch der französischen Geistlichkeit Schatzungen auf. Was er erwartet hatte, geschah. Der Papst verbot den Geistlichen, der weltlichen Obrigkeit Abgaben zu zahlen. Dagegen verbot Philipp, daß die Geistlichen Geld ins Ausland schickten. Diese Erklärung machte den Papst, der überdies in Rom durch die Familie Colonna, die er in Bann gethan hatte, bedrängt wurde, nachgiebiger, er erließ eine Bulle, in welcher er mildere Gesinnungen aussprach, und seine Neigung, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, verrieth, erhob auch Ludwig IX. unter die Heiligen. Aber das gute Vernehmen dauerte nicht lange. Philipp hatte nämlich den Grafen Veit von Flandern zwar wieder losgelassen, aber ihn bald darauf wieder bekriegt. Veit schloß Bündnisse mit Eduard I. und Adolph von Nassau, wurde aber von Keinem kräftig unterstützt; die Franzosen eroberten ganz Flandern, und da Veit auf den Rath des königlichen Bruders, Karl von Valois, nach Paris eilte, und sich mit seinen Söhnen dem Könige zu Füßen warf, ließ dieser ihn mit vielen flandrischen Großen festnehmen, und zog Flandern als ein Kronlehn ein.

Jetzt mischte sich Bonifaz wieder ein, und verlangte, daß Philipp sowohl Flandern als Guienne zurückgeben solle, und da der König sich dessen weigerte, gerieth Bonifaz, der keinen Widerspruch vertragen konnte, in den heftigsten Zorn, besonders da Philipp den päpstlichen Legaten, der sich gegen ihn unverschämt betrug, festnehmen ließ und nach Rom zurückschickte. Er erließ mehrere heftige Schreiben gegen den König, der ihm keine Antwort schuldig blieb, und eine dieser Bullen in Paris unter Trompetenschall öffentlich verbrannte. Sodann berief Philipp eine große Reichsversammlung nach der Notredame-Kirche in Paris, die darum besonders merkwürdig ist, weil dabei zum ersten Male (so viel sich erweisen läßt) Abgeordnete des Bürgerstandes, des tiers-état, zugegen waren. Dieselbe erklärte, daß sie nicht dulden werde, daß der Papst die königliche Gewalt beschränke. Bonifaz ließ sich dadurch nicht einschüchtern; er hielt in Rom eine Kirchenversammlung, die trotz Philipps Verbot auch von vielen französischen Prälaten besucht wurde, und drohte hier dem Könige mit Bann und Absetzung, wenn er sich nicht gehorsam bezeigen würde. Dieser dagegen entsetzte die in Rom gewesenen Geistlichen, und ließ den kühnen Wilhelm von Nogaret, der früher Pro-

fessor in Montpellier gewesen, jetzt aber königlicher Rath war, vor einer Versammlung von Baronen und Prälaten als Ankläger des Papstes auftreten, und in einer heftigen Rede den König bitten, den Papst zu entsetzen, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, und einen würdigeren Papst wählen zu lassen.

Darauf erfolgte 1303 die lange angedrohte Bannbulle; zugleich sprach Bonifaz die Entsetzung Philipps aus, und forderte den Kaiser Albrecht auf, die französische Krone in Besitz zu nehmen, was dieser aber weder vermochte noch unternahm. Philipp dagegen verbot bei Gefängnißstrafe die Verbreitung der Bulle, und eilte, um nicht von England in dieser mißlichen Zeit angegriffen zu werden, mit Eduard einen Frieden zu schließen, in welchem er Guienne zurückgab. Schon bereitete der heftige Papst neue Strafbullen vor, als ihn ein unerwarteter Schlag traf. Wilhelm von Nogaret war nach Italien gegangen, hatte heimlich Truppen geworben, und sich der Stadt Anagni (östlich von Rom, unweit der Gränze von Neapel), wo sich der Papst damals aufhielt, genähert. Eines Morgens sprengte Nogaret mit einigen hundert Reitern, und mit dem Geschrei: „Es lebe der König von Frankreich! Tod und Verderben dem Bonifaz!“ in die Stadt, 1303. Ein Haufen der Verschwornen drang in des Papstes Zimmer. Dieser, als er den Andrang hörte, kniete im päpstlichen Ornate vor dem Altare nieder. Der Anblick des 86jährigen, betenden Greises flößte der wilden Rotte Ehrfurcht ein. Keiner wagte es, Hand an ihn zu legen. Doch hielt man ihn in festem Verwahrsam. Nach drei Tagen strömte das Volk herbei, und befreite ihn aus den Händen seiner Feinde. Bonifaz kehrte nach Rom zurück, aber Schrecken und Zorn hatten seinen Verstand verwirrt. Man mußte ihn bewachen. Seine Wuth nahm zu; sein Blick war verstört, der Schaum stand ihm vor dem Munde, man hörte das Knirschen seiner Zähne. Endlich entfernte er die Bedienten, und verriegelte sich. Als man die Thür aufsprengte, fand man seine Leiche. Seine weißen Haare waren mit Blut gefärbt; er hatte sich den Kopf an der Wand zerschellt.

Der neue Papst Clemens V. wurde durch französischen Einfluß gewählt, war selbst ein Franzose, und mußte vor seiner Wahl versprechen, die Beschlüsse des Bonifaz gegen Philipp zurückzunehmen, und seine Residenz von Rom nach Avignon in Südfrankreich verlegen. Hier haben auch die Päpste bis 1376 gewohnt, und als endlich die Römer über die Abwesenheit des Papstes unwillig wurden, so wurden gar zwei Päpste gewählt, von denen der eine in Rom, der andere in Avignon wohnte. Jeder sprach den Bannfluch über den Andern. Die Verwirrung der Gewissen und die Erniedrigung der Kirche war unbeschreiblich; die Grundsäulen des Papstthumes aber, der Glaube an seine Hoheit und Unfehlbarkeit wurden mächtig erschüttert. Diese Trennung in der Kirche nennt man das große Schisma. Es dauerte 39 Jahre, von 1378 bis 1417, wo erst der Friede in der Kirche wieder hergestellt wurde.

Weniger glücklich war Philipp gegen die Flandrer; denn dies Land war mit Gräben, Sümpfen und Morästen durchzogen, hinter denen die Einwohner gegen die unbeholfenen französischen Streiter wohl mit Erfolg fechten konnten. In Brügge war ein Aufstand gegen den französischen Statthalter,

der die Einwohner mit Steuern überladen hatte, ausgebrochen, und ein Leinweber, Peter le Roi, ein kleiner, schielender, sechzigjähriger Mann, voll Muth und hinreißender Beredtsamkeit, hatte sich an die Spitze gestellt. Zwar war der Tumult gestillt, und le Roi aus der Stadt entfernt worden; aber der Aufstand breitete sich bald über ganz Flandern aus, und le Roi, aufgefordert von den Söhnen des noch immer gefangenen Grafen, übernahm die Leitung des Ganzen. Er schlich sich in Brügge ein, rief das Volk in die Waffen, und verjagte die Obrigkeit. Doch bald erschien der französische Statthalter; die entmuthigte Bürgerschaft capitulirte, und die am meisten beim Aufstande betheiligt waren, verließen die Stadt. Da sich aber das Gerücht verbreitete, der Statthalter werde sich an den Bürgern rächen und viele von ihnen aufhängen lassen, so riefen sie die benachbarten Ortschaften zu Hülfe. Peter le Roi erschien vor der Stadt, drang stürmend ein, ließ alle Thore besetzen, damit kein Franzose entkomme, und befahl, Alle niederzuhauen, welche die flandrischen Worte: „Scilt ende Friend" (Schild und Freund) nicht aussprechen könnten. So kamen mehr als 3000 Franzosen ums Leben (1302). Jetzt schickte König Philipp ein großes Heer unter dem Grafen von Artois; bald standen beide Heere sich gegenüber. Vor der Schlacht wurde le Roi vom jungen Grafen von Flandern zum Ritter geschlagen. Das Treffen war bei Cortryk; die Franzosen erlitten eine gänzliche Niederlage, und viele ihrer Großen, auch Artois, fanden den Tod. Nachdem der gefangene Graf Veit gestorben, und eine zweite Schlacht (bei Mons en Puelle unweit Lille 1304) unentschieden geblieben war, schloß Philipp mit den Flandrern Frieden, belehnte den ältesten Sohn des Verstorbenen (Robert) mit Flandern, und bestätigte den Einwohnern alle frühern Rechte. Zwar brach 8 Jahre später ein neuer Krieg aus, aber Philipp starb darüber hin.

Da der neue Papst in Avignon wohnte, so mußte er auch dem König Philipp zu Willen sein. Vor Allem verlangte dieser, daß Clemens ihm behülflich sein sollte, den Orden der Tempelherren auszurotten. Die Templer bestanden meist aus französischen Rittern, und besaßen in Frankreich eine Menge trefflicher Güter (9000 Comthureien). Dieser Reichthum und das müßige Leben haben den Orden zur Ueppigkeit und zu abergläubischen Phantastereien verleitet. Nach jenen Gütern gelüstete den habsüchtigen König. Auch haßte er sie, weil sie laut gemißbilligt hatten, daß er schlechtes Geld prägen, und es für vollgültiges ausgeben ließ. Darum hatte er ihnen den Untergang geschworen. Zuvörderst lockt der Papst auf des Königs Geheiß den Großmeister des Ordens, Jakob Molai, der damals auf der Insel Cypern seinen Sitz hatte, nach Frankreich, indem er vorgab, der König wolle sich mit ihm über einen Kreuzzug besprechen. Nachdem Molai mit vielen Rittern und großen Geldsummen angekommen war, ließ der König am Morgen des 13ten Octobers 1307 plötzlich alle Templer in Frankreich ergreifen, und in scheusliche Kerker werfen. Dann gab er ihnen Unglauben, Gotteslästerung, Zauberei und die schändlichsten Verbrechen Schuld, und da sie natürlich die Anschuldigungen leugneten, so ließ er sie auf die Folter bringen. Wer dennoch nicht gestehen wollte, wurde so lange gequält, bis er hinstarb. Wer das, was man ihm vorsagte, eingestand, nachher aber das Bekenntniß zurücknahm, wurde zum Scheiterhaufen abgeführt. Ein zeitverwandter Schrift-

steller erzählt unter andern folgendes Beispiel: „56 Templer wurden außerhalb Paris in einen großen Park abgeführt. Man band jeden einzeln an einen Pfosten; man rückte Feuerbrände, die man nach und nach anbrannte, ihren Beinen zu, indem man ihnen Freilassung versprach, wenn sie die angeschuldigten Verbrechen eingestehen wollten. Mitten unter diesen Qualen drangen Verwandte und Freunde in sie, sich für jeden Preis von so gräßlichem Tode zu retten. Dennoch blieben Alle unerschüttert; aber mit Thränen und durchbebendem Geschrei betheuerten sie ihre Unschuld und ihr unbeflecktes Christenthum. Sie riefen Christus, die heilige Jungfrau und alle Heilige an, und starben, zu Asche verbrannt, den Tod der Märtyrer." — Nur wenige Ritter hatten sich durch die Qualen der Folter bewegen lassen, das einzugestehen, was man wollte, und auf diesen Grund wurde der Orden von der französischen Geistlichkeit und vom Papste für aufgehoben erklärt, und seine Güter wurden eingezogen. Funfzehn Tausend Ritter wurden auf diese Weise unglücklich gemacht. Auch in den meisten andern Ländern folgten die Könige dem Beispiele Philipps, und zogen die Güter des Ordens ein. Unter denen, welche Philipp verbrennen ließ, war auch der Großmeister des Ordens, der ehrwürdige Jakob Molai. Als er (1314) auf dem Scheiterhaufen stand, und oben die Flammen emporloderten, soll er gerufen haben: „O, es giebt im Himmel einen gerechten Richter, den der Unterdrückte nicht vergebens anrufen darf. Vor diesen fordere ich dich, o Papst, binnen 40 Tagen. Und du, Philipp, o mein König! wie gern verziehe ich dir! aber vergebens. Dein Leben ist verwirkt. Binnen Jahresfrist finde ich dich vor Gottes Thron." — So war es auch. Der Papst starb noch eher, als die 40 Tage verlaufen waren, und nach weniger als einem Jahre ging auch Philipp dahin, wo Jeder von seinen Thaten einst Rechenschaft ablegen muß.

Als Philipp IV. starb, war in Frankreich eine allgemeine Gährung. Die Großen waren mit Philipps Eigenmächtigkeit und Strenge unzufrieden, und das Volk seufzte unter dem Drucke der Abgaben. Philipp hinterließ 3 Söhne, die nach einander den Thron bestiegen, aber sämmtlich ohne männliche Erben starben, und von 1314 — 1328 regierten. Der älteste derselben,

Ludwig X. mit dem Beinamen Hütin (Zänker?), 1314—16, suchte die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, und opferte den bisherigen Finanz-Minister, Enguerrand de Marigny, dem allgemeinen Volkshasse auf. Man gab diesem Manne, ob mit Recht oder Unrecht, ist nicht zu entscheiden, Schuld, er habe viele unter Philipp IV. erpreßte Summen unterschlagen; ja man ging so weit, seine Frau und Schwester anzuklagen, daß sie durch Zauberei den vorigen König ums Leben gebracht hätten. Man erlaubte den Angeklagten nicht einmal sich zu vertheidigen, und obwohl sie bis zum Tode ihre Unschuld betheuerten, so wurden sie doch hingerichtet. Ludwig hinterließ 1316 nur eine Tochter Johanna, die aber von der Thronfolge ausgeschlossen wurde, indem man das salische Gesetz gegen sie anwandte, nach welchem die Töchter von der Erbschaft des Vaters ausgeschlossen waren, das aber eigentlich hier keine Anwendung hätte finden sollen, da es sich nur auf Allodien-Besitz, nicht aber auf Lehnbesitz bezog. Ludwigs Bruder

Philipp V. der Lange, der von 1316—1322 regierte, machte erst dem flandrischen Kriege, der während Ludwigs Regierung fortgedauert hatte,

ein Ende, und belehnte den Grafen aufs Neue. So wenig, wie Philipps Regierung, war auch die seines Bruders,

Karls IV., 1322—28, von wichtigen Begebenheiten begleitet. Mit ihm erlosch der Mannsstamm Philipps des Schönen, und die Krone gelangte nun an das Haus Valois, dessen Haupt Karl von Valois, ein Bruder Philipps des Schönen, gewesen war. Karl war aber bereits todt, und so ging die Krone an seinen Sohn, Philipp VI., über, welcher die Reihe der valesischen Könige eröffnet. Die obenerwähnte Johanna, Ludwigs X. Tochter, die von der Thronfolge ausgeschlossen wurde, erhielt das Königreich Navarra in den Pyrenäen, wurde an Philipps IV. jüngsten Bruder, den Grafen von Evreux, vermählt, und wurde Stammmutter des Hauses Navarra, von welchem noch oft unten gesprochen werden wird.

60. Eduard I. und II. von England.

(Eduard I. 1272—1307. Unterwerfung der Walliser 1283. Lewellyn. Aussterben der alten schottischen Königsfamilie mit Alexander III. 1286. Thronstreit zwischen Johann Baliol und Robert Bruce. Krieg zwischen Baliol und England. Schlacht bei Dunbar 1296. Unterwerfung Schottlands. Englischer Freiheitsbrief. Empörung Schottlands unter Wilhelm Wallace. Schlachten am Forth und bei Falkirk Robert Bruce der Jüngere, König von Schottland 1306. — Eduard II. 1307—1327. Unabhängigkeit Schottlands durch die Schlacht bei Bannockburn 1314. Pierre Gaveston. Hugo Spenser. Aufstand unter Königin Isabella und Mortimer 1326. Entsetzung und Ermordung des Königs 1327.)

Als Heinrich III., König von England, 1272 gestorben war, befand sich sein ältester Sohn und Nachfolger, der Sieger von Evesham,

Eduard I. 1272—1307, in Sicilien. Er hatte nämlich an dem Kreuzzuge Ludwigs IX. nach Tunis Theil nehmen wollen, aber den König bei seiner Ankunft im Lager vor Tunis bereits todt gefunden. Darauf war er nach Paläſtina gereist, und hatte sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, ohne jedoch etwas Entscheidendes bewirken zu können. Jetzt kehrte er nicht gleich nach England zurück, sondern verweilte über ein Jahr in Guienne, dann empfing er die Krönung in London. Er war nicht nur kriegerisch, sondern auch thätig, leutselig und weise, nur zu begierig nach Ländererwerb. Zuvörderst that er durch strenge Gerechtigkeitspflege den vielen Räubereien und andern Unordnungen Einhalt, stellte die Juden, die bisher allen Mißhandlungen und Beraubungen preisgegeben gewesen waren, unter den Schutz der Gesetze, und ordnete die königlichen Cassen durch weise Sparsamkeit. Den ersten Krieg hatte er mit den Wallisern. Wales, wo nach der Einwanderung der Angelsachsen die keltischen Ureinwohner Englands sich unabhängig erhalten hatten, hatte damals noch einen eigenen Fürsten, Lewellyn (spr. Lu-el-lein). Dieser hatte es unter der vorigen Regierung mit den aufrührerischen Baronen gehalten, und weigerte sich jetzt, ohne sicheres Geleit zur Huldigung an den Hof zu kommen. Nachdem der König ihn mehrmals vergebens hatte vorladen lassen, drang er, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, in die Gebirgsthäler von Wales ein, und brachte den Fürsten durch Hunger so weit, daß er sich unterwarf, die Huldigung leistete, und die Kriegskosten bezahlte (1277). Da aber die Engländer das eroberte Land drückten und die Walliser übermüthig behandelten, griffen diese nach einigen Jahren wieder zu den Waffen. Eduard

drang zum zweiten Male ins Land ein, Lewellyn wurde in einem Gefecht geschlagen und getödtet; sein Bruder David setzte zwar den Krieg fort, wurde aber endlich gefangen genommen, und nach dem Urtheil der Pairs geviertheilt (wobei sich York und Winchester um seine rechte Schulter stritten); das Land erhielt englische Verwaltung (1283). Damit aber nicht die vaterländischen Gesänge, welche an festlichen Tagen von den Barden abgesungen wurden, die alte Freiheitsliebe wieder erwecken möchten, ließ er alle wallisische Barden zusammenkommen und dann hinrichten. — Der König ernannte nun seinen Sohn zum Prinzen von Wales und dieser Titel ist seitdem den englischen Thronerben geblieben.

Durch den Tod des Königs Alexander III. von Schottland, eines Schwagers Eduards, 1286, wurde eine Reihe von blutigen Kriegen zwischen Schottland und England eröffnet. Es erlosch nämlich mit ihm der Mannsstamm der alten schottischen Könige. Er hatte zur Nachfolgerin seine kleine Enkelin Margarethe, die Tochter des Königs von Norwegen (Erich), ernannt, und Eduard hatte die Absicht, sie mit seinem ältesten Sohne zu verheirathen, und auf diese Weise die Kronen von England und Schottland zu vereinigen. Aber Margarethe starb auf der Reise nach Schottland, und nun erhob sich ein großer Streit um die schottische Krone, indem 13 Bewerber auftraten. Das nächste Recht hatten unstreitig Johann Baliol (spr. Bälljoll) und Robert Bruce (Bruhs). Beide stammten von Alexanders Großoheim, einem Grafen von Hundington, ab, der den Richard Löwenherz auf seinem Kreuzzuge begleitet hatte. Die Schotten wandten sich an Eduard, und baten als Schiedsrichter zu entscheiden. Der König ergriff diese Gelegenheit mit Vergnügen, die Oberhoheit über Schottland, die bisher vielfach bestritten worden, geltend zu machen. Er berief das schottische Parlament nach Norham, einer Festung am Gränzflusse Tweed (spr. Twihd), erschien hier mit einem großen Heere, ließ hier zuvörderst die Oberhoheit Englands über Schottland anerkennen, und erklärte sich dann für Johann Baliol, weil dieser von einer älteren Tochter des Grafen von Hundington, Bruce dagegen von einer jüngeren abstammte. Baliol wurde gekrönt, und leistete die Huldigung (1292).

Allein das gute Verhältniß zwischen beiden Monarchen dauerte nicht lange. Eduard gefiel sich darin, den Schotten sein Uebergewicht zu zeigen; er nahm nicht nur Appellationen schottischer Unterthanen an, sondern zwang auch den König in Person vor dem königlichen Gerichte in London zu erscheinen, und zwar um Baliol zur Empörung zu reizen, und dadurch einen Vorwand zu erhalten, sich Schottlands zu bemächtigen. Baliol fühlte sich in der That durch die ihm widerfahrene Behandlung sehr beleidigt, und da bald darauf jener oben erzählte Streit zwischen Philipp dem Schönen von Frankreich und Eduard ausbrach, so schloß Baliol mit Frankreich ein Bündniß, und kündigte dem Eduard, auf französischen Beistand sich verlassend, den Gehorsam auf. Aber rasch erschien Eduard mit einem Heere an Schottlands Gränzen, drang vor, und erfocht einen Sieg in der Schlacht bei Dunbar (spr. Donnbahr) (1296). Baliol und die Schotten verloren den Muth; jener eilte zu Eduard, bezeigte seine Reue, und legte seine Krone dem Könige zu Füßen. Eduard führte ihn mit nach London, setzte ihn in den Tower, und ließ ihn erst nach zwei Jahren und nur unter der Bedingung frei,

daß er nach der Normandie, woher seine Familie stammte, in die Verbannung gehe. Hier ist er unrühmlich gestorben. Schottland wurde ganz unterworfen, und um den Schotten zu zeigen, daß sie keinen eigenen König wieder erhalten sollten, führte er den heiligen Stein von Skone nach London ab. Dieser Stein befand sich in dem Sitzbrett eines Stuhls, auf welchem der jedesmalige König von Schottland gekrönt wurde, und wurde als das Palladium des Königreichs betrachtet.

Die Freude Eduards über diese schnelle Eroberung Schottlands wurde ihm durch Streitigkeiten mit den Baronen und der Geistlichkeit Englands verbittert. Um die nöthigen Gelder zu erhalten, hatte er allen Ständen harte Steuern auferlegt, und verfuhr dabei mit großer Willkür. Dadurch entstand allgemeine Unzufriedenheit, so große Hochachtung man auch vor seinen hohen Eigenschaften hatte, und die Barone nahmen sich vor, fernerhin seinen eigenmächtigen Befehlen nicht mehr zu gehorchen, und da er zweien derselben, den Grafen von Hereford (Hihrford) und Norfolk (Norfock) befahl, mit einem Theile des Heeres nach Guienne überzusetzen, während er in Flandern landen wollte, verweigerten ihm beide den Gehorsam, indem sie vorwandten, sie wären nur verbunden, seiner Person im Kriege zu folgen. Darauf entstand ein heftiger Streit. Zornig rief der König jenem zu: „Herr Graf, so wahr Gott lebt, ihr sollt gehen oder hängen!" Und schnell erwiederte jener: „So wahr Gott lebt, Herr König, ich werde weder gehen noch hängen." Wirklich unterblieb auch Beides; denn Eduard erkannte nun, daß er zu weit gegangen sei, und selbst als die beiden Grafen sich weigerten, ihn nach Flandern zu begleiten, ließ er sie ungestraft.

Aber nicht allein die Barone hatte er durch seine Willkür aufgebracht, sondern auch die Geistlichkeit, indem er ihre Güter mit Steuern belegte, und da sie zu zahlen sich weigerten, den Gerichten befahl, keinem Geistlichen Recht zu gewähren. Dies wirkte; denn der Klerus war dadurch gegen die Angriffe der Ritterschaft recht- und schutzlos; die Geistlichen zahlten den Fünften ihrer Güter. Als er nun die kleineren Lehnsleute nöthigen wollte, ihn auf seinen Zügen nach Frankreich zu begleiten, entstand große Aufregung, und er mußte nachgeben. Da man aber fürchtete, seine Nachgiebigkeit würde nicht von Dauer sein, so benutzten die Barone seine Abwesenheit in Flandern; sie erschienen mit bewaffneter Mannschaft vor dem Parlamente in London, bemächtigten sich des ältesten Prinzen, und verlangten die Bestätigung der Freiheitsbriefe Heinrichs I. und Johanns, nebst dem Zusatz, daß künftig jede Besteuerung des Landes von der Zustimmung des Parlamentes abhängig sein solle. Der Prinz gab nach, und nun schickte man die Forderungen der Barone nach Flandern zu Eduard, der anfangs zögerte, endlich aber nicht nur jene Freiheitsbriefe bestätigte, sondern auch jene Clausel, welche dem Könige von England die Macht, Steuern willkürlich aufzulegen, nimmt, genehmigte (1297). Auch ist zu bemerken, daß die Berufung der Abgeordneten der Grafschaften und Städte zum Parlamente, die unter Heinrich III. zuerst vorkam, unter Eduard I. bleibend wurde, ein wichtiger Fortschritt zur Freiheit des englischen Volks.

Gleich darauf (1298) erfolgte eine Empörung der Schotten. Uebermuth und Raubsucht der englischen Beamten in Schottland hatten die Einwohner

aufs Aeußerste gebracht, und es fehlte nur an einem Anführer, um loszubrechen. Endlich wurde dieser gefunden in William Wallace (spr. Uallis), von altem, aber verarmtem Geschlechte, großem Muth, hoher Gestalt, kräftigem Körper, und feuriger Vaterlandsliebe. Er hatte im Zorn einen englischen Beamten erschlagen, und war aus Furcht vor Strafe in die Wälder geflohen. Hier sammelten sich einige Unzufriedene um ihn; der kleine Haufen wurde immer größer, und nachdem Wallace kleine Unternehmungen glücklich ausgeführt hatte, wagte er sich endlich hervor, um den englischen Statthalter anzugreifen. Dieser wartete den Angriff aber weiter nicht ab, sondern floh mit allen englischen Beamten aus dem Lande, und nun erhob sich ganz Schottland zum Freiheitskampf.

Graf Warenne sammelte schnell ein Heer, und drang in Schottland ein, erlitt aber, als er über den Fluß Forth setzte, eine völlige Niederlage, und mußte sich nach England zurückziehen. Wallace dagegen, den die dankbaren Schotten zum Regenten ernannt hatten, unternahm einen Einfall in Nordengland. Jetzt eilte Eduard, der mit Frankreich einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, aus Flandern herbei, und rückte mit einem großen Heere in Schottland ein. Dennoch würden die Schotten, unterstützt durch die bergige Beschaffenheit ihres Landes, wohl im Stande gewesen sein, die Unabhängigkeit zu behaupten, wären nicht Uneinigkeiten unter den Führern entstanden. Der schottische Adel weigerte sich unter dem bisher so unbedeutenden Wallace zu stehen; dieser legte daher seine Würde nieder, und begnügte sich mit der Anführung des Haufens, den er selbst gesammelt hatte. Es kam zur Schlacht bei Falkirk (spr. Fahlkerk) (1298), in welcher die Schotten eine gänzliche Niederlage erlitten. Wallace zog sich in das Hochland zurück. Als er am Ufer des Flusses Carron (spr. Körren) hinzog, erblickte ihn von dem andern Ufer der junge Robert Bruce, der Sohn des oben genannten Thronbewerbers. Er hatte bisher im englischen Heere gefochten, und da er den berühmten Parteigänger erkannte, begehrte er eine Unterredung. Nachdem er ihm zugeredet hatte, den Kampf aufzugeben, der nur Schottland unglücklich machen könne, und sich dem Könige von England zu unterwerfen, antwortete ihm der edle Wallace: der Kampf der Schotten sei an sich nicht erfolglos; er werde es nur durch die Uneinigkeit und Muthlosigkeit des Adels. Fest sei er entschlossen, lieber unterzugehen, als die Fesseln des englischen Königs zu tragen. Diese Worte machten auf des Bruce weiches Gemüth einen tiefen Eindruck. Er schied von Wallace mit hoher Achtung vor dessen Heldenseele, schämte sich, bisher dem Unterdrücker seines Vaterlandes gedient zu haben, und nahm sich vor, bei erster Gelegenheit zu der Sache seiner Landsleute überzugehen. Eine Zeitlang ruhte jetzt der Krieg; die Engländer hielten Südschottland besetzt, während das Hochland noch seine Unabhängigkeit bewahrte. Nachdem dieser Zustand mehrere Jahre gewährt hatte, wählten die Schotten den Johann Cummin zum Regenten, und suchten die Engländer aus den südlichen Grafschaften zu vertreiben. Die Engländer erlitten unweit Edinburg (1303) eine Niederlage, und Eduard sah sich genöthigt, die Eroberung Schottland von vorn zu beginnen. Zornig erschien er mit einem neuen Heere, durchzog das Land von einem Ende bis zum andern; der Adel, auch Cummin, unterwarf sich, und da Eduard keinen

Widerstand mehr fand, so bemühte er sich, die Nationalität der Schotten zu vernichten. Er schaffte alle schottische Gesetze und Gebräuche ab, zerstörte alle Denkmäler, verbrannte Urkunden und Chroniken, und führte englische Gesetze ein. Alle waren bezwungen, nur Wallace nicht. Er hatte sich in einer Bergschlucht verborgen. Hier wurde er von einem falschen Freunde verrathen. Der König bemächtigte sich seiner, ließ ihn in Ketten nach London führen, und auf dem Hügel des Tower hinrichten. So endete ein Mann, der eines bessern Schicksals werth war, und dessen Thaten noch heute in den Liedern der Schotten gefeiert werden.

Schottland war jetzt beruhigt, aber es war die Ruhe, die einem Sturme vorhergeht. Die Nachricht von Wallace's Hinrichtung fiel wie ein Zunder in die aufgebrachten Gemüther der Schotten. Der junge Robert Bruce, der den König nach London begleiten mußte, erschien unerwartet in Schottland, und rief das Volk in die Waffen. Er war mit Mühe aus London entkommen; denn Johann Cummin, dem er seine Absicht entdeckte, hatte den König gewarnt, und dieser beobachtete ihn scharf. Da sandte ihm eines Tages einer der jungen Edelleute am Hofe, sein Freund, der seine Gefahr kannte, ein Paar Spornen und einen Beutel; Bruce erkannte den Sinn des Geschenks; er entfloh heimlich, und um vor Verfolgung sich zu schützen, ließ er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen. Als er in der Versammlung der schottischen Barone erschien, und zum Aufstand aufmunterte, widersprach nur Cummin, und widerrieth die Unternehmung. Bruce sah nur ein Mittel, den schädlichen Einfluß Cummins zu vertilgen. Er erwartete ihn bei der Rückkehr aus der Versammlung im Kreuzgange eines Klosters, durch welches er ging, und stieß ihn nieder. Jetzt erhob sich das Volk aufs Neue. Bruce bemächtigte sich mehrerer Castelle, vertrieb die Engländer, und wurde in der Kirche von Skone zum König der Schotten gekrönt 1306. Aber bald erschien ein englisches Heer; die Freunde des ermordeten Cummin schlossen sich an die Engländer an; Bruce wurde bei Methwen in Mittelschottland geschlagen, ob er gleich mit bewunderungswerthem Muthe gefochten hatte, und war nun genöthigt, Schottland zu verlassen, um sich einer günstigeren Zeit aufzusparen. Er floh nach den Hebriden. Indessen ließ König Eduard die gefangenen Großen hinrichten, und sammelte ein großes Heer, mit dem er ganz Schottland durchziehen und niedertreten wollte. Da übereilte ihn der Tod in Carlisle (spr. Kärleil), nachdem er seinem Sohne die Fortsetzung des Kampfes anempfohlen hatte, 1307.

Eduard II., 1307—1327, ein sorgloser, unthätiger Mann, dem alle großen Eigenschaften seines Vaters fehlten, folgte dem väterlichen Befehle nicht, sondern gab den schottischen Feldzug auf. Robert Bruce kehrte daher gleich nach Schottland zurück, besiegte die Cumminsche Partei, verjagte die Engländer, und befreite bald das ganze Land. Aber Eduard ermannte sich nach einigen Jahren noch einmal, und drang mit einem großen Heere, das dem schottischen an Zahl dreimal überlegen war, in Schottland ein, erlitt aber bei Bannockburn (spr. Bännockborn) unweit Stirling in Mittelschottland eine entscheidende Niederlage 1314. Die Engländer flohen aus Schottland, Bruce verfolgte sie, drang in Nordengland ein, verwüstete dies, und behauptete sich von nun an bis an seinen Tod (1329) als König von Schottland.

Während dessen führte Eduard II., freilich nicht ohne seine Schuld, eine höchst unglückliche Regierung. Bei dem Gefühl eigener Schwäche hatte er die stete Neigung, sich durch Günstlinge regieren zu lassen, und war in der Wahl derselben höchst unglücklich. Der erste war ein nichtswürdiger Franzose (aus Gascogne), Pierre Gaveston, den schon Eduard I., weil er den schädlichen Einfluß des Menschen auf seinen Sohn wahrgenommen, verbannt hatte. Eduard II. rief ihn zurück, und folgte in Allem seinem Rathe. Da sich aber Gaveston höchst übermüthig betrug, und große Verschwendung trieb, so machte er sich bald allgemein verhaßt, und die Barone, an deren Spitze des Königs Vetter, der Graf von Lancaster, verlangten auf einem Parlamente mit den Waffen in der Hand die Entfernung des Günstlings. Der König wagte keinen Widerspruch, und schickte seinen Liebling als Statthalter nach Irland. Doch bald rief er ihn wieder zurück, und da das Betragen Gavestons nun noch übermüthiger war als früher, so vereinigten sich die Barone noch einmal (1311), erschienen mit bewaffneter Mannschaft im Parlamente, und ertrotzten vom Könige die Unterschrift eines Befehls, daß einem Ausschuß von 12 Männern (die sogenannten Ordäner) das Recht übergeben werden sollte, Verordnungen zu machen und den königlichen Hofstaat anders einzurichten. Dieser Ausschuß hob alle durch den König gemachten Schenkungen auf, und erließ darauf mehrere sehr zweckmäßige Verordnungen, deren keine den König so betrübte, als die Verbannung Gavestons, dem zugleich gedroht wurde, daß er, wenn er wiederkehre, als Feind des Landes betrachtet werden solle.

Indessen war der König entschlossen, so bald wie möglich die ihm gemachten Beschränkungen wieder aufzuheben. Er hatte bei der Unterschrift heimlich gegen die Verordnungen protestirt, und hielt sich daher nicht für verpflichtet, sein Wort zu halten. Er begab sich gleich nach Auflösung des Parlaments nach York, rief Gaveston aus Flandern herbei, und gab ihm seine Würden und Aemter zurück. Schnell traten aber auch die Barone wieder zusammen, Lancaster an ihrer Spitze, warben ein Heer, zogen gegen den König zu Felde, und ließen dem verhaßten Gaveston, der in ihre Hände gefallen war, den Kopf abschlagen (1312). Vergebens wüthete der König vor Zorn. Er berief die Barone zu einem Parlament, aber sie erschienen wieder bewaffnet, und flößten ihm dadurch solche Furcht ein, daß er versprach, Gavestons Hinrichtung ungestraft zu lassen, und die früheren Verordnungen bestätigte.

Für einige Jahre war dadurch die Ruhe wieder hergestellt worden. Aber Eduard konnte ohne Günstling nicht leben. Er schenkte sein Vertrauen dem jungen Hugo Spenser, einem Engländer von vornehmer Geburt, den ihm Lancaster selbst empfohlen hatte. Sogleich erwachte der Neid der Barone; sie bewaffneten sich abermals, und erzwangen vom Parlamente die Verbannung Spensers und die Einziehung seiner Güter. Eduard war außer sich vor Zorn; er sammelte Truppen, überfiel damit das unvorbereitete und schwache Heer der Barone bei Brenton am Trent; es wurde zersprengt, und Lancaster fiel in die Gefangenschaft des Königs, der ihn als Sühnopfer für Gavestons Hinrichtung unter vielen öffentlichen Beschimpfungen enthaupten ließ (1322). Spenser kehrte zurück, und wurde mit den eingezogenen Gütern mehrerer Barone bereichert.

Spenser ging denselben Weg, den Gaveston gegangen war, ohne sich

durch dessen Schicksal warnen zu lassen. Der Haß gegen ihn wurde immer bitterer, besonders nachdem die Königin Isabella, Philipps des Schönen Tochter, seine erklärte Feindin geworden war. Auf einer Reise nach Frankreich bereitete sie die Mittel vor, den verhaßten Günstling zu stürzen. Sie zog dort einen Engländer, Mortimer, einen Anhänger der Barone, der aus dem Tower nach Frankreich geflüchtet war, an sich, und entwarf mit ihm einen Plan, den König, ihren Gemahl, zu stürzen. Vom Grafen von Hennegau mit Truppen unterstützt, landete sie (1326) mit Mortimer an der Küste von Suffolk (spr. Suffock). Sie machte bekannt, daß sie komme, den König und das Reich von der Tyrannei Spensers zu befreien, daher fand sie großen Zulauf, und bald sah sich der König von Allen verlassen. Er flüchtete sich mit Spenser nach den Gebirgen von Wales, verfolgt von den Rebellen, und da er auch bei den Walisern keine Treue fand, schiffte er sich nach Irland ein. Von widrigen Winden zurückgetrieben, verbarg er sich wieder in den Schluchten von Wales. Indessen war Spensers Vater, ein ehrwürdiger Greis von fast 90 Jahren, in Bristol in die Hände der Rebellen gefallen, und war von ihnen an einen Diebesgalgen aufgehängt, der Körper in Stücke gehauen und den Hunden vorgeworfen worden. Endlich wurde auch der Versteck des Königs und Spensers entdeckt. Dieser wurde sogleich hingerichtet, der König aber ins Schloß Kenilworth (in Warwickshire) eingesperrt. Dann berief Isabella in London ein Parlament, und ließ den König von demselben wegen Unfähigkeit entsetzen. Der Unglückliche wurde indessen von einer Erniedrigung zur andern geführt. Man zwang ihn durch Drohungen, der Regierung zu entsagen, gab ihm grausame Aufseher, die ihn rauh behandelten, und sein Leben durch Kränkungen, schlechte Kost und Schlaflosigkeit abzukürzen suchten, und da dies nicht gelang, so wurde seine Ermordung beschlossen. Man führte die Schandthat im Schloß Berklay (an der Mündung des Severn zwischen Bristol und Gloucester) aus, wo man noch das heillose Zimmer, und darin das Bette des Königs, sein Sopha und einige Stühle zeigt. Man wählte eine sehr grausame Todesart, indem ihm mit einem glühenden Eisen die Eingeweide verbrannt wurden, damit bei der öffentlichen Ausstellung nicht erkannt würde, daß er ermordet sei, 1327. Er hinterließ einen erst vierzehnjährigen Sohn, Eduard III., für welchen zunächst ein Reichsrath regierte, der von Isabellen und deren Günstling Mortimer abhängig war.

61. Heinrich VII. — Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich.

(Heinrich VII. von Luxemburg 1308—1313. Johann von Luxemburg König von Böhmen. Römerzug 1311. Dante Alighieri. Orsini und Colonna in Rom. Tod Heinrichs in Italien 1313. Ludwig der Baier 1313—1346 und Friedrich von Oestreich 1313—1330. Schlacht im Morgarten 1315. Schlacht bei Mühldorf 1322. Friedrich in Traußnitz. Ludwig im Bann. Aussöhnung Ludwigs und Friedrichs. Ludwigs Römerzug 1327. Castruccio Castracani in Lucca. Ludwig in Rom. Johann XXII. und Nikolaus V. Erklärungen der deutschen Fürsten gegen päpstliche Anmaßung. Erster Kurverein in Rense 1338. Erwerbung der Mark Brandenburg, Niederbaierns und Tyrols. Margarethe Maultasch. Entsetzung Ludwigs 1346.)

Nach Albrechts I. Ermordung gingen die deutschen Fürsten von dem Habsburgischen Hause ab, und wählten, auf den Vorschlag des Erzbischofs von

Mainz, Peter Aichspalter, 1308—1313, den ritterlichen Grafen von Luxemburg, der als Kaiser Heinrich VII. heißt. Er erweiterte seine Besitzungen durch den Erwerb der böhmischen Krone für seinen Sohn Johann. In Böhmen war nämlich (1306) mit Wenzeslaus V., dem Enkel jenes Ottokar, der alte Königsstamm ausgestorben, und die Böhmen hatten den Schwager des verstorbenen Königs, Herzog Heinrich von Kärnthen, zum König gewählt. Aber bald machte sich dieser durch Verachtung der böhmischen Herren, durch Bevorzugung der Deutschen, und durch schwere Steuern im Lande verhaßt, und da die jüngere Schwester des letzten böhmischen Königs sich bereit erklärte, dem Sohne des Kaisers Heinrich, dem erst 14jährigen Johann, ihre Hand zu reichen, so nahm der Kaiser dies mit Freuden an. Heinrich von Kärnthen wurde für abgesetzt erklärt, weil er sich vom Kaiser nicht habe belehnen lassen, und Johann von Luxemburg wurde König von Böhmen. So gelangte das luxemburgische Haus zum Besitz dieses wichtigen Königreichs.

Den Kaiser selbst zog sein ritterlicher Sinn nach Italien, wohin ihn mehrere Parteihäupter, namentlich die aus Mailand durch die de la Torre vertriebenen Visconti, eingeladen hatten, um dort die alte, seit den Hohenstaufen verlorene Herrschaft wiederherzustellen. Die Verhältnisse hatten sich seit jener Zeit, wo der Freiheitssinn der Städte und die Eifersucht des Papstes den hohenstaufischen Kaisern so viel zu thun gemacht hatten, ganz geändert. In fast allen, auf ihre Freiheit einst so eifersüchtigen Städten der Lombardei hatten sich einzelne reiche Familien emporgeschwungen, und kämpften mit einander um die Herrschaft. Die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen wurden zwar noch gehört; aber sie hatten ihre alte Bedeutung verloren, indem oft Guelfen für den Kaiser, Ghibellinen aber gegen ihn waren. Ebenso standen in Rom zwei Parteien, die Colonna und Orsini, einander feindlich gegenüber, und da der Papst, der in Avignon wohnte, diesem Unwesen nicht Einhalt thun konnte, so sehnte sich das Volk nach der Erscheinung des Kaisers, der auch von jeder Partei herbeigewünscht wurde, weil jede ihn für sich zu gewinnen hoffte. Denn Heinrich hatte sich für keine erklärt; er wollte als Vermittler zwischen sie treten. Er zog durch die Thäler und Berge der Schweiz, und als er zum ersten Mal von der Höhe herab das unvergleichliche Land vor sich liegen sah, traten ihm die Thränen in die Augen, indem er dessen Parteiungen bedachte. Der Empfang war gut; alle Städte öffneten die Thore, die sich bekämpfenden Großen stellten für den Augenblick die Fehden ein, und er empfing ungestört in Mailand die Krönung (1311). Doch der Frieden und die Freude währten nicht lange. Seine Gutmüthigkeit nahmen die Italiener für Schwäche und Einfalt, und da keine Partei den Kaiser für sich allein gewinnen konnte, wurden sie alle unzufrieden mit ihm, und da er eine Steuer verlangte, brachen in den meisten Städten der Lombardei Empörungen aus, deren Unterdrückung Zeit und Menschen kostete. Vergebens forderte ihn Italiens erster Dichter, der berühmte Verfasser der göttlichen Komödie, Dante Alighieri, auf, nach Florenz zu kommen, und hier den Frieden zwischen den Weißen und Schwarzen zu vermitteln. Aber beide Parteien waren guelfisch gesinnt; auch mochte er sich nicht in die Fehden mischen. Daher reiste er, ohne Florenz zu berühren, über Genua zu Schiffe nach Toskana, und dann zu Lande nach Rom, wo sich die Familien Colonna und

Orsini feindlich bekämpften. Da sich Heinrich für die Colonna erklärt, die Orsini dagegen den König von Neapel (Robert den Weisen, einen Enkel Karls von Anjou) zu ihrem Schutze herbeigerufen hatten, so vermochte er nicht anders als kämpfend einzuziehen durch die mit Leichen bedeckten Straßen. Zwar erstürmte er das Capitol; da er aber den Theil der Stadt jenseit der Tiber, wo die Peterskirche liegt, nicht erobern konnte, wurde er im Lateran gekrönt, und seine Macht war so gering, daß ihn seine Gegner bei seinem Festschmause von einem nahen Hügel herab mit Schimpfreden und Pfeilen ungestraft belästigen konnten. Ohne in Rom Anderes als die Krönung bewirkt zu haben, zog er ab, um Florenz, das sich feindlich erklärt hatte, zu züchtigen. Aber sein Heer war zu schwach, um die mächtige Stadt zu bezwingen. Er zog sich nach dem getreuen Pisa zurück, rüstete sich hier zu einem Zuge gegen den König von Neapel, und erwartete ein deutsches Heer, das ihm sein Sohn Johann zuführen sollte. Endlich brach er auf, noch ehe dies eintraf. Er war aber noch nicht weit über Siena hinaus, als ihn mitten in seinen Entwürfen in Buonconvento 1313 der Tod übereilte. Die Sage, daß ihn ein von seinen Feinden bestochener Mönch durch den Abendmahlswein vergiftet habe, scheint unbegründet zu sein. Das deutsche Heer eilte, überall von Feinden umgeben, zurück, und Italien fiel wieder dem trostlosesten Parteienkampfe anheim.

Als sich nun die Fürsten zu einer neuen Wahl versammelten, konnten sie sich nicht einigen. Die Meisten, unter dem Vortritt des Erzbischofs von Mainz (Peter Aichspalter), wählten den Herzog von Oberbaiern, Ludwig den Baier 1313—1346, die Andern, den Erzbischof von Cöln an der Spitze, Friedrich von Oestreich 1313—1330, einen Sohn Albrechts I., und da keine Partei nachgeben wollte, so entstand ein Krieg, der 8 Jahre währte.

Unter den Anhängern Ludwigs waren besonders die Städte im Elsaß, in Schwaben und auch die Schweizer. Denn die letzteren mußten ja vom habsburgischen Hause alles Ueble befürchten. Friedrich von Oestreich hatte einen Bruder, Leopold den Glorwürdigen, der die Schweizer aus doppelten Gründen haßte, einmal, weil sie die Vögte vertrieben, und zum Andern weil sie für den Baier sich erklärt hatten. Er rief seine Vasallen zusammen, um, — wie er sagte, — diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten, und dies schien ihm so leicht, daß er viele Stricke mitzunehmen befahl, um die Gefangenen aufzuhängen oder zu binden. Als man den Waldstädten zuredete, den Frieden mit dem Herzoge zu suchen, antworteten sie: „Wir hätten wohl Ursache über den Herzog zu klagen; wir wollen ihn aber, wenn er uns mit Krieg überziehen will, mit Gott erwarten, und seiner Macht uns wehren." Leopold hatte ein auserlesenes Heer, lauter kriegsgewohnte, bepanzerte Ritter. So zogen sie über Zug heran; Landenberg unter ihnen. Die Männer von Uri und Unterwalden eilten den Schwyzern zu Hülfe. Aber dennoch kamen nur 1300 zusammen. Diese stiegen auf einen Berg, der den Aegerisee überschaut. Als die Sonne am 15. November 1315 aufging, beschien sie die glänzenden Helme und Küraße der heranziehenden Ritter, alle auf edeln Rossen, und so weit man sehen konnte, schimmerten Speere und Lanzen. Die Schweizer auf dem Berge sahen das wohl mit vieler Bewegung des Gemüths; indessen

sie trauten auf Gott, der in gerechter Sache auch dem Schwachen nahe ist. Zwischen dem Berge und dem See ist eine schöne Wiese; über sie geht ein Weg; den zogen die Ritter. Als nun der Weg zwischen Berg und See von Menschen und Pferden dicht angefüllt war, erhoben sich die 1300. Mit lautem Geschrei wälzten sie große aufgehäufte Felsenstücke den Berg hinab. Dann rannten sie getrost hinunter, fielen den Rittern, welche, durch den Raum beengt, kaum sich rühren konnten, in die Seite, schlugen mit Keulen darein, und stachen mit Hellebarden die Ritter von den Pferden. Da entstand eine greuliche Verwirrung. Die Pferde wurden scheu, und drängten zurück auf das nachfolgende Fußvolk. Andere sprangen in den See, und fanden hier den Tod. Die Blüthe des östreichischen Adels fiel, viele wurden von den Pferden oder ihren Cameraden zertreten, noch mehrere von den Schweizern erschlagen; unter ihnen auch Landenberg. Unter den Wenigen, welche sich retteten, war Herzog Leopold; ein der Wege kundiger Mann half ihm durch. Auf abgelegenen Pfaden kam er todtenblaß und in tiefer Traurigkeit nach der Heimath zurück, und begehrte nie wieder in die Waldstädte zu kommen. Das war die Schlacht im Morgarten, 1315. Die Folge der Schlacht war, daß die Urcantone zwei Tage darauf ihren Bund — den ewigen Bund — im Flecken Brunnen erneuerten.

In Deutschland wüthete indessen der Krieg zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oestreich fort. Friedrich war der Stärkere; er verwüstete Baiern auf fürchterliche Weise, und schon dachte Ludwig daran, seinen Ansprüchen ganz zu entsagen. Noch einen Versuch wollte er machen. Er bot seinem Gegner eine Schlacht bei Mühldorf oder Ampfingen im Salzburgschen an, 1322. Aber auch hier schien das Glück auf Friedrichs Seite zu treten. In übergoldeter Rüstung, den glänzenden Reichsadler auf dem Helme, sah man ihn unter den Vordersten kämpfen. Die Schlacht dauerte zehn Stunden. Zu Mittage machte der Feldherr der Baiern, Seyfried Schweppermann aus Nürnberg, eine so glückliche Schwenkung, daß Sonne, Wind und Staub den Oestreichern ins Gesicht kam, und zugleich fielen 500 Reiter unter dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, ihnen in den Rücken. Das entschied für die Baiern. Die Oestreicher wurden nicht nur in die Flucht gesprengt, sondern selbst Friedrich gefangen genommen. Ludwig ließ ihn nach dem Schlosse Traußnitz bei Nabburg (nördlich von Regensburg) abführen*).

Dennoch fehlte viel, daß Ludwig von Allen als deutscher König anerkannt worden wäre. Denn Herzog Leopold von Oestreich, ein tapfrer und unruhiger Mann, war noch frei, und hatte bedeutenden Anhang. Dazu kam, daß der Papst (Johann XXII.) auf der Seite der Oestreicher war. Er ließ an die Kirchenthüren in Avignon eine Vorladung anschlagen, und befahl zugleich dem Kaiser, seine Würde so lange niederzulegen, bis von ihm, dem Papste, seine Würdigkeit geprüft und anerkannt sei, und verbot Allen und

*) Nach der Schlacht war der Mangel im Lager so groß, daß man auf den Tisch des Königs nur eine Schüssel mit harten Eiern bringen, und daß Jeder nur ein Ei bekommen konnte. Eins blieb noch übrig, welches man für den König bestimmte „Nein!" rief Ludwig, „Jedem ein Ei; dem braven Schweppermann zwei Ei!"

Jedem, dem Ludwig als Kaiser zu gehorchen, und da Ludwig gegen diese Keckheit Einspruch that, sprach Johann sogar den Bannfluch über ihn aus. Die Gegner Ludwigs hielten auch wirklich schon in Rense am Rhein eine Versammlung, um an die Stelle des gefangenen Friedrich dem Könige von Frankreich (Karl IV.) die deutsche Königskrone anzutragen. In dieser Noth blieb Ludwig nichts Anderes übrig, als sich mit seinem gefangenen Feinde zu vertragen, der bereits 2½ Jahre der Freiheit beraubt war, und also gern jede Bedingung einging. Friedrich versprach, allen Ansprüchen auf die Königskrone zu entsagen, dem Könige Ludwig gegen alle seine Feinde beizustehen, und seine Brüder, namentlich Herzog Leopold, in diesen Vertrag mit einzuschließen. Könnte er aber nachmals den Vertrag nicht erfüllen, so wolle er sich wieder zur Haft stellen. So wurde Friedrich in Freiheit gesetzt, und schrieb auch sogleich an alle seine Freunde, daß sie dem Ludwig nun statt seiner gehorchen möchten.

Aber Herzog Leopold wollte von dem Vertrage nichts wissen, setzte den Krieg lebhaft fort, und fiel verheerend in Baiern ein. Auch der Papst erklärte den Vertrag für ungültig, sprach Friedrich von dem geleisteten Eide los, und drohte ihm gar mit dem Banne, wenn er in die Gefangenschaft zurückkehren, oder überhaupt dem Ludwig gehorchen würde. Aber Friedrich dachte zu edel, um sein Wort zu brechen. Da er sah, daß er mehr versprochen habe, als er halten könnte, so begab er sich nach München, warf sich seinem Gegner in die Arme, und bot sich ihm wieder als Gefangenen dar.

Diese Treue rührte den König so, daß er Friedrich an sein Herz drückte, und ihn nicht als einen Gefangenen, sondern als einen lieben Freund hielt. Er schloß mit ihm (1325) einen neuen Vertrag in München, in welchem sie sich zu einer Art von gemeinschaftlicher Regierung einigten. Beide hießen nun römische Könige, Beide stellten Urkunden auf, Beide führten ein gemeinschaftliches Siegel; doch stand Ludwig allein den Reichsgeschäften vor.

Da Leopold bald darauf starb, so bekam Ludwig dadurch in Deutschland freiere Hand, und beschloß einen Römerzug zu unternehmen, um sich an dem feindseligen Papste zu rächen, und die kaiserliche Herrschaft in Italien wiederherzustellen. Ueber die tyroler Alpen zog er 1327 nach Mailand, setzte sich hier die eiserne Krone aufs Haupt, gewann sich den mächtigen und kriegerischen Häuptling von Lucca, Castruccio Castracani, indem er ihn zum Herzoge von Lucca erhob, und eilte nun in seiner Begleitung nach Rom, das ihm freudig die Thore öffnete. Denn die Römer, höchlich unzufrieden, daß der Papst seinen Sitz in Avignon hatte, waren diesen zweimal dringend angegangen, nach Rom zurückzukehren; widrigenfalls würden sie sich vor Gott und allen Heiligen für entschuldigt halten, wenn sich etwas ihm Unangenehmes ereignete, und da Johann XXII. zwar die Gesandtschaft ungemein freundlich aufnahm, aber nur eine ausweichende Antwort gab, so hatten sie dem Kaiser Boten entgegengeschickt, die ihn in ihre Stadt einluden. Sie thaten noch mehr; sie beschlossen, ihn auch ohne Papst zum Kaiser zu krönen, und ernannten dazu vier vornehme Römer, unter denen Sciarra Colonna der ausgezeichnetste war. Zehn Tage nach seiner Ankunft führte man den Kaiser in die Peterskirche, wo ihm Colonna die Krone aufs Haupt setzte. Vergebens eiferte dagegen der Papst von Avignon aus, indem er befahl, den Kaiser

und seine Deutschen aus Rom zu treiben. Im Gegentheil wurde eine Klage gegen den Papst angestellt, und da sich Keiner fand, der darauf antwortete, so wurde Johann XXII. als ein überwiesener Ketzer und Majestätsschänder seiner Würde feierlich entsetzt. Das römische Volk erwählte darauf zum Papst einen Minoritenmönch, der den Namen Nikolaus V. annahm. — Aber bald gestalteten sich die Angelegenheiten anders. Castruccio, der sich vom Kaiser beleidigt glaubte, kehrte unter einem Vorwande nach Lucca zurück, und entzog dadurch dem Kaiser seine große Hülfe. Am nachtheiligsten aber war für ihn der Mangel an Geld; da er seine Soldaten nicht bezahlen konnte, so erlaubten sich diese Gewaltthätigkeiten und Plünderungen, und als er gar den Römern eine Steuer auflegte, entstand eine allgemeine Unzufriedenheit. Bei dieser Lage der Sache mußte er eiligst Rom verlassen, und hatte dabei noch die Schmach, daß das Volk bei seinem Abzuge mit Steinen nach den Deutschen warf, und ihnen nachschrie: „Nieder mit den Ketzern und Gebannten! es lebe die heilige Kirche!" Ja der Pöbel grub die Leichen der Deutschen aus, schleppte sie durch die Straßen, und warf sie in die Tiber. Auch auf dem Rückzuge ging es dem Kaiser traurig. Seine besten Truppen verließen ihn, weil er sie nicht bezahlen konnte; Castruccio, auf den er sehr gerechnet hatte, war eben gestorben, und selbst die Stadt Pisa, die sonst so treu an ihm gehangen hatte, wandte sich von ihm ab. Da die aus Deutschland erwartete Hülfe, die ihm Johann von Böhmen versprochen hatte, nicht kam, und die Geldnoth immer drückender wurde, entschloß er sich endlich zur Rückkehr nach Deutschland, 1330. In Trient erfuhr er die Nachricht, daß Friedrich von Oestreich gestorben sei. — Der unglückliche Gegenpapst Nikolaus hatte ein trauriges Geschick. Er war mit Ludwig aus Rom abgezogen, und hatte ihn bis Pisa begleitet; aber die Pisaner jagten ihn fort. Nachdem er sich bei einem Freunde verborgen hatte, wurde er entdeckt, seinem Gegner ausgeliefert, in Avignon zu öffentlicher Kirchenbuße und endlich zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

Auch nach Friedrichs Tode hat Ludwig keine ruhige Regierung geführt, denn er war nie recht einig mit sich selbst, ein Zustand, in welchem kein Mensch ruhig und glücklich werden kann. Das Haus Oestreich war noch immer feindlich gegen ihn gesinnt, und wurde erst nach einiger Zeit versöhnt, der Papst wollte den gegen ihn ausgesprochenen Bann nicht auflösen, und der König von Frankreich (Philipp VI.) freute sich heimlich über alle diese Uneinigkeiten, und suchte sie durch seine Ränke noch zu vermehren. Zwar starb Johann XXII. (1334), und der folgende Papst (Benedict XII.), ein sanfter Mann, war zur Versöhnung bereit, aber der König von Frankreich drohte ihm mit dem Schicksal Bonifaz' VIII., und so durfte die Lossprechung des Kaisers nicht stattfinden.

In Deutschland war man indessen mit dem unwürdigen Betragen des päpstlichen Stuhles sehr unzufrieden, und da der Kaiser auf dem Reichstage in Frankfurt am Main (1338) erzählte, wie oft er sich Mühe gegeben habe, sich mit der Kirche auszusöhnen, und da er durch das Hersagen des Vater-Unser, des Ave-Maria und des Glaubensbekenntnisses seine Rechtgläubigkeit erwiesen hatte, so erklärten sie, er habe nun redlich das Seine gethan; daher solle von nun an das Interdict, das Johann XXII. über Deutschland aus-

gesprochen habe, aufgehoben, und jeder Geistliche verpflichtet sein, den Gottesdienst zu halten. Damit aber der päpstlichen Anmaßung ein für alle Mal ein Ende gemacht werde, begaben sich die Kurfürsten von Frankfurt nach Rense am Rhein, und schlossen hier den sogenannten ersten Kurverein (1338). Sie verbanden sich nämlich durch einen feierlichen Eid: „daß sie das heilige römische Reich an seinen und ihren Rechten nach aller ihrer Macht und Kraft wider Alle und Jede, ohne Ausnahme, schützen und beschirmen, und sich auf keine Weise daran hindern lassen, sondern vielmehr einander im Nothfall beistehen wollten, und wer von ihnen dieser Verbindung entgegenhandeln würde, sollte vor Gott und der Welt ehrlos, treulos und meineidig sein und heißen." Und nun ging der Kaiser nach Frankfurt zurück, und hier erklärte er mit Einstimmung aller Reichsstände vor dem versammelten Volke: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott allein komme, und daß derjenige, der von allen oder doch den meisten Kurfürsten zum Könige oder Kaiser gewählt worden sei, sogleich für den wahren König und römischen Kaiser*) zu halten und so zu nennen sei, und alle Glieder des Reichs ihm gehorchen müßten." Von diesem Reichsschlusse, so wie vom Kurvereine, gaben die Fürsten dem Papste sogleich Nachricht. Dieser widersprach zwar, aber darauf wurde nicht weiter geachtet, und alle ungehorsame Geistliche und Mönche wurden aus dem Lande gejagt.

Hätte Ludwig diese für ihn günstige Stimmung der deutschen Fürsten nur recht benutzt, so würde er gewiß fortan ruhig regiert haben. Aber er ließ sich in auswärtige Unternehmungen ein, hielt es bald mit dem Könige von Frankreich (Philipp VI.), bald mit dem von England (Eduard III.), und brachte sich dadurch um das Vertrauen der Deutschen. Dazu kam, daß er unaufhörlich daran dachte, seinem Hause neue Besitzungen zu verschaffen. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung (1319) war es ihm gelungen, die Mark Brandenburg an sein Haus zu bringen. Das Haus Albrechts des Bärs nämlich war 1319 mit Markgraf Waldemar ausgestorben, und Ludwig, ohne die Verwandten des letzten Markgrafen zu beachten, erklärte das Land für ein eröffnetes Reichslehen, und gab es seinem ältesten, erst achtjährigen Sohne Ludwig. Nun brachte er auch Niederbaiern und die Grafschaft Tyrol an sich. Die letztere hatte bisher dem Herzog Heinrich von Kärnthen gehört. Dieser hinterließ bei seinem Tode (1331) eine Tochter, Margarethe Maultasch, die an den fünfjährigen Sohn Johanns von Böhmen (Johann Heinrich) verheirathet war. Da aber Margarethe diesen ihren Mann los sein wollte, so ergriff Ludwig begierig diese Gelegenheit, das schöne Bergland an sein Haus zu bringen. Er schlug ihr vor, seinen Sohn Ludwig von Brandenburg zu heirathen, und da sie einwilligte, so erklärte er ihre Ehe für nichtig, und vermählte sie seinem Sohne. Ueber diese Ländergier wurden die deutschen Fürsten sehr ungehalten, und der Papst half dazu nach besten Kräften. Eine Aussöhnung mit diesem kam nicht zu Stande, obgleich viel darüber verhandelt wurde, und der Kaiser sich zu demüthigen bereit war. Aber die deutschen Fürsten gaben dies nicht zu. Auf

*) Bisher hatten die Päpste behauptet, um Kaiser zu sein und zu heißen, müsse ein deutscher König durchaus erst in Rom gekrönt sein.

einem Reichstage in Frankfurt 1344 stellten sie eine Erklärung: daß die Bedingungen des Papstes den früher festgesetzten Grundsätzen entgegenliefen, und sie also die Einwilligung des Kaisers nicht zugeben könnten. Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser war so groß, daß Johann von Böhmen und sein Sohn Karl von Mähren ihm (1344) auf einer Versammlung zu Rense geradezu sagten: „Das Reich ist unter dir, Baier, so sehr verfallen und geschwächt worden, daß man auf alle Art vorbeugen muß, daß es nicht wieder an einen Baier gelange." In der That ging es damals in Deutschland höchst verwirrt zu: überall Fehde, überall Mißbrauch der Gewalt und Ungerechtigkeit. Jeder nahm sich sein Recht selbst, und da der Kaiser nicht half und helfen konnte, so bildeten sich um diese Zeit die Vehmgerichte, die diejenigen Uebelthäter faßten und bestraften, welche von den ohnmächtigen Gerichten nicht erreicht werden konnten. Sie waren damals, da der Adel aus Mord und Brand ein Handwerk machte, ein nothwendiges Uebel.

Als der Papst (Clemens VI.) diese allgemeine Unzufriedenheit bemerkte, führte er auf Ludwig einen Schlag, der ihn ganz zu Boden schmettern sollte. Er erließ gegen ihn eine Bannbulle mit den fürchterlichsten Verwünschungen, und ermahnte die Kurfürsten, unverzüglich zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Dazu empfahl er ihnen den Sohn König Johanns von Böhmen, den Markgrafen Karl von Mähren, und dieser wurde auch wirklich in Rense 1346 an die Stelle des abgesetzten Ludwig gewählt. Diese Kränkung überlebte Ludwig nur etwas über ein Jahr; denn er starb 1347 plötzlich auf einer Bärenjagd.

62. Karl IV. — Wenzel.

(Karl IV. 1346—1378. Universität in Prag 1348. Günther, Graf von Schwarzburg, Gegenkönig. Der falsche Waldemar 1347—1356. Der schwarze Tod 1347—1350. Geißlerbrüder. Cola di Rienzi 1347 und 1354. Petrarka. Erster Römerzug 1354—1355. Die Visconti in Mailand. Ludwig in Rom. Besitznahme der Mark Brandenburg 1373, der Lausitz, Oberpfalz und Schlesiens. Bolko von Schweidnitz und Jauer. Tyrol an Oestreich. Goldene Bulle 1356. Zweiter Römerzug 1368. — Wenzel 1378—1400. Der schwäbische Bund. Erweiterung des Schweizerbundes. Schlachten bei Sempach 1386 und Näfels 1388. Fehde zwischen den Fürsten und den Städten. Eberhard der Greiner. Schlacht bei Döffingen 1388 Landfrieden. Johann Nepomuk 1393. Entsetzung Wenzels 1400.)

Karl IV., 1346—1378, war ein Sohn Johanns von Böhmen, also aus dem luxemburgischen Hause. Am französischen Hofe erzogen, in mehreren Sprachen unterrichtet, besaß er mehr Feinheit und Gewandtheit als die deutschen Fürsten damals zu haben pflegten, und vielen Sinn für Wissenschaften und Künste; aber einen wahrhaft großen und edeln Charakter hatte er nicht. Für Deutschland hat er wenig gethan, desto mehr aber für seine Erbländer, besonders für sein geliebtes Böhmen, wo er sich auch aufzuhalten pflegte. Er erweiterte den Handel Böhmens, beförderte den Bergbau, und errichtete die Universität in Prag, die erste in Deutschland (1348).

Das baiersche Haus wollte Karln nicht als Herrn erkennen, und suchte ihm einen Gegenkönig entgegenzustellen. Erst wählten Karls Gegner den König Eduard III. von England, und da dieser wegen der Gegenvorstel-

lungen der englischen Großen zurücktrat, den Markgrafen Friedrich den Ernsthaften von Meißen, einen Schwiegersohn Ludwigs des Baiern. Aber auch dieser lehnte die gefährliche Ehre ab, die endlich der tapfere Günther Graf von Schwarzburg annahm. So ritterlich dieser Mann auch war, so war er doch nicht dazu gemacht, den rechtmäßigen Kaiser zu stürzen, und entsagte schon in demselben Jahre gegen eine Summe Geldes seiner neuen Würde und starb gleich darauf.

Karls gefährlichster Gegner war der älteste Sohn seines Vorgängers, der Kurfürst Ludwig von Brandenburg. Um diesen zu schwächen, nahm sich Karl des sogenannten falschen Waldemars an, der (1347) in der Mark Brandenburg aufgetreten war, und mit dem es folgende Bewandniß hatte. Obgleich der Markgraf von Brandenburg Waldemar, wie Alle wußten, 1319 gestorben und öffentlich begraben worden war, so trat doch plötzlich 28 Jahre darauf ein Mann auf, der sich für denselben ausgab. Er erzählte, er komme eben aus Jerusalem, wohin er gewallfahrtet sei, um eine Sünde abzubüßen, und wolle nun seine Regierung wieder antreten. Ohne Zweifel handelte der Mann nicht aus eigener Bewegung, sondern war von den Gegnern des baierschen Hauses zur Uebernahme seiner Rolle beredet worden. Daher beeilte sich auch diese Partei ihn anzuerkennen. Der Erzbischof von Magdeburg stellte sich überzeugt, ebenso die Häuser Meklenburg, Pommern, Sachsen und Anhalt, während das baiersche Haus ihn für einen Betrüger erklärte. Der falsche Waldemar, der ein Müller, Namens Rehbock, gewesen sein soll, nahm nun den markgräflichen Titel an, und bekam auch unter dem Volke einen so großen Anhang, daß die Beamten Ludwigs weggejagt wurden, und nur die beiden Städte Frankfurt und Brietzen (das von seiner Anhänglichkeit an Ludwig den Namen Treuenbrietzen bekam) blieben dem Baiern treu. Denn Ludwig war verhaßt, ebenso seine Frau Margarethe Maultasch. Endlich erschien sogar Kaiser Karl mit einem Heer, und belehnte den Betrüger förmlich mit der Mark und Kurwürde. Aber hiermit hatte auch der falsche Waldemar seinen Glanzpunkt erreicht. Denn da bald darauf Kurfürst Ludwig sich mit Kaiser Karl versöhnte, und ihn als Kaiser anerkannte, so wurde dieser plötzlich anderen Sinnes. Er wandte sich ganz auf Ludwigs Seite, bekannte, daß er doch einige Zweifel in die Aechtheit des angeblichen Waldemar setze, und belehnte endlich den Ludwig mit der Mark und Kurwürde Brandenburgs. Dann befahl er allen Märkern, dem falschen Waldemar nicht mehr anzuhangen. Seitdem verfiel das Ansehen dieses Mannes immer mehr; doch hat er weit glücklicher geendet, als ähnliche Betrüger. Er fand einen Zufluchtsort bei den Fürsten von Anhalt, die sich schämen mochten, einen Mann, dem sie so viele Ehre erwiesen hatten, ganz zu verstoßen, und starb in Dessau, nachdem er 9 Jahre lang die Rolle eines Markgrafen nicht ungeschickt gespielt hatte.

Wenige Jahre nach Beendigung der ebenerzählten märkischen Unruhen unternahm Karl seinen ersten Römerzug (1354 und 1355). Italien erwartete ihn mit Sehnsucht. Denn in Mailand hatte die reiche Familie Visconti die Herrschaft errungen; der größte Theil der Lombardei war ihr bereits unterworfen, und sie strebte, ihre Herrschaft auch über Mittelitalien auszudehnen. Dagegen hatten die noch nicht unterworfenen Staaten Italiens einen Bund geschlossen, der weitern Ausbreitung der Visconti Gränzen zu setzen, und baten

den Kaiser, nach Italien zu kommen, nicht zweifelnd, daß er mit Gerechtigkeit den Bedrängten zu Hülfe kommen werde.

Kurz vor dieser Zeit, seit 1347, hatte ein großes Verderben Italien entvölkert, und war sodann verheerend durch ganz Europa gezogen: der schwarze Tod. Eine entsetzliche Hungersnoth war in Italien dieser Seuche vorangeschritten. Ungünstige Witterung hatte Mißwachs erzeugt, alle Feldfrüchte waren mißrathen, und der Mangel war so groß, daß man sogar aus Nordafrika Kornvorräthe herbeiholen mußte. Dadurch konnte aber nicht Allen genügt werden, und die Menschen, besonders der ärmeren Klasse, starben haufenweise dahin. Auf diese Landplage folgte nun eine größere und allgemeinere. Eine furchtbare Pest, die im Morgenlande wüthete, wurde durch genuesische Schiffe in Sicilien eingeschleppt, und verbreitete sich von hier aus (1348) über ganz Italien. Von hier stieg sie, der schwarze Tod genannt, über die Alpen, ergriff die Bewohner von Südfrankreich, und (1349) verbreitete sich über das übrige Abendland: Spanien, England und Frankreich. Im Jahre 1350 näherte sich die schreckliche Seuche, der man Gränzen zu setzen noch nicht verstand, dem Norden; sie breitete sich in Deutschland, Ungarn, Dänemark und Schweden aus, und verschonte endlich selbst das eisige und entfernte Island nicht. Sie war so ansteckend, daß die geringste Berührung, selbst schon die Nähe eines Kranken sie mittheilte. Bald sah man die nächsten Verwandten einander fliehen; die Kranken wurden von den Ihrigen verlassen, und ihre Pflege nur von denen besorgt, die für vieles Geld der Gefahr zu trotzen, Heldenmuth genug besaßen, oder sie starben in völliger Hülflosigkeit. Starb ein Vornehmer, so wurde er wohl zum Grabe begleitet; aber die Träger waren nicht angesehene Männer, sondern Leute aus der niedrigsten Klasse, welche diesen Dienst für großen Lohn verrichteten; sie trugen die Leichen hinaus, und warfen sie, oft selbst ohne priesterlichen Segen, in die erste offene Grube. Weit trauriger war das Loos der Armen, selbst des Mittelstandes. Die Sterblichkeit war unter ihnen, die enger beisammen wohnten, viel größer, und sie starben meist ohne alle Wartung und Pflege, oft so verlassen, daß erst Leichengeruch den Nachbarn ihren Tod anzeigte. Noch Andere fand man todt auf der Straße liegen. Aus Furcht vor Ansteckung besuchten die Nachbarn die umliegenden Häuser, trugen die Leichen hinaus, und setzten sie vor die Thüren. Särge wurden dann geholt; und nicht selten umschloß ein Sarg Mann und Frau, Vater und Sohn, oder 2—3 Brüder. Wenn endlich ein Leichenzug, von Priestern begleitet, sich näherte, so schlossen sich die Träger jener Särge dem Zuge an. Ganze Familien starben aus; viele Häuser und Aecker waren ohne Besitzer, und ungestört setzten sich Fremde in den Besitz solcher herrenloser Grundstücke. Bei Weitem steht auch die größte Sterblichkeit unsrer Tage bei ähnlichen Seuchen gegen die damalige zurück. In Florenz allein starben über 100,000; das Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden war 3 zu 5 oder 7 zu 10. Eine Folge dieser schrecklichen Pest war eine grausame Judenverfolgung. Das Volk nemlich gab den Juden Schuld, Ursache der Krankheit zu sein und die Brunnen vergiftet zu haben. Mit furchtbarer Wuth fiel man über die Unglücklichen her, man zwang sie in ihre Häuser zusammen und ließ sie mit denselben elendiglich verbrennen. — Auch in anderer Richtung wirkte die Pest auf das Volk. Da

sie als ein göttliches Strafgericht erschien, suchte das Volk ohne die Hülfe der Kirche den Himmel zu versöhnen. Es bildeten sich geistliche Brüderschaften, Flagellanten oder Geißlerbrüder genannt. Unter harten Bußübungen zogen sie von Ort zu Ort, stellten sich im Kreise auf und geißelten sich unter Absingung von Psalmen und Liedern bis aufs Blut.

Zu derselben Zeit, als der schwarze Tod in Italien zuerst auftrat ereignete sich in Rom eine seltsame Regierungsveränderung. Im Jahr 1347 trat hier ein Mann von niederer Geburt auf, der die Freiheit des alten Roms wiederherzustellen sich bemühte. Cola di Rienzi, der Sohn eines Weinschenks, war durch das Studium der Werke des classischen Alterthums und durch die Betrachtung der Ueberreste des alten Roms für diejenigen Staatsformen hochbegeistert worden, denen, wie er wähnte, Rom einst seine Größe zu verdanken gehabt habe. Er dürstete danach, diese Größe Rom wiederzugeben, und es unabhängig zu machen von Kaiser und Papst. Wirklich war der Zustand Roms sehr traurig. Der Papst war noch in Avignon; die römischen Barone hatten ihre Paläste in Festungen verwandelt, befehdeten einander, und schämten sich nicht, Räubereien zu verüben. Raub, Mord und Brand wurden ungestraft begangen; denn der Senator, der im Namen des Papstes befehlen sollte, hatte weder den Willen noch die Macht, dem Unwesen zu steuern. Dieser Zustand der Verwilderung trug viel dazu bei, in Cola di Rienzi die Ueberzeugung hervorzurufen, daß es anders werden müsse. Seine glühende Vaterlandsliebe, seine genaue Kenntniß des Alterthums und seine hinreißende Beredtsamkeit machten ihn zu der Rolle, die er übernahm, geschickt; aber seine Eitelkeit, sein Mangel an Menschenkenntniß und kriegerischem Muth führten späterhin seinen Untergang herbei. Zum ersten Male war er 1342 aufgetreten, als die Römer an Papst Clemens VI. eine Gesandtschaft nach Avignon schickten, ihn zu bitten, seine Residenz wieder nach Rom zu verlegen. Er und der berühmte Dichter Petrarka erhielten den Auftrag, und Cola führte mit beredter Zunge das Wort. Zwar lehnte der Papst den Antrag ab, ernannte aber den Redner zum Notar der apostolischen Kammer. Jetzt beschloß Cola einen Versuch zu machen, das Volk für seinen Plan, die Größe Roms herzustellen, zu gewinnen. Eines Tages ließ er auf dem Capitol ein großes Bild aufstellen: man sah auf den Wellen des aufgeregten Meeres ein ohne Segel und Steuer treibendes Schiff. Auf dem Verdeck kniete eine schwarzgekleidete Frau mit aufgelöstem Haar, mit gerungenen Händen um Rettung flehend. Darunter die Worte: „dies ist Rom!“ Nachdem das Volk sich neugierig um das Gemälde gesammelt hatte, trat Cola hervor, und hielt eine feurige Rede, in welcher er den Verfall des Vaterlandes schilderte, und auf die Gewaltthätigkeiten der Großen schalt. Wenige Tage darauf hielt er mehrere Reden, die auf das Volk einen sichtbaren Eindruck machten, aber von den Edeln bespöttelt wurden. Er ließ die versammelte Menge, die bis zu Thränen gerührt war, schwören, zur Wiederherstellung der römischen Freiheit mitzuwirken. Sodann zog er, begleitet vom päpstlichen Vicar und umschart von zahllosem Volke, nach dem Capitol, und forderte, am Fuße der großen Treppe stillstehend, das Volk auf, seine Beschlüsse zu genehmigen, die die Räubereien des Adels verboten, und allgemeine Sicherheit zur Absicht hatten. Das Volk genehmigte Alles, und übertrug

ihm die Obergewalt, und da der alte Colonna seinen Befehl, die Stadt zu verlassen, verachtete, ließ er die Sturmglocke ziehen, und das Volk versammeln. Colonna mußte sich durch schleunige Flucht retten, und die andern Edeln gehorchten sogleich. Cola führte nun strenge Ordnung ein, und erhielt vom begeisterten Volke den Titel eines Tribuns und Befreiers des Volks. In der That erfreute sich jetzt Rom einer Ordnung und Sicherheit, wie vordem nie. Cola schickte Gesandte nach Avignon, meldete, was er gethan, und erbat sich vom Papst Bestätigung seiner Beschlüsse. Aber von nun an erlag der neue Tribun, den das Gelingen seiner Unternehmung stolz gemacht hatte, seiner Eitelkeit. Er nannte sich: Nikolas der Strenge und Gütige, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, Befreier der heiligen römischen Republik, sandte Botschafter mit silbernen Stäben an auswärtige Fürsten, selbst an den Kaiser, und ließ sie auffordern, Gesandte nach Rom zu senden, um mit ihm über die Mittel, Europa's Wohlfahrt zu begründen, zu rathschlagen. Er kleidete sich phantastisch, ließ sich Kronen machen und Fahnen vor sich hertragen, von hohen Baronen bedienen, und selbst seine Frau legte sich einen Hofstaat zu, und da auswärtige Fürsten ihn mit Gesandten beehrten, so wuchs sein Stolz täglich, und er äußerte: „Ich werde den Erdkreis nach der Gerechtigkeit, und die Völker nach der Billigkeit richten.“ Ja er war so keck, den Papst nach Rom zu bescheiden, und den Kaiser aufzufordern, seine Rechte auf Rom vor ihm zu beweisen. Diese Prahlereien machten ihn lächerlich, noch mehr sein Mangel an Muth, als die aufgebrachten Barone feindlich gegen Rom anzogen. Der Papst schickte einen Legaten, der den Bann feierlich gegen ihn aussprach. Vergebens rief Cola nun das Volk, das seiner eitlen Reden müde war, zur Bewaffnung zusammen. Er erkannte, daß seine Macht vorüber sey, erklärte, er lege seine Gewalt nieder, und zog sich, nachdem er nur sieben Monate geherrscht hatte, in die Engelsburg zurück. — Von hier flüchtete Cola nach Deutschland, wandte sich an Kaiser Karl IV., und suchte ihn für die Rettung Roms zu begeistern. Aber dafür hatte Karl, der bei allen seinen Unternehmungen nur auf seinen Vortheil sah, keinen Sinn. Er ließ den Extribun greifen, und überlieferte ihn in die Hände des Papstes nach Avignon. Zu Cola's Glück starb gerade damals Clemens VI., und der folgende Papst (Innocenz VI.) schickte ihn nach Italien 1354 zurück, um den von ihm nach Rom gesandten Stellvertreter (den Cardinal Albornoz) zu begleiten, und ihm behülflich zu sein, das durch die Parteien der Edeln zerrissene Rom wieder zu beruhigen. Kaum hörten die Römer, daß Cola, dessen Regierung ihnen nun weit glücklicher dünkte als die Gewaltthätigkeiten der Edeln, sich Rom nähere, so strömten sie ihm haufenweise entgegen, und luden ihn in ihre Stadt ein. Hier wurde er mit unendlichem Jubel empfangen, indem man sich nur der Ordnung und Sicherheit unter seiner Verwaltung, nicht aber seiner Thorheiten erinnerte. Aber sein Exil hatte ihn nicht gebessert; dazu kam, daß es unmöglich war, zugleich dem Volke und dem päpstlichen Legaten zu genügen. Eine Besteuerung des Volks und einige strenge Bestrafungen brachten ihn schnell um die Liebe der Römer. Eines Tages rottete sich ein Volkshaufen zusammen, durchtobte die Straßen unter dem Rufe: „Es lebe das Volk! Nieder mit dem Verräther Cola di Rienzi!“ und stürmte dem Capitol zu, wo er seinen Palast

hatte. Da das Volk das Thor verschlossen fand, legte es Feuer an. Während dessen war Cola, der Macht seiner Beredtsamkeit vertrauend, in Ritterrüstung, die Volksfahne in der Hand, auf den Balkon getreten, und winkte Stillschweigen. Vergebens! Das Volk wollte ihn nicht hören, und vertrieb ihn mit Steinwürfen vom Balkon. Indessen wurde der Palast erstürmt und geplündert. Cola entschloß sich zur Flucht. Er warf jedes Kleidungsstück, das seine Würde verrathen konnte, von sich, hüllte sich in des Pförtners Mantel, nahm Betten auf den Kopf, als wenn er zu den Plünderern gehörte, und rannte, die ihm Begegnenden zum Plündern ermunternd, durch die Gemächer. Schon hatte er das letzte Thor erreicht; aber hier packte ihn ein Römer, und schrie ihm zu: „Wohin eilst du?“ Cola warf die Betten vom Kopfe, und gab sich zu erkennen; aber keine Gnade! Man führte ihn, von einem großen Volkshaufen gefolgt, die Treppe des Capitols hinab, an die Stelle, wo er sonst die Strafurtheile ausgesprochen hatte. Es herrschte eine tiefe Stille; er selbst, die Arme über die Brust gekreuzt, erwartete sein Loos. Eben wollte er die Stimme erheben, als ihm einer der Umstehenden den Dolch in den Leib stieß. Der Haufen stürzte über den Sterbenden her, hieb den Kopf vom Rumpfe, schleppte diesen, von tausend Stichen durchbohrt, durch die Straßen, und hängte ihn zuletzt an den Hängestock eines Fleischers auf. So endete Cola di Rienzi, der Tribun von Rom, der sich vermessen hatte, Roms alten Glanz wiederherzustellen, 1354.

Gleich nach dem Untergange Cola's unternahm Kaiser Karl IV. seinen **Römerzug**. Es ist schon gesagt, daß ganz Italien ihm mit Sehnsucht entgegensah, und Cola di Rienzi und der Dichter Petrarka hatten ihn dringend eingeladen. Allein die Hoffnungen der Italiener wurden nicht erfüllt. Denn es fehlte dem Kaiser der Sinn, uneigennützig das Gute zu thun. Es lag ihm wenig daran, die Parteien in Italien zu versöhnen, und Friede und Ordnung wiederherzustellen; seine Absicht war, möglichst viel zu gewinnen. Darum bietet sein Römerzug nichts Großes dar. Im Spätherbste 1354 erschien er, die östreichischen Alpen überschreitend, in der Lombardei mit nur einigen und hundert Reitern zum Erstaunen aller Patrioten, die gehofft hatten, er werde das kaiserliche Ansehen wiederherstellen und den Parteien Ruhe gebieten. Zwischen den Visconti und ihren Gegnern stiftete er nur eine augenblickliche Waffenruhe, setzte sich in Mailand die eiserne Krone auf, nahm von Florenz eine Summe Geldes dafür, daß er die Stadt mit seinem Besuche verschonte, und näherte sich Rom. Vorher hatte er dem Papst versprechen müssen, nur einen Tag in Rom zu verweilen. Um sein Wort zu erfüllen, und doch zugleich seinem Andachtstriebe zu genügen, lebte er zwei Tage unerkannt in Rom, wo er von Kirche zu Kirche wanderte. Erst am dritten Tage hielt er seinen öffentlichen Einzug, empfing die Kaiserkrönung vom römischen Präfect, und verließ die Stadt noch denselben Abend. Vergebens schalt ihn der freimüthige Petrarka wegen dieses, einer Flucht ähnlichen Abzugs. „Was würde,“ so schrieb er ihm, „dein Vater oder Großvater sagen, wenn sie dir auf den Alpen begegnen sollten? Wahrlich, du hast deine Sachen trefflich gemacht, großer Kaiser! Erst hast du uns Jahre lang auf deine Ankunft warten lassen, und nachdem du endlich gekommen, eilst du mit dem leeren Kaisertitel zurück.“ Karl achtete auf diesen Zorn des Dichters

so wenig, als auf den Hohn, mit dem die Lombarden ihn bei seinem Rückzuge empfingen. Er kehrte im Sommer 1355 aus Italien zurück, wo durch seine Schuld der letzte Rest von Achtung vor der kaiserlichen Majestät verloren gegangen war.

Glücklicher und thätiger war Karl in Vergrößerung seiner Länder. Die Mark Brandenburg war eine Besitzung des baierschen Hauses. Nachdem Ludwig, der älteste Sohn Ludwigs des Baiern, gestorben war, hatten seine Brüder Ludwig der Römer und Otto der Faule mit ihm einen Vertrag geschlossen, daß die Mark, wenn sie ohne Erben stürben, an Karl fallen sollte. Jener starb ohne Erben, und auch Otto hatte keine Kinder. Aber dieser bereute jenen Erbvertrag, und that Schritte, die den Argwohn des Kaisers rege machten. Plötzlich brach dieser (1373) in die Mark ein, und bewog Otto, ihm noch bei Lebzeiten gegen einen Jahrgehalt die Mark zu überlassen. So wurde diese eine Besitzung des luxemburgischen Hauses. Zugleich kam auch die Niederlausitz, die damals zur Mark gehörte, in seinen Besitz. Schon früher hatte er durch Erbschaft die Oberpfalz (jetzt ein Theil des nördlichen Baierns) an sich gebracht. Ebenso das Herzogthum Schlesien. Dies Land bestand damals aus mehreren Fürstenthümern. Die meisten derselben hatte schon Karls Vater, Johann von Böhmen, seiner Hoheit unterworfen. Nur ein Fürst war unabhängig geblieben: Herzog Bolko von Schweidnitz und Jauer. Dessen Tochter heirathete nun Karl, und brachte dadurch auch jene beiden Fürstenthümer an sich. Ganz Schlesien, die Grafschaft Glaz und die Oberlausitz wurden darauf der Krone Böhmen einverleibt (1355). Dagegen konnte er nicht hindern, daß Tyrol an das Haus Oestreich kam. Die obengenannte Margarethe Maultasch nämlich, die keine Erben hatte, räumte ihr Land dem Hause Oestreich ein.

Um doch etwas auch für das deutsche Reich zu thun, gab Karl die sogenannte goldene Bulle (1356). Dies ist ein Gesetz, durch welches genau bestimmt wurde, wie es mit der Wahl und Krönung des Kaisers gehalten werden müsse, welchen Fürsten die Wahl zukomme u. dgl. Als solche Wahl- oder Kurfürsten wurden sieben bestimmt: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg und der Pfalzgraf am Rhein. Nur diese sieben sollten künftig wählen. Auch führten sie die Erzämter des deutschen Reiches. Der Kurfürst von Mainz war Kanzler von Deutschland, Trier Kanzler von Arelat und Burgund, Cöln Kanzler von Italien; Erzkämmerer war der Kurfürst von Brandenburg, Erzmarschall der von Sachsen, Erztruchseß der von der Pfalz, Erzschenk der König von Böhmen. Diese Fürsten ließen ihre Erzämter, wenn es nöthig war, durch erblich ernannte Stellvertreter verwalten.

Zehn Jahre vor seinem Tode (1368) unternahm Karl einen zweiten Römerzug, der eben so wenig ehrenvoll war wie der erste. Auch dies Mal empfingen ihn die Italiener voll Freude, und in der Hoffnung, er werde die Ruhe herstellen. Aber er erfüllte diese Hoffnung nicht, und Alles blieb, wie es gewesen war. Nachdem Karl die Freude gehabt hatte, daß die Kurfürsten seinen ältesten Sohn Wenzel zum römischen König wählten, starb er in Prag 1378.

Wenzel, 1378—1400, war ein äußerst träger, zu Gewaltthätigkeiten geneigter Mann. In seiner Kindheit war er nie zum Gehorchen angehalten worden; darum verstand er auch in der Folge nicht zu regieren. Sein Vater hatte doch wenigstens seine Erbländer recht blühend gemacht; aber auch um diese bekümmerte sich der für Alles gleichgültige Wenzel wenig. Die Folge seiner Unthätigkeit war, daß das Ansehen des Kaisers immer mehr verfiel, und die Folge hiervon wieder, daß Jeder that, was ihm gefiel und wozu er die Macht hatte. Fast zu keiner Zeit gab es daher so viele kleine Kriege in Deutschland als unter dem schwachen Wenzel. Die Städte, besonders die freien Reichsstädte, waren durch Fleiß und Betriebsamkeit immer reicher geworden, und wurden daher bald von benachbarten Fürsten und Edelleuten überfallen, bald vom Kaiser mit zugemutheten Geldzahlungen beunruhigt. Nun hatte zwar schon längst jede Stadt sich mit festen Mauern und Gräben umgeben, und die Bürger waren geübte Schützen geworden. Aber jetzt gingen sie noch einen Schritt weiter, und schlossen unter einander Verbindungen zu ihrem Schutze. Am bedeutendsten war der große schwäbische Bund, der im ersten Regierungsjahre Wenzels aus 32 Städten und mehreren Fürsten bestand. Die andern Fürsten und Edelleute, die dadurch an Räubereien gehindert wurden, schlossen ähnliche Bündnisse, z. B. die Gesellschaft mit dem Löwen, die mit den Hörnern, die St. Wilhelms-, die St. Georgsgesellschaft, die Schlägler, die Martinsvögel u. s. w.

Jener Bund zwischen den drei Waldstädten Schwyz, Uri und Unterwalden, der 1307 geschlossen, war indessen nach der Schlacht im Morgarten bedeutend erweitert worden. In den nächsten 46 Jahren hatten sich an ihn angeschlossen: Lucern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Diese acht wurden nachmals die acht alten Orte oder Cantone genannt. Ungern verschmerzten die Fürsten von Oestreich den Verlust dieser Länder. Zu den Zeiten Kaiser Wenzels herrschte in Oestreich Herzog Leopold, ein Neffe dessen, der bei Morgarten geschlagen wurde. Seine Vögte hatten die Unterthanen auf seinen Besitzungen in der Schweiz gedrückt, diese sich selbst geholfen, und von dem Schweizerbunde Unterstützung erhalten. Mit freudigem Muthe rüstete sich Leopold, um die Niederlage im Morgarten zu rächen. Im Jahr 1386 zog er mit einer großen Schaar auserlesener, trefflich gepanzerter Ritter gegen Lucern an, um die engen Bergpässe zu vermeiden. Wie im Morgarten, war auch jetzt der Haufe, welcher zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeigeeilt, nur klein. Vierzehnhundert Männer, mit schlechten Waffen versehen, Morgensternen, kurzen Schwertern, Spießen, die zum Theil schon im Morgarten gebraucht worden, kleinen Brettern zum Theil, statt der Schilde, hatten sich auf einen Berg gestellt, und sahen mit Beklommenheit die berittene Reiterschaar heranziehen. Entschlossen, für das Vaterland zu sterben, erwarteten sie ihre letzte Stunde; zu siegen schien für sie keine Hoffnung. Aber der, welchen Gott verwirft, pflegt jederzeit das Verkehrteste zu wählen. So hier Leopold. Er befahl den Reitern abzusitzen, und zu Fuß die Schweizer zurückzutreiben. Indessen waren die Schweizer in die Ebene hinabgestiegen. Sie fielen auf die Kniee, und flehten mit erhobenen Händen Gott um Hülfe an. Dann liefen sie getrosten Muthes mit lautem Kriegsgeschrei gegen den Feind. Aber die Ritter aus Oestreich standen in langer,

wohlgeordneter Linie, undurchdringlich, weil jeder durch seinen Schild gedeckt war, und die langen Lanzen so weit hervorragten, daß die Schweizer mit ihren kurzen Waffen keinen Feind erreichen konnten. Dagegen standen diese wenig gedeckt, viele wurden ohne große Gegenwehr niedergestochen. Jetzt aber schienen sie alle verloren; denn die äußersten Flügel der Oestreicher schwenkten sich zu einem halben Monde, um das Häuflein der Schweizer von allen Seiten zu umfangen. In dieser großen Noth rief Arnold Strutthan von Winkelried seinen Kriegsgefährten zu: „Ich will euch eine Gasse machen! Sorgt für mein Weib und meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" So rannte er hervor aus der Reihe, auf den Feind los, umschlang mit seinen Armen so viele Spieße, als er erfassen konnte, begrub sie in seine Brust, und drückte sie, als er sterbend hinsank, mit sich zu Boden. So entstand eine Lücke. Die andern Schweizer stürmten über seinen Leichnam hin, hinein in den Feind, schlugen links und rechts mit gewaltiger Hand, und richteten ein großes Blutbad an. Das Gedränge der Ritter war so groß, daß viele an diesem schwülen Tage in ihren Panzern erstickten. Als die Knechte, welche die Pferde der Ritter hielten, das Unglück sahen, vergaßen sie ihre Herren, saßen auf, und jagten davon. Herzog Leopold ergriff das Banner von Oestreich, und ließ es hoch wehen. Viele umringten ihn, und baten ihn, sein Leben zu schonen. Er aber sprach: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben." So stürzte er sich in das dichte Gewühl, und fand den gesuchten Tod. Da die Ritter ihren Herzog nicht mehr sahen, gaben sie Alles verloren, und wandten sich schleunig zur Flucht. Laut riefen sie: „Die Hengste her!" Aber die fernen Staubwolken zeigten ihnen die Flucht der ungetreuen Diener. Da blieb ihnen nichts übrig, weil bei der drückenden Hitze in den schweren Rüstungen die Flucht zu Fuß unmöglich schien, als ihr Leben möglichst theuer zu verkaufen. Die meisten wurden erschlagen. Das war die Schlacht bei Sempach 1386, wodurch die Freiheit der Schweizer erst recht befestigt wurde. Von der Vaterlandsliebe der Schweizer noch folgendes Beispiel: Das Banner der Stadt Zofingen im Thurgau trug der Schultheiß Nicolaus Gutt. Als der Mann im Gedränge der Schlacht von Feinden umringt wurde, und keine Möglichkeit sah, zu entkommen, dachte er an seine Pflicht, das ihm anvertraute Banner zu retten. Er riß das Zeug in viele Stücke, und faßte den Stock fest mit den Zähnen. So wurde seine Leiche gefunden. Seitdem mußte jeder neue Schultheiß der Stadt schwören, daß er das Banner so treu bewahren wollte wie Nicolaus Gutt. — Des erschlagenen Leopolds Sohn, Leopold der Stolze, wollte den Tod seines Vaters rächen, und erneuerte den Krieg. Aber auch dies Mal wurde Helvetien gerettet, durch die Schlacht bei Näfels in Glarus, 1388, wo die Glarner vorzüglich mit dem alten Schweizermuthe fochten. Nun erst wurde ein Friede geschlossen.

In folgender Zeit sind zu den acht alten Orten zunächst noch fünf gekommen: Freiburg, Solothurn, Basel, Schafhausen und Appenzell. Diese 13 Kantone blieben bis auf die neuere Zeit; da erst sind sie bis auf 22 vermehrt worden. In Süddeutschland und am Rheine brach um dieselbe Zeit eine blutige Fehde aus zwischen den Fürsten und den Städten, veranlaßt durch den Herzog (Friedrich) von Baiern, der seinen Nachbar, den

Erzbischof Pilgrin von Salzburg gefangen genommen hatte. Wenzel nahm sich der Sache des Letzteren an, und forderte die schwäbischen Städte auf, diesen Landfriedensbruch zu rächen. Diese waren dazu gern bereit, da die Herzöge von Baiern den Kaufleuten von Nürnberg, Regensburg, Memmingen u. a., wenn sie durch Baiern gezogen, die Waaren geraubt hatten. Da aber mehrere Fürsten, namentlich der streitlustige Herzog von Würtemberg, Eberhard der Greiner, dem Baiern zu Hülfe kam, so verbreitete sich der Krieg bis nach dem Rheine. Endlich fiel 1388 die entscheidende Schlacht bei Döffingen vor, in welcher die Städte unterlagen. Bald darauf erlitten sie eine zweite Niederlage bei Worms, wo allein 60 Räuber und Mordbrenner gefangen wurden, welche der Pfalzgraf in einen Ziegelofen werfen und lebendig verbrennen ließ. Die gegenseitigen Verwüstungen machten das Land zur Einöde; in manchen Gegenden Schwabens sah man auf zehn Meilen kein Dorf, kein Haus, und die Einwohner, die nicht umgekommen waren, irrten als Bettler umher. Endlich machte Wenzel diesem Städtekriege dadurch ein Ende, daß er einen Reichstag nach Eger ausschrieb, und hier einen allgemeinen Landfrieden bekannt machte.

Um diese Zeit ging in Mailand eine Veränderung vor. Das mächtige Haus der Visconti herrschte nicht nur in Mailand, sondern breitete seine Macht auch bis Mittel-Italien aus. Johann Galeazzo Visconti ließ seinen Oheim und dessen Söhne gefangen nehmen und vergiften; dann vertrieb er die Familie della Scala, die über Verona und Vicenza herrschte, aus Verona, die Carrara aus Padua, und breitete seine Macht bis gegen Venedig hin aus. Jetzt wünschte er einen seiner Macht angemessenen Titel. Wenzel war bereit, ihm denselben für Geld zu gewähren, und so wurde Visconti für 100,000 Goldgulden zum Herzog von Mailand ernannt 1395.

Von Wenzel ist übrigens nichts Rühmliches zu erzählen. Selbst seinen Böhmen machte er sich durch seine Tyrannei so verhaßt, daß er nur mit Mühe eine offene Empörung zurückhalten konnte. Besonders nahmen sie ihm übel, daß er die Deutschen bei jeder Gelegenheit den Böhmen vorzog, und schon sollte in Prag ein Aufstand ausbrechen, als Wenzel die Hauptanführer gefangen nehmen und hinrichten ließ. Neue Streitigkeiten entstanden darüber, daß Wenzel die verpfändeten Krongüter zurückverlangte, die Besitzer aber die Herausgabe verweigerten. Manche ergriffen sogar die Waffen, und nur durch mehrere Hinrichtungen konnte der Ausbruch der Empörung zurückgehalten werden. Ebenso gerieth er mit der Geistlichkeit in Streit. Er hatte zwei Geistliche hinrichten lassen, obgleich der Erzbischof ihre Auslieferung verlangte, da sie unter seiner Gerichtsbarkeit ständen, und als der Erzbischof ihn in den Bann that, und vor seinen Gerichtshof forderte, so ließ er ihn aufs Schloß kommen, fuhr ihn drohend an, und ließ einige Domgeistliche auf die Folter legen, um zu erfahren, wer den Erzbischof zu seinem Betragen verleitet habe. Sein Verdacht ruhte besonders auf dem allgemein geachteten erzbischöflichen Vicar Johann Pomuk oder Nepomuk 1393. Er ließ ihn daher erst foltern, dann binden und von der hohen Moldaubrücke in den Fluß werfen. Nepomuk wurde nun für einen Heiligen, und der König für einen Gottlosen erklärt. Um das Uebel voll zu machen, vereinigten sich sogar seine Verwandten, namentlich Jodocus von Mähren, mit dem böhmischen Adel gegen ihn,

1394. Wenzel wurde in Bernau plötzlich überfallen, und auf das Schloß von Prag als Gefangener gebracht. Nach mehreren Monaten erhielt er zwar seine Freiheit wieder unter der Bedingung, daß er die Beschwerden abstelle und keine Rache übe; aber er wüthete nach seiner Befreiung mehr als zuvor. Um sein Ansehen in Deutschland war es nun vollends geschehen, und da alle Bitten der Fürsten, dem Unwesen in Deutschland abzuhelfen, ihn nicht im Mindesten rührten, so wurde er 1400 nach Oberlahnstein (am Rhein) vor die Kurfürsten beschieden, und, da er nicht erschien, als Kaiser für abgesetzt erklärt, und der Kurfürst

Ruprecht von der Pfalz zu seinem Nachfolger ernannt. Dagegen blieb Wenzel König von Böhmen bis an seinen 1419 erfolgten Tod.

63. Ruprecht. — Sigismund. Johann Huß und die Hussiten.

(Ruprecht 1400—1410. Römerzug gegen Johann Galeazzo Visconti 1401. — Sigismund 1410—1437 und Jodocus oder Jobst 1410—1411. Concil in Costnitz 1414—1418. Johann Huß's Verurtheilung. Wiklef, gest. 1384. Friedrich I. von Hohenzollern Kurfürst von Brandenburg 1417. Hussitenkrieg 1419—1434. Prager Compactaten 1433. Vergleich von Iglau 1436 Belehnung des Markgrafen von Meißen Friedrich des Streitbaren mit Sachsen. — Albrecht II. von Oestreich.)

Ruprecht, 1400—1410, war ein wackrer und tapfrer Mann, aber da er nur 10 Jahre regierte, so konnte er dem unglücklichen Zustande des deutschen Reichs nur wenig abhelfen. Auch versuchte er, das kaiserliche Ansehen in Italien herzustellen. Hier hatte sich Johann Galeazzo Visconti fast der ganzen Lombardei bemächtigt. Ruprecht wollte ihn demüthigen, und zog darum (1401) über die Alpen. Aber die Mailänder schlugen ihn am Garda-See zurück, und er mußte sich nach Tyrol zurückziehen. Zwar brach er nun auf einer andern Seite, durch Friaul, aufs Neue in die Lombardei ein; aber da er in solcher Noth war, daß er selbst seine Juwelen und sein Silbergeschirr versetzen mußte, so kam er nur bis Padua, und kehrte dann ruhmlos nach Deutschland zurück. Als er 1410 starb, theilten sich die Kurfürsten in zwei Parteien. Die eine wählte den schon erwähnten

Sigismund, 1410—1437, einen Sohn Karls IV., und die andere seinen Vetter, den Markgrafen von Mähren,

Jodocus (Jobst), auch einen Sprößling des luxemburgischen Hauses. Jodocus starb aber schon nach drei Monaten, und so wurde denn Sigismund von Allen anerkannt. Seine Regierung ist durch zwei Begebenheiten besonders berühmt: die Kirchenversammlung in Costnitz und den Hussitenkrieg.

Als Sigismund, der durch seine Frau, Maria, eine Tochter des ungarischen Königs Ludwigs des Großen, auch König von Ungarn war, anfing zu regieren, gab es drei Päpste. Es waren nämlich, wie wir wissen, 1378 zwei Päpste zugleich gewählt worden, deren einer in Avignon, der andere in Rom seinen Sitz hatte. Diese zweifache Papstherrschaft (Schisma) war seither geblieben, obgleich namentlich der König von Frankreich (Karl VI.) auf eine Aenderung gedrungen hatte. Er verlangte von dem in Avignon residirenden Papste Benedict XIII., daß er das Pontificat niederlegen sollte; dieser

aber erwiederte, ehe er das thue, wolle er sich lieber lebendig verbrennen, oder schinden, oder sich in Stücke zerreißen lassen, und da ihm der König den Gehorsam aufkündigte, sprach er den Bann über ihn aus. Diese Bannbulle wurde in Paris feierlich in Stücke zerrissen und Benedict für einen Friedensstörer und argen Ketzer erklärt. Da nun der König von Frankreich zugleich die italienischen Bischöfe ermahnte, dem Schisma ein Ende zu machen, so wurde endlich ein Concilium beschlossen, und zwar ohne Papst, um die beiden Päpste abzusetzen, und einen neuen zu wählen; zugleich auch die vielen Mißbräuche der römisch-katholischen Kirche abzuschaffen. Man wählte zum Versammlungsort Pisa 1409, und lud beide Päpste, Gregor XII. und Benedict XIII., dahin ein. Beide erschienen nicht. Gregor, der sich in Rom nicht für sicher hielt, flüchtete nach Rimini und wurde entsetzt. Dasselbe geschah mit Benedict. Das Concil wählte nun einen neuen Papst (Alexander V.), dem nach seinem bald darauf erfolgten Tode Johann XXIII. folgte, der früher Seeräuber gewesen war, und den Cardinalshut gekauft hatte. Da aber jene Beiden immer noch einigen Anhang hatten, so gaben sie ihre Ansprüche nicht auf, und so war die Verwirrung noch größer geworden, indem es gar drei Päpste gab. Alle Wohlgesinnte wünschten daher eine allgemeine Kirchenversammlung, um diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sie kam endlich (1414—1418) in Costnitz am Bodensee zu Stande. Gegen 1800 Geistliche und Professoren, an 100 Bischöfe, 20 Erzbischöfe, 22 Kardinäle fanden sich hier ein, dazu eine große Zahl Mönche. Ueber 1500 Fürsten und Herren kamen nach Costnitz; auch der Kaiser und Johann XXIII. waren gegenwärtig. Alle drei Päpste wurden abgesetzt. Aber als nun die Deutschen darauf drangen, daß die Versammlung den vielen Mißbräuchen in der Kirche, den Anmaßungen des Papstes u. dgl. Einhalt thun möchte, meinten die Italiener, erst müßte ein neuer Papst gewählt werden. Dem widersprachen zwar die Deutschen, aber sie wurden überstimmt und ein neuer Papst (Martin V.) ernannt. Dies war ein schlauer Mann, der allen Anträgen, die eingerissenen Mißbräuche abzuschaffen, geschickt auswich, und zuletzt, statt eine allgemeine Verbesserung der Kirche vorzunehmen, mit jedem einzelnen Volke besondere Verträge abschloß. So endigte das Concilium nach vier Jahren ohne den erwarteten Erfolg, und zum Triumph des Papstes. Als dieser die Stadt verließ, ritt er im päpstlichen Schmucke auf einem weißen Pferde, welches auf der einen Seite vom Kurfürsten von Brandenburg, auf der andern vom Kaiser selbst geführt wurde. Vier Grafen trugen über ihm den Baldachin, und vier Fürsten hielten die Spitzen seiner scharlachenen Pferdedecke.

Am berüchtigtsten hat sich aber die costnitzer Kirchenversammlung durch die Verbrennung des wackern Johann Huß gemacht.

Auf der Universität in Prag zeichnete sich unter allen Professoren vorzüglich aus Johann Huß, ein Mann von unbescholtenem Rufe und großer Gelehrsamkeit. Er war gebürtig aus Hussinecz in Böhmen, und der Sohn eines armen Landmanns. Der Besitzer des Orts, Nikolaus von Hussinecz, hatte sich des Knaben angenommen, und ihn in Prag studiren lassen. Als er 1400 auch Prediger an der Bethlehemskirche in Prag wurde, war der Zulauf zu ihm so groß, daß die Kirche lange nicht alle Zuhörer fassen konnte. Aber das machte ihn nicht stolz; er studirte nach wie vor bis in die Nacht

hinein, und blieb in dem kleinen bescheidenen Häuschen unfern seiner Kirche ruhig wohnen*). Ungescheut predigte er gegen die verdorbenen Sitten, und gegen die Mißbräuche der Mönche und Geistlichen, womit diese freilich nicht zufrieden waren. Sie verklagten ihn bei König Wenzel, erhielten aber die Antwort: „So lange Huß wider uns Laien gepredigt, habt ihr eure Freude daran gehabt; nun, da er euch angreift, könnt ihr es euch auch gefallen lassen." Um diese Zeit kam Hussens Freund und Schüler, Hieronymus Faulfisch oder von Prag, ein böhmischer Edelmann, aus England zurück, und brachte mehrere Schriften Johann Wickliffe's oder Wiklefs mit. Wiklef war früher Professor zu Oxford, und hatte mit reformatorischem Geiste die herrschende päpstliche Kirche angegriffen. Als er wegen seiner Lehren angefeindet, Oxford verlassen mußte, zog er sich, geschützt von den englischen Großen, als Pfarrer nach Lutterworth zurück und war hier 1384 gestorben. Seine Anhänger haben unter dem Namen Lollarden ein verfolgtes Dasein fortgefristet. Er hatte unter Anderem gelehrt, daß der Papst so gut wie jeder Andere irren könne und oft geirrt habe, daß man in Sachen der Religion nur den Worten des Evangeliums glauben müsse, daß der Papst keineswegs das Recht habe, nach Willkür Sünden zu vergeben, und Ablaßzettel zu verkaufen; er hatte die Heiligenverehrung, den Bilderdienst, die Ohrenbeichte, des Cölibat verworfen, u. dgl. mehr. Huß nahm anfangs die Bücher Wiklefs mit einem geheimen Grauen in die Hände; aber je weiter er las, desto mehr freute er sich über den frommen Sinn und die vernünftigen Gedanken des Mannes, und als um diese Zeit päpstliche Ablaßverkäufer nach Böhmen kamen, predigte er offen und frei gegen diese schändliche Art, das arme Volk um sein Geld und seine Seligkeit zu betrügen. Es konnte nicht fehlen, daß ihm seine Freimüthigkeit viele Feinde zuzog. Dazu kam aber noch ein anderer Umstand. Auf der Universität waren böhmische und deutsche Professoren. Diese hatten drei, jene nur eine Stimme. Huß hielt das für ungerecht, und brachte es durch sein Ansehen beim König Wenzel, der ihn liebte, dahin, daß nun die Böhmen drei, und die Deutschen eine Stimme erhielten. Hierüber wurde die Gährung so groß, daß die fremden Professoren und Studenten (1409) die Stadt für immer verließen. Wie zahlreich aber damals diese Universität gewesen sein muß, beweist die Menge der Abziehenden. Ihre Zahl wird — aber gewiß übertrieben — auf 20—40,000 angegeben; 5000 waren ihrer aber wenigstens. Viele von ihnen gingen nach Leipzig, wo um diese Zeit eine neue Universität errichtet wurde.

Die Bürger Prags waren sehr unwillig, daß durch Huß die Stadt so vieler ihrer Einwohner beraubt worden war. Aber keiner haßte ihn mehr als der Erzbischof Sbinko und die Geistlichkeit, weil er fortfuhr, die Sittenlosigkeit derselben aufzudecken. Huß arbeitete allerdings seinen Feinden dadurch in die Hände, daß er den wiklefischen Grundsatz lehrte, daß dem Papste keine

*) Dies Haus ist, obgleich von Holz, erst im Sommer 1825 eingerissen worden. Da es seit lange baufällig war, wollte man es schon früher verkaufen und einreißen. Allein Kaiser Franz verbot es ausdrücklich, weil es das Haus eines braven und berühmten Mannes gewesen sei, und erst, als es über den Köpfen seiner letzten Bewohner einzustürzen drohte, wurde die Zerstörung nachgegeben. Nun eilten Tausende herbei; Jeder suchte ein Stück Holz oder Kalk oder einen Stein als Reliquie zu erhalten.

Vorrechte vor andern Bischöfen gebührten. Die Folge davon war, daß dem Huß das Predigen untersagt wurde. Allein er kehrte sich an das Verbot nicht, und fuhr nicht nur fort zu predigen, sondern widerstand auch zum zweiten Mal dem Ablaß, den der Papst damals in Böhmen verkaufen ließ. Ja, Hieronymus war sogar so keck, die päpstliche Ablaßbulle auf öffentlichem Markte unter dem Galgen zu verbrennen, 1412. Darauf wurde Huß vom Papste Johann XXIII. mit dem Banne, und die Stadt mit dem Interdict belegt; d. i. so lange Huß in Prag blieb, durfte kein Gottesdienst gehalten, keine Glocke geläutet, kein Kind getauft, kein Gestorbener in geweihter Erde begraben, Niemand getraut, kurz keine geistliche Handlung verrichtet werden. An den Bann kehrte sich Huß zwar nicht viel; aber er wollte nicht, daß seine Mitbürger durch ihn leiden sollten. Darum entfernte er sich (1413) freiwillig, und predigte auf dem Lande bald hier, bald da, auf Feldern, Kreuzwegen und hinter Zäunen, und überall strömten die Menschen herbei, den berühmten Meister aus Prag zu hören.

Sobald der Kaiser den Papst dahin gebracht hatte, ein Concilium in Costnitz zu halten, erhielt auch Huß einen Befehl, dort zu erscheinen. Er erhielt dazu vom Kaiser einen Geleitsbrief, und mit diesem und mehreren guten Zeugnissen versehen, und von drei Edelleuten, die ihm Wenzel ausdrücklich zum Schutz mitgegeben hatte, begleitet, reiste er getrost ab. Als er von seinen Freunden in Prag Abschied nahm, sprach er: „Ich erwarte zwar von meinen Feinden in Costnitz viel falsches Zeugniß wider mich; aber ich baue auf den Beistand Gottes, und würde, nach dem Beispiele meines Erlösers, Verfolgung, Gefängniß, ja selbst einen schmählichen Tod mit fröhlichem Gemüthe leiden können. Der kann unmöglich untergehen, der an Gott glaubt und in seiner Wahrheit bleibt."

In Costnitz wurde er freundlich empfangen. Sogar der Papst Johann XXIII. hob den Bann auf, und sagte Denen, die ihn um seinen Schutz für Huß ansprachen: „Er soll Sicherheit haben, wenn er selbst meinen leiblichen Bruder ermordet hätte." Aber das änderte sich schnell, als zwei seiner erbittertsten Feinde, Geistliche aus Prag, ankamen, und eine Klage gegen ihn erhoben. Sie hatten recht boshaft aus seinen Schriften alle die Stellen ausgezogen, in welchen Huß die Gewalt des Papstes bestritten hatte. Plötzlich wurde Huß festgenommen, und in ein Gefängniß abgeführt. Er berief sich auf seinen Geleitsbrief; seine Freunde schrieben an den Kaiser und dieser befahl auch, sogleich den Gefangenen frei zu lassen. Aber die Geistlichkeit kehrte sich an Nichts, und als Sigismund ankam, stellte man ihm vor, einem Ketzer brauche und dürfe man das gegebene Wort nicht halten. Sigismund war sonst ein braver Mann; aber er war zu schwach, um durchzugreifen, fürchtete auch wohl, die Versammlung, von welcher er eine Verbesserung der Kirche noch immer hoffte, werde auseinander gehen, wenn er den von derselben verurtheilten Ketzer in Schutz nehme, und gab daher zu seiner eignen Schande und zu des armen Huß Unglück nach. Ja, dieser wurde nun gar in ein ungesundes, übelriechendes Gemach eines Klosters gebracht. Das Einzige, was man beim Kaiser bewirkte, war, daß Huß erst gehört werden sollte.

Nach einer sechsmonatlichen Gefangenschaft wurde Huß zum ersten Male

verhört. Dabei ließ man ihn aber nicht einmal zu Worte kommen. Im Gefängnisse war er stets sanft, und äußerte sich selbst über seine Feinde recht mild. Einer jener drei Freunde, die ihn nach Costnitz begleitet hatten (Johann von Chlum), besuchte ihn eines Tages, und sprach: „Lieber Magister Johannes, ich bin nur ein ungelehrter Mann, und habe dir, einem Gelehrten, nicht viel zu rathen; doch bitte ich dich, wenn du dir eines Irrthums bewußt bist, daß du dich nicht bedenkst, deine Meinungen nach dem Willen des Concils zu ändern. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so will ich dir auch nicht rathen, etwas gegen dein Gewissen zu thun. Ertrage dann eher jede Todesstrafe, als daß du die einmal erkannte Wahrheit verrathen solltest." — Huß antwortete ihm unter vielen Thränen: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich bereit bin, meine Meinung sogleich zu ändern, und meinen Irrthum einzugestehen, sobald das Concilium mich mit Gründen aus der heiligen Schrift belehrt haben wird."

Dasselbe bezeugte er auch in der vollen Versammlung des Concils, als man von ihm Widerruf und Abschwörung seiner Lehren verlangte. „Ich bezeuge vor Gott," sprach er hier unter Anderem, „daß ich nicht mit Hartnäckigkeit, sondern in der Absicht hierher gekommen bin, ohne alles Bedenken meine Meinung zu ändern, sobald mich Jemand eines Bessern belehren kann." Und als ihm Viele, selbst der Kaiser, zuredeten, er möge doch widerrufen, so rief er aus: „Wahrlich, es ist besser zu sterben, als aus Furcht vor einer vorübergehenden Strafe in die Hände Gottes, und dann vielleicht in die ewige Verdammniß zu verfallen."

Die versammelten Väter sprachen daher über ihn als einen hartnäckigen Ketzer das Todesurtheil aus, welches er knieend anhören mußte. Dann betete er andächtig zu Gott, daß er seinen Feinden das an ihm begangene Unrecht nach seiner Barmherzigkeit verzeihen möchte, worüber die Versammlung in ein lautes Gelächter ausbrach. Darauf mußte er vor einen in der Mitte stehenden Tisch treten, und die dort liegenden geistlichen Kleider anziehen. Einige Geistliche entkleideten ihn nun seines geistlichen Amts. Zuerst nahmen sie ihm den Kelch aus der Hand mit den Worten: „O du verfluchter Judas, der du den Rath des Friedens verlassen hast, und eingetreten bist in den Rath der verrätherischen Juden! Wir nehmen dir den Kelch mit dem wahren Blute Jesu Christi!" Huß rief dagegen laut: „Und ich hoffe von der Barmherzigkeit Gottes, daß ich noch heute diesen Kelch im Reiche Jesu trinken werde." — Nachdem sie ihm die geistlichen Kleider einzeln abgerissen, und ihm zuletzt die Haare abgeschnitten hatten, sprachen sie: „Das heilige Concilium erklärt diesen Menschen des Priesterthums verlustig, verstößt ihn aus der Kirche, und übergiebt ihn dem weltlichen Arme." — Andere aber riefen: „und seine Seele übergeben wir dem Teufel!" Huß richtete seine Augen mit dem Ausdrucke eines reinen Gewissens gen Himmel, und sprach: „Ich dagegen empfehle mich meinem Herrn Jesus Christus." Als man ihm noch zuletzt eine hohe Mütze von Papier, auf welche Teufel und Flammen gemalt und das Wort: Erzketzer! geschrieben war, aufsetzte, sprach er, sich selbst tröstend: „Auch Jesus Christus ist für mich Elenden, mit einer noch viel drückenderen Dornenkrone geschmückt, zu einem schmerzlichen Tode gegangen."

Bei diesem Allen war Sigismund gegenwärtig. Jetzt nahm er das

Wort, und sprach in seiner östreichischen Mundart zu dem Pfalzgrafen, der die Hinrichtung leiten sollte: „Seider wir sein (d. i. da wir es sind), der das weltliche Schwert innen halt, lieber Ohem, so nehmt ihn an unser Statt, und thut ihm als einem Ketzer." So wurde nun Huß in Begleitung von 3000 Soldaten und einer unendlichen Volksmenge vor das Thor geführt, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Unterwegs sprach er mehrere Male in lateinischer Sprache: „Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner." Als er vor dem bischöflichen Palaste vorbeikam, sah er, wie man seine Bücher auf einem Scheiterhaufen verbrannte, und lächelte dazu. Nachdem er auf dem Platze angelangt war, betete er andächtig. Dann schleppten ihn die Henker hinauf und banden ihn an den Pfahl. Da bemerkte Jemand, daß er mit dem Gesichte nach Morgen gekehrt sei; das schicke sich nicht für einen so abscheulichen Ketzer. Wirklich band man ihn wieder los, und richtete ihn nach Abend. Jetzt, nachdem man rings um ihn Stroh bis an seinen Hals aufgehäuft hatte, ritt der Pfalzgraf zu ihm heran, und ermahnte ihn noch einmal, seine Lehren abzuschwören. „Ich rufe Gott zum Zeugen," sprach Huß mit lauter Stimme, „daß alle meine Lehren und Schriften die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in das Reich Gottes zu führen. Jetzt will ich die Wahrheit, die ich gepredigt habe, mit meinem Tode besiegeln." Der Pfalzgraf winkte, und die Flamme prasselte auf. Zweimal noch hörte man ihn rufen: „Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!" Als er diese Worte zum dritten Male anfing, hinderte ihn der Qualm, den ihm der Wind ins Gesicht trieb, sie zu vollenden. Einige Minuten lang bewegte er noch das Haupt; dann verschied er. Nachdem die Gluth erloschen war, mußten die Henker seine Asche und seine Gebeine in den Rhein werfen. Das geschah am 16. Juli 1415.

Ebenso starb auch im folgenden Jahre sein Freund, Hieronymus von Prag. Durch die Schrecken des Feuertodes hatte er sich verleiten lassen, seine Meinung zu widerrufen. Aber sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Er begehrte noch einmal vor seine Richter geführt zu werden, und hier bekannte er laut und offen, jener Widerruf sei das größte Verbrechen, das er je begangen habe, und er sei Willens, auf Wiklefs und Hussens Lehre zu sterben. Auch ließ er sich mit derselben Freudigkeit, wie sein theurer Lehrer, verbrennen.

Noch ist zu erzählen, daß im Jahre 1417 die Mark Brandenburg an das noch auf dem preußischen Königsthron sitzende hohenzollersche Haus kam. Wir wissen, daß Karl IV. dieses Land von den Wittelsbachischen Kurfürsten an sich gebracht hatte. Sigismund, der die Mark ererbte, verpfändete sie 1388 an seine Vettern, die Markgrafen von Mähren, die auf nichts als ihre Gefälle und Einnahmen bedacht waren. Ein gesetzloser, wüster Zustand kam über das preisgegebene Land; frech und ungebändigt trieben die Raubritter ihr Wesen. Da sendete Sigismund 1411 den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg als seinen Statthalter in die Mark. Er stammte aus dem schwäbischen Geschlecht der Hohenzollern, von dem ein Zweig sich in Franken niedergelassen und von Friedrich Barbarossa die Burggrafschaft Nürnberg erhalten hatte. 1363 hatten sie die Reichsfürstenwürde erlangt. Nun hatte

Friedrich VI. den Kaiser durch seine Mitwirkung bei seiner Erwählung, durch seinen besonnenen Rath, zu Danke verpflichtet; auch hatte er dem immer geldbedürftigen Sigismund mehrmals mit Darlehnen ausgeholfen, so daß ihm der Kaiser 400,000 Dukaten schuldig war. Da übertrug der Kaiser die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Amt des Erzkämmerers am 30. April 1415 erblich an Friedrich VI., der sich nun als Kurfürst Friedrich I. nannte. 1417 geschah zu Costnitz die feierliche Belehnung. Der anfänglich vorbehaltenen Einlösung entsagte nicht lange darauf der Kaiser. Demnach ist Friedrich I. als Stammvater des jetzt regierenden preußischen Hauses zu betrachten.

Hussitenkrieg 1419 – 1434. — Schon vor Huß's Verbrennung hatte ein Prediger in Prag, Jacobellus von Mies, angefangen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, und hatte großen Zulauf gefunden, der sich noch vermehrte, als das Concil alle die, welche den Kelch beim Abendmahl zuließen, für Ketzer erklärte. Die dadurch hervorgerufene Aufregung der Böhmen wurde noch ärger, als die Nachricht einlief, daß der ihnen so theure Huß gefangen gesetzt und gar verbrannt sei. Jetzt dachte man auf Rache, und war entschlossen, dem Concil gerade entgegen zu handeln. Besonders thätig dabei zeigte sich Huß's Gönner, Nikolaus von Hussinecz, der vom König Wenzel die Einräumung mehrerer Kirchen zum hussitischen Gottesdienst verlangte, und da Wenzel das Begehren abschlug und mit dem Galgen drohte, zogen die Hussiten von Prag fort, befestigten den Berg Hradistie, den sie nun Tabor nannten, und richteten hier ihren Gottesdienst ein, der immer mehr Zulauf bekam, so daß manchmal an 40,000 Menschen beisammen waren. Das Concil machte das Uebel dadurch noch ärger, daß es die Lehrsätze der Hussiten verdammte und mit dem Banne drohte. Von nun an wurden sie immer dreister, und trotzten dem Concil. Sie hielten in Prag öffentliche Umzüge mit dem Kelche, und regten dadurch das Volk noch mehr auf, das immer heftiger auf Abtretung einiger Kirchen drang, und da Wenzel sich dessen weigerte, entstand 1419 ein gewaltiger Auflauf. Unter der Anführung des kriegerischen und grausamen Johann Ziska (spr. Schischka) von Trocznowo brach das hussitische Volk die Stephanskirche in der Neustadt Prags auf, und zog nach gehaltenem Gottesdienst vor das neustädter Rathhaus mit dem Verlangen, einige Hussiten, die wegen Ungebühr hier gefangen gehalten wurden, loszugeben. Da aber der Magistrat die Forderung abschlug, und ein aus dem Rathhause geworfener Stein den Priester, der den Kelch trug, traf, so war der Haufen nicht länger zurückzuhalten. Ziska ließ das Rathhaus stürmen, und 13 Senatoren aus den Fenstern stürzen, wo sie von den Spießen des rasenden Haufens aufgefangen wurden. Da Wenzel von dem Geschehenen Nachricht erhielt, gerieth er in solche Wuth, daß ihn der Schlag rührte, und er wenige Tage darauf starb (1419), wenn er nicht vielleicht — wie die Sage ging — von seinen hussitischen Hofleuten erstickt worden ist.

Jetzt sollte sein Bruder Sigismund König von Böhmen werden; allein die Hussiten erklärten einmüthig, daß sie den Mann, der ihrem Huß das freie Geleit gebrochen, nie als ihren König erkennen würden. Sie lösten nun alle Bande der Ordnung und des Gehorsams, und überließen sich ganz

dem Triebe zur Rache. Rottenweise zogen sie in Prag und auf dem Lande umher, plünderten und zerstörten Kirchen und Klöster, zerschlugen Bilder, Orgeln und Altäre, und trieben andern greulichen Unfug. Besonders zeichnete sich dabei Ziska durch Grausamkeit gegen die Mönche und katholischen Gutsherren aus; er zog mit den Taboriten — so nannten sich die Wüthendsten der Hussiten vom Berge Tabor — im Lande umher, und ließ seiner Rache ganz freien Lauf, wodurch freilich auch die Katholiken zur Vergeltung entflammt wurden, und sich rächten, wo sie die Stärkeren waren. Unter Anderem stürzten einst die katholischen Bergleute in Kuttenberg 1600 gefangene Hussiten, theils todt, theils lebendig, in die Schachten hinab. Dennoch hätte vielleicht Sigismund die Krone von Böhmen erlangt, da die Prager gemäßigter dachten, wäre er nur gleich nach Böhmen geeilt. Da er aber anfangs durch die Türken in Ungarn festgehalten wurde, und dann nach Breslau ging, um die Anstifter eines Aufruhrs zu bestrafen, so bekamen die fanatischen Hussiten Zeit, sich gegen ihn zu rüsten. Uebrigens erkannten die Böhmen aus seinem Benehmen, daß er nie in ihren Gottesdienst willigen würde; sie verbanden sich daher zu dem Beschlusse, ihren Glauben gegen Jeden mit Gut und Blut zu vertheidigen, und Ziska unterließ nicht, den heftigsten Haß gegen den Kaiser bei den Böhmen anzufachen. Er erbaute auf Tabor eine Stadt, befestigte sie stark, und unterrichtete die Taboriten in Führung der Waffen.

Endlich erschien 1420 Kaiser Sigismund mit einem großen Reichsheere, und belagerte Prag. Nur von der Ostseite war die Stadt noch nicht umschlossen; daher wollte er den hier gelegenen, ziemlich steilen Berg Witkow besetzen; aber Ziska kam ihm zuvor, und als Sigismund den Berg stürmen ließ, fiel Ziska über die Stürmenden her, und schlug sie mit großem Verluste zurück. Davon heißt jener Berg noch heute der Ziskaberg. Uebrigens machten sich beide Theile bei dieser Belagerung schändlicher Grausamkeit schuldig. Die Deutschen in des Kaisers Heer steckten die benachbarten Dörfer in Brand, und warfen die Weiber und Kinder in die Flammen; dagegen ließ Ziska 16 gefangene Deutsche in ausgepichte Fässer stecken, und verbrannte sie so auf den Mauern von Prag. Nachdem der Kaiser unverrichteter Sache abgezogen war, geriethen die gemäßigteren Prager und die fanatischen Taboriten, die von nun an als zwei verschiedene hussitische Parteien betrachtet werden müssen, in Streit. Die Taboriten meinten, jene träten zu gelinde auf, und verfaßten 12 Artikel voll Fanatismus, die Jeder annehmen sollte. Sie lehrten: Christus werde bald wiederkommen mit Feuer und Schwert, und alle seine Widersacher umkommen lassen; jeder Gläubige müsse seine Hände im Blute dieser Widersacher waschen; in der ganzen christlichen Welt dürften nur 5 Städte übrigbleiben, u. dergl. m. Ueber 500 Kirchen und Klöster wurden zerstört; in Prachatitz, das Ziska, weil es sich nicht an die Taboriten anschließen wollte, mit Sturm einnahm, ließ er die Einwohner, die nicht bei der Erstürmung umgekommen waren, in eine Sacristei sperren, und darin verbrennen. Selbst die Weiber wurden von solcher Grausamkeit besessen. Als Commotau mit Sturm erobert, und die Männer dabei umgekommen waren, schleppten die taboritischen Weiber die übriggebliebenen Frauen in ein großes Haus, und brannten dies dann nieder. Doch waren

es vornehmlich nur die Taboriten, die sich solche Schändlichkeiten zu Schulden kommen ließen. Die Prager verfuhren gemäßigter; auch suchten sie die Ordnung dadurch herzustellen, daß sie auf die Wahl eines Königs drangen. Man trug zuerst dem Könige von Polen (Wladislav Jagello) die Krone an, und, da er sie ablehnte, dem litthauischen Prinzen Koribut, der sich geneigt erklärte, wogegen aber Ziska behauptete, freie Männer brauchten keinen König.

Schon waren beide Parteien auf dem Punkte, sich feindlich anzufallen, als ein neuer Einfall des Reichsheeres sie wieder vereinigte. Der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, kam über das Erzgebirge 1421, und belagerte Saatz. Aber kaum hieß es: „die Hussiten kommen!" so kehrten die Deutschen erschrocken und eilig über das Gebirge zurück. Noch in demselben Jahre, im Winter, führte Sigismund selbst ein östreichisches Heer nach Böhmen; aber er erlitt durch Ziska, der, früher schon einäugig, seit Kurzem auch das andere Auge durch einen Holzsplitter, der ihm bei einer Belagerung hineingefahren war, verloren hatte, eine große Niederlage bei Deutschbrod (im südöstlichen Böhmen, unweit der mährischen Gränze), so daß er schnell nach Mähren zurückflüchtete.

Kaum war die Gefahr, die den Hussiten von Außen drohte, verschwunden, so fielen die Parteien einander wieder feindlich an. Der aus Litthauen herbeigerufene Prinz Koribut war nämlich angekommen, und die Prager wollten, daß er von allen Böhmen als König anerkannt werden sollte. Da aber Ziska keinen König haben wollte, so kam es zwischen beiden Parteien, den Pragern und den Taboriten, zu einem Kriege, den Ziska nach seiner gewohnten Weise mit Sengen und Brennen führte. Schon rüstete er sich, Prag zu bestürmen, da schickten die Einwohner Friedensboten ins Lager. Ziska bewilligte ihnen den Frieden; die Prager mußten eine Geldstrafe bezahlen, und ihren Prinzen Koribut, der das Vertrauen der Böhmen nicht hatte gewinnen können, fortschaffen. Jetzt stand Ziska, der nach des Nikolaus von Hussinecz (1420) erfolgtem Tode als erster Anführer der Hussiten betrachtet wurde, auf der höchsten Stufe seiner Macht. Selbst Kaiser Sigismund würdigte ihn, sich an ihn mit dem Antrage zu wenden, er wolle ihm die Statthalterschaft von Böhmen und die Oberbefehlshaberstelle des Heeres übergeben, wenn er die Böhmen dahin brächte, ihn, den Kaiser, als ihren König anzuerkennen. Man weiß nicht, ob nicht vielleicht Ziska dieser Versuchung unterlegen hätte, wenn er nicht 1424 an der Pest gestorben wäre.

Nach dem Tode dieses wilden Kriegers zerfielen die Taboriten in zwei Parteien. Die eine behielt den Namen Taboriten, und wählte einen Unterfeldherrn Ziska's, Prokop Holy (auch Rasus, der Geschorene, weil er Mönch gewesen war, oder der Große genannt). Die andere nannte sich die Waisen oder Orphaniten, weil sie nun verwaist, da Keiner würdig wäre, Ziska's Stelle einzunehmen. Doch folgten sie meist den Befehlen Prokop's des Kleinen. So gab es also nun vier Parteien; denn neben den Pragern erscheinen noch die Orebiten, meist aus Landleuten um Prag herum bestehend, die ihren Namen von einem Berge, auf dem sie sich zu versammeln pflegten, und den sie Horeb nannten, bekamen. Jede Partei handelte für sich, und nur dann pflegten sie sich zu vereinigen, wenn sie von den kaiserlichen

oder Reichsheeren angegriffen wurden. Am wildesten blieben die Taboriten und Waisen, die unter dem Vorwande der Religion, nachdem sie ihr Vaterland genug verwüstet hatten, die benachbarten Länder angriffen, und da furchtbare Verwüstungen anrichteten. Sie fielen bald in Baiern, bald in Schlesien, oder in Sachsen, Mähren, Lausitz und Oestreich ein, erfüllten Alles mit dem Schrecken ihres Namens, und kehrten dann mit reicher Beute beladen zurück. Kein Wunder, daß die deutschen Fürsten sich zu einem neuen Zuge gegen die Hussiten verbanden. Anführer war wieder der Markgraf von Meißen, nun auch Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Streitbare. Die Hussiten hatten sich bei Außig 1426 an der Elbe hinter Wagen verschanzt, und wurden hier von den Deutschen angegriffen, die aber dabei eine solche Niederlage erlitten, daß über ganz Deutschland der Schrecken kam. Glücklicherweise fielen die Hussiten, sobald die äußern Feinde vertrieben waren, gleich sich selbst wieder an, und rieben dadurch ihre Kräfte auf.

Die erschrockenen deutschen Fürsten rüsteten sich indessen — auch der Papst mahnte dazu — zu einem neuen Zuge 1427, der endlich entscheiden sollte. Man wollte Böhmen von 4 Seiten zugleich angreifen. Das eine dieser Heere belagerte die Stadt Mies (in der Gegend von Pilsen). Sogleich eilte Prokop Holy herbei. Bei dem Anblick der Hussiten wurden aber die Deutschen von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie eiligst davon flohen. Auf der Flucht wurden viele Tausende durch die Hussiten erschlagen, und die andern deutschen Heere machten sich, da sie von der Niederlage hörten, auch schnell davon.

Sogleich erneuerten die Taboriten und Waisen wieder ihre Einfälle in die benachbarten Länder, überall die schrecklichsten Spuren ihrer Verwüstungen zurücklassend. Ein Haufen drang bis Breslau, ein andrer gar bis in die Nähe von Berlin vor. Am fürchterlichsten war aber der Einfall, den sie 1429 und 1430 nach Sachsen und Nordbaiern unternahmen. Sie zogen die Elbe hinab über Pirna, Dresden, Meißen, Torgau bis ins Magdeburgische, wobei über 100 Städte und 1400 Dörfer verwüstet wurden, und schleppten die Beute auf 3000 Wagen, von denen manche mit 12—14 Pferden bespannt waren, nach Böhmen zurück.

Da alle Versuche, die der Kaiser gemacht hatte, die Hussiten zur Anerkennung seiner Würde zu bringen, gescheitert waren, so wurde 1431 ein Kreuzzug gegen die Hussiten beschlossen, zu dem der Papst (Eugen IV.), der einen Cardinal-Legaten, Julian, mit einer Kreuzesbulle nach Deutschland geschickt hatte, noch mehr anfeuerte. Das Kreuzheer, das von dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich I., angeführt wurde, brach in Böhmen ein, und belagerte die Stadt Tauß (im westlichen Böhmen, unweit des Böhmerwaldes). Sobald es aber hieß: „die Hussiten kommen!" entstand eine greuliche Verwirrung im Lager. Ein Theil zog gleich auf und davon, worauf sich alle Ordnung auflöste, und die Soldaten zum Theil einzeln davon liefen. Der kriegerische Cardinal brachte es durch Vorstellungen dahin, daß ein Theil des Heeres wieder Halt machte. Aber als Prokop Holy mit den Hussiten wirklich erschien, stürzte sich Alles in die verwirrteste Flucht. Die Hussiten verfolgten sie, schlugen an 11,000 todt, und machten große Beute. Selbst der

Cardinal war in großer Gefahr. Er verlor seinen Cardinalshut, sein Meßgewand u. s. w., und wäre beinahe gefangen genommen worden.

Dieses neue Unglück bewirkte endlich die Ueberzeugung, daß mit Gewalt nichts auszurichten sei, und man beschloß daher, mit den Hussiten zu unterhandeln. Im Jahre 1431 war ein Concil in Basel versammelt worden (das bis 1448 gewährt hat), um das nachzuholen, was man in Costnitz versäumt hatte: die Mißbräuche in der Kirche aufzuheben. Dies Concil lud nun die Böhmen ein, Abgeordnete nach Basel zu schicken. Anfangs schlugen das die Böhmen rund ab; da aber das Concil zu bitten fortfuhr, so erschien endlich 1432 Prokop Holy an der Spitze einer böhmischen Gesandtschaft in Basel. Aber man konnte sich mit ihnen nicht einigen; die Gesandten wurden nach langem Hin- und Herreden endlich ungeduldig, und zogen wieder heim. Das Concil setzte dennoch die Unterhandlungen fort, und da ein großer Theil der Böhmen, namentlich die Prager, sich nach dem Frieden sehnten, und besonders nur auf Bewilligung des Kelches beim Abendmahl bestanden, wovon sie den Namen Calixtiner annahmen, so kam endlich 1433 ein Vergleich zu Stande, den man die Prager Compactaten nennt, wozu besonders Johann Rokyczana, ein angesehener Geistlicher in Prag, dem man die Aussicht auf das Erzbisthum Prag eröffnet hatte, beitrug. Die Taboriten und Waisen waren zwar sehr unzufrieden damit, weil sie ihr zügelloses Leben voll Raub und Mord fortsetzen wollten, und weigerten sich, die Compactaten anzunehmen; aber sie wurden 1434 in der Schlacht bei Böhmisch-Brod (5 Meilen östlich von Prag) von den Calixtinern so entscheidend aufs Haupt geschlagen, daß sie sich nicht wieder erholen konnten. Auch die beiden Prokope waren in der Schlacht erschlagen worden. Nun war die Aussöhnung mit Kaiser Sigismund nicht mehr schwierig. Sie kam zu Stande 1436 durch den Vergleich von Iglau; Sigismund wurde als König von Böhmen anerkannt, und bewilligte dafür den Böhmen freien Gottesdienst, Erhaltung der Freiheiten des Landes, und eine Amnestie. Dann hielt er seinen feierlichen Einzug in Prag, und wurde mit Jubel vom Volke empfangen. Rokyczana wurde auch wirklich zum Erzbischof ernannt.

Das Concil in Basel war theils wegen des noch fortdauernden Hussitenkrieges, theils wegen des allgemeinen Verlangens nach Kirchenverbesserung, selbst gegen den Wunsch des Papstes zu Stande gekommen, und alle seine Ränke, es zu vereiteln, scheiterten anfangs, weil die versammelte Geistlichkeit sich von dem lobenswerthen Bestreben, die verdorbene christliche Kirche zu reinigen, beseelt zeigte. Papst Eugen IV. bemerkte bald, daß der freisinnige Geist der versammelten Väter dem päpstlichen Ansehen gefährlich werde, und da er deshalb ihnen befahl, auseinander zu gehen, so erklärten sie einmüthig, sie würden bleiben und ihr Werk fortsetzen. Eugen berief dagegen ein anderes Concil nach Ferrara (1427), das aber nur von Wenigen besucht wurde. So entstand ein völliger Bruch; zuletzt erklärte das Basler Concil den Papst als ketzerisch, und ernannte zum neuen Papst den ehemaligen Herzog von Savoyen, Felix V. Trotz der guten Aussichten, daß das Licht durchdringen werde, siegte doch zuletzt die päpstliche Hinterlist.

Noch ist zu erwähnen, daß unter Sigismunds Regierung (1422) das Haus Sachsen-Wittenberg ausstarb. Der Kaiser erklärte Sachsen für

ein heimgefallenes Lehn, und ertheilte das Land und die Kurwürde dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, wegen der ihm im Hussitenkriege geleisteten trefflichen Dienste. Auf diese Art wurden Sachsen und Meißen mit einander vereinigt.

Sigismund starb 1437, und nahm den Ruhm eines „grundbiedern Herzensmannes" ins Grab. Er war der letzte männliche Stamm des Hauses Luxemburg. Seine einzige Tochter Elisabeth war an Albrecht von Oestreich verheirathet, der seine Länder erbte.

64. Die Jungfrau von Orleans. Englisch-Französische Kriege.

(Philipp IV. von Valois 1328—1350. Unterwerfung Flanderns 1328. Krieg zwischen Frankreich und England 1339. Jaquemart Artevelle und die Flandrer. Seeschlacht bei Sluys 1340. Erbfolgestreit in Bretagne 1341. Schlacht bei Crecy 1346. Der schwarze Prinz. Eroberung von Calais. — Johann der Gute 1350—1364. Karl der Böse von Navarra. Schlacht bei Maupertuis 1356. Johann's Gefangenschaft. Regentschaft des Dauphins Karl. Revolution in Paris unter Robert le Coq und Stephan Marcell 1358. Compagnien oder Kameradschaften. Jacquerie. Karl der Böse. Frieden in Bretigny 1360. Die Tards-venus. Das neue burgundische Haus 1361. Philipp der Kühne. — Karl V. der Weise 1364—1380. Bertrand du Guesclin. Johann von Montfort Herzog von Bretagne. Erneuerung des französisch-englischen Krieges 1369. Tod des schwarzen Prinzen. — Eduard III. von England 1327—1377. Thronstreit zwischen David Bruce und Eduard Baliol. Das Haus Stuart. — Richard II. 1377—1399. Aufruhr des Wat Tyler. Heinrich von Hereford. Entsetzung des Königs. Johann Wiklef. — Heinrich IV. 1399—1413. Schlacht bei Shrewsbury 1403. — Heinrich V. 1413—1422 in England und Karl VI. 1380—1422 in Frankreich. Flandrischer Krieg. Philipp Artevelle. Schlacht bei Rosbec 1382. Die Parteien Burgund und Orleans. Johann der Unerschrockene und Ludwig von Orleans 1407. Graf von Armagnac. Schlacht bei Azincourt 1415. Blutbad in Paris gegen Armagnac 1417. Ermordung Johanns bei Montereau 1419. Isabeau. Philipp der Gute. Vertrag von Troyes 1420. — Heinrich IV. 1422—1472 und Karl VII. 1422—1461. Schlacht bei Verneuil 1424. Johanne d'Arc 1429—1431. Frieden von Arras 1435. Talbot. Treffen bei Chatillon 1453. Ende des Kriegs. Armagnacs.)

Das Haus Philipp's IV. war 1328 mit dem letzten seiner Söhne, Karl IV., ausgestorben. Der nächste Erbe war

Philipp VI. 1328—1350, ein Sohn Karls von Valois, eines Bruders Philipps des Schönen. Mit ihm bestieg also das Haus Valois den französischen Thron, das ihn bis 1589 inne gehabt hat. Zwar machte die Königin Isabelle von England im Namen ihres minderjährigen Sohnes Eduards III. von England Anspruch auf denselben, weil er ein Enkel Philipps des Schönen sei; allein es wurde ihr das salische Gesetz, das die weibliche Erbfolge ausschloß, entgegengesetzt. Für den Augenblick schwieg sie.

Der erste Krieg, den Philipp zu führen hatte, war mit den Flandrern. Dieses Volk war von je her zu Empörungen geneigt; die Städte waren durch Handel und Gewerbe wohlhabend geworden, und der Reichthum hatte Uebermuth und einen unruhigen, der Beherrschung widerstrebenden Sinn erzeugt, der von den Fürsten schwer niedergehalten werden konnte. Auch damals hatten die Flandrer sich gegen ihren Grafen Ludwig, einen Urenkel jenes unter Philipp IV. genannten Veit von Flandern, empört und ihn weggejagt;

er kam nach Paris, und bat den König um Beistand. Ein französisches Heer rückte gegen die auf einem Berge liegende Stadt Cassel (jetzt im Dep. du Nord). Hier traten die Flandrer, angeführt von einem Fischhändler aus Brügge, Zanneka, ihm keck entgegen; um es zu verhöhnen, hatten sie eine Fahne mit dem Bilde eines Hahns, unter dem die Worte standen: „Wenn dieser Hahn wird krähen, soll Cassel übergehn.“ Zanneka überfiel das französische Lager an einem heißen Nachmittage, als die Franzosen der Ruhe pflegten, erlitt aber eine so gänzliche Niederlage, daß nicht nur die Stadt überging, sondern ganz Flandern auch sich dem Grafen wieder unterwarf (1328), der auf den Rath des französischen Königs gegen die Empörer strenge Justiz übte, und 10,000 Menschen umbringen ließ!

Eduard III. von England nahm einige Jahre darauf (1332) die Plane seines Großvaters gegen Schottland wieder auf, nachdem Robert Bruce (1329) gestorben war. Er unterstützte die Ansprüche des jungen Eduard Baliol, eines Sohnes des verstorbenen Johann Baliol, verjagte den jungen David Bruce, der seinem Vater auf dem schottischen Throne gefolgt war, und nun seine Zuflucht zum König von Frankreich nahm, und drang den Schotten den Eduard als König auf. Aber die Schotten trieben diesen wieder aus dem Lande, und obgleich der König von England dreimal seine Einfälle in Schottland erneuerte, so behaupteten sie doch ihre Unabhängigkeit.

Dieser schottische Krieg führte einen weit wichtigeren herbei, nämlich zwischen England und Frankreich, welcher den hundertjährigen Kampf dieser beiden, nur durch einen schmalen Meeresarm getrennten, aber stets auf einander eifersüchtigen Völker eröffnete. Diese Eifersucht hatte vorzüglich in dem Lehnsverhältniß des englischen Königs zu dem französischen ihren Grund, und war neuerlich durch die Ansprüche Eduards III. auf den Thron von Frankreich genährt worden. Als nämlich Eduard 16 Jahr alt geworden, verlangte der König von Frankreich die Huldigung. Anfangs gab die Königin Mutter Isabella, die ihren Sohn noch leitete, eine naseweise Antwort („der Sohn eines Königs wird sich nicht vor dem Sohne eines Grafen demüthigen“); da aber Philipp Ernst zeigte, erschien Eduard in Amiens vor Philipp, aber auf trotzige Weise, indem er durch die Zahl und Pracht seiner Begleitung seinen Lehnsherrn zu überbieten suchte. Philipp hätte sich gern der englischen Besitzungen in Frankreich bemächtigt, und Eduard jene Ansprüche geltend gemacht. Beide suchten einen Vorwand zum Kriege, und ein solcher war leicht zu finden. Eduard klagte, daß Philipp den David Bruce an seinem Hofe aufgenommen, und den Schotten heimlich Beistand geleistet habe, wogegen Philipp sich beschwerte, daß Graf Robert von Beaumont, der Schwestermann Philipps, ein nichtswürdiger Mensch, den der König wegen Meineides und Verfälschung von Urkunden hatte verbannen müssen, und der seitdem des Königs bitterster Feind war, am englischen Hofe eine Freistatt gefunden. Eduard schloß nun ein Bündniß mit den Flandrern, die damals, rebellisch wie immer, von einem reichen Bierbrauer von Gent, Jaquemart Artevelle oder Arteveld, geleitet wurden, und ihren Grafen wieder verjagten. Der Krieg begann 1339, und dauerte bis 1452. Eduard kündigte ihn an, indem er dem Philipp den Gehorsam aufsagte, und den Titel eines Königs von Frankreich annahm. Ganz Flandern wurde von den Engländern besetzt, und

als die französische Flotte die Landung eines neuen englischen Heeres hindern wollte, wurde sie in der Seeschlacht bei Sluys (spr. Sleus) 1340 fast ganz zerstört, und 30,000 Franzosen verloren dabei das Leben. Zwar wurde nun durch Johanna von Valois, Philipps Schwester, die zugleich die Mutter der Königin von England war, ein Waffenstillstand vermittelt; aber er war von keinem Bestand, weil der Erbfolgestreit über Bretagne neue Feindschaft herbeiführte.

Hier war nämlich der letzte Herzog (Johann) ohne Kinder gestorben (1341). Er hatte zwei Brüder; der ältere derselben, der bereits vor ihm gestorben, hatte eine Tochter (Johanna) hinterlassen, die an den Grafen Karl von Blois verheirathet war. Diese war von ihm zur Nachfolgerin mit Genehmigung des Königs von Frankreich ernannt worden, da das salische Gesetz in Bretagne nicht galt. Dagegen trat nun der jüngere Bruder, Johann Graf von Montfort, auf. So erhob sich ein hitziger Kampf zwischen dem Oheim und dem Neffen, in welchen auch England und Frankreich gezogen wurde, indem Blois von Philipp, Montfort von Eduard, den er als seinen Lehnsherrn angerufen hatte, mit Mannschaft unterstützt wurde. Erst 1346 (26. August) kam es zu einer entscheidenden Schlacht bei Crecy (nördlich von Abbeville, Departement der Somme), indem Philipp mit einem sehr überlegenen Heere die Engländer, die aus der Normandie unter Eduards eigener Anführung nach Flandern ziehen wollten, eifrig verfolgte. Eduard erwartete ihn hier, und erfocht einen der größten Siege des 14ten Jahrhunderts, den er vorzüglich den englischen Armbrustschützen verdankte. In dieser Schlacht focht zum ersten Male der nachher durch seine Tapferkeit berühmte schwarze Prinz, der älteste Sohn des Königs. Obgleich erst 15 Jahr alt, führte er doch schon das Vordertreffen. Als der Graf von Warwick (spr. Uarick), der ihm beigegeben war, sah, daß die Hauptmacht der Franzosen das Vordertreffen heftig angriff, schickte er einen Ritter an den König Eduard ab, der auf einer Anhöhe hielt, und ließ ihn um Hülfe bitten. „Ist der Prinz getödtet oder verwundet?" war seine erste Frage, und da der Ritter dies verneinte, fuhr er fort: „so kehrt zurück zu meinem Sohne, und sagt ihm, daß ich die Ehre des heutigen Sieges ihm bestimmt habe; ich bin gewiß, er werde sich heute die Sporen verdienen, mit denen ich ihn beschenkt; er wird auch ohne meinen Beistand die Feinde zurücktreiben." Und so war es auch; der Prinz stürzte sich mit der ganzen Linie auf die feindliche Reiterei, brachte diese in Unordnung, und der Sieg war erfochten. Unter den Todten, deren Zahl auf 36,000 angegeben wird, waren viele französische Große und allein 1200 Ritter; auch der alte Johann, König von Böhmen, Vater Kaiser Karls IV., war unter ihnen. Obgleich blind, hatte er als Bundesgenosse des Königs von Frankreich sich tapfer unter die Feinde gestürzt, und fand nun seinen Tod. Als Eduard von der Verfolgung des Feindes auf das Schlachtfeld zurückkehrte, umarmte er seinen Sohn, und rief: „Mein tapfrer Sohn, fahre fort auf deiner rühmlichen Laufbahn! Heute hast du dich der Krone würdig gezeigt!"

Nach der Schlacht, die auch dadurch merkwürdig ist, daß hier zuerst der Gebrauch der Kanonen (von Seiten der Engländer) erwähnt wird, wandte sich Eduard, statt nach Flandern zu gehen, wo Jaquemart Artevelle, seine

Hauptstütze, ein Jahr vorher erschlagen worden war, zur Belagerung von Calais. Diese Stadt wehrte sich fast ein Jahr, und als sie nun, von Hunger bezwungen, um eine Capitulation bat, verlangte der erbitterte Eduard anfangs Ergebung auf Gnade und Ungnade; dann gab er nach, daß sechs der vornehmsten Bürger vor ihm erscheinen, die Schlüssel der Stadt übergeben, und seinen Spruch erwarten sollten. Lange wollte Keiner sich zu der mißlichen Sendung hergeben. Endlich trat Eustach de St. Pierre, einer der angesehensten Bürger, hervor, und bot sich dar, und bald schlossen sich, durch sein edles Beispiel gerührt, fünf andere Bürger an. Als sie im englischen Lager barfuß und mit Stricken um den Hals erschienen, befahl Eduard mit ungewohnter Strenge, sie zur Hinrichtung abzuführen. Vergebens bat sein ganzes Gefolge, vergebens der Prinz von Wales um Gnade. Da warf sich seine Gattin, die edle Philippe, Gräfin von Holland und Hennegau, vor ihm nieder, und flehte um das Leben der Bürger. „O Frau," rief der König, „ich wollte lieber, daß ihr an jedem andern Orte als hier wäret; aber ihr bittet mich so dringend, daß ich es euch nicht abschlagen kann. Macht mit den Gefangenen, was euch beliebt." Aber die Einwohner von Calais mußten die Stadt verlassen, die nun mit Engländern bevölkert wurde. Bald darauf wurde ein Waffenstillstand geschlossen; denn beide Theile waren durch den Krieg geschwächt, und der schwarze Tod, der ums Jahr 1350 durch ganz Europa zog, hatte alle Gemüther erschreckt. Nur in Bretagne dauerte der Kampf zwischen den Häusern Blois und Montfort mit wechselndem Glücke fort. Noch während des Waffenstillstandes starb Philipp VI. 1350. Sein Sohn,

Johann der Gute (1350—1364), ein gutdenkender, aber schwacher Mann, bestieg den Thron unter sehr mißlichen Umständen. Mit England war noch kein Frieden geschlossen, und der Krieg konnte bei der Kriegsliebe des schwarzen Prinzen, der sich neue Lorbeeren erfechten wollte, jeden Augenblick sich erneuern. Dazu kam ein neuer Feind, den Johann im Innern Frankreichs und im Schooße seiner Familie hatte: Karl der Böse. Er war der Sohn jener oben genannten Johanna von Navarra, einer Tochter Ludwig Hütin's und des Grafen von Evreux. Sein böser, rachsüchtiger, wilder Sinn machte ihn zu jedem Verbrechen fähig; dazu lebte er mit dem Könige Johann in Feindschaft, und machte sich eine Freude daraus, ihm entgegenzuarbeiten. Nachdem er aus Zorn, daß Johann einen Ausländer so sehr begünstige, den Connetable von Frankreich und Günstling Johanns, den Castilianer Carlos de la Cerda, ungestraft ermordet (ungestraft, weil er zu mächtig war), so wurde er immer übermüthiger, und da Johann fürchtete, Karl möchte sich mit den Engländern gegen ihn verbinden, so verhaftete er ihn in Rouen, wohin der Dauphin ihn geladen hatte, bei der Tafel. Aber dadurch wurde die Sache noch schlimmer; denn der Bruder des Gefangenen wandte sich an den König von England, und rief ihn zur Befreiung desselben herbei. Eduard III. betrat den Kriegsschauplatz um so lieber, da ihm Johann kürzlich sein Ansuchen, die Lehnsabhängigkeit Englands von Frankreich aufzuheben, verweigert hatte. Der schwarze Prinz drang mit einem nur kleinen Heere von Guienne aus in das Herz Frankreichs ein, und stieß unweit Poitiers auf das zahlreiche französische Heer unter König Johann. So kam es zu der blutigen Schlacht bei Maupertuis 1356. Auch hier erlitten die an Zahl weit überlegenen

Franzosen eine gänzliche Niederlage. Johann wehrte sich mit seiner Reiterschaar am längsten. Nachdem die Uebrigen in die Flucht geschlagen waren, wandte sich der schwarze Prinz gegen ihn; immer schwächer wurde der Haufen des Königs; die Meisten waren erschlagen, die Andern ergriffen die Flucht; dennoch hieb Johann und neben ihm sein 14jähriger Sohn Philipp (der Kühne von Burgund) mit der Streitaxt um sich. Man rief ihm zu, sich zu ergeben und sein Leben zu schonen. „Wem soll ich mich ergeben?“ fragte er; „wo ist der Prinz von Wales?“ — „Der Prinz ist nicht hier,“ antwortete ihm ein Ritter, „aber ich will Euch zu ihm führen.“ — „Gut!“ rief Johann, indem er ihm seinen Handschuh zuwarf, „ich ergebe mich Euch.“ Auch Philipp wurde mit seinem Vater gefangen. Als der gefangene König in das Zelt des schwarzen Prinzen geführt wurde, empfing ihn dieser mit großem Edelmuth; er suchte ihn über sein Geschick zu trösten, rühmte die von ihm bewiesene Tapferkeit, und schrieb den Sieg nur dem Glücke zu. Er ließ sogleich für den König und die andern vornehmen Gefangenen eine Mahlzeit bereiten, bei welcher er sich hinter Johanns Stuhl stellte, weil er sein Unterthan sei, und ihm also aufwarten müsse. Die nicht fürstlichen Gefangenen erhielten die Erlaubniß, sich für eine mäßige Summe loszukaufen; den König aber führte der Prinz, nachdem ein Waffenstillstand geschlossen war, nach London, wo beide unter ungeheurem Zulaufe des Volks ihren Einzug hielten, der Gefangene auf einem schönen, weißen Rosse in königlichem Schmuck, der Prinz in einfacher Kleidung auf einem unscheinbaren schwarzen Pferde. König Eduard III. empfing den Gefangenen in der Westminsterhalle freundlich, trat ihm entgegen, umarmte ihn, und führte ihn zu dem zu seiner Ehre veranstalteten Festschmause.

Während der Gefangenschaft des Königs Johann übernahm dessen trefflicher Sohn, der Dauphin Karl (V.), die Regierung unter dem Namen eines Lieutenant général du royaume. Unter seiner Verwaltung ereigneten sich in Paris Unruhen, die eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der französischen Revolution (1789—1794) haben. Er sah sich nämlich genöthigt, die Reichsstände (1357) zu versammeln, um bei der großen Verlegenheit des Reichs das Volk um Unterstützung zu bitten. Aber statt ihm in seiner Noth beizustehen, erhoben die Abgeordneten laute Klagen über die bisherige Regierung, und verlangten vor Allem Abstellung der Mißbräuche, und da ihre große Zahl die Berathschlagung erschwerte, so schlugen sie vor, daß ein Ausschuß von 50 Personen ihre Wünsche entwerfen sollte. Nachdem der Dauphin dies genehmigt hatte, traten sie mit folgenden Forderungen auf: daß die bisherigen Minister und königlichen Räthe abgesetzt und zur Verantwortung gezogen, die schlechte Münze verbessert, und eine Commission von 28 Personen aus den 3 Ständen ernannt werden sollte, ohne deren Einwilligung nichts unternommen werden dürfe. An der Spitze der Opposition standen Robert le Coq, Bischof von Laon, und Stephan Marcell, Prevôt des Marchands, zwei sehr unruhige Köpfe, die auch die Freilassung des Königs von Navarra verlangten. Der Dauphin wagte nicht, die Forderungen zu verwerfen, wollte sie aber auch nicht bewilligen, versprach daher ihre Gewährung; an dem Tage aber, an welchem er sich erklären sollte, entschuldigte er sich: er müsse erst die Einwilligung seines Vaters einholen, und wolle auch seinen Oheim, den Kaiser

Karl IV., um Rath fragen; zugleich ließ er die Reichsversammlung bis auf Weiteres aus einander gehen. Jetzt suchte sich Dauphin Karl dadurch zu helfen, daß er leichtere Münzen prägen ließ. Sogleich erhob Stephan Marcell einen großen Lärm, zog an der Spitze eines großen Volkshaufens nach dem Louvre, und erzwang die Zurücknahme des Gesetzes. Dieser Erfolg machte ihn noch kecker; er verlangte die Wiederberufung der Reichsstände. Der Dauphin, den Angriffen der unverschämten Volksführer bloßgestellt, mußte nachgeben, und in die Erneuerung der verlangten Commission willigen, die nun aus 36 Personen bestand, den Namen des großen Raths erhielt, und von den beiden Demagogen le Coq und Marcell geleitet wurde. Von nun an würden die Befehle des Statthalters nicht mehr beachtet; Marcell bewaffnete unter dem Vorwande, daß königliche Truppen gegen Paris im Anzuge wären, den Pöbel, ließ Ketten vor die Straßen ziehen, und Befestigungen errichten. Indessen sahen die Vernünftigeren der Pariser wohl ein, daß eine solche Regierung unter Volkstyrannen weit schlimmer sei als die vorige Verwaltung, und schon fing der Dauphin an, eine kräftigere Sprache gegen die Häupter des Pöbels zu führen, — da erschien plötzlich der böse Dämon Frankreichs, Karl der Böse von Navarra. Er war durch seine Freunde aus dem festen Schlosse in der Picardie, in welchem er gefangen saß, befreit worden, und eilte nun, mit unversöhnlichem Haß im Herzen, nach Paris, um sich an dem königlichen Hause zu rächen. Schon unterwegs, begleitet von einer großen Schaar derer, die er aus den Gefängnissen befreit hatte, hielt er in allen Städten, durch die er kam, aufregende Reden an das Volk, in denen er seine in der Gefangenschaft erduldeten Leiden mit Uebertreibung schilderte. Als er in Paris einzog, wurde er von Marcell und Tausenden aus dem Pöbel begleitet. Er versammelte das Volk, und hielt eine völlige Predigt von einem hohen Gerüste herab, welcher der Dauphin zuhören mußte, und die Viele bis zu Thränen rührte, und die Erbitterung gegen die königliche Familie fast bis zur Wuth steigerte. Marcell und le Coq zwangen darauf den Dauphin zu einer Zusammenkunft und einem Vergleich mit Navarra, nach welchem dieser mit seinen Anhängern für schuldlos erklärt, und alle Gefangene in Paris losgelassen wurden. Von nun an wurde die Aufregung in der Stadt immer größer; jene beiden Demagogen herrschten allein; die königliche Gewalt wurde mit Füßen getreten, und die Partei des Volks wählte zu Unterscheidungszeichen eine halb rothe, halb blaue Mütze und eine silberne Spange mit der Inschrift: „in guter Absicht." Wer diese Abzeichen nicht trug, war in Gefahr, vom Pöbel gemißhandelt, wohl gar in Stücke zerrissen zu werden. Doch ist hier rühmend zu erwähnen, daß die Studirenden sich durch ihre Anhänglichkeit an die Krone auszeichneten, jene Abzeichen nicht trugen, und sich jedes Antheils an den Unruhen enthielten.

Den höchsten Grad erreichte die Aufregung am 22. Febr. 1358. Marcell versammelte eine Pöbelrotte, zog, nachdem man einen angesehenen Beamten, der ihnen zufällig begegnete, ermordet hatte, nach dem Louvre, drang in des Dauphins Zimmer ein, und rief: „Wundert euch nicht über das, was hier vorgeht; denn es ist so angeordnet, und muß einmal so sein." Dann wandte er sich an seine Leute: „Vollführt nun schnell, weshalb ihr hergekommen seid." Sogleich fielen sie über die Marschälle der Champagne und

der Normandie her, hieben sie nieder, so daß der Dauphin von ihrem Blute bespritzt wurde, und da dieser erschrocken fragte, ob man auch mit ihm etwas vorhabe, antwortete Marcell: „Nein, Sir; um Sie aber sicher zu stellen, gebe ich Ihnen hier meine Mütze.“ Der Dauphin mußte sie annehmen, und ihm dafür die seinige geben, die Marcell den ganzen Tag über trug. Nachdem Marcell von einem Fenster des Rathhauses zum Volke gesprochen, und ihm gesagt, daß jene Männer Verräther gewesen, und daß Alles zum Besten des Volks geschehen, jubelte der Pöbel ihm Beifall zu. Darauf ließ er sich wieder in den Louvre tragen. Hier fand er den Dauphin in tiefem Kummer über das Geschehene; aber Marcell spottete seines Schmerzes, zwang ihn, vom Balkon herab die Ermordung der Marschälle gut zu heißen, und erhielt von Marcell zwei Stücke Tuch, ein blaues und ein rothes, um sich und den Hofleuten davon Freiheitsmützen machen zu lassen.

Aber nicht nur in Paris waren die Bande der Ordnung gelöst. Nach der Schlacht von Poitiers hatten sich die französischen Miethsoldaten zerstreut, und da es ihnen nun an Unterhalt fehlte, so zogen sie unter dem Namen der Compagnien oder Kameradschaften in einzelnen Haufen im Lande umher, und lebten von der Plünderung der Dörfer und kleinen Städte; ja sie streiften bis an die Thore von Paris, die Keiner ohne einen Paß des Königs von Navarra, der mit ihnen einverstanden war, zu verlassen wagte. Zu diesem Uebel kam noch ein neues, die sogenannte Jacquerie. Die Ritterschaft gab nämlich dem Landvolke den Collectivnamen Jacque le bon-homme, d. i. Jakob Einfaltspinsel. Da der Krieg in manchen Gegenden alle Felder verwüstet hatte, und nun die Compagnien dem wehrlosen Landmann das Letzte geraubt hatten, so gerieth dieser endlich in Verzweiflung, und diese ging in Wuth über. Zuerst brach der Bauernkrieg in der Nähe von Beauvais, nördlich von Paris, los, und verbreitete sich schnell weiter. Die Bauern meinten, die Edelleute wären an allem Unglücke Schuld; darum erbrachen sie die Schlösser, zerschlugen Alles, und tödteten die Besitzer sammt Frauen und Kindern, oft unter vielen Martern. Ein solcher wilder Haufen drang in ein Schloß, band den Ritter an einen Pfosten, spießte ihn und bratete ihn an einem langsamen Feuer; nachdem die Unmenschen seine Frau und seine Kinder gezwungen hatten, von dem Fleische zu essen, ermordeten sie die ganze Familie, und verbrannten zuletzt das Schloß. Alles war vor den Bauern geflohen; endlich sammelten sich die Edelleute, und griffen sie an. Navarra ließ ihrer an einem Tage 3000 niederhauen; die Ritter sprengten die zügellosen Haufen auseinander, und mordeten nun Schuldige und Unschuldige.

Der Dauphin-Statthalter, der jetzt den Namen eines Regenten annahm, sehnte sich, das Joch, das ihm die Häupter der Partei des Pöbels aufgelegt hatten, abzuwerfen. Unter dem Vorwande, einer Versammlung des Adels in Senlis beiwohnen zu wollen, verließ er Paris. Marcell fürchtete nun, der Regent möchte an der Spitze des ihm ergebenen Adels Paris angreifen, verstärkte deshalb die Befestigung der Stadt, und ließ von den Schöppen der Zünfte den König von Navarra zum Generalcapitän von Frankreich ernennen. Dadurch aber verlor Marcell das Vertrauen des bessern Theils der Einwohner. Diese waren mit dem Pöbelregiment längst unzufrieden, und sahen wohl ein, daß Marcell zu weit gehe. Ein gewisser Mail-

lard stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, deren Zahl täglich sich vergrößerte, da die Miethstruppen Navarra's, zum Theil Engländer, den Bürgern verhaßt waren und sich mancherlei Gewaltthätigkeiten erlaubten. Marcell, der wohl merkte, daß seine Rolle zu Ende ging, suchte sich dadurch zu retten, daß er Karl dem Bösen, der sich nach St. Denys zurückgezogen hatte, die Stadt Paris in die Hände liefern wollte. Schon war zwischen Beiden Alles verabredet. Navarra sollte sich durch Marcell's Vertraute des Schlosses, der Bastille und der vornehmsten Thore bemächtigen, und dann alle Anhänger des Regenten, deren Häuser dazu schon bezeichnet waren, umbringen lassen; zuletzt wollte man ihn zum König von Frankreich ausrufen. Aber Maillard war auf seiner Hut; und da zwischen ihm und Marcell über die Ablösung der Wachen ein Streit entstand, spaltete Jener dem nichtswürdigen Demagogen den Kopf, so daß er augenblicklich todt zu Boden sank (1358). Maillard setzte sich zu Pferde, rief die Bürger, durch die Straßen reitend, zusammen, und erzählte ihnen, was geschehen war. Das Volk schleifte Marcells Leichnam durch die Gassen, schlug viele seiner Anhänger todt, und die Bürgerschaft rief den Regenten nach Paris zurück. Er kam, und hielt über die Rebellen ein strenges Gericht. Er ließ viele derselben auf dem Greve-Platze vor dem Rathhause hinrichten, vernichtete die bürgerlichen Freiheiten, verbannte den Bischof le Coq, und führte die bisherige Verwaltung wieder ein. Mit Karl dem Bösen schloß er einen Frieden in Pontoise, und wenn dieser böse Mensch auch ferner auf Ränke sann, so wurde doch für den Augenblick Ruhe gewonnen.

Indessen war der Waffenstillstand mit England abgelaufen, ohne daß man sich über einen Frieden hatte einigen können. Daher begann der unglückselige Krieg (1359) aufs Neue. Aber schon 1360 kam der Friede in Bretigny (bei Chartres) zu Stande, der für England sehr günstig war. Es erhielt zu Guienne und Gascogne, das es bereits besaß, noch Poitou, Saintonge, Angoumois und einige andere Landstriche zwischen der Loire und Garonne, ferner Calais und einige Plätze in der Nähe desselben. Zugleich entsagte Frankreich der Lehnshoheit über alle diese Länder, und Eduard III. dagegen seinen Ansprüchen auf die französische Krone. König Johann sollte für ein Lösegeld von 3 Millionen Goldthalern die Freiheit erhalten, und bis zur Entrichtung desselben zwei seiner Söhne und andere französische Große als Geiseln in England bleiben. Indessen war vorauszusehen, daß dieser für Frankreich so nachtheilige Frieden neue Kriege erzeugen würde.

Zwar kehrte nun Johann nach fünfjähriger Abwesenheit nach Frankreich zurück; aber es fehlte noch viel, ehe das unglückliche Land zur Ruhe kam. Zuvörderst hielt es schwer, das hohe Lösegeld aufzubringen. Zwar redeten ihm seine Räthe zu, den Frieden zu brechen; er aber antwortete recht edel: „Nimmermehr! und wenn auch Treue und Rechtlichkeit aus der ganzen Welt verbannt wären, so müßte man diese Tugenden doch in den Herzen und dem Munde der Fürsten finden.“ Zum Andern seufzte Frankreich unter den fürchterlichen Verwüstungen der sogenannten Tards-venus (Spätlinge). So nannten sich diejenigen Kameradschaften, die sonst in englischem Solde gestanden hatten, und nun gleich den früheren Compagnien haufenweise in Frankreich umherzogen, und Freund und Feind gleichmäßig ausplünderten.

Ein Haufen war sogar so keck, nach Avignon, wo der Papst (Innocenz VI.) residirte, zu ziehen; vergebens predigte dieser das Kreuz gegen sie und drohte mit dem Banne; sie setzten ihm so zu, daß er ihnen eine Brandschatzung zahlen und noch dazu die Absolution für ihre Sünden ertheilen mußte. Erst nach und nach gelang es, diese Räuberhorden anderweitig zu beschäftigen.

Um diese Zeit (1361) starb das ältere Haus Burgund aus, dessen Stammvater, wie oben bei Heinrich I. erzählt worden ist (1032), dieses Königs Bruder, Robert, war. Dieses Haus hatte also fast 330 Jahre regiert. Karl der Böse machte Ansprüche auf das schöne Land, aber Johann vereinigte es mit dem Reiche, und verlieh es zwei Jahre darauf seinem jüngsten und geliebtesten Sohne Philipp dem Kühnen, der also Stifter des jüngern Hauses Burgund wurde, von dessen Herzogen Philipp, Johann dem Unerschrockenen, Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen, mit dem es 1477 ausstarb, wir noch öfters reden werden.

Ein Jahr vor seinem Tode kehrte Johann wieder nach England zurück, weil einer seiner sich hier als Geisel befindenden Söhne (der Herzog von Anjou) von Heimweh getrieben, aus der Gefangenschaft entwichen war, und der König für seine Pflicht hielt, die Stelle seines Sohnes einzunehmen. Einige Monate nach seiner Ankunft in England starb er 1364. Der bisherige Regent wurde nun König unter dem Namen

Karl V. (1364—1380) der Weise. Wohl hatte er unter den mancherlei Kämpfen während seiner Regentschaft Weisheit gelernt, und zeigte diese auch während seiner sechzehnjährigen Regierung. Zunächst suchte er sein durch innere und äußere Kriege erschöpftes Reich zu beruhigen. Selbst kein Feldherr, ließ er den Krieg, den Karl der Böse, der Unhold Frankreichs, wieder erneuert hatte, durch den Connetable Bertrand du Guesclin, einen der ausgezeichnetsten Krieger, die Frankreich je hervorgebracht hat, führen. Bertrand erfocht mehrere Siege, und nöthigte Karl zum Frieden. Auch der 20jährige Erbfolgekrieg über Bretagne wurde unter Karl V. endlich beendigt. Karl von Blois verlor in einem Treffen (bei Auray am Meerbusen Morbihan in Bretagne 1364) sein Leben, und Johann von Montfort behauptete sich nun als Herzog des Landes. Endlich befreite Karl V. Frankreich von der Plage der Kameradschaften. Auch dies gelang ihm durch Bertrand du Guesclin. Es war nämlich damals in Spanien ein Erbfolgekrieg zwischen dem Könige von Castilien Peter dem Grausamen und dessen Stiefbruder Heinrich von Transtamara. Für den Letzteren hatte sich Karl erklärt, und schickte ihm Hülfstruppen. Dazu nahm Guesclin die Kameradschaften, und führte sie nach Spanien ab.

Dieser Krieg in Spanien war die Veranlassung, daß auch zwischen England und Frankreich der Krieg erneuert wurde. Peter der Grausame nämlich bat den schwarzen Prinzen, dem sein Vater die englischen Besitzungen in Frankreich übergeben hatte, um Hülfe, und so standen beide Völker in Spanien einander feindlich gegenüber. Aber auch in Frankreich selbst brach der Krieg zwischen England und Frankreich wieder aus; denn Karl V. hielt die Zeit für geeignet, den Engländern ihre französischen Besitzungen wegzunehmen. Eduard III. war alt; sein Sohn, der schwarze Prinz, litt an einer verzehrenden Krankheit, die er sich in Spanien geholt hatte, und die englischen

Unterthanen in Frankreich waren mit der englischen Regierung unzufrieden, und sehnten sich nach der französischen Herrschaft zurück. Karl nahm ihre Klagen an, und forderte den schwarzen Prinzen vor seinen Richterstuhl nach Paris. Der Prinz antwortete: er werde kommen, aber an der Spitze von 60,000 Mann. So begann der Krieg (1369). Aber das Glück hatte die Engländer verlassen; zwar zog der schwarze Prinz noch ins Feld, aber er war so schwach, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte. Auf der andern Seite zeichnete sich der Connetable du Guesclin durch eine Alles überwindende Tapferkeit aus. Der Prinz mußte sich endlich nach England begeben, und hier sank er noch vor seinem Vater (1376) ins Grab. Große Schlachten wurden in diesem Kriege nicht geführt, weil Karl sie zu vermeiden befahl. Ein Waffenstillstand machte (1374) dem Kriege für einige Zeit ein Ende; die Engländer hatten fast alle ihre Besitzungen in Frankreich verloren; nur Calais und ein Theil von Guienne war noch in ihren Händen. Als Eduard III. 1377 und Karl V. 1380 starb, traten in beiden Reichen vormundschaftliche Regierungen ein, weil beide Könige unmündige Nachfolger hinterließen: Eduard den 11jährigen Enkel Richard II., und Karl den 12jährigen Karl VI. Die Entscheidung des Kampfes zwischen England und Frankreich wurde also späteren Zeiten aufgehoben.

Die Geschichte Englands während dieser eben erzählten Zeit kann kürzer nachgeholt werden.

Eduard III., 1327—1377, war die ersten Jahre seiner Regierung noch minderjährig, und seine Mutter Isabella und ihr Günstling Mortimer verwalteten das Reich nach Willkür und vom Volke äußerst gehaßt. Sobald er mit 18 Jahren die Regierung selbst übernahm, war seine erste Handlung, jene beiden Verbrecher, die Mörder seines Vaters, zu bestrafen. Mortimer wurde gehängt, Isabella nach ihrem Schlosse, in der Nähe von London, verwiesen*).

Die Regierung Eduards war trefflich; er gab weise Gesetze, hielt die Großen in Gehorsam, und belebte Schifffahrt und Handel. Während er streng auf die Befolgung der Gesetze hielt, gewann er zugleich durch Freundlichkeit und Freigebigkeit die Herzen. Unter ihm wurden die Abgeordneten der Städte und Grafschaften von den Lords getrennt, so daß nun das Parlament aus zwei besonderen Häusern bestand.

Robert Bruce, König von Schottland, war, wie oben erzählt ist, 1329 gestorben. Er hatte einen Sohn, David Bruce, hinterlassen, den die Schotten als ihren König anerkannt, ob er gleich noch minderjährig war. Gegen ihn stand Eduard Baliol, der Sohn Johann Baliols, auf; er hatte bisher als Privatmann in der Normandie gelebt, drang mit englischer Hülfe zu Schiffe in Schottland ein, und siegte über David, der nach Frankreich flüchten mußte (1332). Aber sein Glück währte nicht lange. Die Schotten jagten ihn wieder aus dem Lande. Jetzt wandte er sich wieder an

*) Wie schlecht es damals mit der Reinlichkeit stand, beweist eine königliche Ordonnanz, welche bei Gelegenheit des Begräbnisses der alten Königin Isabella befiehlt, daß die Straßen in London, durch welche der Zug komme, von Mist und anderem Unrathe gereinigt werden sollen!

Eduard, und versprach, wenn er ihn auf den schottischen Thron setzen würde, die Oberhoheit Englands anzuerkennen. Ein englisches Heer führte ihn nach Schottland zurück, die Schotten erlitten eine zweite Niederlage, und mußten den Baliol als ihren König anerkennen, der sich aber bei der allgemeinen Abneigung des Volks nur durch die englischen Soldaten erhalten konnte. Die Schotten benutzten den Krieg, in welchen der König von England mit Frankreich verwickelt war, und riefen ihren geliebten David Bruce aus Frankreich zurück. Er kam, wurde mit Jubel empfangen, und nahm den Thron wieder ein, der durch Baliols Tod eben erledigt worden war (1342). Da er aber auf Bitte des Königs Philipp VI. von Frankreich in Nord-England einfiel, erlitt er bei Durham (sprich Dorrem) 1346 nicht nur eine entscheidende Niederlage durch Philippa, die Königin von England, sondern fiel auch in englische Gefangenschaft, und wurde in den Tower eingesperrt. Er erhielt erst nach 11 Jahren seine Freiheit und die Krone wieder, und da er (1370) starb, erbte seiner Schwester Sohn, Robert Stuart, der Stammvater des unglücklichen Hauses Stuart, den schottischen Thron.

Von den Schicksalen des englisch-französischen Kriegs (1339 bis zum Waffenstillstand von 1374) haben wir schon erzählt, eben so daß Eduard III. in seinem Alter den Schmerz hatte, seinen ausgezeichneten Sohn, Eduard den schwarzen Prinzen, begraben zu müssen. Nach Eduards III. Tode regierte

Richard II. (1377—1399), ein Sohn des schwarzen Prinzen. Da er erst 11 Jahre alt war, so wurde ein Regentschaftsrath eingesetzt, der vorzüglich von Johann von Gent, Herzog von Lancaster, geleitet wurde. Eduard III. nämlich hatte außer dem schwarzen Prinzen noch vier Söhne: Lionel (spr. Leionell) von Clarence (spr. Klärens), Johann von Lancaster (spr. Länkster), Edmund von York und Thomas von Gloucester, welche wegen des später erfolgten Thronstreits wohl zu merken sind. Clarence war zwar noch vor seinem Vater gestorben, hatte aber eine Tochter hinterlassen; Gloucester starb später ohne Kinder, so daß es also bei jenem Thronstreite sich nur um die Erben jener drei Erstgenannten handelte.

Richard's Regierung war höchst unglücklich; denn er war ein schwacher, unfähiger Mann, der Eitelkeit und Verschwendung ergeben, und ließ sich von seinen Günstlingen leiten. Schon im vierten Jahre seiner Regierung brach ein Aufruhr aus über eine neue Steuer, die dem Volke zu hart schien. Die aufrührerischen Bauern, durch einen rohen, unwissenden Geistlichen, John Ball, der schon früher, im Lande umherziehend, wühlerische Predigten gehalten hatte, und deshalb eingesteckt worden war, noch mehr aufgereizt, und von Wat Tyler (spr. Teiler), d. i. Walther der Schieferdecker, angeführt, drangen in London ein, um dem Könige selbst ihre Beschwerden vorzutragen, und schlugen allen Leuten vom Stande, die ihnen in die Hände fielen, die Köpfe ab. Der König, der sich in den Tower eingeschlossen, aber zu wenig Mannschaft bei sich hatte, um sich auf die Länge zu vertheidigen, wagte es, zu ihnen herauszukommen. Er hörte ihre Klagen an, und versprach Abhülfe. Indeß durchzog ein anderer Haufen, Wat Tyler an der Spitze, die Stadt; hier stieß der junge König mit wenigem Gefolge auf ihn; beide machten Halt, und Tyler nahte sich ihm allein, um ihm seine Forderungen vorzutragen,

führte sich aber so grob auf, daß der Lord Mayor (spr. Mähr) von London ihn mit dem Schwerte zu Boden hieb. Die Gefahr Richards war groß; denn schon wollte der wüthende Haufen ihn und sein Gefolge ermorden; da rettete ihn seine seltene Geistesgegenwart. „Wie, guten Leute! seid ihr böse, daß ihr euern Anführer verloren habt? Tyler war ein Verräther. Ich bin euer König; ich will euch anführen.“ Zugleich setzte er sich an ihre Spitze, führte sie aufs Feld, und befahl ihnen hier, nachdem er durch einen Haufen Soldaten verstärkt worden war, auseinander zu gehen. Indessen eilte der Adel von allen Seiten zum Schutze des Königs herbei; dieser widerrief nun die den Bauern ertheilten Freibriefe, durchzog mit einem starken Heere das Land, bestrafte die Aufrührer, und drückte das arme Volk in die bisherige Leibeigenschaft zurück.

Der Krieg mit Frankreich war zwar erneuert worden, wurde aber von beiden Seiten schläfrig geführt, und dann und wann durch Waffenstillstände unterbrochen. Richards innere Regierung war von vielen Unruhen begleitet. So wie Karl der Böse durch Ränke und offene Gewalt Karls V. Verwaltung beunruhigt hatte, so wurde Richard durch seinen Ohm, Thomas von Gloucester, heimlich und öffentlich angegriffen, bis jener ihn plötzlich festnehmen und nach Calais bringen ließ. Hier hieß es plötzlich, er sei an einem Schlagflusse gestorben, während sich später auswies, daß er im Gefängnisse unter Betten erstickt worden sei.

Unglücklicher fiel für den König sein Zerwürfniß mit seinem Vetter, dem Herzog **Heinrich von Hereford** (spr. Hihrfort), einem Sohne Johanns von Lancaster, aus. Wegen unvorsichtiger Reden hatte Richard ihn aus dem Reiche verbannt, und nachmals, als dessen Vater, der Herzog von Lancaster, (1399) gestorben, seine Güter eingezogen. Da Hereford die Liebe des Volks besaß, so war die Unzufriedenheit mit dem Könige allgemein. Hierauf baute Hereford. Er landete, während Richard einen Zug nach Irland unternahm, im nördlichen England mit nur 20 Mann, und lud alle seine Freunde ein, sich mit ihm zu vereinigen. Von allen Seiten strömten ihm diese zu; im Fortschreiten wuchs der Haufen, und selbst in London fing das Volk an sich zu rühren, obgleich Hereford immer versicherte, nur zur Wiedererlangung seiner Güter gekommen zu sein. Der König eilte aus Irland herbei; da aber die meisten seiner Soldaten ihn verließen und zu Hereford übergingen, so verlor er den Muth gänzlich, und floh nach der Insel Anglesea (spr. Aenglsi), um nach Irland oder Frankreich überzuschiffen. Hereford suchte dies zu verhindern; er schickte Abgeordnete an ihn, machte ihn durch Versicherungen der Treue sicher, und bemächtigte sich dann seiner Person. Er führte ihn nach London, berief schnell das Parlament, zwang den König durch Drohungen der Krone zu entsagen, und ließ ihn dann durch das Parlament förmlich entsetzen (1399), weil er schlecht regiert habe. Der unglückliche Richard wurde zum Gefängniß verurtheilt, hier aber wenige Wochen nach seiner Entsetzung ermordet, indem man ihn entweder mit Hellebarden erstach, oder, was wahrscheinlicher ist, verhungern ließ. Unter Richards Regierung war es, daß **Johann Wickliffe** (spr. Uickliff), gest. 1384, in England als Reformator auftrat. Da er unter seinen reformatorischen Lehren auch verlangt hatte, daß die Geistlichen keine weltliche Macht und keine Güter be-

sitzen sollten, und da er sich gegen das Mönchswesen erklärt hatte, so feindeten ihn Geistliche und Mönche an. Johann von Lancaster nahm ihn jedoch in Schutz.

Heinrich IV., 1399—1413, derselbe, der als Prinz Heinrich von Hereford hieß, wurde nun als König anerkannt, da Richard keine Erben hinterließ. Mit ihm bestieg das Haus Lancaster den englischen Thron. Seine Regierung war voll Unruhe und Sorge. Die stolzen Großen, die ihm den Thron verschafft hatten, machten mehr Ansprüche, als Heinrich gewähren konnte und wollte. Heinrich Percy (spr. Pi-er-ßi), mit dem Beinamen Hot-spur (Hottspörr), d. i. Hitzkopf, Haupt des stolzen und mächtigen Hauses Percy, sammelte die Unzufriedenen. Die Verschworenen hatten den Plan, den König zu entthronen. Es kam zum Bürgerkriege, der durch einen Sieg, den Heinrich (1403) bei Shrewsbury (spr. Schrusberi) unweit der Gränze von Wales gewann, wobei Heinrich Percy fiel, und durch einige Hinrichtungen unterdrückt wurde. Als Heinrich IV. 1413 starb, hinterließ er seinem Sohne,

Heinrich V. 1413—1422, das Reich beruhigt. Dieser Heinrich, ein feuriger, geistreicher, unternehmender Mann, hatte bis dahin ein muntres, wildes Jugendleben geführt. Sobald er aber den Thron bestiegen, verabschiedete er die bisherigen Theilnehmer seiner Jugendstreiche, und widmete alle seine Kräfte dem Ernste der Regierung. Wenige Könige sind von ihren Unterthanen so geliebt worden wie er; aber er verdiente es auch durch seine Leutseligkeit. Fast während seiner ganzen Regierung führte er Krieg mit Frankreich. Dieser langwierige Krieg war unter Richard und Karl VI. nur säumig geführt worden. Jetzt erneuerte ihn Heinrich mit aller Kraft, da der traurige Zustand Frankreichs den Erfolg zu verbürgen schien.

In Frankreich war nämlich seit Karls V. Tode dessen unmündiger und geistesschwacher Sohn

Karl VI., 1380—1422, König. Da er mit 12 Jahren den Thron bestieg, so übernahm nach des Verstorbenen Bestimmung der Oheim Karls, der Herzog Ludwig von Anjou. die Regentschaft. Zugleich suchten dessen Brüder, die Oheime des Königs, Philipp der Kühne von Burgund und Johann von Berry, so viel Einfluß wie möglich zu gewinnen. Außer diesen gewöhnlichen Uebeln vormundschaftlicher Regierungen wurde das Reich durch Volksempörungen beunruhigt. Das durch Steuern hartgedrückte Volk verlangte die ihm von Karl V. genommenen Freiheiten zurück, und namentlich erhob sich in Paris ein wüthender Aufruhr (Maillotins, weil die Empörer mit Streithämmern bewaffnet waren), der um so gefährlicher war, da sich auch zugleich die unruhigen Genter, von Philipp Artevelle, einem Sohne jenes oben erwähnten Jaquemart Artevelle, angeführt, gegen ihren Grafen erhoben hatten, und das ganze flandrische Volk in Aufruhr war. Schleunige und ernstliche Maßregeln waren nöthig. Der junge König, der aus Paris verjagt war, zog schnell gegen die Flandrer, deren Graf um Hülfe flehte; die Aufrührer erlitten eine große Niederlage bei Rosbec (1382) unweit Cortryk, bei welcher Artevelle erschlagen wurde, und nun hielt es auch weniger schwer, die Rebellen in Paris zu unterwerfen. Die Stadt

wurde aller ihrer Vorrechte beraubt, und mehrere Hunderte hingerichtet. So auch in andern aufrührerischen Städten.

Der Regent, Ludwig von Anjou, starb (1384), und seitdem übte Philipp von Burgund auf den König den größten Einfluß aus. Johann von Berry, weniger ehrgeizig, zog sich zurück; dagegen stellte die Gegenpartei Philipps den jungen Herzog Ludwig von Orleans, des Königs Bruder, an ihre Spitze, so daß sich von nun an Alle am Hofe und im Reiche in die Parteien Burgund und Orleans theilten.

Zu diesem Elende kam der Wahnsinn des jungen Königs, der auf einem Zuge desselben nach Bretagne (1392) ausbrach. Denn nun trat wieder eine heillose Regentschaft ein, welche Burgund und Berry übernahmen. Während am Hofe Ränke geschmiedet und Verschwendung getrieben wurde, seufzte das Volk unter der kaum zu ertragenden Last der Steuern. Endlich starb Philipp von Burgund 1404, und sein Sohn Johann der Unerschrockene trat an seine Stelle. Zwischen ihm und Orleans wurde die Reibung täglich größer, und schon schien ein Bürgerkrieg unvermeidlich, als es dem Herzoge von Berry glückte, die beiden feindlichen Vettern, wenigstens scheinbar, zu versöhnen, indem sie mit einander das Abendmahl genossen. Aber der Haß kochte in den Herzen beider fort. Eines Abends, als Ludwig von Orleans bei der Königin im Louvre speiste, wurde er dort abgerufen, weil der König ihn angeblich sprechen wollte. Auf dem Wege dorthin fiel eine Rotte, die Johann dazu bezahlt hatte, über ihn her, und erschlug ihn (1407). Obgleich Jedermann wußte, daß der Mord von Johann ausgegangen war, so wagte man doch nicht, ihn deshalb zur Strafe zu ziehen; ja es wurde ihm zuletzt gänzliche Straflosigkeit zugesichert; denn Johann war der mächtigste Herr in Frankreich; außer Burgund waren ihm noch Flandern und mehrere andere Länder, die jetzt zu Belgien und den Niederlanden gehören, durch Erbschaft und Heirath zugefallen.

Die Ruhe wurde aber dadurch nicht hergestellt. Die Familie Orleans, die jetzt bei der Jugend des Sohnes des Ermordeten von dessen Schwiegervater, dem Grafen von Armagnac, vertreten wurde, dachte auf Rache, und drohend standen wieder die Parteien Burgund und Orleans (die letzte wurde nun auch Armagnac genannt) einander gegenüber. Parteienkampf, Mord und Aufruhr zerrütteten ganz Frankreich, und alle Bande des Gehorsams schienen aufgelöst.

Diese Umstände waren für Heinrich V. von England überaus günstig, den durch einen Waffenstillstand unterbrochenen Krieg mit Frankreich zu erneuern. Er verlangte die Rückgabe aller sonst von England in Frankreich besessenen Länder, und da ihm das abgeschlagen wurde, landete er (1415) in Nordfrankreich. Von einem 4 bis 7 mal überlegenen französischen Heere angegriffen, sah er sich zur Schlacht bei Azincourt 1415 (Departement Pas de Calais) genöthigt. Er gewann hier einen der größten Siege, die je erfochten worden sind; die Blüthe des französischen Adels war theils erschlagen, theils gefangen worden; unter den Letzteren war auch der junge Herzog (Karl) von Orleans, den Heinrich V. mit nach England führte.

Kaum hatte Heinrich Frankreich verlassen, so brach der wüthende Parteikampf wieder los. Armagnac, zum Connetable ernannt, führte jetzt die

Regierung mit großer Willkür, drückte das Volk, zog den jungen Dauphin Karl auf seine Seite, und verbannte dessen Mutter, die Königin Isabeau, eine baiersche Prinzessin, nach Tours. Vom geistesschwachen Karl VI. war nicht viel die Rede. Aber plötzlich wurde Armagnac und die ganze Orleanssche Partei gestürzt. Johann von Burgund zog mit einem Heere herbei, drang plötzlich, durch Verrath begünstigt, in die Stadt, und nun begann ein furchtbares Gemetzel. Nicht nur die Armagnacs wurden gemordet, wo man sie fand, sondern Jeder suchte seine Feinde unter diesem Vorwande auf die Seite zu schaffen. Mehrere Tage dauerte das gräßliche Morden, ohne daß selbst Johann ihm Einhalt zu thun vermochte. Auch der Connetable war vom wüthenden Pöbel getödtet worden. Erst nach mehreren Wochen gelang es dem Herzoge von Burgund, der die Königin befreit und nach Paris zurückgeführt hatte, die Ruhe wiederherzustellen (1417).

Nach Armagnacs Ermordung wurde der Dauphin Karl als das Haupt der Orleansschen Partei betrachtet. Er und sein Gegner Johann von Burgund näherten sich jetzt, und versöhnten sich durch einen Vertrag. Zugleich wurde eine Zusammenkunft auf der Yonnebrücke bei Montereau 1419 verabredet, wo sie, Jeder von Wenigen begleitet, innerhalb eines Stakets, einander treffen wollten. Die Zusammenkunft ging vor sich; aber während Johann knieend dem Dauphin seine Ehrfurcht bezeigte, wurde er von einem der Begleiter desselben, Tanneguy du Châtel, niedergehauen. Wenn auch dieser vielleicht nur persönlicher Rachsucht folgte, um die Ermordung des Herzogs von Orleans zu bestrafen, so fiel doch der Verdacht der Beistimmung auf den Dauphin, und beide Theile trennten sich wieder mit verstärkter Erbitterung. Selbst die königliche Familie zerfiel in Parteiungen, indem die Königin Isabeau, die an die burgundische Partei sich anschloß, auf ihren Sohn, den Dauphin, der zu den Orleans gehörte, einen so glühenden Haß warf, daß sie ihn sogar von der Thronfolge auszuschließen suchte. Sie näherte sich daher dem Könige von England, und schloß nebst dem nachgelassenen Sohne Johanns, Philipp dem Guten von Burgund, 1420 mit dem Könige von England den Vertrag von Troyes, in welchem festgesetzt wurde, Heinrich sollte gleich nach Karls VI. Tode König von Frankreich werden, beide Kronen sollten fortan auf einem Haupte vereinigt sein, und er sogleich die Regentschaft von Frankreich übernehmen. War aber wohl zu erwarten, daß ein so widersinniger, nur von der Rachsucht eines Weibes eingegebener Vertrag, der zwei sich gegenseitig so hassende Völker verband, von Dauer sein würde?

Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Heinrich V. starb in Vincennes bei Paris 1422, und gleich nach ihm auch Karl VI. Jener hinterließ ein Söhnchen von 8 Monaten, Heinrich VI., 1422 bis 1472, das von der burgundischen Partei als König von Frankreich anerkannt wurde. Dagegen nannte sich der Dauphin nun König Karl VII., 1422—1461, und suchte mit Gewalt der Waffen sein Recht zu verfechten. Aber wie wollte er den vereinigten Kräften der Burgunder und Engländer widerstehen! In England hatte Heinrichs V. älterer Bruder, der Herzog Johann von Bedford, die Regentschaft übernommen, ein Mann von großem Geist und vieler Thätigkeit. Er erfocht (1424) einen Sieg bei Verneuil (Departement d. Eure)

über die Franzosen. Nachdem der Krieg einige Jahre lauer geführt worden war, kam der Graf von Salisbury mit einem Heere nach Frankreich (1428). Er drängte Karl immer weiter zurück. Schon stand dieser hinter der Loire, und dachte daran, sich bis in den äußersten Süden von Frankreich zurückzuziehen, wenn die Stadt Orleans an der Loire, welche von den Engländern bereits hart bedrängt wurde, an den Feind übergehen sollte. Nur seine kluge Frau, Marie von Anjou, und seine und ihre Freundin, die schöne Agnes Sorel, drangen in ihn, den Muth und die Hoffnung nicht aufzugeben. Nirgends zeigte sich eine Aussicht auf Rettung aus der großen Noth. Da kam ihm eine Hülfe, wo er sie am wenigsten erwarten konnte, durch ein Bauermädchen.

Johanna d' Arc war die Tochter Thibaut d'Arcs, eines Landmanns in dem Dörfchen Domremi bei Vaucouleurs in Lothringen. Sie war unter den gewöhnlichen ländlichen Beschäftigungen aufgewachsen, hatte Schafe gehütet, die Wirthschaft besorgt, dann und wann auch wohl Pferde ungesattelt zur Tränke geritten; denn sie war groß und stark; aber man hatte bisher nichts Außerordentliches an ihr bemerkt. Jetzt schien sie plötzlich wie umgeändert. Die Erzählungen von der Noth des unglücklichen Königs Karl, von den Fortschritten der Engländer, von dem Betragen der unnatürlichen Isabeau drangen auch in das stille Dörfchen Domremi, und Alle bedauerten innigst den verlassenen König. Keiner aber mehr als Johanna. Aufmerksam horchte sie auf jede Nachricht. „Ach!" dachte sie oft, „wärst du doch ein Mann, daß du zu ihm eilen und deinen Arm ihm leihen könntest!" Wenn sie dann über solchen Gedanken einschlief, so sah sie im Traum den König in tausend Gefahren; sie aber stand ihm ritterlich bei, und rettete ihn. So war Karl und sein trauriges Schicksal ihr Gedanke bei Tage und bei Nacht. Kein Wunder, daß sie zuletzt glaubte, sie sei zu seiner Retterin vom Himmel ersehen. Von nun an dachte sie darauf, wie sie zu ihm kommen könnte. Da hörte sie, daß ein Ritter Baudricourt in Vaucouleurs eine Reiterschaar für den König sammle. Zu ihm begab sie sich, und bat flehentlich, sie doch anzunehmen, indem sie ihm erzählte, sie habe himmlische Erscheinungen gehabt, und sei fest überzeugt, daß sie zu seiner Retterin vom Himmel bestimmt sei. In jener Zeit, wo man an übernatürliche Erscheinungen glaubte, schien ihre Erzählung nicht unglaublich; indessen wollte sich der Ritter nicht darauf einlassen, sondern wies sie ab. Traurig wanderte sie zurück; aber sie hatte zu Hause keine Ruhe, und war bald wieder in Vaucouleurs, ihre Bitte noch dringender vortragend. Jetzt wurde Baudricourt aufmerksam auf das ritterliche Mädchen; er erlaubte ihr, sich zur Reise fertig zu machen. Wer war glücklicher als sie! Karl hielt sich damals südlich von der Loire, unweit Orleans, in Chinon auf. Hierhin brachte sie der Ritter (1429), und erzählte dem hoch aufhorchenden Könige von dem sonderbaren Mädchen, welches ihn zu sprechen wünsche, und durchaus für ihn zu streiten begehre, weil sie von Gott zu seiner Retterin bestimmt sei. Er ließ sie kommen. Um sie aber auf die Probe zu stellen, ließ er einen seiner Ritter die königlichen Kleider anlegen, indem er sich selbst unter den Haufen der Krieger mischte. Sobald sie eingetreten war, fand sie ihn sogleich vor Allen heraus, obgleich sie versicherte, ihn noch nie gesehen zu haben. Dann erzählte sie ihm, zum Beweise ihrer

göttlichen Sendung, den Traum, den er in der vergangenen Nacht gehabt, bat ihn, ihr aus einer nahe gelegenen Wallfahrtscapelle unter vielen alten Waffen ein von ihr genau bezeichnetes Schwert holen zu lassen, und gab ihm die Versicherung, ihn nach Rheims zur Krönung zu führen. So gering auch der Anschein dazu war — denn alle Städte dahin waren von den Engländern besetzt — so glaubte ihr doch der König, oder that wenigstens so, gab ihr eine Rüstung, ein Pferd, und — wie sie es wünschte — eine weiße Fahne, auf welche der Heiland mit einer Weltkugel gemalt war. Das Gerücht von der Ankunft einer vom Himmel gesandten Jungfrau hatte sich indessen im französischen, wie im englischen Lager verbreitet, und dort Freude und Vertrauen, hier aber Schrecken und Muthlosigkeit bewirkt. Das Heer des Königs jauchzte ihr, als sie zum ersten Male, die Fahne in der Hand, die Reihen hinabritt, freudevoll entgegen, und verlangte dringend, gegen den Feind geführt zu werden.

Zunächst kam es darauf an, Orleans zu entsetzen, und einen Transport mit Lebensmitteln, an welchen die Besatzung großen Mangel litt, hineinzubringen. Vorher führte Johanna im Lager Zucht und Ordnung ein, weil nur da, wo diese herrschen, der Segen des Himmels erwartet werden kann. Jeder Soldat mußte beichten, und alles schlechte Gesindel wurde aus dem Lager getrieben. Dann brach der Zug auf. Sobald die Engländer die Jungfrau erblickten, warfen sie die Waffen weg, und stürzten sich in eine unordentliche Flucht, so daß die Franzosen ungehindert in Orleans einziehen konnten. Es läßt sich denken, mit welchem Entzücken die Einwohner die Retterin empfingen.

Welche plötzliche Veränderung! Die bis dahin unwiderstehlichen Engländer wichen überall vor denselben Franzosen zurück, die sich bisher ängstlich vor ihnen verkrochen hatten, und verloren eine Schanze, eine Stadt nach der andern. Bei allen Gefechten war Johanna unter den Ersten. Man sah sie mit einer wilden Kühnheit fechten. Bei dem Sturme auf einen festen Thurm, welcher die Brücke bei Orleans deckte, und von den Engländern besetzt war, erhielt sie, unter den Vordersten kämpfend, einen Pfeilschuß in den Hals. Geschwind ging sie etwas zurück, zog sich selbst den Pfeil heraus, verband sich die Wunde, und kehrte dann wieder in den Kampf zurück, und ruhte nicht eher, bis sie ihre Fahne auf die Mauer des Thurmes pflanzen konnte. So überall, wo sie die Engländer traf.

Orleans war nun befreit. Jetzt brach das Heer auf, nach Rheims zu ziehen. Viele Städte auf dem Wege öffneten freiwillig die Thore, andere ließ man liegen, oder erstürmte sie, obgleich das französische Heer kaum 7000 Mann stark war, und endlich hatte Karl die Freude, in die Stadt Rheims einzuziehen. Wer hätte das noch vor wenigen Wochen für möglich gehalten! Die Anstalten zur feierlichen Krönung wurden sogleich getroffen. Während Karl vor dem Altare in der uralten Domkirche stand, und die Weihung empfing, mußte Johanna, die Fahne in der Hand, ihm zur Seite stehen. Wie mußte ihr Herz von Lust überströmen, als sie nun den ersten Theil ihres Werks vollendet, den König gekrönt sah, und das hohe weite Gewölbe des Doms vom Freudengeschrei des Volks wiederhallen hörte! Sie sank, von ihren Gefühlen überwältigt, vor dem Könige nieder, umfaßte seine Kniee, und dankte

dem Himmel, daß er sie zum Werkzeuge seiner Rettung auserkoren habe. Er war nicht unerkenntlich; er erhob sie in den Adelstand, und nannte sie das Fräulein von der Lilie. Jetzt bat sie, in ihr stilles Dörfchen zurückkehren zu dürfen. Aber der Graf Dunois, der sogenannte Bastard von Orleans, einer der tapfersten Ritter des französischen Heeres, redete ihr zu, zu bleiben, damit sie die Engländer vollends vom französischen Boden vertreiben helfe.

So schnell ging das freilich nicht. Zwar unterwarfen sich viele benachbarte Städte, und erkannten Karl als König an. Aber bei Compiegne ereignete sich ein großes Unglück. Der Herzog von Burgund belagerte die Stadt. Johanna eilte zur Hülfe herbei, und warf sich hinein. Als sie am andern Tage einen Ausfall machte, und die Franzosen von den Burgundern zurückgedrängt wurden, deckte sie den Rückzug. Dabei wurde sie von den heftig nachdringenden Burgundern umringt, und nach einem blutigen Gefechte endlich gefangen genommen (1430). Die Engländer stimmten, als sie es erfuhren, in Paris ein Tedeum an, und kauften sie den Burgundern ab. Man sperrte sie in einen festen Thurm, und als sie aus diesem entsprang, und wieder ergriffen wurde, brachte man sie nach Rouen ins Gefängniß. Als Kriegsgefangene durfte man ihr eigentlich nichts zu Leide thun; allein der Bischof von Beauvais verlangte ihre Auslieferung ans geistliche Gericht, und klagte sie der Zauberei, Hexerei, Gottlosigkeit und Abgötterei an. Dergleichen Verbrechen gehörten vor die Inquisition, und wer dieser in die Hände fiel, war verloren. Nachdem man sie vier Monate lang, ohne ihr einen rechtskundigen Beistand zu geben, mit Fragen gequält hatte, die sie mit großer Unerschrockenheit beantwortete, wurde sie zum Feuertode verurtheilt. Da sie nun bat, ihr doch diese Qual zu erlassen, versprach man ihr, die Todesstrafe in ewiges Gefängniß zu verwandeln, wenn sie ihre Offenbarungen widerrufen wollte. Was thut nicht die Liebe zum Leben? Sie willigte ein, und wurde ins Gefängniß wieder abgeführt. Aber bald bereuten die geistlichen Richter diese Milde; sie suchten ihr eine Falle zu legen. Sie hatte unter Anderem versprechen müssen, nie wieder Mannskleider anzuziehen. Darum legte man ihr dergleichen hin. Sie konnte der Begierde nicht widerstehen, sich damit zu bekleiden, um sich für einen Augenblick recht lebhaft in jene glücklichste Zeit ihres Lebens in Gedanken zu versetzen. Die Arme wußte nicht, daß man sie belauschte. Plötzlich sprang die Thüre auf, der Kerkermeister überraschte sie, die Richter erklärten, sie sei eine zurückgefallene Ketzerin, und müsse durchaus verbrannt werden. Jetzt waren alle Bitten vergebens. Sie erlitt den qualvollen Tod auf dem Markte von Rouen 1431. Was half es ihr, daß der König 24 Jahre später ihren Proceß noch einmal nachsehen ließ, und man nun entdeckte, daß sie durch die schändlichen Ränke der Priester hingeopfert worden war? In Orleans steht zu ihrem Andenken eine Ehrensäule, und ihr Haus in Domremi ist noch zu sehen. In ihrem Zimmer sieht man noch einen Schrank, in dem sie ihre Sachen verwahrt, und ein Kamin, an dem sie sich oft gewärmt hat.

Der Krieg wurde seit dieser Zeit für die Engländer fortwährend unglücklich geführt. Die englischen Großen hatten wenig Lust, Blut und Leben für eine Sache, die nur ihren König anging, ferner aufzuopfern, und unterstützten daher den Herzog von Bedford wenig. Dazu kam, daß Philipp der

Gute von Burgund mit England gespannt war, und endlich, als seine Schwester, die Gattin Bedfords, gestorben, ganz zurücktrat, und sich im Frieden von Arras 1435 mit Karl VII. versöhnte. Gleich darauf starb auch Bedford, wieder ein für Frankreich sehr günstiges Ereigniß; denn die Ränke, welche nun unter den Rathgebern des jungen Königs von England, Heinrichs VI., gespielt wurden, beschäftigten die Großen so, daß der Krieg nur sehr lässig geführt werden konnte. Unter diesen Umständen wuchs die Partei des jungen Königs Karl immer mehr; seine Gegner sehnten sich nach Ruhe und Frieden, und Paris öffnete ihm (1436) die Thore. Der Krieg mit England schleppte sich fort bis 1444, wo ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Der bis dahin gefangene Herzog von Orleans wurde nun erst nach Frankreich entlassen, und indem Philipp der Gute ihm sein Lösegeld bezahlen half, versöhnten sich beide Fürsten aufrichtig. Zugleich wurde eine Vermählung Heinrichs VI. mit der klugen, männlich gesinnten Margaretha von Anjou, Tochter Rene's, des Titularkönigs von Neapel, verabredet.

Schon 1449 benutzte Karl VII. einen Vorwand, um den Krieg zu erneuern, weil die inneren Unruhen Englands ihn an einem glücklichen Erfolge nicht zweifeln ließen. Ohne Schwierigkeit, weil England keinen Widerstand versuchte, wurde die Normandie und sodann Guienne erobert. Erst 3 Jahre darauf (1452) schickte Heinrich VI. den Grafen von Shrewsbury, Talbot, einen schon 80jährigen Greis, aber berühmten Feldherrn, der englische Achilleus genannt, mit einem Heere nach Frankreich. Wirklich eroberte dieser Held mehrere Städte in Guienne zurück; nachdem er aber im Treffen bei Chatillon (östlich von Bordeaux an der Dordogne) 1453 Leben und Sieg verloren hatte, fielen alle ehemals englische Besitzungen in die Hände der Franzosen, so daß nur Calais und die normannischen Inseln Guernsey und Jersey den Engländern blieben. So erlosch der lange unglückliche Krieg, ohne daß Frieden geschlossen wurde.

Aber die Folgen des Kriegs drückten Frankreich noch lange. Ein großer Theil des Landes lag verwüstet, und eine noch größere Plage waren die nun unbeschäftigten Söldnerhaufen, die zu einem ruhigen Leben nicht zurückkehren mochten, und also ihre Raubzüge fortsetzten. Man nannte sie Armagnacs. Erst nach und nach konnte man sich ihrer erwehren. Aus den Besten dieser Söldner bildete Karl ein stehendes Heer. Er errichtete nämlich sogenannte Ordonnanz-Compagnien zu Pferde, und außerdem ein Corps Freischützen (franc-archers), die zu Fuß dienten, und jeden Augenblick zum Dienst bereit sein mußten.

Die Entfernung der Armagnacs hängt mit der Geschichte der Schweiz zusammen. Kaiser Sigismund hatte den Herzog Friedrich mit der leeren Tasche von Oestreich, weil er sich auf dem Costnitzer Concil des Papstes Johann XXIII. angenommen hatte, in die Reichsacht gethan, und das Concil ihn gebannt. Sogleich fielen die Schweizer über die habsburgischen Güter her, und theilten den Raub, den sie auch nachmals, als der Kaiser ihm verziehen, nicht wieder herausgaben. Bald entstand Streit unter den Kantonen. Das Haus Toggenburg war ausgestorben; Zürich hatte das Erbrecht angesprochen, aber andere Kantone machten es ihnen streitig (1436). Es entstand ein Bund gegen Zürich; Itel Reding aus Schwyz, Landammann, war an

der Spitze des Bundes; die Züricher wurden von dem ehrgeizigen Bürgermeister Rudolph Stüssi geleitet. Zürich, gedrängt, wandte sich an Oestreich, an Kaiser Friedrich III., der sich der Zwietracht freute. Da sah man, zum großen Aerger der andern Schweizer, was man hier noch nie gesehen, Pfauenfedern, das Abzeichen Oestreichs, von den Helmen der Züricher wehen. Die verbündeten Eidgenossen drangen (1443) über den Albis vor; an der Silbrücke war das Gefecht. Die Züricher flohen, und als nun Stüssi die Seinigen, auf der Brücke stehend, aufhalten wollte, erstach ihn ein Züricher mit den Worten: „Daß dich die Wunden Gottes! das Wesen haben wir allein von dir!" Stüssi fiel, daß die Brücke erdröhnte. Ueber seine Leiche drangen die Feinde in Zürich ein.

Friedrich selbst war zu schwach, und bat darum Frankreich um Hülfe für Zürich. Karl VII. sandte ihm gern die Armagnacs, 40,000 Mann, statt der erbetenen 5000, geführt vom Dauphin Ludwig. Ihnen traten unweit Basel bei St. Jakob an der Birs 1444, 1500—1600 Eidgenossen entgegen, kämpften 10 Stunden lang, und fielen endlich Alle mit 8000 Armagnaken. Der Dauphin, erstaunt und bewundernd, schloß Frieden mit den Eidgenossen, und bald ein Bündniß, das mit seltener Unterbrechung noch heute währt. Zürich vertrug sich einige Jahre darauf mit den andern Kantonen.

Karl VII., ein guter, aber etwas träger und schwacher Mann, hatte in seinen letzten Lebensjahren vielen Kummer mit seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig (XI.). Einige der ersten Vasallen des Reichs nämlich, die Herzöge v. Alençon und Bourbon, Graf Dunois und der Graf von Vandome, hatten (1440) eine Verschwörung gemacht, den König zu entthronen, und dem Dauphin die Regierung zu übergeben. Aber Karl überfiel sie vor der Ausführung, und zwang sie, um Gnade zu bitten. Seitdem war der König mißtrauisch gegen seine Räthe, und da der Dauphin einen neuen Versuch machte, seinen Vater zu stürzen, so zog der König gegen ihn aus, um ihn festzunehmen. Aber Ludwig begab sich an den brandenburgischen Hof, wo er den Tod seines Vaters abwartete. Dieser starb 1461, nachdem er sich mehrere Tage lang des Essens enthalten hatte, weil er durch seinen Sohn vergiftet zu werden fürchtete.

65. Erfindung des Compaß, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst.

(Erfindung des Compaß. Flavio Gioja 1300. Erfindung des Schießpulvers. Berthold Schwarz 1330—1340. Erfindung der Buchdruckerkunst. Lorenz Koster 1420—1425 Lumpenpapier. Johann Guttenberg 1440. Johann Fust und Peter Schoiffer.)

Diese drei so wichtigen Erfindungen fallen zwar keineswegs in ein und dieselbe Zeit, mögen aber hier zusammengefaßt werden.

Ehe man den Compaß kannte, befanden sich die Schiffer oft in großer Verlegenheit. Sobald nämlich der Himmel mit Wolken bedeckt war, wußten sie nicht, wo sie sich befanden, und wohin sie steuern sollten; denn nur die Sterne waren es, die ihnen die Richtung anwiesen. Darum mußten sie sich möglichst nahe an die Küsten halten, und dies nöthigte sie theils zu großen Umwegen, theils war es auch sehr gefährlich, weil sie bei Stürmen leicht

scheiterten. Darum war es eine ungemein wichtige Entdeckung, daß man bemerkte, eine Nadel, die man mit einem Magnetstein bestrich, weise, sobald sie frei liege, mit der Spitze nach Norden. Wer diese wichtige Erfindung gemacht, ist nicht gewiß. Gewöhnlich schreibt man sie einem Bürger in Amalfi, Flavio Gioja, der ums Jahr 1300 lebte, zu. Indeß weiß man jetzt, daß man sie schon im 13. Jahrhundert gemacht habe. Man machte nun ein Kästchen, auf dessen Boden die Weltgegenden verzeichnet waren, und welches in der Mitte eine Spitze hatte. Auf diese setzte man eine mit Magnet bestrichene Nadel so, daß sie sich frei nach allen Seiten hin bewegen konnte. Ein solches Kästchen nannte man einen Compaß. Nun erst konnten die Schiffer dreist sich in die Weite des Meeres hinaus wagen, denn auch beim dunkelsten Himmel zeigte ihnen der Compaß genau, nach welcher Himmelsgegend sie fuhren.

So wichtig diese Erfindung für den Handel war, so tief wirkte die Erfindung des Schießpulvers auf die Art Krieg zu führen ein. Bei den Chinesen und Arabern soll das Schießpulver, d. i. eine Mischung von Schwefel, Kohlen und Salpeter, schon lange vorher bekannt gewesen sein. Aber sie gebrauchten es nur zu Feuerwerken; erst später kamen die Araber darauf, es auch für den Krieg anzuwenden. Diese Erfindung für das Abendland zu machen, war den nachdenkenden Deutschen vorbehalten. Ums Jahr 1330—1340*) laborirte einmal ein Mönch in Freiburg im Breisgau (Großherzogthum Baden), Berthold Schwarz, und setzte allerhand Materien zusammen. Dies Mal hatte er Schwefel, Kohlen und Salpeter in einen eisernen Mörser zusammengemengt, und einen Stein darauf gelegt. Zufällig fiel ein Funke hinein; plötzlich fuhr der Stein mit einem fürchterlichen Geprassel an die Decke. Er dachte über die Ursache nach, machte dann dieselbe Mischung, und als er einen Funken hineinwarf, erfolgte derselbe Knall. Nun machte er sich eine Röhre von Eisen, füllte ein Häufchen von dem Pulver hinein, und der Knall war nun noch größer. Diese Röhre wird noch in Dresden in der Rüstkammer aufbewahrt. Ueber diese neue Erfindung dachte man nun weiter nach, und erfand bald sogenannte Donnerbüchsen, durch welche man mit Hülfe des Pulvers Kugeln in die Weite schleuderte. Im Kriege wurden sie anfangs nur wenig gebraucht; ja Viele meinten, solche Gewehre wären eine heimtückische Waffe, die sich für einen ehrlichen Krieger nicht schicke. In der Schlacht von Crecy 1346 kamen schon Kanonen vor. Die ersten Gewehre waren sehr ungeschickt. Die Kanonen waren so plump, daß man 20 und mehr Pferde davor spannen mußte, und die Büchsen konnte man nicht anders abschießen, als wenn man sie auf eine Stütze auflegte. Indessen vom Jahre 1400 an wurden die Geschütze allgemeiner im Kriege. Dadurch wurde nun die ganze Art der Kriegführung geändert; denn nun halfen die schweren Rüstungen nicht mehr viel, da eine Flintenkugel sie durchbohrte, und eine Kanonenkugel den ganzen bepanzerten Reiter mit fortreißen konnte. Doch behielt man aus alter Vorliebe die alten Waffen noch mehrere Jahrhunderte bei, bis sie im 16. Jahrhundert nach und nach immer mehr verschwanden.

---

*) Nach den neuesten Untersuchungen werden schon 1313 die neuen in Deutschland erfundenen Büchsen erwähnt.

Die wichtigste aber unter allen Erfindungen war die Buchdruckerkunst. Früherhin gab es nur geschriebene Bücher. Wer ein Buch haben wollte, gab einem Mönche — denn nur diese beschäftigten sich damit — den Auftrag, das Gewünschte abzuschreiben. Der Mönch nahm dazu dünnes schönes Pergament, zog saubere Linien mit bunter Farbe, und schrieb nun ab. Die Anfangsbuchstaben wurden sehr schön mit bunten Farben ausgemalt, auch wohl mit Gold ausgelegt. Ehe ein solches Buch fertig wurde, verging oft ein Jahr und darüber. Daher war, nur ein einziges Buch zu besitzen, schon eine kostbare Sache. Die ganze Bibliothek Kaiser Karls IV. bestand nur aus 114 Bänden. An Schulbücher war gar nicht zu denken. Selbst die Lehrer entbehrten dieses vorzüglichsten Mittels des Unterrichts, und konnten daher lange nicht das leisten, was man in unsern Tagen mit Recht von ihnen verlangt. Lesebücher gab es gar nicht. Dazu kam, daß die meisten Abschreiber unwissende Menschen waren, und oft nichts von dem verstanden, was sie schrieben, also auch unendliche Fehler machten. Was war also mehr zu wünschen, als ein Mittel, sich richtige und wohlfeile Bücher zu verschaffen.

Der erste Schritt dazu war die Erfindung der Spielkarten. Gewöhnlich giebt man an, sie wären in Frankreich erfunden worden, um dem blödsinnigen Könige Karl VI. die Zeit zu vertreiben. Indessen wahrscheinlicher ist es, daß sie im 14. Jahrhundert schon in Deutschland erfunden wurden. Es wurden die Figuren auf Täfelchen geschnitten, und dann auf dünne geglättete Pappe abgedrückt. Da das gelungen war, fing man an, auf dieselbe Art auch Heiligenbilder zu verfertigen. Der Name des Heiligen wurde auch in Holz geschnitten, auch wohl ganze Verse und Denksprüche. Aber die Schrift war ungleich und ungestaltet. Sehr natürlich kam man dadurch auf den Gedanken, ganze Bücher abzudrucken. Man schnitt nämlich alle Wörter einer Seite in eine eben so große Holztafel ein, färbte diese mit schwarzer Farbe, und drückte sie nun ab. Aber theils gerieth die Schrift herzlich schlecht, theils mußte man so viele solcher Platten machen, als das Buch Seiten hatte. Welche ungeheure Arbeit! Und doch waren sie bald abgenutzt, und konnten zu andern Büchern nicht gebraucht werden. Am meisten beschäftigte man sich in Holland mit solchen Drucken; vorzüglich brachte es darin weit Lorenz Koster in Haarlem in den Jahren 1420—1425. Daher ist es gekommen, daß Viele geglaubt haben, und in Holland noch glauben, er sei der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst.

So schlecht nun auch solche mit Holzplatten gedruckte Bücher sich ausnahmen, so waren sie doch weit wohlfeiler, als die abgeschriebenen, besonders seit man statt des Pergaments auch wohl Baumwollenpapier gebrauchte. Auch hatte man bereits seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts das Lumpenpapier erfunden*), und konnte also das kostbare Pergament entbehren. Besonders druckte man Gebetbücher, und diese gingen ihrer Wohlfeilheit wegen reißend ab.

Nun lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Mainz ein armer Edelmann, aber ein kluger, denkender Kopf, Johann von Sorgenloch, genannt Gänsfleisch, der von seines Vaters in Mainz gelegenem

*) Die ältesten Urkunden auf Lumpenpapier, die man noch übrig hat, sind vom Jahre 1318.

Hofe, dem guten Berge, gewöhnlich Johannes Guttenberg genannt wird. Er war 1430 von seiner Geburtsstadt nach Straßburg gegangen, und hatte sich hier mit Spiegelmachen und Steinschleifen beschäftigt. Da kam er auf den Gedanken: „Wie? wenn du die Buchstaben, die bisher zu ganzen Zeilen in die hölzernen Platten eingegraben worden sind, von einander trenntest! dann könnte man sie ja wieder zu andern Wörtern zusammensetzen." Er sägte also die Holztafeln auseinander, band die einzelnen Buchstaben fest zusammen, und druckte sie so ab. Es gelang. Aber die Wörter nahmen sich schlecht und plump aus. Er schnitt zwar neue Buchstaben aus, aber das kostete viele Zeit; er versäumte darüber seine andere Arbeit, gerieth in Schulden, und mußte endlich Straßburg verlassen. Er kehrte nach Mainz 1445 zurück, und setzte hier seine Versuche mit Eifer fort, wußte auch einen reichen Bürger, Johann Fust oder Faust, so für die Sache einzunehmen, daß er mit ihm in Verbindung trat, und ihm zwei Mal 800 Goldgulden (d. i. 2400 Rtl.) vorschoß, wogegen Guttenberg ihm sein ganzes Druckerzeug verpfänden mußte. Nun nahmen sie noch einen Dritten in die Gesellschaft auf, Peter Schoiffer, einen geschickten jungen Mann, der eine köstliche Hand schrieb. Guttenberg schlug vor, statt der hölzernen ungeschickten Buchstaben Lettern von Zinn oder Blei zu machen, und Schoiffer erfand die Formen zum Gießen dazu. Aber das Metall war zu weich, und das Eisen wieder zu hart und durchschnitt das Papier. Endlich fanden sie eine Mischung heraus, die weder zu weich noch zu hart war, und statt des Lampenrußes nahmen sie nun eine Druckerschwärze, die sie aus Leinöl und Kienruß bereiteten.

Nun gingen sie ans Werk, und druckten allerhand kleine Schriften, die sehr gesucht wurden. Bald aber unternahmen sie auch eine ganze lateinische Bibel zu drucken, die wahrscheinlich 1456 vollendet wurde, und von welcher sich noch ein Exemplar in der Dombibliothek in Mainz befinden soll. Fust verkaufte sie zu 100—200 Gulden, und doch ging sie reißend ab, weil sie gegen die früheren Preise sehr wohlfeil war. Je mehr er dabei gewann, desto mehr verdroß es ihn, daß er mit Guttenberg theilen mußte, und da er jetzt glaubte, ihn entbehren zu können, so verlangte er sein vorgeschossenes Geld zurück. Das konnte aber dieser noch nicht abzahlen; darum nahm ihm der eigennützige Fust das ganze Druckzeug fort, und überließ den wackern Erfinder der Kunst seinem unglücklichen Schicksale. Wirklich ist er auch nach 12 Jahren in großer Dürftigkeit gestorben, sein Name wird aber noch mit Ehrfurcht genannt. Fust und Schoiffer setzten die Arbeit allein fort. Alle Werke jener Zeit sind mit ihren Namen unterzeichnet. Das erste Werk dieser Art war ein lateinischer Psalter vom Jahre 1457, von welchem nur noch sechs Exemplare übrig sind; ein gedrucktes Werk mit einer früheren Jahrzahl hat man nicht.

Fust starb 1463, zwei Jahre vor Guttenberg, in Paris an der Pest. Bis 1462 wurde die Kunst nur in Mainz ausgeübt. In diesem Jahre aber vertrieb ein Krieg, in den der Erzbischof von Mainz verwickelt war, alle Buchdrucker von da. Sie zerstreuten sich, und verbreiteten so ihre Kunst auch nach andern Orten.

Welche wichtige Erfindung! Nun erst konnten die Wissenschaften reißende Fortschritte machen, und wirklich wurden sie auch seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit einem Eifer betrieben, der früherhin nie so bemerkt worden war.

66. Eroberung Constantinopels durch die Türken.

(Seldschucken. Reich von Iconium durch die Mongolen zerstört. Entstehung der Osmanen oder Türken 1300. Murad I. in Adrianopel 1360. Schlacht bei Nicopolis 1396. Timurlenk und Bajazeth. Schlacht bei Ancyra 1402. Johann Hunyad Corvinus. Schlacht bei Vassag 1442. Frieden in Szegedin. Georg Kastriota oder Skanderbeg. Schlacht bei Varna 1444 und bei Kossova 1448. Muhamed II. und Constantin IX. Paläologos. Eroberung Constantinopels durch die Türken 1453.)

Die für uns wichtigern Begebenheiten des Abendlandes haben uns nicht erlaubt, die im griechischen Kaiserthum vorgegangenen Ereignisse zu verfolgen. Eigentlich verliert man dabei auch nicht viel. Denn obgleich die Wissenschaften hier fortwährend blühten und geschätzt wurden, so war doch die griechische Nation durch Sittenlosigkeit tief gesunken, und die Kaiser zeigten selten eine andere Neigung, als das Leben im gröbsten Sinne zu genießen, und einer wurde bald durch einen andern verdrängt. Selten endete hier ein Kaiser auf eine andere als gewaltsame Weise, und es wurden die unnatürlichsten Verbrechen begangen, um sich auf den Thron zu erheben, und darauf zu behaupten. Die ganze Geschichte des griechischen Kaiserthums stellt also fast nichts dar, als die Laster eines verweichlichten Volkes, welches von meist grausamen, schwachen, der Schwelgerei ergebenen Kaisern regiert wird, von denen einer dem andern den Thron zu entreißen sucht.

Außer ihren europäischen Besitzungen — der jetzigen Türkei — besaßen die Kaiser früherhin auch Klein-Asien und die zunächst dahinter liegenden asiatischen Länder. Aber erst hatten die Araber ihnen einige derselben entrissen. Dann hatten in der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts die Seldschucken ganz Vorder-Asien unterworfen und unter andern Reichen das von Iconium gestiftet. So wie aber für jeden Eroberer zu seiner Zeit ein Mächtigerer kommt, und ihn bezwingt, so drangen in der Mitte des 13ten Jahrhunderts die Mongolen, die in den Steppen von Mittel-Asien ihre Heerden weiden, unter Dschingis-Chans Söhnen und Enkeln bis Klein-Asien vor, machten das Reich von Iconium erst von sich abhängig, und lösten es endlich um das Jahr 1300 ganz auf, indem Ghasan, Khan der Mongolen in Persien, den letzten Sultan von Iconium Alaheddin enthaupten ließ. Noch zur Zeit der Herrschaft desselben hatte Osman, der Anführer der Osmanen, eines Nomaden-Stammes östlich vom kaspischen See, den nordwestlichen Theil von Klein-Asien besessen. Nun errichtete er auf den Trümmern des Reiches von Iconium eine neue Herrschaft und wurde der Stifter des osmanischen oder — wie wir es jetzt nennen — türkischen Reichs. Die Hauptstadt dieses neuen Reiches war Prusa. Die Osmanen waren tapfere, kriegerische Leute, die Alles ihrem Schwerte verdanken wollten.

Osmans Sohn, Orchan (seit 1326), setzte die Eroberungen fort, und kam bis an die Gewässer, die Europa von Asien trennen. Nicht lange, so setzten die Türken über die Meerenge, und fielen ins griechische Kaiserthum ein. Daß dieses Reich im Jahre 1261, wo Michael Paläologus dem lateinischen Kaiserthum ein Ende gemacht hatte, wieder hergestellt worden war, wissen wir bereits. Die elenden, in innere Streitigkeiten verwickelten Grie-

chen waren viel zu schwach, sie zurückzuwerfen, und mußten zusehen, wie ihnen die Türken die schönsten Provinzen wegnahmen, und der Sultan Murad I., Orchan's Sohn (seit 1359), gar in Adrianopel 1360 seinen Sitz aufschlug. Der damalige griechische Kaiser, Johann V., suchte die Hülfe des Abendlandes, und wandte sich deshalb an den Papst (Urban V.). Dieser verlangte vor Allem Unterwerfung unter die römische Kirche. Johann erkannte die Oberhoheit des Papstes an, aber ohne Nutzen; denn die Griechen mißbilligten den Schritt ihres Kaisers.

Eine vorzügliche Stärke erhielten die Türken durch die Errichtung eines regelmäßigen Fußvolks, der Jeni-Tscheri (neue Truppen, Janitscharen). Murad nahm aus den gefangenen Christen die kräftigsten Jünglinge, übte sie in den Waffen, und fügte dazu auch ein Reitercorps, die Spahi.

Mit Besorgniß sahen die Fürsten des Abendlandes auf diesen keck vordringenden Feind hin; denn Murad war schon bis zum adriatischen Meer vorgedrungen; aber lange konnten sie sich nicht entschließen, dem bedrängten griechischen Kaiser Beistand zu leisten. Sigismund, damals König von Ungarn*) — derselbe, der nachher deutscher Kaiser wurde — machte sich endlich auf, und zog mit einem ungarischen und französischen Heere, welches außer andern berühmten Rittern auch Johann der Unerschrockene von Burgund begleitete, auf die Osmanen los. Bajazeth, oder wohl richtiger Bajesid, Murads Sohn, — so hieß damals der Sultan (seit 1389) — traf auf die Christen in der Schlacht bei Nicopolis 1396, und erfocht über sie, die übermüthig geprahlt hatten: den Himmel, wenn er einstürzen wolle, mit ihren Lanzen stützen zu können, einen glänzenden Sieg, den er dem unbesonnenen Ungestüm der französischen Ritter verdankte, und wer weiß, ob der kühne Sieger nicht jetzt gleich nach Ungarn oder Deutschland vorgedrungen wäre, hätte nicht die Vorsehung ihm auf einer andern Seite Beschäftigung gegeben. Johann wurde gefangen, und wurde erst durch ein hohes Lösegeld befreit. Sigismund wurde aus dem Gedränge glücklich gerettet, und auf ein Donauschiff gebracht. Er fuhr den Strom hinab bis ans schwarze Meer. Hier war er so glücklich die Flotte der Rhodiser zu finden, die ihn aufnahmen. Erst nach drei Monaten erreichte er die Küste von Dalmatien. Von den Gefangenen ließ Bajazeth 10,000 niedermetzeln.

Da stand zu dieser Zeit in dem verfallenen Reiche der Mongolen ein Nachkomme des Dschingis-Chan als Eroberer auf. Er hieß Timur oder Tamerlan**) (eigentlich Timur-lenk, das lahme Eisen). Nachdem er den größten Theil Asiens, selbst Hindostan, bezwungen hatte, und Samarkand zur Hauptstadt seines Reichs gemacht, zog er auch nach Klein-Asien gegen die Osmanen. Bajazeth setzte über das Meer, und griff ihn an in der Schlacht bei Ancyra (Angora) 1402. Aber Tamerlan siegte ob, nahm Bajazeth gefangen, und sperrte ihn — so sagt man — in einen eisernen

---

*) Der alte (arpadische) Stamm der Könige von Ungarn war 1301 mit Andreas III. ausgestorben. Unter mehreren Thronbewerbern erhielt Karl Robert, ein Urenkel Karls von Anjou, des Eroberers von Neapel, wegen Verwandtschaft, die ungarische Krone. Aber schon sein Sohn Ludwig der Große starb ohne männliche Erben, worauf die Ungarn seinen Schwiegersohn, den Luxemburger Sigismund, 1382 als König erkannten.

**) Nach neuern Untersuchungen war er kein Mongole, sondern ein Türke.

Käfig. Nie kam er wieder in Freiheit. Da aber der Mongole hier nicht bleiben konnte, so setzte er einen Sohn Bajazeths (Musa) als Sultan ein, und begnügte sich damit, daß dieser ihn als Oberherrn anerkannte. Als schon drei Jahre darauf Timur starb, und sein großes Reich wieder in viele kleinere zerfiel, erholte sich die Macht der Osmanen so schnell wieder, daß Murad oder Amurath II., Bajazeths Enkel, selbst Constantinopel belagerte, wo Johannes VI. (seit 1425) Kaiser war.

Dies Mal wurde zwar Constantinopel noch gerettet, die stürmenden Türken zurückgeschlagen. Aber das sah wohl der griechische Kaiser ein, daß der letzte Rest seines Reichs bald eine Beute der Osmanen werden müßte, wenn keine Hülfe von außen käme. In dieser großen Noth wandte sich Johannes an den Papst, und flehte, daß dieser die Fürsten des Abendlandes zu seinem Beistande aufrufen möchte. Johannes machte sich selbst auf, mit Eugen IV. in Ferrara eine Zusammenkunft zu halten (1438); aber die Bereitwilligkeit Eugens konnte nur durch eine Einigung der griechischen und römischen Kirche erkauft werden. Nach langen Streitigkeiten zwischen den mitgekommenen griechischen Bischöfen und dem Papste über die unwesentlichsten Dinge (z. B. ob beim Abendmahle gesäuertes oder ungesäuertes Brot zu gebrauchen sei, ob der heilige Geist nur vom Vater, oder auch vom Sohn ausgehe, über das Fegefeuer u. s. w.) gaben endlich die Griechen nach, und es wurde eine Vereinigung zu Stande gebracht, die aber bei der entschiedenen Abneigung des griechischen Volkes gegen die päpstliche Hierarchie von keinem Bestande sein konnte. Indessen suchte Papst Eugen einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und sandte dazu den Cardinal Julian Cesarini umher. Ehe dieser aber jenen bewirkte, brachen die Türken gegen die Ungarn auf.

In Ungarn war damals (unter König Wladislav V.) ein eben so einsichtsvoller, als tapfrer Feldherr, Johann Hunyad Corvinus, Woiwode von Siebenbürgen. Dieser brachte ein Heer gegen die Türken zusammen, schlug mit 15,000 Ungarn 80,000 Osmanen bei Vassag in Siebenbürgen (1442), und drang bis an den Balkan vor. Murad, dem für Adrianopel bange wurde, und der von den großen Rüstungen des Abendlandes hörte, trug den Christen einen Frieden an, der auch in Szegedin an der Theiß auf 10 Jahre von beiden Seiten beschworen wurde. Darüber war der Papst sehr unzufrieden. Sein Legat, der Cardinal Julian, redete daher dem Könige Wladislav V. von Polen und Ungarn*) und dessen Feldherrn Hunyad zu, den Frieden zu brechen; denn den Ungläubigen brauche man sein Wort nicht zu halten! Endlich gaben Beide nach, und der Friedensbruch wurde beschlossen. Mit Wladislav verband sich der große Krieger Georg Kastriota, dem Murad früher die Statthalterschaft Albanien und den Namen Skanderbeg gegeben, und der sich von den Osmanen wieder losgerissen

---

*) Nach Sigismunds Tode waren seine Tochter Elisabeth und deren Mann, Albrecht von Oestreich, gefolgt. Dieser starb schon 1439. Die Ungarn wählten den König von Polen Wladislav V. Aber nur ein Theil der Ungarn erkannte ihn an, da bald nach Albrechts Tode seine Wittwe einen Sohn bekam, den Ladislaus Posthumus, und mehrere Magnaten sich auf dessen Seite schlugen. So entstand ein Bürgerkrieg, in welchem sich Wladislav behauptete.

hatte. Für jene Treulosigkeit Wladislavs blieb die Strafe des Himmels nicht aus. Murad wendete sich geschwind gegen die treulosen Feinde. Vor dem Heere ließ er auf einer Stange die nun gebrochene Friedens-Urkunde hertragen. Bei Varna, einer Stadt am schwarzen Meere, trafen die Heere 1444 zusammen. Wladislav wurde erschlagen, sein Heer fast ganz vernichtet, Julian kam auf der Flucht um, und Hunyad entkam nur durch sein schnelles Pferd. Bald darauf erlitt Hunyad in den Ebenen von Kossova 1448 (in Servien) eine neue Niederlage, aus der nur Wenige vom ungarischen Adel das Leben retteten, und selbst Hunyad nur durch ein halbes Wunder entkam. Jetzt war dieser froh, mit den Türken einen Waffenstillstand schließen zu können, und überließ den griechischen Kaiser ganz seinem Schicksale.

Dieses war allerdings traurig. Der neue Sultan, Muhamed II., ein junger kriegerischer Fürst, zog vor Constantinopel, um dem Kaiser Constantin IX. Paläologos diesen letzten Rest seines Reichs zu entreißen. Seit mehreren Jahrhunderten wohnten in Pera, einer Vorstadt der Hauptstadt, viele Genueser, die hier große Handelsvortheile genossen. Diese rief der Kaiser zur Vertheidigung auf; denn auf seine weichlichen Griechen konnte er wenig rechnen. Giustiniani, ein edler Genuese, übernahm die Anführung, zog vor den Hafen eine starke Kette, und besetzte die Mauern. Dagegen rückten die Türken mit Macht heran, beschossen die Stadt aus Kanonen und andern Belagerungsmaschinen, und untergruben die Mauern durch Minen. Um aber in den Hafen, der durch starke Ketten gesperrt war, zu gelangen, gebrauchte Muhamed ein sonderbares Mittel. Er ließ über die Erdenge, welche den Hafen vom Meere trennte, eine Bahn von Brettern machen, diese mit Thierfett stark bestreichen, und nun seine platten Schiffe hinüberziehen. So wurde die Stadt von allen Seiten bestürmt, am ärgsten am 29. Mai 1453. Mit lautem Kriegsgeschrei stürzten die Türken auf die schon wankenden Mauern los. Zwei Stunden lang wehrten die Griechen und Genueser die Angriffe ab; da wurde Giustiniani verwundet, und nun riß überall Verwirrung ein. Die Janitscharen erstürmten die Mauer, und schlugen die Thore auf. Constantin eilte zwar herbei, fand aber in dem dicksten Gedränge seinen Tod.

Nun begannen alle die Greuel, die bei der Erstürmung einer Stadt nie ganz verhindert werden können, hier aber durch Religionshaß noch mehr gesteigert wurden. Muhamed suchte ihnen, so viel er konnte, Einhalt zu thun, konnte aber der Ermordung vieler Einwohner, der Entweihung der Kirchen, und der Zerstörung der Kunstwerke nicht wehren. Er machte Constantinopel zur Hauptstadt des türkischen Reichs. Den übriggebliebenen Griechen schenkte er das Leben, und erlaubte ihnen, unter seiner Herrschaft Gott nach ihrer Weise zu verehren. Die meisten ihrer Kirchen, vor allen die prächtige Sophienkirche, wurden in Moscheen verwandelt.

67. Albrecht II. — Friedrich III.

(Albrecht II. 1437—1439. Friedrich III. 1439—1493. Baseler Concil 1431—1449. Aeneas Sylvius Piccolomini. Ladislav von Ungarn und Böhmen. Aufstand in Oestreich unter Ulrich Eyzinger. Georg von Podiebrad. Matthias Corvinus. Aufstand der Wiener unter Holzer 1462. Zusammenkunft Karls des Kühnen und Friedrichs III. in Trier 1473. Matthias in Wien 1484. Maximilian römischer König. Sächsischer Prinzenraub 1455.)

Sigismund hatte, wie gesagt, keinen Sohn hinterlassen. Seine Tochter Elisabeth war an Albrecht, aus dem Hause Oestreich, vermählt, der durch sie auch König von Ungarn und Böhmen geworden war. Die Kurfürsten wählten diesen auch zum Kaiser, und als solcher hieß er Albrecht II. Bei seinem guten Willen würde er gewiß für Deutschland recht viel Gutes gewirkt haben, wenn er nicht schon 1439 gestorben wäre. Von ihm an sind die Kurfürsten bei der Kaiserwahl nie wieder vom Hause Oestreich abgegangen, so lange ein männlicher Sprößling da war (bis 1740).

Nach ihm wurde Friedrich III., 1439—1493, gewählt, ein Enkel des Leopold, der bei Sempach fiel, und Seitenverwandter Albrechts. Er war ein gutdenkender, sanfter, friedliebender Mann; aber es fehlte ihm an Entschlossenheit, und gewöhnlich auch an Geld, die kaiserliche Würde gegen die Anmaßungen der Fürsten und Städte zu behaupten. Denn der Eifer für das Wohl des gesammten deutschen Vaterlandes erkaltete immer mehr und mehr. Jeder Fürst, jede Stadt dachte nur an ihren eigenen Vortheil; aber danach fragte Keiner, ob das Wohl des Ganzen darunter litte. Der Reichstage hielt der gute Friedrich viele. Aber gewöhnlich kamen die Fürsten nicht selbst, sondern schickten ihre Gesandten. Dadurch entstand eine große Langsamkeit in den Geschäften; denn statt daß sonst die Fürsten in vertraulicher Unterredung die Angelegenheiten schnell abgemacht hatten, traten nun die Gesandten mit langen Reden auf, und reichten umständliche Denkschriften ein, die wieder umständlich beantwortet werden mußten, und wenn es endlich zur Abstimmung kam, so entschuldigte sich wohl dieser und jener, daß er keine hinlängliche Vollmacht habe, und erst bei seinem Herrn anfragen müßte. Daher endigte sich gewöhnlich jeder Reichstag damit, daß man einen neuen verabredete, wo die Sache auf das Reine gebracht werden sollte, und da ging es nicht besser; denn Jeder fand immer, daß man von ihm zuviel verlange, und suchte die Last von sich auf Andere zu wälzen. Große Unternehmungen wurden daher jetzt nicht mehr ausgeführt, und so dringend auch die Gefahr durch die Türken drohte, so begnügten sich doch die Fürsten damit, viel darüber auf den Reichstagen zu sprechen und zu schreiben, aber gethan wurde so gut als nichts.

Auch gegen die Anmaßungen des Papstes that der schwache Friedrich nichts. Sein vielvermögender Rathgeber Aeneas Sylvius Piccolomini, der früher auf dem Concil in Basel (1431—1449) die Rechte der deutschen Kirche gegen den Papst kräftig verfochten hatte, änderte plötzlich seine Gesinnungen, seitdem er die Hoffnung erhielt, selbst Papst zu werden (er wurde es auch später unter dem Namen Pius II.), und wirkte nun für die Erhaltung des päpstlichen Ansehens so geschickt, daß das Baseler Concil,

eben so wie das Costnitzer, ohne eine Verbesserung der katholischen Kirche bewirkt zu haben, endigte. Der Kaiser nämlich kündigte dem Concil Schutz und Geleit auf. So wurde zwar der Frieden der Kirche wiederhergestellt, aber die Hoffnung, daß die Reinigung der Kirche von menschlichen Satzungen durch Papst und Kirchenversammlungen bewirkt werden könne, verschwand.

So gering Friedrichs Ansehen in ganz Deutschland war, so wenig galt er auch bei seinen eigenen Unterthanen. Anfangs waren seine Besitzungen sehr unbedeutend; denn er besaß nur Steiermark, Kärnthen und Krain, und mußte selbst diese noch mit seinem Bruder, Albrecht dem Verschwender, theilen. Auch war von Albrecht II. ein minderjähriger Sohn da, Ladislav, den die Böhmen und ein Theil der Ungarn als König anerkannten, und dem auch der größte Theil der östreichischen Länder zugefallen war. Friedrich ließ ihn an seinem Hofe in Wienerisch-Neustadt erziehen, und behielt ihn immer an seiner Seite. Als Ladislav 12 Jahr alt war (1452), verlangten die Ungarn, die Böhmen und die Oestreicher, daß der Kaiser ihnen ihren Herrn, den jungen Ladislav herausgebe, und da er sich dessen weigerte, so stellte sich Ulrich Eyzinger, ein östreichischer Edelmann, an die Spitze der östreichischen Landstände, und verband sich dazu auch mit mehreren ungarischen und böhmischen Herren, um den Kaiser zu zwingen. Er schlug die kaiserlichen Soldaten, und belagerte den Kaiser in seiner Residenz Wienerisch-Neustadt. Jetzt gab Friedrich nach, und lieferte den jungen König aus, der nun in Wien seine Residenz nahm, und Ungarn durch den Statthalter Johann Hunyad Corvinus, Böhmen aber durch den Statthalter Georg von Podiebrad und Oestreich durch Ulrich von Cilley regieren ließ.

Der hoffnungsvolle junge Ladislav starb aber schon 1457 im achtzehnten Jahre. Die Böhmen wählten auf des Prager Erzbischofs Rokyczana Betrieb den kräftigen, hussitisch gesinnten Georg von Podiebrad, und die Ungarn den Sohn des berühmten Hunyad (gest. 1456), Matthias Corvinus, zu ihrem Könige. Friedrich sollte mit Oestreich sich begnügen, und selbst das noch mußte er mit seinem Bruder und einem Vetter (Sigismund von Tyrol) theilen, so daß er nur Nieder-Oestreich zum Antheil erhielt. Während er nun durch diese Streitigkeiten vollauf beschäftigt wurde, ging es in Deutschland, wo die Befehdungen wieder sehr zunahmen, höchst unruhig zu. Alle Schuld schoben die Fürsten auf den Kaiser, und dachten im Ernste daran, ihn gar, wie einst Wenzel, abzusetzen. Zwar kam es dazu nicht, aber er mußte sich gefallen lassen, daß ihm die Kurfürsten in einem bitteren Schreiben geradezu Nachlässigkeit vorwarfen, und ihm sagten, er habe sich nun schon seit 15 Jahren nicht in den Reichslanden sehen lassen; sie würden daher nun ohne ihn beschließen, was sie für das Beste hielten.

Während diese Vorwürfe des Kaisers Gemüth noch beschäftigten, wurde er von einer andern Seite noch mehr geängstigt. Sein Bruder Albrecht der Verschwender benutzte die Unzufriedenheit der Wiener gegen den Kaiser über hohe Steuern, schlechte Münzen und Gewaltthätigkeiten der Söldnerhaufen, die Stadt gegen Friedrich aufzuregen. Es erhob sich ein Aufstand. Der Kaiser zog zwar mit einem Heere gegen Wien zu Felde; aber er mußte Vorsicht gebrauchen, da seine Frau und sein Sohn sich in der

Burg befanden. Endlich wurde ein Vertrag geschlossen: die Wiener ließen ihn ein, aber nur ihn; seine Bewaffneten dagegen mußte er entlassen. Aber bald erhob sich ein neuer Aufstand. Ein Haufen Soldaten, den Friedrich verabschiedet, aber noch nicht ganz bezahlt hatte, schwärmte (1462) plündernd um Wien herum. Die Oestreicher, die mit Friedrich längst schon sehr unzufrieden waren, verlangten, er solle die Leute bezahlen, und dem Unwesen dadurch ein Ende machen. Aber Friedrich hatte dazu nicht Geld genug, und begehrte von den Wienern einen Beitrag von 6000 Gulden. Das schlugen ihm diese ab, und da nun die Räubereien fortdauerten, so empörten sie sich unter ihrem Bürgermeister Wolfgang Holzer, und belagerten den Kaiser in seiner Burg. Albrecht der Verschwender, dessen Bruder, hatte sich mit diesem nie vertragen können. Kaum hörte er von der Noth Friedrichs, so eilte er geschwind herbei, wiegelte die Bürger noch mehr auf, und kündigte ihm förmlich den Krieg an. Friedrich hatte nur 200 Mann bei sich. Aber er zeigte dies Mal eine seltene Standhaftigkeit, vertheidigte sich zwei Monate lang, und rief von der Mauer den ungetreuen Bürgern laut zu: „Hier will ich mich vertheidigen, und sollte das Schloß mein Gottesacker werden!“ Er schickte nach Regensburg, wo die Fürsten gerade versammelt waren, und bat um Hülfe; diese wurde ihm auch sogleich versprochen; aber ehe sie ankam, wäre er gewiß verloren gewesen, hätte ihm nicht Georg Podiebrad, obgleich sonst sein Feind, in der größten Noth beigestanden. Er zog mit einem Heere nach Wien, und brachte eine Vermittelung zu Stande. Albrecht starb zum Glück bald darauf; sonst hätte er seinem Bruder gewiß noch viel zu thun gemacht. Die Anführer des Aufstandes wurden bestraft: Holzer geviertheilt, und 13 andere enthauptet. Sehr undankbar bezeigte sich der Kaiser gegen seinen Retter Podiebrad. Als dieser bald darauf mit dem Papste (dem gelehrten Pius II.) in Streit gerieth, der ihn in Bann that, erklärte sich Friedrich gegen Georg, der vielleicht unterlegen haben würde, wenn nicht der Kaiser mit dem Könige Matthias von Ungarn, der ebenfalls gegen Georg zu Felde gezogen war, in Krieg gerathen wäre. Von wichtigen Folgen für die Größe des östreichischen Hauses waren des Kaisers Verhandlungen mit dem Herzoge von Burgund Karl dem Kühnen, dem reichsten Fürsten seiner Zeit. Ein großer Theil der Länder Karls waren Lehen des deutschen Reichs. Karl, ein stolzer Fürst, wünschte den königlichen Titel zu erlangen, und wandte sich deshalb an seinen Lehnsherrn, den Kaiser. Es wurde zur Krönung eine Zusammenkunft in Trier 1473 verabredet. Friedrich ging in den Wunsch Karls nicht ungern ein, da er schon lange den Plan gehabt hatte, seinen einzigen Sohn Maximilian mit Karls Erbin und einziger Tochter Maria zu vermählen. Die Zusammenkunft fand statt. Beide Fürsten blieben 2 Monate beisammen, und sie waren über Alles einig; nur verlangte der Kaiser, daß die Vermählung der Krönung vorangehen möchte, während Karl auf dem Gegentheil bestand. Das machte den Kaiser mißtrauisch, daß der Herzog wohl nach Empfang der Krönung sein Wort zurücknehmen möchte. Dazu kam der Verdruß über Karls Uebermuth, den er durch die größte Pracht an den Tag legte, endlich auch die Warnungen des Königs Ludwig XI. von Frankreich vor der Ehrsucht des Herzogs. Unter leerem Vorwande reiste der Kaiser, ohne vom Herzog

Abschied genommen zu haben, plötzlich ab, und die Krönung sowohl als die Vermählung unterblieben. Erst nach des Herzogs frühem Tode (1477) ist Maximilian dennoch mit Maria von Burgund vermählt worden, wodurch der größte Theil der reichen burgundischen Erbschaft an das östreichische Haus gefallen ist.

Im Jahre 1484 hatte Friedrich den Schmerz, aus seiner Residenz Wien vertrieben zu werden. König Matthias von Ungarn, mit dem er einen Krieg hatte, drang bis Wien vor, gerade zu der Zeit, wo auch die Türken bis Steiermark, Kärnthen und Krain vorgedrungen waren. Der Kaiser, dem es immer an Geld, also auch an Soldaten fehlte, mußte aus Wien fliehen, und da ihn die nun von den Ungarn belagerten Wiener um Hülfe baten, ließ er ihnen sagen: „Es ist billig, daß ihr nun eben solchen Hunger leidet, als ihr mich vor 22 Jahren habt in meiner Burg leiden lassen.“ Mit vieler Mühe brachte er die deutschen Stände dahin, daß sie ihm Hülfe versprachen, und mit noch größerer, daß sie ihm dieselbe wirklich leisteten. Indessen hatte Matthias ganz Oestreich weggenommen, und wer weiß, ob der Kaiser es je wieder bekommen hätte, wenn nicht Matthias 1490 gestorben wäre.

Recht viele Freude hatte der Kaiser an seinem Sohne, dem hoffnungsvollen Maximilian. Nicht allein durch Schönheit, sondern besonders durch Verstand, Thätigkeit und einen bis zur Tollkühnheit gehenden Muth zeichnete er sich vor Allen aus. Durch letzteren stürzte er sich schon in seinen Jünglingsjahren in so viele Lebensgefahren, daß er oft nur wie durch ein Wunder davon kam*).

---

*) Hier zur Probe nur ein Beispiel. Nahe bei Innsbruck in Tyrol ist ein himmelhoher schroffer Felsen, die Martinswand genannt. Auf einer Gemsenjagd, die er leidenschaftlich liebte, hatte er sich hier eines Tages so verklettert, daß er endlich weder vorwärts noch rückwärts konnte. Vor ihm lag ein ungeheurer Abgrund, in den er schwindelnd hinabsah. Lange warteten seine Begleiter, die ihn verloren hatten, auf seine Rückkunft, endlich sahen sie oben in schwindelnder Höhe, wohin noch nie eines Menschen Fuß gekommen war, sich etwas bewegen, das sie zu ihrem Entsetzen für den jungen Erzherzog erkannten. An Rettung war hier nicht zu denken; Jeder glaubte, Maximilian müsse da oben verhungern, und er selbst ergab sich auch in sein Schicksal. Man holte aus einem benachbarten Kloster Geistliche herbei, und während diese unten am Berge die Messe lasen, knieete er oben, andächtig betend, nieder, empfahl Gott seine Seele, und bereitete sich auf den Tod. Indessen hatte sich das Gerücht von dem Unglück des Thronerben schnell im ganzen Lande verbreitet; denn es waren schon 2 Tage und 2 Nächte vergangen. Alle waren tief erschüttert und eilten in die Kirchen, um für seine Erhaltung, die aber unmöglich schien, zu Gott zu beten. — Plötzlich hörte Maximilian hinter sich ein Geräusch, und als er sich umwandte, erblickte er einen jungen Bauer, der ihm treuherzig die Hand reichte, und zu ihm sprach: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der euch retten kann und will. Folgt mir und fürchtet euch nicht; ich will euch dem Tode entführen.“ Und nun ging er vor ihm her, führte ihn von Klippe zu Klippe, und nach einer Stunde waren sie unten. Wie drängten sich Alle um den geretteten Prinzen! Wie dankten sie Gott für die wunderbare Errettung! Als sie sich aber nach dem Retter umsahen, war er nicht mehr zu sehen; er hatte sich im Gedränge verloren, und war zu bescheiden gewesen, den Dank und eine Belohnung zu erwarten. Daher meinten Viele, es sei wohl gar ein Engel gewesen. — Ein ander Mal kroch er zu zwei Löwen in den Käfig, und da sie wild auf ihn zusprangen, ergriff er unerschrocken eine Schaufel und schlug sie damit so lange, bis sie sich ruhig hinlegten. Auch auf den Bärenjagden, die er sehr liebte, war er oft in großer Gefahr. Drei dieser wilden Thiere hat er mit eigener Hand getödtet.

Friedrich III. war der letzte deutsche, König, der zu Rom die Kaiserkrönung empfing (1452). Nach ihm hat das erwählte Reichs-Oberhaupt sich immer in Deutschland zum Kaiser krönen lassen. Nur Maximilian I. noch nahm die Würde auf einem Zuge nach Italien an. Er war acht Jahre vor seines Vaters Tode zu dessen Nachfolger ernannt worden.

Ehe wir von Friedrich III. scheiden, ist noch eine sonderbare Begebenheit zu erzählen, die sich unter seiner Regierung ereignete: der sächsische Prinzenraub am 9. Juli 1455. Es regierte damals in Sachsen der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige. Dieser führte einen Krieg mit seinem Bruder Wilhelm, Landgrafen von Thüringen. Im Heere des Kurfürsten diente ein Ritter, Kunz von Kaufungen, und da dieser dabei seine Güter, die in Thüringen lagen, einbüßte, so gab ihm sein Herr andere im meißnischen Lande, welche bis dahin einem Apel von Vitzthum gehört hatten. Nachdem der Krieg beendigt war, erhielt Jeder das Seinige zurück. Aber Kunz weigerte sich, die vitzthumischen Güter herauszugeben, und da er von Seiten der sächsischen Gerichte dazu gezwungen wurde, so ergrimmte er so, daß er dem Kurfürsten Rache schwor, und ihm ins Gesicht sagte, er wolle sich nicht an Land und Leuten, sondern an seinem Leibe und Blute erholen. „Mein Kunz," antwortete ihm der sanfte Fürst, „siehe wohl zu, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennest." Kunz verband sich mit zwei andern Rittern, Mosen und Schönfels, bestach einen kurfürstlichen Küchenjungen, Hans Schwalbe, und erfuhr durch diesen eines Tages, daß der Kurfürst von Altenburg, wo er residirte, nach Leipzig gereist, die Kurfürstin mit ihren beiden Söhnen, Ernst und Albrecht, ganz allein sei, nur ein alter Soldat die Wache habe, und der Kanzler allen Hofleuten bei sich ein Gastmahl gebe. Geschwind machte er seine Anstalten. Er gab dem Schwalbe eine Strickleiter, die dieser an einem Schloßfenster befestigte, und in der Nacht stieg er an der steilen Wand des Bergschlosses empor, und holte erst den einen, und dann den andern Prinzen aus den Betten. Als er zum zweiten Male hinab kam, entdeckte er, daß er statt des kleinen Albrecht dessen Gespielen, den Grafen von Barby, ergriffen habe, stieg deshalb noch einmal hinauf, und holte den Prinzen. Indessen war die Kurfürstin erwacht, und wollte ihren Söhnen zu Hülfe eilen. Aber Kunz hatte die Thüren verriegelt, und hörte nicht auf ihr dringendes Flehen. Als er nun unten war, wo die Pferde schon bereit standen, übergab er den vierzehnjährigen Ernst seinen beiden Gefährten, mit ihm nach Franken zu fliehen, während er mit dem zwölfjährigen Albrecht den Weg nach Böhmen einschlug. Nach einem nächtlichen Ritte klagte der Kleine über Hunger. Kunz hielt daher im Walde nahe an der böhmischen Gränze bei einer Köhlerhütte an, damit der Prinz Beeren pflücken, und die Pferde sich erholen könnten. Jenem aber gelang es, den Köhler — Schmidt hieß er — heimlich zu sprechen, und ihm zu entdecken, daß er des Kurfürsten Sohn, und von dem Ritter entführt sei. Schmidt schlug sogleich mit der Axt auf einen Baumstrunk, ein bei diesen Leuten verabredetes Mittel, Hülfe herbeizurufen. Von allen Seiten fanden sich Kohlenbrenner ein. Mit ihnen nahm er den Ritter fest, und noch denselben Abend hatte die Kurfürstin die Freude, ihr Söhnchen wieder zu umarmen. Als Mosen und Schönfels von dem Vorfalle hörten, erboten sie sich,

den Prinzen Ernst zurückzubringen, wenn man ihnen vergeben wolle. Das wurde ihnen gewährt, und so traf auch Ernst bald wieder in Altenburg ein. Kunz wurde verurtheilt, enthauptet zu werden, und das Urtheil nach wenigen Tagen in Freiberg vollzogen. Zwar wollte der großmüthige Kurfürst ihn begnadigen, und sandte auch einen Boten deshalb dahin ab; aber dieser konnte nicht in die Stadt, da bereits die Thore, der Hinrichtung wegen, geschlossen waren. — Ernst und Albrecht theilten sich nach dem Tode ihres Vaters in das Land, und sind die Stifter der beiden noch regierenden sächsischen Häuser, des ernestinischen und albertinischen, geworden. Der ehrliche Köhler wurde nicht vergessen. Er sollte sich eine Gnade ausbitten; da bat er, daß er zeitlebens in jenem Walde frei Kohlen brennen dürfe. Das wurde ihm nicht nur gern erlaubt, sondern der Kurfürst schenkte ihm auch noch obendrein ein Freigut, und der Aelteste seiner Nachkommen erhält noch bis auf den heutigen Tag zum Andenken an die Begebenheit vom Könige von Sachsen jährlich ein Geschenk von vier Scheffeln Korn.

68. Ludwig XI. von Frankreich. — Karl der Kühne von Burgund und die Schweizer. — Der Krieg der beiden Rosen.

(Ludwig XI. 1461—1483. Ligue pour le bien public. Schlacht bei Montlhery 1465. Friede in St. Maur des Fossez. Karl der Kühne von Burgund 1467—1477. Ludwig in Peronne 1468. Zerstörung von Lüttich. Treulosigkeit Ludwigs gegen seinen Bruder, den Herzog von Berry, gegen Karl den Kühnen, den Herzog von Alençon und den Grafen von Armagnac. Belagerung von Neuß 1474. Zusammenkunft Ludwigs und Eduards IV. bei Pequigny 1475. Hinrichtung des Grafen von St. Pol und des Herzogs von Nemours. Karl gegen Renatus von Lothringen und die Schweizer 1476. Schlachten bei Granson und Murten 1476, bei Nancy 1477. Karls Tod. Maria von Burgund. Ermordung Hugonet's und Imbercourts. Vermählung Mariens mit Maximilian 1477. Krieg Ludwigs mit den Niederländern. Treffen bei Guinegate 1479. Mariens Tod 1482. Frieden von Arras 1482. Ludwigs XI. Tod. Maximilian in Brügge gefangen.
England: Heinrich VI. 1422—1471. Margarethe von Anjou. Richard von York. Krieg der rothen und weißen Rose 1451—1471. Erstes Treffen bei St. Albans 1455. Treffen bei Bloreheath 1459, bei Northampton und bei Wakefield 1460, und zweites Treffen bei St. Albans 1461. Eduard IV. König 1461—1483. Treffen bei Hexham. Flucht Margarethens nach Frankreich, Vertreibung Eduards IV. durch Clarence und Warwick 1470. Wiedereinsetzung Heinrichs VI. 1470. Rückkehr Eduards IV. Treffen bei Barnet und Tewkesbury 1471. Ermordung Heinrichs VI. Eduard wieder König. Tod des Herzogs von Clarence. — Eduard V. 1483 und sein Bruder Richard von York ermordet durch Richard von Gloucester. — Richard III. 1483—1485. Empörung des Herzogs von Buckingham. Heinrich Tudor Graf von Richmond. Schlacht bei Bosworth 1485. — Heinrich VII. 1485—1509. Lambert Simnel und Perkin Warbec.)

Als Ludwig XI. (1461—1483) die Nachricht vom Tode seines unglücklichen Vaters, Karls VII., erhielt, kehrte er sogleich vom burgundischen Hofe (Philipps des Guten), an dem er sich bisher aufgehalten hatte, nach Paris zurück. Er war ein schlauer, aber hinterlistiger, heuchlerischer, rachsüchtiger und tyrannischer Mensch, bebte vor keinem Verbrechen zurück, wenn es zu seinem Zwecke führte, war dabei schmutzig-geizig, und schenkte sein Vertrauen am liebsten Leuten aus gemeinem Stande. Sein Vertrauter war sein Barbier (Olivier le Daim), den er sogar zu Gesandtschaften gebrauchte.

Die Hauptaufgabe seiner Regierung war, die mächtigen Kronvasallen niederzudrücken, und die königliche Gewalt von ihnen unabhängig zu machen. Was Karl V. versucht hatte, führte er durch.

Den ersten Angriff richtete Ludwig gegen den Herzog Franz von Bretagne, einen schwachen Mann. Er verlangte von ihm, daß derselbe sich nicht mehr von Gottes Gnaden nenne, nicht mehr Münzen präge, kurz alle Souverainetätsrechte aufgebe. Franz bat um Bedenkzeit, um Zeit zu gewinnen, und schloß indessen mit den meisten großen Kronvasallen ein Bündniß zu gemeinsamer Vertheidigung, das sie die Ligue pour le bien public nannten, weil sie vorgaben, daß ihre Absicht sei, sich des gedrückten Volkes anzunehmen. Aber auch der König suchte das Volk zu gewinnen, indem er den Bürgern, besonders in Paris, große Freiheiten versprach, mit ihnen freundlich redete, ja sogar sie zum Abendessen besuchte. Die große Verbindung der Kronvasallen bestand aus dem Herzog von Bretagne; dem jungen Herzog Karl von Berry, des Königs Bruder; dem Grafen Karl von Charolois, einzigem Sohne Philipps des Guten; dem Herzoge Johann von Bourbon, des Königs Schwager; dem Herzoge Jakob von Nemours; dem Herzoge von Alençon; außer diesen und mehreren kleineren Vasallen war auch der bejahrte Dunois, Bastard von Orleans, dabei, der in einer Sänfte getragen wurde, weil er ein Pferd zu besteigen nicht mehr vermochte. Das Kriegsgewitter zog sich in der Nähe von Paris zusammen. Durch die Schlacht bei Montlhery (1465) zwischen dem König und dem Grafen von Charolois wurde zwar nichts entschieden; aber Ludwig hielt es für besser, die Verbündeten durch Nachgeben für den Augenblick zu beschwichtigen, als durch das Waffenglück seine Macht aufs Spiel zu setzen, so wie er denn überhaupt mit Versprechungen nie karg war, weil er sich kein Gewissen daraus machte, sie bei erster Gelegenheit zu brechen. Der Frieden wurde in St. Maur des Fossez nahe bei Paris (1465) geschlossen, und dabei ausgemacht, daß die Städte an der Somme, über die schon lange Streit zwischen dem Könige und dem burgundischen Hause gewesen war, dem Grafen von Charolois abgetreten werden, der Herzog von Berry das Herzogthum Normandie erhalten, und alle übrige Große mit neuen Besitzungen und Würden reichlich bedacht werden sollten. Ludwig dachte nicht im Geringsten daran, diese Bedingungen zu halten, sondern wollte nur die Vasallen trennen, und sich dann an den Einzelnen rächen. Von seinen Treulosigkeiten und Gewaltstreichen mögen nur einige erzählt werden.

Philipp der Gute starb 1467, 71 Jahre alt, allgemein betrauert, und sein Sohn, bisher Graf von Charolois, wurde nun unter dem Namen Karls des Kühnen Herzog von Burgund, ein stolzer, heftiger, hochfahrender Mann, ungestüm, roh und aufbrausend, ohne die edleren Gefühle des Herzens, dabei der reichste Herr seiner Zeit. Es ließ sich erwarten, daß zwischen einem solchen Manne und dem lauernden Ludwig kein dauernder Friede sein konnte. Bald nach jenem Frieden in St. Maur hatte der König seinem Bruder die Normandie wieder weggenommen, und als dieser mit dem Herzoge von Bretagne den Versuch machte, sein Land wieder zu erobern, zwang Ludwig Beide zu einem nachtheiligen Frieden, in welchem er die Normandie behielt und seinen Bruder mit Geld abfand. Karl der Kühne fuhr

auf, und rüstete sich schnell, die Treulosigkeit zu rächen. Schon standen beide Heere nahe an einander. Da zog Ludwig wieder Unterhandlungen der offenen Gewalt vor. Er hatte zwar die Lütticher, die sich schon mehrmals gegen Karl empört hatten und dafür blutig bestraft worden waren, wieder zum Aufruhr ermuntert, hoffte aber, sie würden erst später losbrechen, und trug dem Herzog eine Unterredung an, die in Peronne 1468 gehalten werden sollte. So treulos und wortbrüchig auch Ludwig selbst war, so glaubte er doch dem Edelmuthe des Herzogs trauen zu können, dessen ritterlicher Sinn ihm Bürge für seine Sicherheit war. Karl nahm den Antrag an; Ludwig kam mit weniger Begleitung nach Peronne, und wurde von dem Herzog mit offener Zutraulichkeit empfangen. Die Stadt wimmelte von burgundischen Rittern und Soldaten; unter jenen erkannte der König mehrere, die früher in seinen Diensten gewesen, aber, von ihm beleidigt, zu Karl übergegangen waren. Ihr Anblick machte ihn ängstlich; er bat daher den Herzog, ihm zu seiner Sicherheit das befestigte Schloß von Peronne einzuräumen, ohne zu ahnen, daß er sich hier selbst in die Gefangenschaft begebe. Denn kaum hatten die Unterhandlungen mit Karl hier begonnen, so lief die Nachricht ein, die Lütticher hätten sich wieder empört, und man hätte unter ihnen des Königs Agenten, welche sie aufgemuntert, gesehen. Ludwigs Hinterlist lag nun am Tage; doch dies Mal hatte sich der sonst so schlaue Mann selbst in die Falle begeben, und konnte seinem Feinde nicht mehr entwischen. Der Herzog tobte vor Wuth, und seinem Ungestüm war das Aergste zuzutrauen. Indessen lebte der König in der peinlichsten Ungewißheit. Aber auch hier half er sich durch seine Schlauheit. Er wußte einige der Räthe Karls durch Versprechungen zu gewinnen, daß sie den Herzog zu gelinderen Maßregeln stimmten. Sie brachten ihn mit vieler Mühe dahin, dem Könige die Freiheit zu verheißen, wenn er gewisse Bedingungen eingehe. Ludwig war sogleich zu Allem bereit. Karl verlangte die Aufhebung der Oberhoheit des Königs über die burgundischen Besitzungen, und die Abtretung von Champagne und Brie an den Bruder des Königs. Ludwig ging Alles ein, mit dem Vorsatze, nichts zu halten. Ehe aber Karl seinen Gefangenen entließ, mußte dieser ihn auf seinem Zuge gegen Lüttich begleiten, und Zeuge sein, wie jener die rebellische Stadt einnahm, und bis auf die Kirchen und Klöster zerstörte.

Sobald der König frei war, brach er auch seinen Eid. Er bot nämlich seinem Bruder für Champagne und Brie, die er wegen der Nähe von Burgund nicht gern in dessen Hände geben wollte, das Herzogthum Guienne an, was dieser auch annahm. Dann hielt er mit ihm eine Zusammenkunft, um den gutmüthigen Prinzen ganz von Burgund abzuziehen. So groß war aber in jener Zeit die Furcht vor Verrath, daß der mißtrauische Ludwig auf der Brücke, auf welcher die Zusammenkunft stattfand, ein starkes Gitter hatte machen lassen, welches die Brüder trennte, und dem Prinzen, der die freundlichsten Gesinnungen zeigte, durchaus nicht erlauben wollte, auf die andere Seite des Gitters zu ihm zu kommen. Darauf fing der König mit Karl dem Kühnen Feindseligkeiten an; er besetzte unter nichtigem Vorwande burgundische Gränzstädte, und nahm gegen den Vertrag von Peronne Appellationen burgundischer Unterthanen an, ja zuletzt befahl er ihm sogar, sich vor dem

Parlamente in Paris zu stellen. Karl, heftig ergrimmt, ließ den Boten in Ketten legen, und Ludwig, längst gerüstet, fiel nun sogleich in Burgund ein, während Karl, der darauf ganz unvorbereitet war, seine Truppen erst zusammenziehen mußte (1471). Während dieses Krieges, der, weil Ludwig jede Schlacht vermied, nur in gegenseitigen Verwüstungen und Belagerungen bestand, starb plötzlich der Bruder des Königs, der Herzog Karl von Guienne, nicht ohne den dringenden Verdacht, auf Veranstaltung des Königs Gift bekommen zu haben; denn eben hatte der Prinz sich aufs Neue mit Karl dem Kühnen verbunden. Auch andere Große, die dem Könige im Wege waren, schaffte dieser heimtückisch bei Seite. Den Herzog von Alençon, der mit Karl dem Kühnen einverstanden war, ließ er plötzlich festnehmen, nach Paris führen, und hier ins Gefängniß werfen, in welchem er einige Jahre darauf starb. Noch nichtswürdiger verfuhr Ludwig gegen dessen Schwiegersohn, den Grafen von Armagnac, einen Urenkel jenes obenerwähnten Connetables. Der Graf hatte sich, weil er sich nichts Gutes versah, in einer festen Stadt (Lectoure) eingeschlossen. Hier wurde er von den königlichen Truppen belagert. Endlich erbot er sich, die Thore zu öffnen, wenn man ihm sicheres Geleit geben wolle, um sich beim Könige zu rechtfertigen. Dies wurde ihm bewilligt und auf eine Hostie beschworen. Dennoch wurde er, sobald er die königlichen Truppen eingelassen hatte, niedergehauen, seine Frau vergiftet, und der Mörder vom Könige belohnt.

Der Krieg zwischen Burgund und Frankreich, an welchem auch Franz von Bretagne Antheil nahm, wurde mehrmals durch Stillstände unterbrochen. Während eines derselben geschah es, daß Karl der Kühne, wie oben erzählt ist, mit Kaiser Friedrich III. in Trier 1473 zusammenkam. Als er im folgenden Jahre den Krieg erneuerte, verband er sich dazu mit König Eduard IV. von England und dem Connetable von Frankreich, dem mächtigen und stolzen Grafen von St. Pol, dessen Güter theils zu Frankreich, theils zu Burgund gehörten. Da aber Eduard erst ein Jahr darauf (1475) übersetzen zu können versicherte, beging Karl die Unklugheit, sich einstweilen in einen andern Krieg einzulassen. Er nahm sich des durch das Cölner Capitel vertriebenen Erzbischofs von Cöln, Ruprecht, an, und belagerte die Stadt Neuß am Rhein. Aber vergeblich ließ er die feste Stadt mehrere Male stürmen; sie war nicht einzunehmen, und da nun (1475) Eduard IV. mit einem englischen Heere in Frankreich erschien, fand er Karl ohne Heer. Auch der Connetable wollte unter diesen Umständen sich nicht für Burgund und England erklären, und so blieb dem Könige Eduard nichts übrig, als die Anträge Ludwigs anzunehmen, und einen Frieden zu schließen. Er kam in Pequigny an der Somme zu Stande, und bei einer Zusammenkunft beider Könige auf einer mit einem engen Gitter versehenen Brücke versprachen sie einander ewige Freundschaft. Auch Karl der Kühne hielt es nun für das Beste, dem Kriege wenigstens fürs Erste zu entsagen. Er schloß mit Ludwig einen Waffenstillstand auf 9 Jahre (in Soleure im Luxemburgischen), weil er bereits andere Pläne hatte. Am übelsten kam dabei der Graf von St. Pol weg. Dieser Mann hatte lange geschwankt, ob er seinem Herrn, dem Könige, getreu bleiben, oder zu Karl übergehen sollte, indem er es mit Keinem ehrlich meinte, sondern sich unabhängig zu machen gedachte. Jetzt erntete er seinen Lohn. In der Angst,

dem Könige in die Hände zu fallen, flüchtete er zu Karl, der ihn aber gegen das Versprechen des Königs, ihm die Städte des Connetable zu übergeben, auslieferte. St. Pol wurde nach Paris geführt, und hier auf dem Greveplatze enthauptet. Seine Besitzungen fielen darauf theils an Frankreich, theils an Burgund. Noch härter verfuhr der König gegen den Herzog von Nemours, der an den Ränken des Grafen von St. Pol Theil genommen hatte. Er ließ ihn und seine Kinder nach Paris schleppen, ihn in ein so feuchtes Gefängniß werfen, daß seine Haare binnen wenig Tagen eisgrau wurden, und dann öffentlich enthaupten. Dabei wurden auf seinen Befehl die drei kleinen Söhne des Unglücklichen unter das Blutgerüst gestellt, damit sie von dem Blute ihres Vaters beträufelt würden.

Ein Jahr nach dem Waffenstillstande mit Ludwig, 1476, fing Karl mit dem Herzoge Renatus von Lothringen, der mit dem Könige von Frankreich im Bunde gewesen war, und den Schweizern, die von Ludwig XI. gewonnen waren, einen Krieg an; denn er wollte alle Länder besitzen, welche der Rhein durchfließt. Lothringen wurde schnell unterworfen, und die Hauptstadt Nancy erobert. Nun ging es nach der Schweiz. Die Helvetier schickten eine Gesandtschaft zu ihm, und ließen ihn um Erhaltung des Friedens bitten; im glücklichsten Falle würde er nicht viel gewinnen, ihr Land sei arm und nicht so viel werth, als die silberne Zäumung an seinen Pferden. Aber Karl war von seinem Entschlusse nicht abzubringen. Zunächst ging er auf das Städtchen Granson los, und verlangte, daß die Besatzung das Schloß ihm übergebe. „Haltet ihr mich auf," ließ er ihnen sagen, „so soll der Galgen euer Lohn sein!" Aber sie widerstanden lange, und als sie sich endlich doch ergaben, ließ er gegen den Vertrag Einige an Bäume hängen, die Andern aber an Stricke binden, und so lange durch den Neufchateller See schwemmen, bis sie ertrunken waren. So hatte der Unmuth sein sonst nicht böses Gemüth grausam gemacht.

Die Schweizer zogen jetzt heran, und trafen unweit Granson auf die Burgunder, am 3. März 1476. Vor der Schlacht fielen sie nieder, und flehten zu Gott um Sieg. Die Burgunder aber lachten laut auf; denn sie glaubten, jene wollten sie um Schonung anflehen. Nun begann die Schlacht. Karl wurden Viele seiner besten Leute erschlagen. So kam über dem Gefecht der Nachmittag heran. Plötzlich schimmerten oben auf dem Berge im Rücken der Schweizer blinkende Waffen; ein neues Heer zog heran. „Was für ein Volk ist das?" fragte Karl einen gefangenen Schweizer. „Das erst sind die wahren alten Schweizer," antwortete er, „die vom hohen Gebirge, die Männer, welche Oestreich schlugen." In demselben Augenblicke hallte dreimal das lange Uri-Horn durch die Berge, welches von den Urnern bei der Heerde wie in der Schlacht geblasen wird, und erfüllte Karls Herz mit grauenvoller Ahnung. „Ei!" rief er bedenklich aus, „was wird aus uns werden? Schon die Wenigen haben uns so ermüdet!" — Die Burgunder wurden in die Flucht geschlagen, und Karl mußte sein ganzes kostbares Gepäck, alle seine reichen Zelte im Stich lassen. Die Beute der Schweizer war ungeheuer. Sein Silbergeschirr, sein reich mit Edelgesteinen besetzter Herzogshut, sein Prachtschwert, dessen Griff von Diamanten, Sapphiren, Rubinen, Hyacinthen und Perlen strahlte, und andere kostbare Kleinodien fielen den Siegern in die

Hände, die so wenig damals mit den Sachen des Luxus bekannt waren, daß sie die silbernen Teller anfangs für Zinn hielten, und das Stück für einige Groschen verkauften. Auch verlor hier Karl seinen großen Diamant, der größer wie eine welsche Nuß war, und von ihm höher geschätzt wurde als eine ganze Provinz. Er war auf der Flucht verloren gegangen. Ein Schweizer fand ihn auf der Landstraße, hielt ihn für Glas, warf ihn verächtlich weg, und steckte nur das Futteral ein. Endlich bückte er sich doch, das Stückchen Glas — den Kindern mitzubringen. Zu Hause verkaufte er ihn für einen Gulden. Aber nun erkannte man den Stein; er ging aus einer Hand in die andere, jedes Mal theurer, und wurde zuletzt für 20,000 Ducaten, noch immer sehr wohlfeil, von Ludwig XIV. erhandelt.*)

Karl war außer sich vor Wuth, daß ihn die von ihm so verachteten Bauern besiegt hätten, warb schnell ein neues, noch größeres Heer, und griff schon am 22. Juni desselben Jahres die Schweizer zum zweiten Male an. In der Schlacht bei Murten verlor er den Kern seiner Leute. Zwanzigtausend Burgunder wurden theils erschlagen, theils in den See gesprengt, und Karl mußte wieder sein ganzes Lager mit allen Schätzen, die er mit sich zu führen pflegte, auf dem Schlachtfelde stehen lassen. Der Todten waren so viele, daß man die Gebeine in ein Beinhaus sammelte. Es ist 1798 durch die Franzosen zerstört worden. Ueber der Thüre stand die einfache Inschrift: „Dies hat das Heer des berühmten und tapfern Karl zum Andenken hinterlassen."

Die neue Niederlage hatte Karl ganz außer sich gebracht. Bald wüthete er wie rasend, bald saß er in tiefes Schweigen versunken da, sprach und aß nicht. Dann fuhr er wieder wild auf, knirschte mit den Zähnen, zerraufte sich das Haar, und wollte auch seine liebsten Räthe nicht vor sich lassen. Zuletzt warb er ein drittes Heer, bot seine letzten Kräfte auf, und ging zunächst auf Renatus los, der ihm indessen Lothringen nebst Nancy wieder entrissen hatte. Er legte sich vor Nancy. Hierhin zogen auch die Schweizer zum Beistande des Herzogs von Lothringen. Am 5. Januar 1477 kam es zur Schlacht bei Nancy. Als man am Morgen Karl sein rabenschwarzes Schlachtpferd vorführte, und er sich in den Sattel schwang, fiel die Zierde seines Helmes, ein goldener Löwe, herab auf den Sattelknopf. „Das ist von Gott!" seufzte Karl, gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was nach seinem Tode geschehen sollte, und ritt in die Schlacht. Unter seinen Officieren traute er keinem mehr als einem Italiener, dem Grafen von Campobasso, den er mit einer italienischen Reiterschaar in seine Dienste genommen hatte. Dieser treulose Mensch, da er merkte, daß es mit Karls Glück aus sei, verließ ihn mitten in der Schlacht, und wollte zu den Schweizern übergehen. Diese aber wiesen ihn zurück; an der Seite eines Verräthers zu fechten, sei weder der Art ihrer Väter noch ihrer eignen Ehre gemäß. Campobasso besetzte nun eine Brücke, über welche die Burgunder fliehen mußten, wenn sie geschlagen wurden; hier wollte er Karl ermorden. Als dieser in der Schlacht den rauhen Ton des Urihorns dreimal vernahm, durchfuhr ihn ein Todesschrecken;

*) Während der französischen Revolution ging er verloren und gehört jetzt dem russischen Grafen Demidow.

denn er hatte es ja auch bei Granson und Murten gehört. Endlich wurden die Burgunder in die Flucht geschlagen. Karl mußte, um jene Brücke zu vermeiden, über einen halbzugefrornen Graben setzen. Das Roß stürzte mit ihm, und brach in das Eis. Hinter ihm her jagten die lothringischen Reiter. Einem von ihnen rief er zu: „Rette mich! ich bin der Herzog von Burgund!“ Da jener aber taub war, verstand er: „Hoch lebe Burgund!“ hielt das für Hohn, und erschlug den Herzog mit der Hellebarde. Erst nach mehreren Tagen fand man die Leiche; die Wange war fest ans Eis gefroren. Renatus ließ ihn prachtvoll beerdigen. Als die Leiche auf dem Paradebette ausstand, trat Renatus heran, ergriff die herabhangende Hand des Todten, und sprach gerührt: „Lieber Vetter, ihr habt uns viel Uebel zugefügt! Eure Seele habe Gott!“

Karl der Kühne hinterließ keinen Sohn. Die einzige Erbin aller seiner schönen Länder und Reichthümer war seine Tochter, die 20jährige Maria von Burgund, schön, sanft und liebenswürdig. Allein dastehend, dem feindlichen Ludwig gegenüber, der seine Freude über Karls Tod nicht verbergen konnte und nach der reichen Erbschaft lüstern war, und umgeben von den rohen Bürgern von Gent, die ihre Verlassenheit zur Erweiterung ihrer Freiheiten zu benutzen entschlossen waren, befand sich Maria in einer sehr peinlichen Lage. Die Einzigen, auf deren Einsicht und Treue sie rechnen konnte, waren ihre Räthe, der Kanzler Hugonet und Herr von Imbercourt, Gouverneur von Lüttich, die aber eben darum von den Bürgern gehaßt wurden. Ludwig bemächtigte sich gleich nach Karls Tode des eigentlichen Herzogthums Burgund (Bourgogne), der Grafschaft Burgund (Franche Comté), der Städte an der Somme und der ehemaligen Besitzungen des Grafen von St. Pol, und schickte dann seinen Barbier und Günstling, Olivier le Daim, als Gesandten feierlich an die Prinzessin nach Gent. Da sich aber dieser Mensch unverschämt betrug, so wurde er nicht vorgelassen, und Maria sandte die Herren Hugonet und Imbercourt an den König, um mit ihm in friedliche Beziehungen zu treten. Statt dessen suchte der König die Gesandten in sein Interesse zu ziehen, und ließ seine Truppen in Artois und Flandern einrücken. Aber noch anderer Kummer stand der armen Maria bevor. Als ihre beiden Räthe nach Gent zurückkamen, gaben die Schöppen der Zünfte ihnen Schuld, daß sie Verräther wären. Sie wurden verhaftet, 6 Tage lang scharf befragt, und endlich zur Enthauptung verurtheilt. Maria, die sie wie Väter ehrte, eilte bei dieser Nachricht in Trauerkleidern und mit aufgelöstem Haare nach dem Rathhause, und da sie hier gegen die Schöppen mit Bitten nichts ausrichtete, lief sie auf den Marktplatz, auf dem bereits das Blutgerüste aufgerichtet und Alles zur Hinrichtung bereitet war. Mit Thränen in den Augen flehte sie zu dem Volke, daß es doch mit ihren treuen Dienern Erbarmen haben möchte. Ein Theil der Bürger wurde gerührt, und verlangte, daß der Wille der Prinzessin geschähe; Andere widersprachen, und während beide Parteien die Piken gegen einander einlegten, riefen die, welche sich auf die Hinrichtung nicht vergebens wollten gefreut haben, den Henkern zu, schnell ihre Pflicht zu thun. Sogleich fielen die Häupter jener beiden wackern Männer, und Maria wurde ohnmächtig in ihr Schloß getragen. Das sind die Greuel der Volksjustiz!

Indessen hatten sich mehrere Fürsten und Fürstensöhne um die Hand Mariens beworben; selbst der König von Frankreich gab sich Mühe, sie für seinen erst 7jährigen Sohn zu gewinnen; aber sie war jeder Verbindung mit Frankreich abgeneigt, und ihre Oberhofmeisterin (Frau von Hallevin), eine entschlossene Frau, gab dem französischen Unterhändler die Antwort: „Wir brauchen für unsere Herzogin einen Mann, aber kein Kind zum Gemahl." Desto besseren Empfang fand eine Gesandtschaft des Kaisers Friedrich III., der für seinen Sohn Maximilian um sie anhielt. Die Gesandten zeigten einen Brief, den sie früher mit Erlaubniß ihres Vaters an den Prinzen geschrieben, und einen Ring, den sie ihm geschickt hatte, vor. Maria erkannte Beides als das Ihrige an, und erklärte, ohne die Genter erst zu befragen, fest, daß sie ihr damals gegebenes Wort dem Erzherzog Maximilian halten wollte. So ungern auch die Niederländer die Verbindung mit einem damals noch so armen Prinzen sahen, so gaben sie doch endlich dem Willen Mariens nach, und die Vermählung wurde (im August 1477) vollzogen.

Der Krieg zwischen Ludwig XI. und den Niederländern dauerte mit mehreren Unterbrechungen fort; ein unglückseliger Krieg, in dem weniger Gefechte als gegenseitige Verwüstungen vorkamen. Nur ein Haupttreffen ist zu erwähnen, bei Guinegate (in der Nähe von St. Omer) 1479, wo Maximilian die Franzosen aus dem Felde schlug. Maria erlebte das Ende des Kriegs nicht; sie starb 1482 (im März) an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf einer Reiherjagd. Sie hinterließ zwei Kinder, den noch nicht vierjährigen Philipp (den Schönen von Oestreich) und die zweijährige Margaretha. Philipp war der Erbe seiner Mutter, und wurde als Herzog anerkannt, Maximilian dagegen als ein Fremder betrachtet, ja ihm selbst die Vormundschaft streitig gemacht. Die Genter bemächtigten sich des kleinen Philipp, und setzten vier Vormünder ein. — Ludwig XI. war bei diesen Ränken besonders thätig, trug ihnen einen Frieden an, und schlug eine Vermählung des Dauphins Karl mit Margarethen vor. Die Genter willigten in Beides. Der Friede von Arras 1482 bestimmte, daß die Braut die Grafschaft Burgund und Artois nebst mehreren Herrschaften als Heirathsgut mitbringen, und bis zum gehörigen Alter am französischen Hofe erzogen werden sollte. Das Herzogthum Burgund (Bourgogne) und die Städte an der Somme wurden nicht erst erwähnt, und blieben bei Frankreich.

Ludwig XI. starb 1483, von seinen Unterthanen verwünscht. Die Aufgabe seines Lebens, die Großen niederzudrücken und die Gränzen seines Reichs zu erweitern, hatte er erreicht, aber nur durch die verwerflichsten Mittel, durch Hinterlist, Treubruch, offene Gewalt und Mord. Seine letzten Jahre brachte er in Plessis, einem festen Schlosse, dicht bei Tours, zu, voll Angst vor Aufruhr, Vergiftung oder Ermordung. Sein einziger Sohn, Karl VIII., war sein Nachfolger.

Maximilian, unwillig, daß ihm die Flandrer seine beiden Kinder entrissen und ihm allen Einfluß genommen hatten, gebrauchte endlich Gewalt. Der Krieg wurde mehrere Jahre mit großer Erbitterung geführt. Die Bürger von Brügge, wohin er sich unvorsichtig gewagt, nahmen ihn sogar gefangen, hielten ihn vier Monate fest, und sprachen gar von seiner Hinrichtung. Sein alter Vater, Kaiser Friedrich III., eilte ihm zu Hülfe, traf ihn aber

schon befreit (1485). Erst 1489 waren die Flandrer so weit gebracht, sich unterwerfen, den Herzog Philipp ausliefern, und Maximilian als Vormund anerkennen zu müssen. Herzog Philipp wurde später an die Tochter Ferdinands von Arragonien und Isabella's von Castilien vermählt.

Doch nun nach England. Hier regierte seit 1422 Heinrich VI. (bis 1472), anfangs unter der Vormundschaft seines geistreichen Oheims, des Herzogs von Bedford (gest. 1435), dann zwar dem Namen nach selbstständig, in der That aber unter der Leitung seiner klugen, unternehmenden Frau Margaretha von Anjou, da er von schwachem Verstande und ohne alle Willensstärke war. Daß unter seiner schwachen Regierung die englischen Besitzungen in Frankreich, um deren Behauptung Ströme von Blut geflossen waren, verloren gingen, ist schon bei Frankreich erzählt worden. Dies vermehrte noch die Unzufriedenheit mit seiner Verwaltung, und wenn auch der Adel es mit dem Hofe hielt, so sehnte sich doch der Mittelstand und das niedere Volk nach einer Veränderung. Hierauf baute der ehrgeizige Vetter des Königs, Richard Herzog von York, als er mit seinen Ansprüchen auf die Krone 1451 hervortrat. Er war zwar nur der Enkel des vierten Sohnes König Eduards III., während Heinrich der Urenkel des dritten Sohnes war, aber Richards Mutter war eine Enkelin der Tochter des zweiten Sohnes Eduards III. Galt also der Grundsatz, daß der männliche Stamm dem weiblichen vorgehe, so waren seine Ansprüche nichtig; räumte man dagegen den weiblichen Erben gleiche Rechte mit den männlichen ein, so hatte er allerdings ein näheres Recht. Zur Erläuterung diene folgende Tabelle.

Eduard III., König 1327—1377.

- Eduard, d. schwarze Prinz, † 1376.
  - Richard II., König 1377—1399.
- Lionel, Herzog von Clarence, † 1386.
  - Philippe. Gem.: Edmund Mortimer, Graf de la Marche, 1368.
    - Roger Mortimer, erschlagen 1405.
      - Edmund Mortimer, † 1424 ohne Kinder.
      - Anna Mortimer. Gem.: Richard, Gr. v. Cambridge, enthauptet 1415. Großeltern Eduards IV.
- Johann von Gent, Herzog v. Lancaster, † 1399.
  - Heinrich IV., König 1399—1413.
    - Heinrich V., König 1413—22. Gem.: Katharina, Tochter Karls VI. v. Frankreich.
      - Heinrich VI. König 1422—1472.
  - Johann Beaufort, Graf von Somerset, † 1410.
    - Johann, Gr. von Somerset, † 1444.
    - Edmund, Herzog v. Somerset, erschlagen 1455.
- Edmund v. York, † 1402.
  - Richard, Graf v. Cambridge, enthauptet 1415. Gemahlin: Anna Mortimer.
    - Richard, Herzog von York, erschlagen 1460.
      - Eduard IV. König 1461—1483.
        - Elisabeth, Gemahlin Heinrichs VII., † 1503.
        - Eduard V., ermordet 1483.
        - Richard v. York, ermordet 1483.
      - Georg, Herzog v. Clarence, ertränkt 1477.
        - Eduard, Gr. v. Warwick, enthauptet 1499.
      - Richard III. König 1483—1485.

Edmund Tudor, Gr. v. Richmond, Sohn der Wittwe Heinrichs V., Katharina, und des Owen Tudor.

- Heinrich VII., König 1485—1509. Gem. Elisabeth, Tochter Eduards IV.

Margaretha, † 1509: Gemahl: Edmund Tudor, Gr. v. Richmond.

Dieser Richard von York war es, welcher den 20jährigen blutigen Krieg zwischen der rothen und weißen Rose (1451—1471), der sich mit dem Untergange des Hauses Lancaster endigte, hervorrief. Den Namen der beiden Rosen führte dieser Krieg, weil das Haus Lancaster, aus welchem Heinrich VI. stammte, eine rothe, und das Haus York eine weiße Rose im Wappen führte. Dieser furchtbare Kampf, der ganz England mit Blut erfüllte, das auf den Schlachtfeldern und auf Blutgerüsten vergossen wurde, wurde nicht für des Volkes Wohlfahrt, sondern allein zur Entscheidung der für das Volk ziemlich gleichgültigen Frage geführt, ob das Haus Lancaster oder York den Thron einnehmen sollte. Jede Partei benutzte ihren augenblicklichen Sieg, um alle Glieder der andern, die sie erreichen konnte, zu ermorden, und man zählt über 80 Prinzen des königlichen Hauses, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind.

Richard von York trat damit auf, daß er die Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche, die Entfernung des vielgeltenden Ministers, des Herzogs Edmund von Somerset, eines Verwandten des Königs, an der Spitze eines Heeres verlangte (1450). Er erreichte aber seinen Zweck nicht; der König lockte ihn zu einer Zusammenkunft, und nahm ihn gefangen. Zwar wurde er bald wieder entlassen; doch mußte er für günstigere Zeiten die Ausführung seiner Entwürfe und seiner Rache aufsparen.

Diese günstigeren Umstände traten nach wenigen Jahren ein. Der König erkrankte so, daß er zur Selbstregierung ganz unfähig war. Die Königin, um Schlimmeres zu vermeiden, beschloß, den Herzog von York zum Statthalter des Reichs während der Krankheit des Königs zu ernennen. Richard ließ den Herzog von Somerset in den Tower setzen, sich aber vom Parlament zum Protector ernennen. Die königliche Partei dagegen benutzte bald darauf die anscheinende Besserung des Königs, diesen zur Uebernahme der Regierung zu bewegen; Richard wurde seines Protectorats wieder entlassen, und Somerset aus dem Tower befreit. Zornig verließ York London, warb Soldaten, und ging auf die königlichen Truppen los. Das Treffen bei St. Albans (nördlich von London in Hertford-Shire) 1455, das erste dieses Kriegs, entschied für den Herzog von York. Somerset fiel, und König Heinrich wurde gefangen. Richard bewog darauf das Parlament, ihn aufs Neue zum Protector zu ernennen.

Aber bald sah man, daß die Verwaltung des Protectors nicht besser sei als die bisherige. Die unternehmende Königin Margaretha benutzte die Unzufriedenheit Vieler schon im nächsten Jahre, ihrem Gemahle die Selbstständigkeit wieder zu verschaffen. Während einer Abwesenheit des Protectors führte sie den König ins Parlament, wo Heinrich erklärte, er werde nun wieder selbst regieren. Richard stellte sich, als sei er damit zufrieden, und der Erzbischof von Canterbury lud die vornehmsten Anhänger Richards nach London, und bewirkte eine allgemeine Versöhnung. Hand in Hand zogen die Anhänger beider Parteien feierlich in die Paulskirche.

Doch die Aussöhnung war nur äußerlich; der Parteihaß kochte fort, und lauerte nur auf eine Veranlassung, um wieder loszubrechen. Und diese fand sich bald. Eine Schlägerei zwischen einem Dienstmann des Königs und einem des Grafen von Warwick (sprich Uarick) brachte beide Parteien wieder

unter die Waffen. Zwar erfocht der Graf von Salisbury (Sahlsberri), der Vater Warwicks, einen Sieg bei Bloreheath (in Staffordshire) (spr. Blohrheff) 1459 über das königliche Heer; da aber bald darauf ein Theil der Yorkschen Soldaten zum königlichen Heer überging, entstand unter den Yorkisten eine solche Muthlosigkeit, daß sie aus einander gingen. Das feige Parlament, das es immer mit dem Stärksten hielt, erklärte darauf den Herzog von York und seine Anhänger für Verräther.

Auch diese Waffenruhe dauerte nicht lange. Schon im nächsten Jahre (1460) sammelte der Graf von Warwick, einer der reichsten und mächtigsten Großen Englands, der wegen seiner Freigebigkeit und Leutseligkeit die allgemeine Liebe des Volks genoß, ein neues Heer, und zog unter dem Jubel der Menge in London ein. Der König, damals in Coventry, eilte herbei, und wurde in dem Treffen bei Northampton (spr. Northämten) in Northamptonshire nicht nur geschlagen, sondern auch wieder gefangen, 1460. Jetzt erst machte Richard von York Ansprüche auf die Krone. Er legte sie dem Hause der Pairs vor, und bat um ihre Entscheidung. Diese fiel recht weise dahin aus, daß Heinrich bis an seinen Tod König bleiben, Richard dagegen die Verwaltung führen, und nach Heinrichs Tode den Thron besteigen sollte. York war oder stellte sich damit zufrieden, und so schien die Ruhe wiederzukehren.

Dies Mal wurde sie durch die Königin Margaretha gestört. Sie war nach dem Treffen bei Northampton mit ihrem 7jährigen Sohne Eduard nach Nordengland geflohen, hatte die Barone für sich gewonnen, und erschien nun mit 20,000 Mann wieder im Felde. Richard von York eilte mit allen Leuten, die er in der Eile zusammenraffen konnte, ihr entgegen, und griff sie an. Da aber Margaretha ihm bei Weitem überlegen war, so erfocht sie 1460 im Treffen bei Wakefield (Wähkfihld) in Yorkshire einen glänzenden Sieg. Richard lag unter den Todten; Margaretha ließ der Leiche den Kopf abschlagen, und diesen, mit einer papiernen Krone geschmückt, über dem Thore von York aufstellen. Sein 17jähriger Sohn wurde von einem Lord (Clifford) ermordet, und der alte Graf von Salisbury enthauptet. Richard hinterließ 3 Söhne, deren ältester, Eduard, nun Herzog von York wurde; an der Spitze seiner Partei aber stand der Graf von Warwick, der den Krieg eifrig fortsetzte, und den gefangenen König mit sich herumführte. Er zog, als Margaretha sich London näherte, ihr entgegen; bei St. Albans trafen die Heere zum zweiten Male auf einander, und Margaretha erfocht einen neuen Sieg (1461).

Aber dieser Sieg bei St. Albans trug ihr keine anderen Früchte, als daß ihr schwacher Gemahl, König Heinrich, aus den Händen seiner Feinde befreit wurde. Der junge Herzog von York zog jetzt herbei, und da Margaretha sich nicht stark genug fühlte, ein wiederholtes Treffen zu liefern, so zog sie sich nach Nordengland zurück. Der 19jährige Eduard hielt also in London seinen Einzug. Seine Jugend, seine Schönheit, sein ritterlicher Anstand und seine Freundlichkeit gewannen ihm alle Herzen, und da er das versammelte Volk fragen ließ, ob sie ihn zum König haben wollten, so jauchzte das Volk ihm zu, und man rief ihn unter dem Namen

Eduards IV. zum König aus (1461—1483). Dann zog er aus,

um Margarethen von Anjou aufs Neue zu bekriegen. Beide Heere trafen sich in dem Treffen bei Towton (spr. Tauten) unweit York. Heinrich und Margaretha erlitten eine solche Niederlage, daß sie sich nach Schottland flüchten mußten. Aber die thätige Frau verlor den Muth nicht; sie reiste nach Frankreich, vermochte den König Ludwig XI., ihr Hülfstruppen zu geben, kehrte zurück, und machte mit schottischen und französischen Truppen einen neuen Einfall in Nordengland. Hier aber erlitt sie (1464) bei Hexham in Northumberland eine neue Niederlage, und alle Gefangene von Bedeutung wurden hingerichtet.

Margaretha war nach dieser Schlacht mit ihrem kleinen Sohne in einen Wald geflüchtet, und fiel hier einer Räuberbande in die Hände. Man plündert sie aus, aber während die Räuber über die Theilung der Beute in Streit gerathen, gelingt es ihr zu fliehen, und sich im Dunkel des Waldes zu verbergen. Plötzlich stößt sie auf einen einzelnen Räuber, der mit gezogenem Degen auf sie losgeht. Mit seltener Geistesgegenwart versucht sie seinen Edelmuth zu rühren. „Hier, mein Freund," ruft sie, „übergebe ich die Rettung des Sohnes deines Königs deiner Fürsorge." Der Räuber, durch das Vertrauen der Königin geschmeichelt, wird plötzlich aus ihrem Verfolger ihr Beschützer; er verbirgt sie im Walde; dann geleitet er sie bis zur Seeküste, von wo sie nach Flandern flüchtet. Sie begab sich darauf an den Hof ihres Vaters, des Titularkönigs von Neapel Renatus, nach Angers, wo sie sich mehrere Jahre aufhielt. Uebler ging es Heinrich VI. Einige seiner Freunde verbargen ihn ein Jahr lang; dann wurde er entdeckt, dem Eduard ausgeliefert, vom Grafen Warwick auf ein Pferd festgeschnallt, drei Mal so um den Schandpfahl geführt, und in den Tower gesteckt.

Von nun an schien Eduard auf dem Throne sicher zu sitzen; aber bald änderten sich die Umstände. Auf einer Jagd hatte er einst die Lady Elisabeth Gray, deren Mann in der zweiten Schlacht bei St. Albans gefallen, und deren Güter eingezogen waren, kennen gelernt. Sie hatte ihn fußfällig um Mitleiden mit ihren armen Kindern gebeten. Der Anblick der jungen und schönen Bittenden hatte sein Herz gerührt, und er sich mit ihr vermählt. Von nun an begünstigte er die Verwandten seiner Frau so, daß seine alten Freunde, vor Allen Warwick, sich für beleidigt hielten. Dieser verband sich mit Eduards Bruder, Georg Herzog von Clarence (spr. Klärens), und andern unzufriedenen Großen, warb Truppen, und beklagte sich öffentlich über die schlechte Verwaltung. Er rechnete dabei auf einen Aufruhr der Bauern, der damals im nördlichen England ausgebrochen war. Da dieser aber bald gedämpft wurde, flüchteten sich Warwick und Clarence nach Frankreich. Hier fanden sie bei Ludwig XI. sehr freundliche Aufnahme; denn Eduard IV. war als Bruder der Herzogin von Burgund dem Könige von Frankreich verhaßt. Ludwig veranstaltete eine Zusammenkunft und Aussöhnung zwischen Warwick und Margaretha von Anjou, und jener versprach, seine Kräfte ganz dem Hause Lancaster zu weihen, und Heinrich VI. wo möglich den Thron wieder zu verschaffen.

Mit französischer Hülfe kehrten Warwick und Clarence wieder nach England zurück 1470. Die Nachricht von ihrer Landung wurde von ihren vielen

Freunden und dem Volke mit Entzücken aufgenommen; binnen wenigen Tagen stand Warwick an der Spitze von 60,000 Mann. Eduard, wenig vorbereitet, eilte ihm entgegen. Bei Nottingham (spr. Nattingäm) trafen sie auf einander; eine Schlacht sollte entscheiden; da wurde Eduard vom Marquis von Montague, einem seiner Generale, der mit seinem Bruder Warwick einverstanden war, während der Nacht überfallen, und hatte kaum Zeit, sich zu retten. Entblößt von Allem eilte er der Küste zu, und flüchtete sich nach Holland, wo er in Alkmaar landete, so arm, daß er dem Führer des Schiffs statt der Zahlung nur seinen Zobelpelz geben konnte. Warwick eilte nach London, holte Heinrich VI. aus dem Tower, und setzte ihn wieder auf den Thron, doch so, daß bei seiner anerkannten Unfähigkeit bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Warwick und Clarence die Verwaltung führen sollten. Indessen hatte Eduard IV. von seinem Schwager Karl dem Kühnen heimlich Unterstützung erhalten, und wagte (1471) im nördlichen England zu landen. Auch ihm fehlte es in jener Zeit der Parteiungen nicht an Zulauf. Er machte sich nach London auf den Weg, und erschien ungehindert, weil Warwick ihn verfehlt hatte, vor den Thoren dieser Stadt. Das bestürzte Volk wehrte seinem Einzuge nicht, und Heinrich VI. wurde — zum vierten Male — ins Gefängniß gesteckt. Warwick war indessen umgekehrt, und eilte gen London zurück. Clarence ging mit einem Theil des Heeres zu Eduard über; dennoch wagte Warwick ein Treffen bei Barnet (nördl. von London) 1471. Das Schlachtglück entschied gegen ihn, und er fand tapfer fechtend seinen Tod. Man hat diesem Grafen von Warwick zum Unterschiede von andern seines Namens den Beinamen des Königsmachers (the kingmaker) gegeben, weil er es war, der sowohl den Eduard als späterhin den Heinrich VI. auf den Thron setzte.

An dem Tage des Treffens bei Barnet landete Margaretha von Anjou mit ihrem Sohne voll fröhlicher Hoffnungen an der englischen Küste. Die Nachricht von der Niederlage ihrer Freunde schlug ihren Muth nicht ganz nieder; sie durchzog die Mitte von England, und ihre Anhänger sammelten sich zum Theil um sie. Eduard IV. suchte sie auf, fand sie an den Ufern der Saverne, und lieferte ihr ein Treffen bei Tewkesbury (spr. Tjiuksberi) in Gloucestershire (1471). Hier erlitt die Lancastersche Partei eine gänzliche Niederlage; die vornehmen Gefangenen ließ Eduard sogleich enthaupten, die Uebrigen wurden zersprengt. Unter den Gefangenen waren auch Margaretha und ihr Sohn, der 18jährige Eduard. König Eduard war unedelmüthig genug, den Jüngling mit dem Blechhandschuh ins Gesicht zu schlagen, worauf Clarence und dessen Bruder Richard von Gloucester, ein kalter Bösewicht, den Prinzen mit ihren Dolchen niederstachen. Auch sein Vater Heinrich VI. ist ohne Zweifel im Gefängnisse ermordet worden; wenigstens war er wenige Tage darauf todt, und das Gerücht nannte denselben Gloucester als seinen Mörder. Margaretha wurde in den Tower geworfen; erst vier Jahre später erhielt sie durch den Frieden von Pequigny (s. oben) ihre Befreiung und die Erlaubniß, zu ihrem Vater zurückzukehren. Sie starb 1482. Das Haus Lancaster war nun erloschen; alle seine Glieder in den Schlachten oder auf dem Blutgerüste gefallen; nur ein Seitenverwandter lebte noch, Heinrich Tudor (spr. Todder) Graf von Richmond (spr. Ritschmont). Er

flüchtete mit seinen Hoffnungen nach Bretagne, um günstigere Zeiten zu erwarten.

Von Eduards IV. Verbindung mit Karl dem Kühnen gegen Ludwig XI. ist schon oben gesprochen, ebenso von seiner Zusammenkunft mit Ludwig und dem Frieden von Pequigny. Der Herzog Georg von Clarence entging nicht dem Lohne für seine Verrätherei. Sein Bruder, der boshafte Richard von Gloucester, veruneinigte ihn mit dem Könige, und dieser war unnatürlich genug, seinen eigenen Bruder vom Parlamente wegen hochverrätherischer Reden zum Tode verurtheilen zu lassen. Die einzige Vergünstigung wurde ihm gewährt: daß er die Todesart wählen durfte. Er verlangte, in einem Fasse Malvasierwein, den er gern trank, ertränkt zu werden. Dies wurde ihm gewährt (1478). Er hinterließ einen Sohn, der den Titel eines Grafen von Warwick erhielt. — Eduard IV. starb 1483. Von seinen beiden hinterlassenen Söhnen, dem 13jährigen Eduard und dem 7jährigen Richard von York, folgte ihm jener unter dem Namen

Eduard V. auf dem Throne. Sein Oheim, Richard von Glouцester, übernahm die Verwaltung und Vormundschaft. Durch List brachte er den jungen König und dessen Bruder in seine Hände, so ungern auch ihre bange Mutter sie ihm überließ, ließ dann den Bruder der verwittweten Königin, den Grafen von Rivers, und ihren Sohn erster Ehe nebst mehreren Anhängern ihres Hauses enthaupten, sich selbst aber zum Protector ernennen. Sein Ziel war der Thron; um dies Ziel zu erreichen, scheute Richard kein Verbrechen. Zunächst brachte er die beiden Knaben, Eduard V. und York, in den Tower, und erklärte dann, seine beiden ältern Brüder, Eduard IV. und der ermordete Clarence, wären keine ächten Söhne seines Vaters gewesen, mithin habe nur er, nicht aber Eduard V., ein Recht auf den Thron. Einige erkaufte Werkzeuge mußten ihn dann der Bürgerschaft zum König empfehlen, und überreichten ihm endlich eine Adresse, in welcher er gebeten wurde, die englische Krone zu übernehmen. Der heuchlerische Tyrann stellte sich überrascht, unentschlossen, und erklärte zuletzt, er wolle sich in die Nothwendigkeit und den Willen des englischen Volks fügen. So bestieg er, einer der abscheulichsten Bösewichter, unter dem Namen

Richard III., 1483—1485, den englischen Thron. Das Aeußere dieses Menschen stimmte zu seinem Innern. Er war klein, buckelig, von widrigen Gesichtszügen, und hatte einen verdorrten linken Arm. Das scheußlichste Verbrechen stand noch bevor. So lange seines Bruders, Eduards IV., Söhne lebten, konnte er nicht ruhig regieren. Daher befahl er dem Befehlshaber des Tower die Kinder zu ermorden, und da dieser mit seinem Gewissen sich entschuldigte, befahl er ihm, seinem Stallmeister auf 24 Stunden die Schlüssel des Tower zu überliefern. Dieser schlich sich in der nächsten Nacht mit zwei Gehülfen in das Gemach der Prinzen, und erstickte die schlafenden unschuldigen Kinder mit Betten (1483). Bald darauf wurde ein Versuch gemacht, den Unhold vom Throne zu stürzen. Der Herzog von Buckingham, das vornehmste Werkzeug seiner Erhebung, merkte, daß Richard ihn aus dem Wege räumen wollte. Darum verband er sich mit dem Grafen von Richmond, Heinrich Tudor, der noch am Hofe des Herzogs Franz von Bretagne sich aufhielt. Aber der Plan wurde verrathen,

und Buckingham mit vielen Andern hingerichtet. Ein zweiter Versuch (1485) gelang besser. Heinrich Tudor landete mit französischen Truppen in Milford-Haven in Wales, und fand viel Zulauf. Richard eilte ihm entgegen. Die Schlacht bei Bosworth in Leicestershire 1485 entschied über Richards Thron und Leben. Er fiel, als er seinen Gegner mit eigener Hand bekämpfen wollte, und noch auf dem Schlachtfelde setzte man dem Sieger die Krone auf, die Richard in der Schlacht auf dem Helme getragen hatte. Mit Richard erlosch das Haus Plantagenet.*)

Heinrich VII., 1485—1509, war von Seiten seiner Mutter aus dem Hause Lancaster. Sein Vater war Edmund Tudor, ein Sohn der Wittwe Heinrichs und des Owen Tudor. Mit ihm gelangte das Haus Tudor (Todder) auf den englischen Thron. Indem er Elisabeth, die Tochter Eduards IV., heirathete, vereinigte er die beiden Rosen. Ein guter Mensch war er nicht. Den Sohn des Herzogs von Clarence, den jungen Grafen von Warwick, warf er in den Tower, und machte sich durch strenge Willkür verhaßt. Besonders haßte ihn die Yorksche Partei. Zweimal traten, wahrscheinlich auf Betrieb der verwittweten Herzogin von Burgund (Eduards IV. Schwester), Betrüger gegen ihn auf, denen es gelang, Aufruhr zu erregen. Der erste war ein Bäckerssohn, Lambert Simnel; er gab sich für den im Tower sitzenden Eduard von Warwick aus, wurde aber bald besiegt, und zur Strafe zum Küchenjungen gemacht. Der Andere, der sich für Richard von York ausgab, war Perkin Warbec von ungewisser Herkunft, der sein Wagstück am Galgen büßte. Heinrichs Hauptleidenschaft war Geiz; darum drückte er seine Unterthanen durch Steuern und Strafgelder. Er hinterließ, als er 1509 starb, einen großen Schatz, aber das Bedauern der Engländer folgte ihm nicht nach. Sein Nachfolger war sein Sohn Heinrich VIII.

69. Entdeckungen der Portugiesen.

(Entdeckungen an der Westküste Afrika's seit 1418. Dom Henrique, gest. 1460. Bartholomeu Diaz entdeckt 1486 das Vorgebirge der guten Hoffnung. Vasco da Gama umfährt 1498 Afrika, und gelangt nach Calicut. Cabral entdeckt 1500 Brasilien. Vasco zum zweiten Male in Ostindien 1502. Almeida 1505—1509 Große Eroberungen des Alfons Albuquerque 1509—1515.)

Die Erfindung des Compaß hatte allerdings den Seereisen eine größere Sicherheit und Ausbreitung gegeben; doch erstreckten sie sich im Mittelalter noch nicht weiter als auf die Meere, welche Europa unmittelbar umfließen. Weiter nach Westen in das damals noch unbekannte atlantische Meer hinein zu segeln wagte man noch nicht, und als die Portugiesen 1446 bis zu den Azoren gekommen waren, glaubten sie Wunder! wie weit sie gekommen wären. Noch weniger wagten sich die Schiffer nach dem Süden, theils wegen der Unbekanntschaft mit den dortigen Gegenden, theils wegen des Vorurtheils, daß man wegen der Hitze nicht über die Linie schiffen könnte. Vielleicht hielt man auch die dortigen Völker für zu wild, um mit ihnen Handelsverbin-

*) Es lebte zwar noch der Graf von Warwick, Sohn Georgs von Clarence, bis 1499, aber er bestieg nicht den Thron.

bungen anknüpfen zu können. Nur bis zu den canarischen Inseln, die auch schon den Alten einigermaßen bekannt gewesen, waren 1344 einige kastilische Abenteurer gekommen. Auch zu Lande wagte nicht leicht ein Europäer in die hinteren und südlicheren Länder Asiens zu reisen. Und doch waren die Producte des schönen warmen Ostindiens schon von Alters her in Europa überaus geschätzt. Gold, Edelsteine, Gewürze, Elfenbein, Baumwolle, Seide, eine Menge Apothekerwaaren und viele andere köstliche Producte des Südens konnten die Europäer nicht wohl entbehren; aber sie holten sie nicht unmittelbar von dort, sondern kauften sie den arabischen (maurischen) Kaufleuten ab, die sie von Ostindien nach dem persischen und arabischen Meerbusen brachten. Hier lud man sie auf Kameele, und führte sie nach Alexandrien in Aegypten, oder nach den Häfen Syriens und Klein-Asiens. Hierhin kamen nun die Europäer, und kauften sie jenen ab; aber dadurch kamen ihnen die Waaren sehr theuer zu stehen. Der Handel mit diesen Südproducten war vorzüglich in den Händen der Italiener, am meisten der Städte Venedig, Genua, Pisa und Amalfi. Die verschifften dann die Waaren nach den übrigen Ländern Europa's. Keiner aber dachte daran, einen bequemen Handelsweg nach Ostindien aufzufinden, etwa um Afrika herum; denn man wußte noch nicht, wie weit Afrika sich nach Süden hin erstrecke, und ob es nicht vielleicht bis an den Südpol reiche.

Da lebte in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts in Portugal ein Prinz Dom Henrique oder Heinrich, den man nachher Heinrich den Seefahrer nannte, der dritte Sohn des Königs Johann I. Dieser Prinz beschäftigte sich gern mit Mathematik und Schiffahrtskunde, und hatte eine große Begierde, neue Entdeckungen zu machen. Darum hatte er immer auf seinem Schlosse eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er neue Seefahrten ausdachte. Besonders lag ihm daran, die Westküste von Afrika, von der man kaum den nördlicheren Theil kannte, näher kennen zu lernen. Einst schickte er ein Schiff unter dem geschickten Seefahrer Perestrello aus, um an jener Küste hinzusegeln. Ein Sturm warf ihn aber seitwärts, und so entdeckte er 1418 die Insel Porto Santo. Von hier sah er in äußerster Ferne eine Wolke, die aber immer auf demselben Flecke blieb. Er vermuthete, daß es ein Land sei, fuhr hin und entdeckte die Insel Madeira. Den Wald, der sie ganz und gar bedeckte, brannte er nieder. Das Feuer währte sieben ganzer Jahre. Nun war die Insel kahl, und der Boden durch die Asche so trefflich gedüngt, daß die Weinreben, welche man anpflanzte, überaus gut gediehen, und der Madeirawein noch jetzt berühmt ist.

Darauf wurden die canarischen Inseln (1456) in Besitz genommen. Die Portugiesen fanden hier ein wildes Volk, welches in Thierhäute sich kleidete, und nicht einmal den Gebrauch des Eisens kannte. Statt sie nun klüger zu machen, fielen die Portugiesen über sie her, ermordeten die Meisten, und machten die, welche bereit waren, sich taufen zu lassen, zu Sclaven.

Diese glücklichen Erfolge munterten den thätigen Dom Heinrich auf, immer neue Schiffe auf Entdeckungen auszuschicken. So kam man nach dem Ausflusse des Senegal, dann nach dem grünen Vorgebirge. Hier

und da versuchte man auch zu landen; aber man fand meist ein ganz wüstes, sandiges Land (die Wüste Sahara), oder schwarzbraune Menschen von einer widrigen Häßlichkeit und einer wilden, bösartigen Gemüthsart. Man fuhr weiter, und kam nach der Küste von Guinea, wo man Goldstaub und Elfenbein wohlfeil einhandelte. Jetzt erreichte man auch die Linie, und siehe da! die Schiffe verbrannten nicht. Es war ziemlich heiß, aber doch nicht so, wie man geglaubt hatte. Welche Freude, diese Entdeckung gemacht zu haben! Nun konnte man ja auch weiter gehen.

Indessen waren diese Entdeckungen oft durch mehrere Jahre unterbrochen worden. Endlich starb Dom Heinrich 1460. Zunächst nach seinem Tode hatten die Portugiesen einige Kriege zu führen, und es war Niemand da, der für neue Entdeckungen Eifer gehabt hätte. Aber als Johann II. (ein Urenkel Johanns I.) 1481 König wurde, schickte dieser neue Schiffe aus, welche die Küste von Congo entdeckten. Der König derselben nahm die Portugiesen freundlich auf, und eröffnete mit ihnen einen für sie einträglichen Handel. Das machte dem Könige zu neuen Unternehmungen Muth. Er rüstete eine Flotte aus, welche der unternehmende Bartholomeu Diaz führte. Dieser erhielt den Befehl, so weit südlich zu fahren, bis er das Ende von Afrika erreichte. Aber als er schon bei Congo vorbei war, und zuletzt kein Land mehr sah, wurde den Schiffsleuten bange. Sie wollten nicht länger auf unbekannten Meeren umherschiffen, und verlangten durchaus, daß er sie zurückführen sollte. Er war auch bereits, ohne daß er es wußte, über Afrika hinausgefahren. Nun kehrte er um und entdeckte zufällig, vom Winde östlich getrieben, die Südspitze von Afrika, die er wegen der großen Stürme, die gerade in jener Jahreszeit wehten, das stürmische Vorgebirge nannte. Als er aber nach Portugal zurückkam, rief Johann: „Nein! es soll das Vorgebirge der guten Hoffnung heißen; denn nun haben wir ja Hoffnung, einen Seeweg nach Indien zu finden.“ Diese wichtige Entdeckung wurde 1486 gemacht, und sie würde gewiß gleich benutzt worden sein, den Seeweg nach Indien aufzufinden, wenn nicht Johann in den folgenden Jahren mehrere Versuche gemacht hätte, durch abgeschickte Portugiesen das Innere von Afrika kennen zu lernen. Darauf starb er 1495.

Sein Vetter und Nachfolger Emanuel setzte nun gleich jene Entdeckungen fort. Er rüstete drei Schiffe aus, gab ihnen den Diaz mit, und ernannte zum Befehlshaber den Vasco da Gama, mit dem Befehl, das Vorgebirge der guten Hoffnung, nachher schlechtweg das Cap genannt, zu umsegeln, und zu versuchen, ob er nicht nach Calicut in Ostindien, einer Stadt auf der Küste Malabar, kommen könnte. Anfangs ging Alles gut. Nachdem er das Cap umsegelt hatte, fuhr er an der Ostküste von Afrika, der Küste Mosambique hinauf, und erreichte nach manchen Gefahren Melinde, eine Stadt ungefähr unter der Linie. Der Negerkönig hier nahm ihn sehr freundlich auf, und gab ihm einen sichern Lootsen mit, der die Schiffe quer über das arabische Meer nach Indien führte, so daß sie 1498 in Calicut landeten. Mit welcher Freude und Neugierde betraten die Portugiesen dies merkwürdige Land, von dem sie so viel gehört, und welches doch so selten ein Europäer gesehen hatte! Die Häuser der Stadt waren meist aus Holz gebaut, und mit Palmblättern gedeckt. Sie wurde von einem

Fürsten regiert, welcher den Titel Zamorin führte. Vasco wurde ihm vorgestellt; er überreichte ihm ein Schreiben vom Könige Emanuel, und wurde freundlich empfangen. Die Portugiesen fanden hier einen wohleingerichteten Staat; die Einwohner waren gut gekleidet, und Vasco sah wohl, daß er hier mit keinen solchen Wilden, wie er in Afrika gefunden, zu thun hatte. Er hatte Schellen, Glaskorallen, Spiegel u. dgl. glänzende Waaren mitgebracht, die den Wilden so sehr gefallen; aber daraus schienen sich die Einwohner dieses Landes nichts zu machen, und der Zamorin wunderte sich über die unbedeutenden Geschenke, welche ihm Emanuel überreichen ließ. Sobald die Mauren, die sich hier des Handels wegen aufhielten, merkten, daß sich die Portugiesen mit dem Zamorin in unmittelbare Handelsverbindungen einlassen wollten, wurden sie neidisch, und stellten dem Fürsten vor, die Fremden wären Seeräuber, die aus ihrem Vaterlande verbannt wären, und in andern Ländern herumschwärmten. Es fehlte wenig, daß der Zamorin alle Portugiesen hätte festnehmen und ermorden lassen. Endlich gelang es ihnen noch zu entkommen; nach einer zweijährigen Abwesenheit traf Vasco in Portugal wieder ein, und brachte eine schöne Ladung von Edelsteinen, Perlen und Gewürzen mit. Emanuel empfing ihn verdientermaßen mit großer Auszeichnung, stellte ihm zu Ehren Stiergefechte und andere Feste an, gab ihm den Titel Dom, und machte ihn zum Admiral der indischen Meere.

Emanuel war mit dem Erfolge der ersten Unternehmung nach Ostindien so zufrieden, daß er eine größere Flotte hinzusenden beschloß. Er rüstete 13 Schiffe (1500) aus, über welche C a b r a l den Oberbefehl bekam. Unterwegs überfiel ihn an der Westküste von Afrika ein Sturm, der ihn weit nach Westen trieb. Plötzlich sah er ein Land, welches ihm ganz unbekannt war. Man landete, und fand kupferbraune Menschen mit ganz andern Gesichtszügen, als die Afrikaner hatten. Es war B r a s i l i e n, ein Theil von Südamerika; Colombo hatte 8 Jahre vorher Amerika entdeckt, und nun fanden die Portugiesen zufällig ein herrliches Land in Südamerika auf. Sie fanden hier unter andern köstlichen Producten ein schönes braunes Färbeholz, welches, frisch gefällt, fast wie brennende Kohle glänzte. Da nun in der portugiesischen Sprache Brasil eine Kohle bedeutet, so nannten sie das Land Terra do Brasil. Ehe Cabral das Cap erreichte, hatte er 20 Tage lang mit den fürchterlichsten Stürmen zu kämpfen, und vier seiner Schiffe wurden ihm durch eine große Wasserhose zerstört, wobei auch der wackre Diaz sein Leben verlor. In Calicut wurde Cabral anfangs vom Zamorin gut aufgenommen. Da aber Beide einander nicht recht trauten, und die neidischen maurischen Handelsleute das Mißtrauen auf alle Weise vermehrten, so entstanden bald Mißhelligkeiten. Die Einwohner fielen über einige Portugiesen, die sich auf den Straßen befanden, her, stürmten die Factorei, und tödteten mehrere von Cabrals Leuten. Dieser, um sich zu rächen, verbrannte am folgenden Tage 15 maurische Schiffe im Hafen, und beschoß die Stadt den ganzen Tag, so daß eine Menge Häuser zerstört wurden, und über 500 Menschen das Leben verloren.

Von da segelte er nach C o c h i m, einer etwas südlicher liegenden Stadt. Der König des Landes nahm ihn sehr gut auf, weil er auch mit dem Zamorin in schlechtem Vernehmen stand, und verkaufte den Portugiesen so viel

Pfeffer, wie sie nur verlangten. Dasselbe geschah in Cananor, wo man Ingwer einkaufte, und nun segelte er reichbeladen nach Europa zurück.

Da die Gewürze damals einen sehr hohen Preis in Europa hatten, so zog König Emanuel aus ihrem Verkaufe großen Vortheil. Dies munterte ihn zu neuen Versuchen auf, sich in Ostindien festzusetzen, und einen regelmäßigen Handel dorthin einzuleiten. Darum rüstete er 1502 eine Flotte von 20 Schiffen aus, und gab ihr den Vasco da Gama zum Befehlshaber. In Cananor stifteten die Mauren Feindschaft zwischen ihm und dem Könige an; in Cochim dagegen erfuhr Vasco wieder die freundlichste Aufnahme. Auch der Zamorin ließ ihn einladen, nach Calicut zu kommen, und bot ihm Genugthuung wegen der früheren Feindseligkeiten an. Als aber Vasco wirklich hinsegelte, benahm Jener sich so zweideutig, daß eine größere Feindschaft als je zwischen ihnen ausbrach, und Vasco zwei Tage lang die Stadt beschießen ließ. Dann kehrte er nach Cochim zurück. Der König von Cananor söhnte sich mit ihm aus, und erlaubte ihm, in seinem Lande eine Factorei anzulegen.

Dies war die erste Niederlassung der Portugiesen in Ostindien, der erste, so kleine Anfang ihrer Herrschaft daselbst. Da sie nur einmal erst festen Fuß hier gefaßt hatten, gaben sie den einträglichen Handel nach Ostindien nicht nur nicht mehr auf, sondern kämpften so lange, bis sie fast die ganze Küste Malabar besaßen. Der Nächste, den Emanuel nach Indien sandte, war Almeida (1505—1509), den er zum Vicekönig ernannte. Dieser erzwang vom Zamorin die Erlaubniß, Factoreien und Festungen anlegen zu dürfen, eroberte die Insel Ceylon, und besiegte eine ägyptische Flotte, welche der Zamorin zu seiner Hülfe herbeigerufen hatte, gänzlich. Noch glänzender war die Verwaltung des ihm nachfolgenden Statthalters, Alfons Albuquerque (spr. Albukerké) (1509 — 1515). Er eroberte die wichtige, am Eingange des persischen Meerbusens liegende Insel Ormus, machte Goa, auf einer Insel der Küste Malabar, zum Mittelpunkte der portugiesischen Besitzungen in Ostindien, bemächtigte sich der Stadt Malacca, und drang bis zu den Sunda-Inseln und den Molucken vor. Weder vor noch nach ihm war die Macht der Portugiesen in Ostindien größer.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien hatte auf den Gang des Handels einen großen Einfluß. Er erhielt nun eine ganz andere Richtung. Die Italiener verloren nun den ihnen sonst so einträglichen Handel mit den Südproducten fast ganz, weil sie die Waaren nicht so wohlfeil liefern konnten, wie die Portugiesen. Eine Zeitlang behielten diese den Handel nach Ostindien allein, und Lissabon wurde der größte Handelsplatz. Bald aber lockte der Gewinn auch die Spanier, Franzosen, Dänen, Holländer und Engländer an, Schiffe dorthin zu schicken, und sich Niederlassungen in einem Lande zu erwerben, dessen Producte so allgemein geschätzt wurden.

70. Entdeckungen der Spanier.

(Marco Polo. Colombo in Spanien. Ferdinand der Katholische von Aragonien seit 1479 und Isabella von Castilien seit 1474. Des Colombo erste Fahrt 1492. Entdeckung von Guanahani, Cuba und Haiti. Zweite Fahrt 1493. Entdeckung der kleinen Antillen. Stadt Isabella auf Haiti. Juan Aguado. Dritte Fahrt 1498. Entdeckung von Trinidad. Aufruhr auf Haiti. Bovadilla. Orando. Vierte Fahrt 1502. Mendez und Fiesko auf Jamaika. Amerigo Vespucci 1499. Ojeda 1499, Balboa 1513, und Diaz de Solis 1520. Eroberung von Mexico durch Cortez 1520. Erste Erdumschiffung durch Magellan 1520. Eroberung von Peru durch Pizarro 1529. Bartholomeo de las Casas. Sclavenhandel.)

Als sich die Nachricht von der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch Diaz durch Europa verbreitete, kam ein genuesischer Seemann, **Christoph Colombo**, auf den Gedanken, man müsse nach Ostindien auch gelangen können, wenn man immer nach Westen führe. Die Erde sei ja rund, und er glaube, daß die hintersten Länder und Inseln Asiens dem Westen Europa's näher lägen als dem Osten. Er hatte in dem Werke eines alten venetianischen Reisenden, des **Marco Polo**, der im 13ten Jahrhundert bis nach China gekommen war, gelesen, daß hinten in Asien ein großes Reich, Katai (China), und nicht weit davon eine große Insel Sypango (Japan) läge. Diese, meinte er, erstreckten sich gewiß so weit nach Osten hin, daß man sie bald erreichen würde, wenn man von Portugal aus nach den azorischen Inseln, und von diesen noch etwas weiter nach Westen führe. Von der Wahrheit dieser Meinung war er so fest überzeugt, daß er seitdem weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. Hatte doch schon das Alterthum die sagenhafte Kunde von der Insel Atlantis im atlantischen Ocean.

Colombo, oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, **Columbus**, war in einem Häuschen einer Vorstadt von Genua, 1445, 1446 oder 1447 geboren, wo sein Vater ein Tuchmacher war. Seine Erziehung war, wie sie bei dem Sohne eines armen Wollenwebers sein konnte: er lernte lesen, schreiben und rechnen, und kratzte Wolle, bis er, seiner Neigung folgend, als ein 14jähriger Bursche, zur See ging. Je weiter die Reise, desto lieber war sie ihm, und es giebt keine Gefahr des Seelebens, die er nicht mit Muth und Geistesgegenwart bestanden hätte. Da in keinem Lande damals so viel Neues für einen Seemann zu lernen war, als in Portugal, wo sein Bruder Bartholomeo vom Kartenzeichnen bereits lebte, so begab er sich dorthin, fuhr mehrmals nach der Westküste Afrika's, und heirathete endlich die Enkelin des schon erwähnten Perestrello. In den Tagebüchern und Karten dieses Mannes studirte er nun fleißig, und Alles bestärkte ihn in seiner Meinung, daß es nach Westen jenseits des atlantischen Meeres viel zu entdecken geben müßte. Denn heftige Westwinde hatten oft nach Madeira Bäume und Rohrstengel von unbekannter Art, auch wohl kunstvoll ausgeschnitzte Stücke Holzes getrieben. Wie gern hätte er gleich die Unternehmung gewagt, aber es fehlte ihm an Geld, mehrere große Schiffe auszurüsten.

Zuerst wandte er sich an Genua, und da er abgewiesen wurde, an den König von Portugal Johann II.; aber dem lag damals die Fahrt um Afrika mehr als Alles am Herzen, und da Colombo in seiner Begeisterung beredt

und offen seine Ideen mittheilte, so hielten der König und seine Geographen Alles, was er sagte, für Träumereien, und er wurde abgewiesen. Dennoch rüstete der König eine Caravelle aus, und ließ sie nach Westen hin segeln. Da das Schiff aber nichts fand, kehrte es nach einigen Tagen zurück, und die Schiffer versicherten, daß da kein Land zu finden sei. Dann reiste er selbst nach Genua, um noch einen Versuch zu machen, seiner Vaterstadt die Ehre und den Vortheil der neuen Entdeckungen zuzuwenden. Aber die Rathsherren meinten, er sei nicht recht klug. Verdrießlich wandte er sich nun nach Spanien; seinen Bruder Bartholomeo aber schickte er nach England an König Heinrich VII.

In Spanien regierten damals Ferdinand der Katholische und Isabella. Wir fassen die Begebenheiten der spanischen Geschichte hier kurz zusammen. Die Araber, welche 711 und in den folgenden Jahren das Land bis auf die nördlichen Gebirge unterworfen hatten, gründeten 756 unter den letzten Ommajaden das Chalifat Cordova. Die glänzendste Zeit dieses Reiches war die Regierung Abderrahmans III. (912—961) und seines Sohnes Al-hakem. Spanien blühte in Wohlstand und Glück. Nach dem Aussterben der Ommajaden, 1038, zerfiel das spanische Chalifat in mehrere kleine Staaten, von denen zuletzt nur noch das Königreich Granada bestand. Denn die Westgothen hatten von Asturien aus, wohin sich einst ihre Trümmer zurückgezogen hatten, mehrere kleine Königreiche (Oviedo und Leon) gegründet und einen Jahrhunderte langen Kampf mit den Mauren unterhalten. Indem sie so immer mehr Land und Herrschaft zurückeroberten, wurden allmählig die kleineren christlichen Reiche in den beiden von einander unabhängigen Königreichen Castilien und Aragonien vereinigt; Portugal hatte sich unter Heinrich von Burgund um 1100 und seinen Nachfolgern als eigenes Königreich erhoben. In Castilien regierte, 1474—1504, Isabella, in Aragonien Ferdinand der Katholische 1479—1516. Beide hatten sich 1469 geheirathet, und vereinigten dadurch das seit so lange getrennt gewesene Spanien wieder in ein Reich. Nach mehrjährigem Kampfe wurde 1492 auch das letzte maurische Königreich Granada überwunden und Castilien einverleibt. —

Als Colombo (1484) das Königspaar mit der Bitte um einige Schiffe antrat, erhielt er die Antwort, daß man jetzt kein Geld dazu übrig habe; er müsse sich noch gedulden. So wurde er sieben Jahre in Spanien mit leeren Versprechungen und Hoffnungen hingehalten, und mehr als ein Mal wollte er schon vor Ungeduld abreisen. Endlich schoß, als Königin Isabella das Unternehmen gegen Granada glücklich beendigt hatte, ein wohldenkender Mann, des Colombo Freund (Sant-Angelo, Einnehmer der geistlichen Renten in Aragonien), der Königin eine Summe zu dem Zwecke vor, und nun wurden drei alte Schiffe ausgerüstet, mit denen er seine Entdeckungsreise antreten sollte. Schnell wurden 120 Mann angeworben, und die Gebrüder Pinzon, geschickte Seefahrer, waren bereit, mitzufahren.

Am 3. August 1492 fuhr die kleine Flotte aus dem Hafen von Palos unweit Cadix, und erreichte die canarischen Inseln. Hier mußten die Schiffe ausgebessert werden, worüber ein ganzer Monat verging. Dann ging es in das weite, unbekannte Meer, und weil nun die Schiffe in der heißen Zone waren, wo die Passatwinde wehen, so flogen sie, vom günstigsten Winde ge-

trieben, pfeilschnell dahin. Nachdem sie an 400 Meilen zurückgelegt hatten, und die Schiffer immer noch kein Land sahen, wurde ihnen bange, und sie verlangten durchaus, daß Colombo umkehren sollte. Aber er blieb fest dabei, daß sie die Fahrt fortsetzen müßten; das Land könne nicht mehr fern sein. Wirklich zeigten sich auch oft Vögel, ja man sah eine Binsenpflanze, ein Brettchen, einen künstlich gearbeiteten Stock, und einen Dornstrauch mit rothen Beeren auf der See umhertreiben. Nun zweifelte Colombo länger nicht an der Nähe des Landes, befahl am Abend die Segel einzuziehen, und die Nacht hindurch wachsam zu sein. Er selbst sah unverwandt nach Westen hin. Am 11. October Abends um 10 Uhr bemerkte man zu unendlicher Freude ein Licht, welches sich von einem Orte zum andern fortbewegte, und um 2 Uhr des folgenden Morgens entdeckte ein Matrose vom Mastkorbe aus in der ersten Morgendämmerung das Land. „Land! Land!" rief er freudig herab. Alle stürzten aufs Verdeck, und schrieen jauchzend: „Land! Land!" Eine Kanone wurde gelöst, und machte den beiden zurückgebliebenen Schiffen die herrliche Entdeckung bekannt. Sobald der Tag anbrach, sah man eine fruchtbare Insel daliegen, mit grünen Pflanzen und Gebüsch bedeckt. Der gerührte Colombo brachte Gott aus vollem Herzen ein Dankgebet dar, und freudig stimmten Alle ein Tedeum an. In seiner Admirals-Uniform, den blanken Degen und eine Fahne in der Hand, fuhr er dann auf einem Boote ans Land, nahm davon im Namen des Königs von Spanien Besitz, und nannte die Insel St. Salvadór, d. i. der heilige Erretter. Eigentlich hieß sie Guanahani, und war eine der lukayischen oder Bahama-Inseln. Colombo zweifelte nicht, daß es eine zu Ost-Asien gehörige Insel sei, und nannte alle nachher noch entdeckte Inseln Westindien, zum Unterschiede von Ostindien in Asien. Bald zeigten sich nun auch Eingeborene. Sie waren nackt, hatten rothbraune Haut, schwarze Haare, und waren bunt bemalt. Anfangs liefen sie fort, nach und nach ließen sie sich bewegen, näher zu kommen, besahen mit Entzücken die ihnen dargebotenen Geschenke: Korallen, Glasscherben, Spiegel, Schellen und andere Kleinigkeiten, und zeigten durch ihre Geberden, daß sie die Spanier für höhere, vom Himmel herabgekommene Wesen hielten. Mit Freude bemerkten die Spanier, daß sie Goldbleche in den Ohren trügen; indessen sah man wohl, daß hier das eigentliche Goldland noch nicht sei. Deshalb fuhr Colombo nach drei Tagen weiter nach Süden, und entdeckte noch mehrere Inseln. Ueberall fand er dieselbe Menschenrace, eine herrliche Natur, einen noch nie gesehenen üppigen Pflanzenwuchs, und in den hohen Bäumen Singvögel mit dem prachtvollsten Gefieder.

Nach der Fahrt von einigen Tagen erreichte er die große Insel Cuba. Hier bemerkte er zuerst die Gewohnheit des Tabakrauchens, die sich nachmals über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Aber die Indianer hatten an ihren Tabaksröhren zwei Spitzen, die sie nicht in den Mund nahmen, sondern in die beiden Nasenlöcher steckten. Sie nannten das Kraut tabacos; daher der Name Tabak.

Von Cuba aus entdeckte er eine andere große Insel, welche von den Eingebornen Haiti genannt wurde. Er nannte sie Hispaniola, weil sie einige Aehnlichkeit mit Spanien zu haben schien. Die anfangs scheuen Ein-

wohner wurden endlich zutraulich gemacht, und brachten mit den ehrfurchtsvollsten Geberden Früchte, Wurzeln, Papageyen und Fische herbeigeschleppt. Einer ihrer Kaziken oder Fürsten besuchte den Colombo, und besah das Innere des Schiffes mit größter Neugier. Auch hier hatten die Indianer viele Goldblättchen, die sie gern für eine Kleinigkeit hingaben. Colombo landete an mehreren Stellen dieser Insel. Ueberall fand er dasselbe gutmüthige Volk. Ein Kazik, Namens Guacanagari, ließ ihn zu sich einladen, und empfing die Spanier mit der freundlichsten Offenheit; er und seine Leute brachten das Beste herbei, was sie hatten, und drangen es den Spaniern ordentlich auf, und als das eine Schiff des Colombo in der Nähe seines Landes auf den Strand gerieth, weinte er vor Theilnahme, ließ durch seine Leute alle Sachen aus dem Schiffe ans Land holen, und hier sorgfältig bewachen.

Von seinen drei Schiffen hatte Colombo nur noch eins übrig; denn das eine war untergegangen, und mit dem andern war der eine Pinzon heimlich fortgesegelt, um eigene Entdeckungen zu machen, dann schnell nach Spanien zu gehen, und hierhin die Nachricht von den neuen Entdeckungen zuerst zu bringen. Darum mußte Colombo an die Rückkehr denken. Einige seiner Leute entschloß er sich auf der Insel zurückzulassen. Deshalb wollte er vor seiner Abreise den Indianern einen recht hohen Begriff von seiner Macht beibringen. Er ließ nämlich seine Leute Waffenübungen anstellen, und als die Indianer staunend zusahen, drückten jene auf seinen Wink ihre Flinten ab. Die Wilden waren außer sich vor Entsetzen, und als Colombo nun gar eine Kanone abbrennen ließ, stürzten sie vor Schreck zu Boden. Die Kugel hatte eine Wand des gestrandeten Schiffes durchbohrt. Die Wilden konnten nicht begreifen, wie die Kanone, die doch auf dem Lande geblieben wäre, das Loch hätte verursachen können. Jetzt waren sie fester als je von der himmlischen Abkunft der Fremden überzeugt, und fühlten sich sehr geehrt, daß Colombo auf ihrer Insel ein hölzernes Blockhaus bauen ließ, wozu sie willig Balken und Bretter zutragen halfen. Die harmlosen Menschen ahnten nicht, daß die Spanier sie nachher so mißhandeln würden.

Nachdem Colombo die 39 Mann, die er in dem Blockhause, welches er Navidad nannte, zurückließ, zu einem liebreichen Betragen gegen die Eingebornen ermahnt hatte, schiffte er sich nach Spanien ein, und nahm 12 Indianer, viele seltene Vögel und andere Erzeugnisse des Landes mit. Am 4. Januar 1493 schiffte er ab, traf unterwegs den treulosen Pinzon an, der zwar nichts entdeckt, aber einen einträglichen Tauschhandel mit den Wilden getrieben hatte, und mußte, ehe er Europa erreichte, zwei fürchterliche Stürme aushalten, aus denen er sich nur mit genauer Noth rettete. Er war genöthigt, zuerst in den Hafen von Lissabon einzulaufen, wo ihn König Johann II. mit Auszeichnung empfing. Die neidischen Höflinge erboten sich, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen; aber der edle Johann verbot ihnen das streng, und entließ ihn sehr gnädig.

Als Colombo am 15. März 1493 in den Hafen von Palos eingelaufen war, eilten die Spanier von allen Seiten herbei, den Entdecker der neuen Welt zu sehen. Er reiste sogleich nach Barcellona, wo damals der Hof sich aufhielt, wurde hier von dem Königspaare mit großer Auszeichnung em-

pfangen, und Alle konnten sich an den vielen neuen mitgebrachten Producten und den Indianern nicht satt sehen. Ferdinand beschloß nun, eine größere Flotte nach den entdeckten Inseln zu schicken, und betrachtete sie als sein Eigenthum. Damit aber die Portugiesen sie ihm nicht streitig machen möchten, schickte er zum Papst, und ließ sich von diesem den Besitz bestätigen. Der Papst (Alexander VI.) bestimmte den Mittagskreis, welcher 100 Meilen westlich von den Azoren sei, zur Gränze. Was diesseits läge, also Afrika, Ostindien u. s. w., sollte den Portugiesen gehören, was jenseits, den Spaniern. Nachmals wurde dies dahin abgeändert, daß man den Mittagskreis als Gränze bestimmte, der 370 Seemeilen westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges entfernt sei. Danach lag Brasilien, das östlichste Land Amerika's, innerhalb der Gränze der Portugiesen; darum ist es ihnen auch geblieben.

Am 25. September 1493 fuhr Colombo mit einer Flotte von 17 Schiffen, die mit 1500 Menschen bemannt waren, zum zweiten Male nach der neuen Welt ab. Da er sich von den canarischen Inseln aus südlicher hielt als das erste Mal, so entdeckte er die kleinen Antillen, namentlich: Dominica, Marigalante, Guadalupe, Santa Maria, Antigua, St. Martin, Santa Cruz und die virginischen Inseln. So schön auch auf ihnen allen die Natur war, so wild und feindselig waren hier die Einwohner. Sie waren Menschenfresser, und als die Spanier auf Guadalupe ans Land gingen, fanden sie in einer von den Wilden eben verlassenen Hütte einen Kochtopf am Feuer stehen, in welchem Menschen- und Thierfleisch zusammen gekocht wurde, und Menschenknochen und blutige Schädel lagen umher. Man erfuhr, daß diese Wilden, die man Caraiben nannte, die benachbarten Inseln zu überfallen, die Einwohner fortzuschleppen, und dann zu schlachten pflegten.

Nun segelte Colombo nach Haiti, um nach seiner kleinen Colonie zu sehen. Aber weder von Navidad noch von jenen 39 Spaniern war eine Spur zu sehen, und bald erfuhr er von den Eingebornen, die Spanier wären, seiner Warnung uneingedenk, bald nach seiner Abfahrt ins Innere der Insel gezogen, hätten die Indianer gemißhandelt und ausgeplündert, und wären von diesen todtgeschlagen worden. Auch Navidad war zerstört. Guacanagari hatte ihnen zwar beistehen wollen, aber ein anderer Kazik, Caonabo, sei stärker gewesen. Ob jener dabei ganz unschuldig gewesen sei, ließ sich indessen nicht mit Bestimmtheit ausmitteln.

Nun ließ Colombo eine neue Stadt anlegen, die er Isabella nannte. Aber seine Spanier meinten, sie wären nicht darum mitgefahren, um hier zu arbeiten, sondern um reich zu werden, und machten ihm unsäglichen Verdruß. Auch fehlte es ihm an den gewohnten Lebensmitteln und an Arzneien für die vielen Kranken. Deshalb schickte er 12 Schiffe nach Spanien zurück, um beides zu holen. Indessen übergab er seinem Bruder Diego die Aufsicht über die Colonie, und unternahm mit drei Schiffen eine Entdeckungsreise. Er untersuchte Cuba genauer, entdeckte Jamaika, die ihm vor allen andern Inseln gefiel, und kehrte nach 2 Monaten nach Haiti zurück. Hier eilte ihm sein Bruder Bartholomeo in die Arme. Er war auf seiner Reise nach England den Seeräubern in die Hände gefallen, und war, als er end-

lich losgekommen, so ausgeplündert gewesen, daß er erst durch Kartenzeichnen sich so viel erwerben mußte, um vor dem Könige in anständiger Kleidung erscheinen zu können. Bei Heinrich VII. sowohl, als bei dem Könige von Frankreich (Karl VIII.), war er sehr gnädig, als der Bruder des berühmten Entdeckers, aufgenommen worden. Auch Ferdinand der Katholische erwies ihm viel Ehre, und schickte ihn nach Haiti, seinem Bruder die verlangten Lebensmittel zuzuführen.

Die Unzufriedenheit der Spanier mit Colombo war indessen immer größer geworden, weil er sie zur Ordnung und zur Menschenfreundlichkeit gegen die Indianer anhalten, und sie sich nicht darein fügen wollten. Die Wilden verloren endlich die Geduld; mehrere Kaziken verschworen sich gegen die Spanier, und hätte Guacanagari nicht den Plan verrathen, so wäre Colombo verloren gewesen. Jetzt ging er schnell mit 200 Fußsoldaten, 20 Reitern und 20 großen Hunden auf sie los, und jagte damit an 100,000 Wilde in die Flucht. Es war entsetzlich anzusehen, wie die Reiter unter die Fliehenden metzelten, und die Hunde die Schenkel und Beine der armen Nackten zerfleischten. Caonabo wurde dabei gefangen, und wurde nach Spanien eingeschifft, starb aber unterwegs. Nun gehorchten zwar die Indianer jedem Winke der Spanier, und die Kaziken versprachen, jährlich dem Könige von Spanien einen Tribut zu bezahlen; aber Colombo bekam dadurch noch keine Ruhe. Die aufsätzigen Spanier hatten ihn bei dem Könige verklagt. Dieser schickte einen seiner Höflinge, Juan Aguado, ab, um den Zustand der Dinge auf Haiti zu untersuchen. Aguado betrug sich aber so übermüthig gegen Colombo, daß dieser nach Spanien eilte, um vor dem Throne Gerechtigkeit zu suchen. Ferdinand erkannte auch seine Unschuld an, Aguado wurde zurückgerufen; aber es dauerte fast ein Jahr, ehe Colombo eine neue Flotte zu einer dritten Entdeckungsreise erhielt.

Am 30. Mai 1498 fuhr Colombo mit 8 Schiffen zum dritten Male aus Spanien ab. Da sich dies Mal nicht genug Freiwillige gemeldet hatten, so hatte ihm der König einen Haufen Verbrecher aus den Gefängnissen mitgegeben, die dort in den Bergwerken arbeiten sollten. Das war sein Unglück; denn diese Leute waren widerspenstig, und machten ihm unsägliche Noth. Er hielt sich dies Mal noch südlicher, entdeckte die große Insel Trinidad, sah zum ersten Male die Nordküste von Süd-Amerika, fand hier gutmüthige Eingeborne, die fast ganz nackt gingen, und segelte dann nach manchen großen Gefahren nach Haiti. Hier fand er große Verwirrung. Sein Bruder Bartholomeo klagte ihm, die Spanier hätten ihm nicht gehorchen wollen. Besonders sei ein gewisser Roldan sehr aufsätzig gewesen, und habe auch die Andern verleitet, die Eingebornen aufs Empörendste zu mißhandeln. Diese hätten dafür ihre Felder verwüstet, und den Spaniern alle Lebensmittel entzogen. Colombo redete den Unruhigen vergebens zu, und da er keine Macht hatte, sie zum Gehorsam zu zwingen, so mußte er ihnen nachgeben, und die Ländereien, die doch eigentlich den Indianern gehörten, unter sie austheilen. Dazu bekam Jeder einige Eingeborne als Sclaven, die nun ihr bisheriges Eigenthum für ihre grausamen Herren anbauen mußten. Die Meisten von ihnen starben vor ungewohnter Anstrengung.

Nun glaubte Colombo die Ruhe wieder hergestellt zu haben, da erschien

plötzlich ein spanischer Edelmann, Franz Bovadilla. Der König hatte ihn abgeschickt, um zu untersuchen, ob die gegen Colombo angebrachten Klagen gegründet wären, um dann ihn abzusetzen. Bovadilla aber setzte ihn ohne Weiteres ab, und nahm nun die Verleumdungen der Feinde Colombo's zu Protokoll, ja er ließ sogar die beiden Colombo's in Ketten legen, und nach Spanien einschiffen. Als die Schiffe sich der spanischen Küste näherten, wollte der Capitän ihnen die Fesseln abnehmen. „Nein!" rief Colombo, „ganz Spanien soll sehen, wie man den Entdecker einer neuen Welt belohnt!" Als er sich vor des Königs Thron niederwarf, hoben Ferdinand und Isabella ihn gütig auf, versicherten, es sei nicht ihr Wille gewesen, ihn so zu behandeln, und befahlen, daß Bovadilla sogleich zurückgerufen werde. Aber dennoch schickten sie den würdigen Colombo nicht wieder zurück, sondern einen gewissen Ovando. Das kränkte jenen tief, und er befahl, daß man einst seine Ketten mit in seinen Sarg legen sollte.

Nach zwei Jahren bat er den König um einige Schiffe, um einen Durchweg durch Amerika nach Asien zu suchen. Ferdinand bewilligte vier baufällige Fahrzeuge. Mit ihnen unternahm er (1502) von Cadix aus seine vierte Reise. Als er eins davon auf Haiti ausbessern lassen wollte, verweigerte der schändliche Ovando dem Entdecker der Insel zu landen. Mit tiefem Unwillen wandte sich Colombo ab, befuhr den Meerbusen von Mexico (spr. Mechico), entdeckte den Hafen von Portobello, und mußte bald mit dem Ungehorsam seiner Leute, bald mit den Gefahren der See kämpfen. Endlich landete er auf Jamaika, zur höchsten Zeit; denn seine Schiffe gingen nun ganz aus einander. Wie sollte er von hier entkommen? Da entschlossen sich zwei seiner Leute, Mendez und Fiesko, auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen nach Haiti zu segeln, und ein Schiff zu holen. Sie legten die 30 Meilen glücklich zurück, und brachten nach 8 Monaten ein Schiff, auf dem Colombo eilig nach Spanien segelte. Hier war indessen Isabella 1504 gestorben, und mit ihr hatte er seine beste Stütze verloren. Alle seine Bitten, ihn als Statthalter von Westindien wieder einzusetzen, waren nun vergebens. Mißmüthig über den Undank, schlich er noch einige Jahre umher; dann starb er zu Valladolid 1506, 59 Jahre alt. Seine Leiche steht jetzt in Havannah auf Cuba.

Auch darin ist man gegen Colombo undankbar gewesen, daß der neuentdeckte Erdtheil nicht nach seinem Entdecker Columbia genannt worden ist. Der Name Amerika ist ihm von Amerigo Vespucci (spr. Wesputschi) gegeben. Dies war ein Edelmann aus Florenz, der im Jahr 1499 nach Amerika gefahren war. Er war der Erste, welcher das Land beschrieb, und da sein Buch begierig gelesen wurde, so nannte man den neuen Erdtheil terra america, d. i. Amerigo's Land.

Außer ihm fuhren noch andere Seefahrer nach Amerika, und machten neue Entdeckungen. Ojeda entdeckte 1499 die Landenge Darien, Balboa durchzog 1513 das nördliche Südamerika mit unsäglichen Anstrengungen, und sah zum ersten Male das große Südmeer, Diaz de Solis fand 1520 den la Plata-Strom auf, und Fernando Cortez (spr. Cortes) eroberte 1520 das Reich Mexico.

Die letztere Erwerbung war von großer Wichtigkeit; darum muß sie umständlicher erzählt werden. Der spanische Statthalter von Cuba, Velasquez (spr. Welaskes), erfuhr durch einige Spanier, die von Havannah auf Cuba eine Expedition nach der Halbinsel Yukatan und der Küste von Campeche (spr. Kampehtscheh) unternommen hatten, daß noch weiter nach Westen hin ein herrliches Land liege, dessen Bewohner gut gekleidet wären, große steinerne Gebäude hätten, und sich überhaupt vor den Indianern der Inseln bei Weitem auszeichneten. Da der erste Versuch, die mexicanische Küste zu erobern, mißlungen war, indem der Befehlshaber sich begnügt hatte, mit den Küstenbewohnern Tauschhandel zu treiben, so übertrug er das Geschäft dem Cortez, einem furchtlosen, aber armen spanischen Edelmanne, der zu solcher Unternehmung ganz gemacht war. Er sollte die Gefahren übernehmen, und dem Velasquez die Ehre und den Vortheil lassen. Aber Velasquez merkte bald, daß Cortez nicht gesonnen sein würde, das Letztere zu thun; darum befahl er, ihn, ehe er noch absegelte, festzunehmen. Cortez war aber schneller, und segelte eilig ab. Er hatte nur 508 Soldaten, 100 Matrosen und Handwerker, 16 Pferde, 13 Flinten, 32 Armbrüste, 10 kleine Kanonen, und einen Haufen von Piken und Schwertern mit. Als er in dem Reiche Mexico gelandet war, fand er wirklich das Land ganz trefflich, und die Eingebornen so, wie jene Spanier sie beschrieben hatten. Er erfuhr, es werde von einem Kaiser, Namens Montezuma, regiert, und da dieser sich Schnellläufer hielt, die ihm Alles berichten mußten, was im Reiche vorfiel, so erfuhr er bald, daß weiße Männer gelandet wären. Er schickte darauf eine Gesandtschaft nach der andern an Cortez mit großen Geschenken, und ließ ihn bitten, doch ja gleich wieder umzukehren. Aber dazu war Cortez nicht gekommen. Er antwortete, er müsse schlechterdings mit dem Kaiser selbst sprechen; denn er habe ihm einen Auftrag von seinem Kaiser auszurichten*). Zugleich bewog er seine Spanier, daß sie ihre Schiffe verbrannten, und nun waren sie in dem Lande wie eingesperrt, und mußten entweder siegen oder sterben. Unaufhaltsam rückte er auf die Hauptstadt Mexico los, machte sich unterwegs die Eingebornen zu Freunden, und stand vor den Thoren der Stadt, ehe Montezuma mit sich eins war, ob er ihn als Freund oder als Feind empfangen sollte.

Endlich that er das Erstere. Er nahm die Spanier freundlich auf, und räumte ihnen ein großes steinernes Gebäude ein, in welchem sich Cortez sogleich befestigte. Nun war dieser entschlossen, sich des Reichs zu bemächtigen. Er fing damit an, den Kaiser gefangen zu nehmen, und zwang ihn, zur großen Unzufriedenheit der Mexicaner, den Kaiser Karl V. als seinen Oberherrn zu erkennen. Indessen hatte der feindselige Velasquez ein Heer unter Narvaez nachgeschickt, den Cortez gefangen zu nehmen und nach Cuba zurückzubringen. Geschwind brach Cortez auf, eilte ihm entgegen, überfiel es unversehens, nahm den Anführer gefangen, und beredete die Soldaten, in seine Dienste zu treten. Als er nach Mexico verstärkt zurückkehrte, war hier ein

*) Ferdinand der Katholische war nämlich 1516 gestorben, und sein Enkel Karl I. war ihm in Spanien gefolgt. Dieser Karl war 1519 auch deutscher Kaiser geworden, und hieß als solcher Karl V.

gefährlicher Aufruhr ausgebrochen. Ein zurückgelassener Offizier hatte seine Strenge nachahmen wollen, und dadurch das Volk gegen die Spanier empört. Mit wilder Wuth rannten Tausende von Mexicanern stürmend gegen die Mauer an, und kaum konnten die Spanier den Andrang abwehren. Auf Cortez Geheiß mußte Montezuma von der Mauer herab seinen Unterthanen Frieden gebieten. Sie aber überhäuften ihn als einen Verräther mit Verwünschungen, und schleuderten Pfeile und Steine nach ihm, bis er betäubt zu Boden sank. Er starb an den Wunden, und da das Volk immer aufs Neue Sturm lief, so benutzte Cortez eine stille Nacht, um ganz leise abzuziehen. Mexico lag mitten in einem See, und lange Dämme führten zur Stadt. Als Cortez nun abzog, wurde er plötzlich auf dem Damm mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen überschüttet. Die Eingebornen hatten ihm hier auf ihren Kähnen aufgelauert, und als die Spanier weiter eilten, stürzten sie in einen tiefen Graben hinab, so lange, bis die Leiber der Hinabgestürzten den Nachfolgenden zur Brücke dienten; denn die Mexicaner hatten den Damm durchstochen. Viele der Spanier wurden gefangen, und den Göttern zu Ehren geschlachtet.

Nach einigen Tagen sah sich Cortez plötzlich durch ein ungeheures Heer Eingeborner, das ihm vorangeeilt war, abgeschnitten. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß die Mexicaner den Glauben hätten, von dem Schicksale ihrer Reichsfahne hänge auch der Erfolg des Krieges ab. Darum sprengte er herbei, eroberte mit wilder Tollkühnheit die Fahne, und augenblicklich warf sich das ganze große Heer in die Flucht, ein den Spaniern so unerwartetes Ereigniß, daß sie die Hülfe dem heiligen Jakob, ihrem Schutzpatrone zuschrieben.

Nun rüstete sich Cortez zu einem neuen Angriffe auf Mexico. Das Glück verschaffte ihm einige Verstärkung, und er ließ Schiffe zimmern, um damit den See zu befahren. Der erste Angriff mißlang. Er drang zwar bis in die Stadt vor; aber die Einwohner durchgruben geschwind hinter ihm den Damm, und fielen nun wüthend über die Spanier her, die sich eilends zurückziehen mußten, und nun plötzlich durch den Graben aufgehalten wurden. Viele ertranken, Andere wurden gefangen und grausam geschlachtet; selbst Cortez entkam nur durch die Aufopferung eines Freundes.

Dennoch setzte er die Belagerung fort, und bedrängte die Stadt so, daß der neue Kaiser Guatimozin (eigentlich Guauhtemoctzin) über den See entfliehen wollte. Aber er wurde von den Spaniern aufgefangen, und nun ergab sich Mexico. Da hier die Spanier nicht so viele Schätze fanden, als sie vermutheten, so wurden die armen Mexicaner auf die ausgesuchteste Weise gemartert, damit sie entdecken möchten, wo sie ihre Schätze verborgen hätten. Selbst Guatimozin wurde auf einen Rost über glühende Kohlen gelegt, und zuletzt hingerichtet.

Kaiser Karl bestätigte Cortez als Statthalter des von ihm eroberten Reiches. Das Schicksal der Eingebornen war hier nicht besser als auf Haiti. Cortez ließ einmal 60 Kaziken und 400 vornehme Mexicaner lebendig verbrennen, und zwang ihre Kinder zuzusehen. Die Ländereien wurden unter die Spanier vertheilt, und jeder erhielt eine Anzahl Mexicaner, die als

Sclaven das Land bebauen mußten. — Späterhin wurde Cortez dem Kaiser verdächtig gemacht; er verlor seine Statthalterschaft wenigstens zum Theil, unternahm mehrere Entdeckungsreisen, und entdeckte dabei die große Halbinsel Californien. 1547 starb er, 62 Jahre alt, in Spanien.

In demselben Jahre, in welchem Cortez Mexico eroberte, 1520, ist auch die Erde zum ersten Male umschifft worden. Fernando Magellan (spr. Magellaengs), ein geschickter portugiesischer Seemann, war in spanische Dienste getreten, und versuchte mit 5 Schiffen eine Durchfahrt durch Amerika zu entdecken. Das gelang ihm zwar nicht, aber er fand die von ihm benannte Magellansstraße auf, zwischen dem Festlande von Südamerika und dem Inselhaufen, den wir das Feuerland nennen. Nun steuerte er, der erste Europäer, in das große unbekannte Südmeer hinein. So schnell auch die Schiffe dahin flogen, so erreichte er doch erst im vierten Monate Land. Schrecklich war die Hungersnoth, welche die Schiffsmannschaft hatte erdulden müssen. Es waren die Ladronen oder Diebsinseln. Nach ihnen entdeckte er die Philippinen. Hier wurde er von den Eingebornen ermordet. Der Ueberrest seiner Begleiter fuhr nun weiter; nur ein Schiff war noch übrig. Sie kamen nach den Molucken, wo sie schon Portugiesen vorfanden, die über das Cap und Ostindien dahin gekommen waren, segelten um Asien und Afrika herum, und erreichten Spanien nach einer dreijährigen Abwesenheit.

Die Thaten des Cortez und Magellan gehören eigentlich schon in die neue Geschichte. Des Zusammenhanges wegen aber mußten sie hier schon erzählt werden. Darum mag auch noch hier von der Eroberung von Perú die Rede sein.

Oben ist erzählt worden, daß der Spanier Balboa einen äußerst beschwerlichen Marsch durch die nördlichen Gegenden von Südamerika bis nach dem stillen Meere unternommen habe. Er that dies eigentlich, weil ihm Indianer gesagt hatten, an jenem Meere liege ein Land, wo man Gold in Menge fände. Aber er hatte bald gesehen, daß er das eigentliche Goldland noch nicht gefunden hätte. Das gelang einem andern Spanier, Franz Pizarro, der ohne Erziehung aufgewachsen, an alle Beschwerlichkeiten gewöhnt, gegen alle Regungen des Mitleids und der Menschenliebe abgehärtet, aber von Begierde nach Reichthum und nach Abenteuern beseelt war. Ein reicher, schlechtdenkender Priester (Almagro) schoß ihm Geld vor, und nun beschloß er, das Goldland in Südamerika aufzusuchen, und es nach dem Beispiele des Cortez zu erobern. Von der West-Küste von Panama segelte er südlich hinab, und erreichte das Reich Peru. Hier sah er bald, daß das Gold in Ueberfluß sei; denn goldene und silberne Gefäße waren ganz gewöhnlich. Aber mit den 113 Mann, die er bei sich hatte, konnte er ein großes bevölkertes Reich nicht erobern. Er fuhr daher wieder zurück, nahm 180 Mann in Dienst, und kehrte mit einigen Pferden und Kanonen nach zwei Jahren, 1529, nach Peru zurück. Er benutzte einen Thronstreit, den zwei Brüder, Huaskar und Atahualpa, mit einander führten, recht geschickt, und nahm den gerade herrschenden Inka (König) Atahualpa gefangen. Dieser, als er die Gier der Spanier nach Golde sah, versprach, ein großes Zimmer, in welchem er gefangen saß, so weit, als man mit aufgehobenen Armen reichen könnte, mit goldenen Gefäßen zu füllen, wenn Pizarro ihn für diesen

Preis frei lassen wollte. Atahualpa hielt Wort; das Zimmer war bald gefüllt. Nicht so Pizarro. Er nahm das Gold, und ließ den armen Inka unter leeren Vorwänden hinrichten. Seit dieser Schandthat war es mit seinem Glücke aus. Er unterwarf sich zwar das ganze Land, und vertheilte es nebst den Eingebornen unter die Spanier; aber nun veruneinigte er sich mit seinen Offizieren, und wurde endlich von ihnen ermordet, 1541. Nach einigen Jahren, 1548, wurde Peru durch einen königlichen Statthalter als Staat geordnet.

Wie auf Haiti, in Mexico und Peru, wurden die armen Indianer in allen von den Spaniern eroberten Ländern behandelt. Daß die Spanier eigentlich gar kein Recht hätten, ihnen ihr Land wegzunehmen, daran dachte kein Mensch; ja es wurde in Spanien in allem Ernste die Frage aufgeworfen, ob denn wohl die Indianer wirkliche Menschen, oder nur menschenähnliche Thiere wären. Man zwang sie, sich taufen zu lassen, aber ohne sie in der christlichen Religion zu unterrichten, und wenn sie sich weigerten, wurden sie als hartnäckige Heiden verbrannt. Einmal sollte ein Kazik auf Cuba verbrannt werden. Ein Mönch wollte ihn noch vorher bereden, sich taufen zu lassen, damit er in den Himmel komme. „Giebt es auch Spanier darin?“ fragte jener schnell. — „Ja!“ antwortete der Mönch, „aber nur gute.“ — „O gehe mir mit den guten,“ sprach der Indianer; „auch die Besten von euch taugen nichts. Ich mag nicht in euren Himmel.“ Die armen Leute hatten bisher ein bequemes, sorgenfreies Leben geführt; denn das Wenige, dessen sie bedurften, gab ihnen die Erde ohne große Arbeit. Nun aber wurden sie Sclaven, und wurden gezwungen, die Felder ihrer Peiniger zu bebauen, und in den angelegten Bergwerken nach Gold und Silber zu graben. Die ungewohnte Arbeit räumte fürchterlich unter ihnen auf; man sah die Leichen zu Hunderten an den Eingängen zu den Bergwerken liegen. Da trat ein edler Dominikaner-Mönch, Bartholomeo de las Casas, auf, und suchte ihr Schicksal zu erleichtern. Er reiste selbst deshalb nach Spanien, und stellte dem Kaiser die Noth der Armen vor, richtete aber wenig aus, weil die reichen Besitzer in Amerika erklärten, daß sie ohne Sclaven die Arbeit nicht bestreiten könnten. „Gut!“ sprach Casas, „so nehmt doch lieber Schwarze aus Afrika; die sind stärker und an Arbeit gewöhnter.“ Das fand Eingang, und seit jener Zeit ist der schreckliche Negersclavenhandel entstanden, dessen Greuel der gute las Casas nicht geahnt hat. Er dauert leider noch fort, so viele Mühe sich auch die Engländer in der neuesten Zeit gegeben haben, ihn auszurotten.

71. Italienische Angelegenheiten.

(Verhältnisse Italiens. Ludwig Moro. Karls VIII. (1483—1498) Zug nach Neapel 1494. Rückzug. Schlacht bei Fuornuova 1495. Savonarola 1498. Ludwig XII. 1498—1515. Sein und Ferdinands des Katholischen gemeinschaftlicher Anfall auf Neapel 1501. Gonsalvo di Cordova. Bayard. Ligue von Cambray 1509. Schlacht bei Agnadello 1509. Heilige Ligue 1511. Schlacht bei Ravenna 1512, und bei Novara 1513. Treffen bei Guinegate 1513.)

Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts regierte in dem Herzogthum Mailand ein ehrgeiziger Mann, Ludwig Moro, aus dem Hause der Sforza,

Das oben erwähnte Haus Visconti, das lange über Mailand geherrscht hatte, war (1447) ausgestorben, nachdem es vom Kaiser Wenzel unter der Oberhoheit des deutschen Reichs die herzogliche Würde erhalten hatte. Die Tochter des letzten Visconti war an Franz Sforza, einen tapfern, ritterlichen Condottiere*) verheirathet, und so kam das Haus Sforza auf den mailändischen Thron. Ludwig Moro, der zweite Sohn des Franz, benutzte die Jugend des rechtmäßigen Herzogs, des Johann Galeazzo Maria, eines Enkels des Franz, sich der Person seines Neffen zu bemächtigen, und nachdem er diesen an langsamem Gift hatte sterben lassen, warf er sich zum Herzog von Mailand auf (1494).

Venedig hatte während der Kämpfe dieser Jahrhunderte in und um Italien sich zu einer aristokratischen Republik ausgebildet, und namentlich zur Zeit der Kreuzzüge Macht und Reichthum gemehrt. An der Spitze des Staates stand ein durch Wahl ernannter Doge, dessen Gewalt aber von den Vornehmen (Nobili) durch mehrere ihm zur Seite gesetzte Raths-Kollegien (Signorie) eingeschränkt und mißtrauisch überwacht war. Die Schiffe Venedigs aber, den gewinnbringenden Handel der Levante und des Abendlandes vermittelnd, durchkreuzten die östlichen Theile des Mittelmeeres und überall an den Küsten des adriatischen und des griechischen Insel-Meeres, auch auf Candia und Cypern hatten die Venetianer Niederlassungen und Besitz gegründet. Da erschütterte die Eroberung des griechischen Kaiserthumes durch die Türken ihre Macht; die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerikas aber zerstörten die Grundlagen dieses Staates, den reichen Handel.

Genua strebte Venedig nach in Macht und großartigem Handelsverkehr. Korsika und vorübergehend auch Sardinien gehörten diesem Freistaate. Nachdem es das mit ihm ringende Pisa niedergedrückt hatte, begann es sich an Venedigs Macht zu wagen, und in dem 1261 hergestellten griechischen Reiche dessen Handel an sich zu reißen. Dieser Kampf verzehrte seine besten Kräfte: Parteiungen und monarchische Willkür einzelner Familien zerwühlten den Staat. Genua mußte sich 1458 mailändischer und 1499 französischer Oberherrschaft unterwerfen.

In Florenz endlich herrschte das durch Handel reich und mächtig gewordene und durch Kunstliebe ausgezeichnete Haus Medicis, obgleich der Staat noch eine Republik war. Cosmo von Medici (1428—1464) hatte durch das bloße Uebergewicht seines Geistes und seiner vaterländischen Gesinnung die Blüthe seiner Vaterstadt und seines Hauses geschaffen, und ohne Titel und Würden doch regiert. Ihn übertraf noch sein Enkel Lorenzo mit dem Beinamen Magnifico, als Freund der Wissenschaften und Künste bekannt. Unter ihm schienen in Florenz die glänzendsten Zeiten Athens aufzuleben. Da er (1492) starb, folgte ihm sein Sohn, Peter von Medici, der seinem Vater an Kraft und Seelengröße weit nachstand.

In Rom saß von 1491—1503 einer der schändlichsten Menschen auf

---

*) Condottieri hießen diejenigen Männer in Italien, die in jenen häufigen Kriegen zwischen den italienischen Staaten Soldatenhaufen anwarben, und sich an die kriegführenden Parteien für einen bestimmten Sold vermietheten.

dem päpstlichen Stuhle, Alexander VI. Er schämte sich nicht nur nicht, zwei römische Jünglinge, Cäsar Borgia und Johann Borgia, als seine Söhne anzuerkennen, sondern lebte öffentlich in der gröbsten Unsittlichkeit, und scheute sich nicht, die, welche ihm im Wege standen, durch Gift wegzuräumen. Eben solche Bösewichter waren seine Söhne, besonders Cäsar Borgia; er ermordete seinen eigenen Bruder, riß mehrere Städte des jetzigen Kirchenstaats, um sich eine Herrschaft zu erwerben, an sich, und wandte dazu Gewalt und Hinterlist an. Alle Nächte fielen Mordthaten vor, und wenn ein bedeutender Mann plötzlich starb, zweifelte Niemand, daß er vom Papste oder dessen Sohne vergiftet worden sei. Uebrigens war die Macht der Päpste im jetzigen Kirchenstaate noch nicht so groß wie heute; viele Städte gehörten noch den mächtigen Familien der Colonna, Ursini und Anderen, und wurden erst nach und nach durch Gewalt und List dem heiligen Stuhle unterworfen.

In Neapel hatte das Haus Karls von Anjou bis 1435 regiert. Die letzte Königin aus diesem Hause, Johanna II., hatte ihr Reich dem Könige Alfons V., der zugleich Aragonien und Sicilien besaß, bereits 15 Jahre vor ihrem Tode vermacht. Da sie sich aber mit ihm überwarf, änderte sie ihren Willen, und setzte einen Urenkel des Königs Johann des Guten von Frankreich, Ludwig von Anjou, zu ihrem Erben ein. Nach ihrem Tode begann ein Thronstreit zwischen dem jüngern Hause Anjou und dem Hause Aragonien. Alfons behauptete sich, und Ludwig, wie nachher sein Bruder, der obengenannte Renatus von Anjou (der Vater der Königin Margaretha von England) behielten nichts als den Namen: Titularkönig von Neapel. Alfons vereinigte also wieder Neapel und Sicilien. Aber als er (1458) starb, wurden beide Reiche wieder getrennt, indem er Neapel seinem natürlichen Sohne Ferdinand vermachte, Aragonien und Sicilien aber an Alfons Bruder Johann II., den Vater Ferdinands des Katholischen, überging. An Ferdinands Stelle kam (1494) dessen Sohn Alfons II.

Die Kriege, welche lange Zeit in und über Italien geführt wurden, veranlaßte zunächst der Ehrgeiz des ränkevollen Ludwig Moro. Er hatte sich, wie gesagt, nach dem Tode seines Neffen zum Herzog von Mailand aufgeworfen, und den Kaiser Maximilian dadurch, daß er ihm seine Nichte Blanca Maria mit einem reichen Heirathsgut anbot, bewogen, ihn mit der herzoglichen Krone zu belehnen. Aber Moro bedurfte eines kräftigeren Bundesgenossen; denn Alfons von Neapel, dessen Tochter, Wittwe des eben an Gift gestorbenen Johann Galeazzo Maria, um Rache schrie, rüstete sich zu einem Einfall in Mailand. Darum wandte sich Moro an den jungen König von Frankreich, Karl VIII. (1483—1498), und redete ihm zu, einen Angriff auf Neapel zu unternehmen. Dies der Ursprung des Kriegs.

Karl VIII. war seinem Vater Ludwig XI. in dem zarten Alter von 13 Jahren gefolgt, und stand unter dem Einfluß seiner älteren, sehr klugen Schwester, der Anna von Beaujeu, Frau des nachherigen Herzogs von Bourbon. Seine Ansprüche auf Neapel gründeten sich darauf, daß der letzte Sprößling des Hauses Anjou (Karl von Anjou, ein Neffe des Renatus) seine vermeintlichen Rechte auf das Königreich dem Könige Ludwig XI. vermacht hatte. Von Moro aufgemuntert, beschloß Karl VIII., seine Ansprüche jetzt

geltend zu machen. Ohne Widerstand zu finden, durchzog Karl 1494 Ober-Italien, hielt seinen Einzug in Florenz, wo Peter von Medici von den Bürgern verjagt war, dann auch in Rom, wo Alexander VI., aus Furcht vor Entsetzung, die Hand zu einem Bündnisse bot, und näherte sich Neapel. Alfons II. verlor den Muth, übergab die Krone seinem Sohne Ferdinand II., und zog sich nach Sicilien zurück, wo er bald darauf starb. Beim Anblicke der Franzosen ergriffen die neapolitanischen Soldaten die Flucht, und Karl hielt in Neapel seinen Einzug, während Ferdinand nach der nahen Insel Ischia (spr. Iskia) floh. Die Herabsetzung der Abgaben und die Veranstaltung von Volksfesten erwarben ihm anfangs die Liebe des Volkes; aber der Uebermuth und die Sittenlosigkeit der Franzosen erregten bald allgemeine Erbitterung. Zugleich bildete sich im Rücken Karls eine mächtige Verbindung gegen ihn. Eifersüchtig auf das Glück der Franzosen, verbanden sich gegen sie: Papst Alexander VI., die Venetianer, Ludwig Moro, Kaiser Maximilian und Ferdinand der Katholische; sie schlossen in Venedig einen Bund zur gemeinsamen Bekämpfung Karls. Dieser, besorgt, daß man ihm den Rückzug abschneiden möchte, machte sich mit der Hälfte seines Heeres auf den Rückweg. Wirklich fand er bereits ein Heer von Mailändern und Venetianern am Taro im Parmesanischen aufgestellt. Es kam zur Schlacht bei Fuornuova (spr. Fornovo) 1495; Karl schlug sich zwar durch, aber die in Neapel zurückgelassene Heeresabtheilung unter dem Herzoge von Montpensier mußte sich vor dem zurückkehrenden König Ferdinand, für welchen die Einwohner der Stadt einen Aufruhr erregt hatten, aus Neapel zurückziehen, und fast kein Franzose sah sein Vaterland wieder, weil sie fast alle einer ekelhaften Seuche erlagen. So kläglich und erfolglos endete Karls VIII. Zug nach Neapel. Er dachte auf Rache; aber noch ehe er diese vollziehen konnte, starb er 1498 unerwartet.

Um diese Zeit zog ein in religiöser und politischer Hinsicht merkwürdiger Mann in Italien die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, Girolamo Savonarola. Schon vor dem Zuge Karls hatte er, Prior des Dominikanerklosters St. Marco in Florenz, sich durch seine strenge Religiosität und seine feurigen Predigten ausgezeichnet, in denen er die Sittenlosigkeit, besonders der Geistlichen, scharf tadelte, und auf eine gänzliche Verbesserung der Kirche drang. Ein solcher Mann würde noch heute den Unwillen des Papstes und seines Anhangs auf sich ziehen, wie viel mehr damals! Das Volk dagegen hing ihm an, und hielt ihn für einen Propheten, seitdem die Franzosen, wie er vorhergesagt, in Italien eingefallen waren. Er bewirkte nach der Vertreibung Peters von Medici die Einführung einer demokratischen Verfassung in Florenz, und drang mit solchem Nachdruck auf Verbesserung der Sitten, daß der größte Theil der Florentiner sich seinen strengen Anordnungen unterwarf, und Spielkarten, anstößige Bücher, ja selbst musikalische Instrumente öffentlich verbrannt wurden, und die Fleischer über Mangel an Absatz des vielen Fastens wegen klagten. Vergebens suchte Papst Alexander den kühnen Reformator durch Güte, selbst durch das Versprechen des Cardinalshutes, zum Schweigen zu bringen; ebenso wenig wirkte das Verbot des Predigens. Vergebens suchten ihn die Großen, denen seine Sittenstrenge lästig war, zu bekämpfen; selbst ein Versuch, ihn auf der Kanzel zu ermorden, schlug fehl.

Endlich sprach Alexander den Kirchenbann über ihn aus. Doch auch dieser machte auf Savonarola keinen Eindruck. Aber nun trat ein Minorit auf, und erbot sich durch die Feuerprobe zu beweisen, daß Savonarola's Lehren falsch seien. Einer der diesem ergebenen Dominikaner nahm die Herausforderung an. Schon brannten zwei große Feuer auf dem Markte, ganz Florenz war neugierig auf das seltene Schauspiel; die Nacht brach darüber ein, und die ganze Sache unterblieb. Obgleich Savonarola daran unschuldig war, so lenkten doch seine Gegner den Haß des Volkes gegen ihn. Sein Kloster wurde erstürmt, er selbst gebunden, ins Gefängniß geworfen, gefoltert, und endlich auf des Papstes Betrieb zum Scheiterhaufen verurtheilt. Unter dem Jubel des ihm einst so zugethanen Volkes vollzogen die päpstlichen Commissarien das Urtheil 1498. Er starb sehr gefaßt und standhaft, wahrhaft groß und erhaben in seinem Leiden.

An Karls VIII. Stelle war, da er keine Kinder hinterließ, sein nächster Verwandter, der Herzog von Orleans, Ludwig XII. (1498—1515), auf den französischen Thron gestiegen. Er war ein Enkel jenes Ludwig von Orleans, Karls VI. Bruder, der in den Straßen von Paris auf Befehl Johanns des Unerschrockenen ermordet worden war. Ein schöner, ritterlicher Mann, damals 36 Jahre alt. Unter Karls VIII. Regierung hatte er als Gemahl der zweiten Schwester des Königs den Einfluß seiner Schwägerin Anna von Beaujeu zerstören wollen, und sich dazu mit dem alten Franz II. von Bretagne verbunden, war aber bei St. Aubin (1488) von dem königlichen Heere geschlagen, und drei Jahre lang gefangen gesetzt worden. So beliebt sich auch Ludwig durch Milde und Freundlichkeit zu machen wußte, so konnte man ihm doch nicht vergeben, daß er sich von seiner sanften Frau, Johanna, einer Tochter Ludwigs XI., scheiden ließ, um die verwittwete Königin, Anna von Bretagne, zu heirathen. Ihm zur Seite stand als erster Minister der Erzbischof von Rouen, Georg von Amboise, späterhin Cardinal.

Auch Ludwig XII. warf seine Augen auf Italien, aber zunächst auf Mailand, auf welches er als Enkel einer Schwester des letzten Visconti Ansprüche zu haben meinte. Er verband sich, um sicherer zu gehen, mit dem Papste, dessen Sohn Cäsar Borgia er zum Herzog von Valentinois ernannte, mit Venedig, mit dem Herzog von Savoyen und mit den Schweizern. Dann zog er 1499 über die Seealpen; Moro flüchtete zu Maximilian nach Tyrol, und die Franzosen zogen ungehindert in Mailand ein. Aber ihre Zügellosigkeit und Geldgier machte sie auch hier bald verhaßt, und als Moro mit einem meist aus Schweizern angeworbenen Heere herbeizog, erhob sich das ganze Land gegen die Franzosen. Sie mußten sich zurückziehen; allein bald kamen sie mit Verstärkung zurück; die in ihrem Heere dienenden Schweizer gewannen ihre in Moro's Lager stehenden Landsleute; diese erklärten, sie würden gegen ihre Landsleute nicht kämpfen. Moro, von Verrath umgeben, wollte von Novara, wo er stand, verkleidet entfliehen, wurde aber von einem Schweizer aus Uri, der den auf Moro's Auslieferung gesetzten Preis verdienen wollte, an die Franzosen verrathen, festgenommen, und darauf nach Frankreich abgeführt, wo er erst nach zehn Jahren in einem unterirdischen Kerker in Loches (Depart. Indre und Loire) seinen Geist aufgab. Mailand

blieb in den Händen der Franzosen, die auch Genua einnahmen, und ein Stück von jenem an die Venetianer abgaben.

Darauf beschloß Ludwig XII. auch seine Ansprüche auf Neapel ins Werk zu setzen. Da aber auch Ferdinand der Katholische, als Besitzer von Sicilien, Rechte auf Neapel zu haben vermeinte, so trug Ludwig diesem einen Theilungsvertrag an. Ferdinand schlug sogleich ein, ob er gleich entschlossen war, den Vertrag nicht zu halten, der in Granada (1500) heimlich verabredet wurde. Es wurde bestimmt, daß sie das Königreich gemeinsam erobern, und es dann theilen wollten.

Der Angriff auf Neapel 1501 wurde von den Franzosen offen, von den Spaniern heimtückisch unternommen. Der Anführer der letzteren, Gonsalvo di Cordova, der den Beinamen il gran capitano führte, einer der größten Feldherren jener Zeit, stellte sich, als wollte er dem unglücklichen Könige von Neapel Friedrich (Oheim des 1496 gestorbenen Ferdinand) beistehen, und ließ sich die Festungen des Landes einräumen. Dann erst warf er die Maske ab. Friedrich, zu schwach zum Widerstande, ergab sich den Franzosen, und erhielt einen Aufenthalt in Frankreich, wo er drei Jahre darauf starb. Nachdem nun Neapel erobert war, veruneinigten sich Ludwig und Ferdinand über die Theilung. Sie fielen einander feindlich an; der schlaue und treubrüchige Ferdinand überlistete aber die Franzosen, hielt sie so lange durch Unterhandlungen hin, bis er dem Gonsalvo Verstärkungen geschickt hatte, und dieser nahm das ganze Land in Besitz. Vergebens schickte Ludwig drei Heere, zwei nach Spanien, und eins nach Neapel. Das Königreich blieb für ihn verloren, und er sah sich genöthigt, einen dreijährigen Waffenstillstand einzugehen (1504).

In dieser Zeit diente im französischen Heere der berühmte Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Sein eigentlicher Name war Peter du Terrail. Schon unter Karl VIII. war er in Neapel und mit Ludwig XII. in Mailand gewesen, und wenn er auch nie ein Hauptcommando führte, so hat ihn doch sein unbezwinglicher Muth, seine Kühnheit und Umsicht im Kampfe, verbunden mit Uneigennützigkeit, Großmuth und Milde, zu einem der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit gemacht. Er fand (1524) bei einem unglücklichen Rückzuge der Franzosen aus Italien im Thale von Aosta seinen Tod.

Der schändlichste der Päpste, Alexander VI., hatte (1503) einen seiner Thaten würdigen Tod gefunden. Er hatte mehrere Cardinäle, die er und sein Sohn Cäsar Borgia vergiften wollten, auf eine seiner Villen geladen. Als beide bei großer Hitze hinauskamen, verlangten sie kühlenden Wein. Der Diener gab ihnen aus Versehen den vergifteten, und so starb er an dem Gifte, das er Andern bereitet hatte. Cäsar's herkulischer Körperbau überwand das Gift; er genas, und fand erst vier Jahre später in einem Gefechte in Spanien seinen Tod.

Bald darauf führte die Habsucht einen neuen Krieg herbei. Venedig, welches theils den Kampf mit Genua trotz aller Erfolge auch nicht ohne fühlbare Nachwirkungen überstanden hatte, theils aus den angegebenen Ursachen seinen Handel vermindert sah, hatte sich in der östlichen Hälfte des lombardischen Ober-Italien vergrößert und richtete seine Blicke auf Mailand und —

Theile des Kirchenstaates. Da that sich ein großer Bund gegen den Freistaat zusammen. Der neue sehr kriegerische Papst Julius II. war der Anfänger; er verlangte einige Städte, welche die Venetianer genommen hatten, zurück, und da sie sich weigerten, betrieb er jenes Bündniß, welches man die Ligue von Cambray nannte (1509). Theilnehmer waren außer ihm Ludwig XII., der wegen der gegen Karl VIII. verübten Feindseligkeit noch empfindlich war, und die mailändischen Städte, die Venedig erhalten hatte, zurückhaben wollte; Kaiser Maximilian, den die Republik beleidigt hatte; Ferdinand der Katholische, der Venedig mit Verdruß im Besitze einiger neapolitanischen Häfen sah; und mehrere kleinere Fürsten Italiens. Man wollte der Republik das Festland wegnehmen, und Jeder sollte seinen Theil davon haben. Der Anfang war für Venedig sehr unglücklich. Es verlor die Schlacht bei Agnadello 1509 gegen die Franzosen, und die Folge davon war der Verlust des ganzen Festlandes. In dieser großen Noth wurde Venedig allein durch die Uneinigkeit der Verbündeten gerettet, die nur durch Eigennutz zusammengeführt waren. Ferdinand hatte erreicht, was er verlangt; ebenso der Papst; Maximilian litt, wie gewöhnlich, Mangel an Geld, konnte sich auch mit den übermüthigen Franzosen nicht vertragen, und ging daher nach Deutschland zurück. Alle Gemüther wandten sich nun gegen die Franzosen, deren Fortschritte man fürchtete und beneidete. Julius war der Erste, der sich mit der Republik aussöhnte; dann folgte Ferdinand; nur Maximilian blieb noch eine Zeitlang dem französischen Bündnisse treu.

Der kriegerische Julius II. brachte nun eine neue Verbindung zusammen, die gegen Frankreich gerichtet war. Man nennt sie, weil er ihr seinen apostolischen Segen gab, die heilige Ligue (1511), obgleich auch ihr die unedelsten Leidenschaften zu Grunde lagen. Theilnehmer waren außer dem Papste: die Republik Venedig, Ferdinand der Katholische, die Schweiz, die er durch den beredten Bischof von Sion (in Wallis), Matthäus Schinner, für sich gewann, und sogar Heinrich VIII. von England. Maximilian stand Anfangs noch auf französischer Seite, ließ sich indessen bald zu einem Waffenstillstande mit Venedig bewegen. An der Spitze der Franzosen stand damals ein ausgezeichneter Kriegsheld, der erst 23jährige Gaston de Foix, Herzog von Nemours, ein Verwandter des Königs. Er erfocht durch die Deutschen in seinem Heere einen großen Sieg in der Schlacht bei Ravenna 1512 über die Venetianer, fand aber am Ende der Schlacht seinen Tod, viel zu früh für die so ruhmvoll begonnene Heldenlaufbahn. Mit dem Tode Gaston's schwand auch das Glück der Franzosen. Ein Schweizerheer zog durch die Päffe von Tyrol nach Italien, trieb die Franzosen aus Mailand, und setzte hier einen Sohn Moro's (Maximilian Sforza) auf den herzoglichen Thron. Das Uebergewicht der Verbündeten führte auch die Rückkehr der Medici nach Florenz herbei. Der vertriebene Peter war gestorben; aber seine beiden Brüder, Johann und Julian, wurden durch ein spanisches Heer zurückgeführt. Eine andere Veränderung trug sich in Spanien zu, indem Ferdinand der Katholische das spanische Navarra, das mit dem in Frankreich gelegenen einen gemeinschaftlichen König (aus dem Hause Albret) hatte, wegnahm, und für immer mit seinem Reiche vereinigte.

Der Tod des Papstes Julius II. (1513) schien für die aus Italien ge-

triebenen Franzosen ein Vortheil zu sein. Aber der neue Papst, jener ebenerwähnte erst 27jährige Johann von Medici, der unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg, war Frankreich nicht weniger abgeneigt. Zwar schloß Ludwig mit Venedig wieder ein Bündniß, um Mailand unter sich zu theilen, und schickte wieder ein Heer nach Italien; aber er erlitt 1513 eine große Niederlage in der Schlacht bei Novara durch die Schweizer. Zugleich landete Heinrich VIII. von England in Frankreich, erhielt Verstärkung durch Maximilian, und beide lieferten den Franzosen ein Treffen bei Guinegate (1513), welches man das Sporengefecht zu nennen pflegt, weil sich die fliehenden französischen Reiter mehr ihrer Sporen als ihrer Waffen bedienten. Dies war die letzte bedeutende Waffenthat dieses Krieges. Ludwig schloß mit allen seinen Feinden 1513 Frieden, und entsagte darin sowohl dem Herzogthume Mailand, in dessen Besitz fürs Erste das Haus Sforza blieb, als auch dem Königreiche Navarra in Spanien, das wenigstens unter französischer Oberhoheit gestanden hatte. Ludwig XII. starb bereits 1515, wegen seiner Milde von seinen Unterthanen aufrichtig betrauert, und da er keine Söhne hinterließ, so folgte ihm sein nächster Verwandter, Franz I. (1515—1547), bisher Herzog von Angoulême, dessen Vater und Ludwig XII. Geschwisterkinder gewesen waren.

72. Maximilian I.

(Maximilian 1493—1519. Marie von Burgund gest. 1482. Streit mit Karl VIII. wegen Anna von Bretagne. Friede von Senlis 1493. Vermählung mit Blanca Maria von Mailand. Reichstag in Worms 1495. Ewiger Landfrieden. Reichskammergericht. Wechselheirath zwischen des Kaisers Enkelkindern und den Kindern König Wladislav's von Ungarn 1515. Philipp der Schöne von Oestreich, König von Castilien, gest. 1506. Anfang des deutschen Postwesens 1516.)

Der ritterliche Maximilian bestieg 1493 nach seines Vaters, Friedrich III., Tode den deutschen Kaiserthron (1493—1519). Von einem so kräftigen, thätigen und gutmeinenden Manne konnte das der steten Befehdungen herzlich müde Deutschland recht vieles Gute erwarten, und er hat auch diese Hoffnungen keineswegs getäuscht, obgleich er gewiß noch mehr gethan haben würde, wenn ihn nicht Italien so oft abgezogen hätte. Ein Hauptgrund, weswegen Maximilian im Felde so wenig ausrichtete, war, daß es ihm fast immer am Gelde fehlte, seine Söldlinge zu bezahlen, und diese daher nicht lange in seinem Dienste aushielten; denn er war ein schlechter Wirth, verschwendete oft zur Unzeit, und darum fehlte es ihm, wenn er es am nothwendigsten gebrauchte.

Nachdem er seine erste Frau, Maria von Burgund, mit welcher er zwei Kinder hatte, Philipp und Margarethe, schon 1482 nach einer noch nicht fünfjährigen Ehe verloren hatte, trat er mit der Herzogin Anna von Bretagne, einer Tochter Franz's II., wegen einer Vermählung in Unterhandlung, und da die Verbindung für beide Theile sehr vortheilhaft war, indem Maximilian dadurch ein neues schönes Land, Anna aber einen Beschützer gegen Frankreichs Ränke erhielt, so wurden sie bald einig, und die Ehe (1490) durch Procuration (durch den Prinzen v. Oranien) vollzogen. Aber damit war der König von Frankreich, Karl VIII., höchlich unzufrieden,

weil ihm dadurch die Aussicht auf Bretagne ganz genommen wurde, und ihm nicht gleichgültig sein konnte, daß ein fremder Fürst ein französisches Land besäße. Er faßte daher den Entschluß, es koste, was es wolle, die bereits vollzogene Heirath rückgängig zu machen, und die Herzogin Anna selbst zu heirathen. Zwar war er bereits mit Maximilians Tochter, Margarethe, verlobt; aber das hielt ihn nicht ab. Er fiel mit einem Heere in Bretagne ein, eroberte die Hauptstadt Rennes, wo die Herzogin residirte, und brachte diese theils durch Vorstellungen theils durch Bestechung ihrer Räthe dahin, daß sie ihm die Ehe versprach. Der Papst ertheilte Dispensation, und Anna wurde Königin von Frankreich. Maximilian war über diesen ihm öffentlich vor ganz Europa zugefügten doppelten Schimpf äußerst aufgebracht; Karl hatte ihm die Frau geraubt und die Tochter zurückgeschickt. Das forderte Rache. Er erhielt von König Heinrich VII. von England das Versprechen der kräftigsten Unterstützung; die deutschen Fürsten wollten aber von keiner Beihülfe, die ihnen der Kaiser zumuthete, etwas wissen. Daher mußte sich Maximilian, ehe noch der Krieg angefangen hatte, zu einem Frieden (zu Senlis 1493) verstehen; denn auch der König von England that nichts für ihn, weil der König von Frankreich seinen Geiz mit einer Geldzahlung befriedigt hatte. Karl behielt die geraubte Anna, und Maximilian mußte mit der Zurückgabe von Artois, Charolois und der Grafschaft Burgund zufrieden sein. — Bald darauf vermählte er sich zum dritten Male, und zwar mit der mailändischen Prinzessin Blanca Maria, die ihm, dem Geldarmen, eine reiche Aussteuer mitbrachte, ihn aber zugleich zur Theilnahme an den italienischen Händeln veranlaßte.

Die Deutschen dürfen nie vergessen, daß sie ihm recht viel zu verdanken haben. Er war es zunächst, der endlich Ruhe und Ordnung einführte, und dem verderblichen Faustrechte ein Ende machte. Das Volk war des gesetzlosen Zustandes endlich müde, und sehnte sich nach Ruhe. Der Adel hatte durch die Erfindung des Pulvers und die dadurch bewirkte Veränderung der Waffen und der Kriegsart viel von seinem kriegerischen Leben verloren. Dasselbe galt von den Bürgern, die durch Handel und Gewerbe zu bedeutendem Wohlstande gelangt waren, und da man jetzt Schießpulver und Kanonen hatte, so konnten die Edelleute in ihren Felsenschlössern nicht mehr die Befehle des Kaisers verhöhnen. Diese Lage der Dinge erkannte Maximilian, und beschloß dem Reiche den allgemeinen Frieden zu geben, an welchem schon frühere Kaiser, besonders sein Vater, aber immer vergeblich, gearbeitet hatten. Er versammelte zu dem Ende die Fürsten zu einem Reichstage in Worms 1495. Alle, bis auf den Kurfürsten von Brandenburg Johann Cicero, kamen persönlich, und erklärten sich bereit, des Kaisers Absicht zu unterstützen. Bisher war nur auf einige Jahre ein Landfrieden geschlossen worden; nun aber wurde der ewige Landfriede verabredet, und sind auch nachher noch einige willkürliche Befehdungen vorgekommen, so sind sie nur als Ausnahmen zu betrachten; ein wild aufgeregtes Meer kann sich nur nach und nach beruhigen. Sollte aber nun in Zukunft verboten sein, sich selbst zu helfen, so mußte man ein Gericht haben, bei dem man sein Recht suchen konnte. Darum errichtete der Kaiser ein Reichskammergericht, welches aus einem Kammerrichter und 16 Beisitzern bestehen sollte. Es bekam zuerst seinen

Sitz in Frankfurt, seit 1530 in Speier, zuletzt (seit 1693) in Wetzlar, und wurde von Maximilian selbst eröffnet. Nun erst war das Faustrecht als beendigt anzusehen.

Um die Ordnung besser handhaben zu können, theilte Maximilian das Reich in zehn Kreise. Sie hießen: in Norddeutschland: der obersächsische, der niedersächsische und der westphälische; in Mitteldeutschland: der fränkische, oberrheinische, kurrheinische und burgundische; in Süddeutschland: der östreichische, baiersche und schwäbische. Diese Eintheilung ist bis 1806 geblieben.

Auch sorgte dieser thätige Kaiser für die Verbesserung der Sitten und Beschränkung des Luxus. Auf einem der Reichstage (in Freiburg im Breisgau 1498) wurde eine Kleiderordnung entworfen, durch welche verboten wurde, einen für seinen Stand übertriebenen Aufwand zu machen, z. B. sollte „der gemeine Baurst-Mann und arbeytend Leüt, in Stetten oder auf den Lande, kein Tuch anmachen oder tragen, daß die Ele über ein halben Guldin kost. Item soll yettlicher kurtzer Rock oder Mantel in der Lenge gemacht werden, daß er hinden und vorn zymlich und wohl decken müge." Auch wurden Verordnungen gegeben gegen den großen Luxus bei Hochzeiten und Verlöbnissen.

Ungeachtet dieser und andrer guten Verordnungen wurde doch auf den Reichstagen nur wenig ausgerichtet, weil Jeder nur zunächst auf seinen Vortheil bedacht war, und, wenn er ja etwas zum allgemeinen Besten beisteuern mußte, möglichst wenig gab. Diese kleinliche Denkungsart zeigte sich besonders, als die Türken in Ungarn eingefallen und bis nach Ober-Oestreich vorgedrungen waren. Maximilian bat die Fürsten um Beistand; aber sie machten tausenderlei Schwierigkeiten, und verschoben die Entscheidung auf einen andern Reichstag, während die Türken ungehindert das Land verwüsteten, und die Einwohner als Sclaven mit fortschleppten. So haben es die Deutschen fast immer gemacht. Sie überlegten, was zu thun sei, während der Feind rasch zugriff.

Alle Kriege, welche der Kaiser in Italien und Frankreich führte, haben ihm nicht so vielen Vortheil verschafft, als eine Zusammenkunft, welche er 1515 in Wien mit dem Könige von Ungarn und Böhmen **Wladislav** hielt.*) Hier wurde nämlich eine Vermählung verabredet zwischen Wladislavs einzigem 9jährigen Sohne **Ludwig** dem Frühzeitigen und des Kaisers Enkelin **Maria**, und zwischen Wladislavs 3jähriger Tochter **Anna** und des Kaisers 4jährigem Enkel **Ferdinand**. Dadurch fielen nach Wladislavs und Ludwigs Tode späterhin beide Königreiche an das Haus Oestreich — eine wichtige Erwerbung! Dagegen hatte Maximilian den Kummer gehabt, seinen einzigen Sohn, **Philipp den Schönen von Oestreich**, 1506 in der Blüthe der Jahre zu verlieren. Dieser Philipp war an Johanna, Tochter Ferdinands des Katholischen, verheirathet, und war deshalb nach dem Tode seiner Schwiegermutter Isabella von Spanien 1504 König von Castilien geworden. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, Karl und Ferdinand, die nachher beide nach einander den deutschen Kaiserthron bestiegen haben, und vier Töchter, deren eine Königin von Frankreich (Franz I.), die zweite Kö-

*) Er war ein polnischer Prinz, hatte nach Podiebrads Tode die böhmische Krone erhalten, und war nach Matthias Corvinus' Tode auch König von Ungarn geworden.

nigin von Dänemark (Christian I.), die dritte Königin von Ungarn und Böhmen (Ludwig II.), und die vierte Königin von Portugal (Johann III.) wurden.

Eine sehr nützliche Einrichtung verdanken wir der Regierung Maximilians — das Postwesen. Wollte man früherhin an entfernte Bekannte einen Brief senden, so mußte man entweder eine Gelegenheit dahin abwarten, oder einen eigenen Boten abschicken. Jenes war umständlich und unsicher, dieses sehr kostbar. Daher nahmen einige Handelsstädte in Deutschland laufende oder reitende Boten an, welche alle Wochen nach einer bestimmten Stadt abgingen, und Briefe dahin besorgten. In Frankreich waren 1464 schon Posten eingerichtet. Da schlug ein deutscher Edelmann, Franz von Taxis, dem Kaiser vor, zwischen Brüssel und Wien eine reitende Post anzulegen. Maximilian willigte ein, und ernannte 1516 den Taxis zum Generalpostmeister. Dabei blieb es lange; denn die deutschen Reichsfürsten hatten keine Lust, eigene Posten anzulegen, weil diese viel kosteten und wenig einbrachten. Erst unter den folgenden Kaisern, seit 1597, wurde das Postwesen mehr ausgebildet. Das Generalpostmeister-Amt blieb in der Familie der Taxis erblich. Sie allein hatte das Recht, durch ganz Deutschland Posten einzurichten. Als nachher die Posten einträglicher zu werden anfingen, legten die Fürsten in ihren Ländern eigene Posten an, und verglichen sich darüber mit den Taxis. Dadurch wurde diese Familie so reich, daß sie nachher in den Fürstenrang erhoben wurde.

Wichtiger und folgereicher als alle andern Ereignisse in der Zeit dieses Kaisers war der Anfang der Reformation. Maximilians Kraft war gebrochen. Sein Bemühen auf dem Reichstage zu Augsburg 1518, die deutschen Fürsten zu kräftiger Abwehr der Türkengefahr zu bewegen, war vergeblich; auch die Wahl seines Enkels Karl I. von Spanien zum Nachfolger im Reiche wurde ihm noch vereitelt. Er starb 1519, sechszig Jahre alt, zu Wels in Ober-Oestreich.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)



